THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS

PVRCHASED FROM
MR. H.A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

837.05
DI
V.1

REMOTE STORAGE

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/didaskaliavierte01macl

Didaskalia.

Vierteljahrsschrift

für Geist, Gemüth und Publicität der Deutschen

in den

Vereinigten Staaten.

Herausgegeben und redigirt

von

S. Maclea.

Erster Jahrgang.

Erstes Heft.

Baltimore,
Gedruckt bei Friedrich Raine, Nr. 157, Baltimorestraße.
1848.

— Wir sind ein Volk, ein Herz, ein Schwert, ein Schild,
Ein jeder Krieger einem König gleich,
Der sich're Herd sein unermeßlich Reich!

Karl Beck.

REMOTE STORAGE
837.05
D1
v.1

An die Deutschen in Amerika.

Wer in der jugendlichen Geschichte unsers amerikanischen Adoptiv-Vaterlandes sich umsieht, dem kann es nicht entgehen, daß die in den vormaligen englischen Colonien und der späteren Republik dieser Vereinigten Staaten eingewanderten Deutschen und deren Nachkommen neben den englischen, französischen und irischen Eingewanderten keinen unbedeutenden Einfluß auf die Entwicklung unsers gegenwärtigen Staats- und Volkslebens ausgeübt, und mitunter auch eine bemerkenswerthe Rolle dabei gespielt haben; sie werden wahrscheinlich noch für eine weit wichtigere in der Zukunft zu spielen berufen sein. Trotzdem kann es keinem Beobachter entgehen, daß das Große, Schöne und Nützliche, von den Deutschen besonders in unsrer Republik erstrebt und geschaffen, von übrigen eingewanderten europäischen Volksstämmen nicht so anerkannt wird, wie dasselbe es verdiente. Forschen wir nach der Ursache, so ist es nicht schwer sie zu finden. Während die übrigen eingewanderten Volksstämme durchgehends ein Selbstbewußtseyn und Selbstgefühl charakterisirt, welches nicht selten an National-Hochmuth streift; begiebt sich der Deutsche fast zuvorkommend aller Ansprüche auf Anerkennung

367629

seiner Verdienste. Wir Deutsche sind ein zu kosmopolitisch-bescheidenes Volk, das sich in allen Weltgegenden, und fast unter allen Zonen heimisch und nützlich zu machen weiß; das alle Volkstugenden besitzt, ausgenommen die Eine, die ihm allein Geltung unter andern Nationen und Volksstämmen sichern kann: nämlich Nationalstolz. Das Sprüchwort: „Wer sich selbst achtet: wird auch von Andern geachtet" — ist nicht allein auf Individuen, sondern auch auf Nationen anzuwenden. Sobald wir Deutsche im Allgemeinen einmal dazu gekommen sind, uns gegenüber unsrer Mitbürger von irgend welchem Volksstamme unsrer allzugroßen nationalen Bescheidenheit zu begeben, und stolz auf unsre deutsche Abkunft zu seyn; sobald werden wir auch die Achtung und Anerkennung gewinnen, welche unser'm Volksstamme neben den andern gebührt, und mit ihr mehr Geltung und einen höhern Einfluß, als bisher, in der politischen Fortentwicklung unsrer Republik uns verschaffen.

Aus dem bisher Gesagten hoffe ich jedoch, nicht mißverstanden zu werden, als zielte ich auf ein sich isolirendes und opponirendes deutsches Nativthum in unsrer Republik. Unsre Stellung und Existenz als Bürger oder Bewohner dieses Landes weis't uns darauf hin, uns sowohl in politischer wie socieller Hinsicht mit den übrigen Volksbestandtheilen möglichst zu amalgamiren und zu vermischen, und nur dadurch können wir auch wirksam und nützlich seyn. Auch können und dürfen wir die englische Sprache, als die herrschende, nicht vernachlässigen; allein dies braucht uns nicht abzuhalten, auch deutsche Sprache, Sitten und lebenerfreuende National-Eigenthümlichkeiten zu hegen und zu pflegen und sie auf unsre Nachkommen überzutragen, wie in einzelnen Theilen unsrer Union durch das Aufblühen deutsch-amerikanischer Journalistik, durch die Gründung guter deutscher Schulen, durch die Pflege der Wissenschaften und Künste, besonders der Musik und Malerei, durch Deutsche bereits ein guter Anfang gemacht ist.

Obgleich nicht zu läugnen, daß das deutsch-amerikanische Zeitungswesen, sowie einzelne Geschichtsforscher, die Verdienste und Thaten eingewanderter Deutschen oder deren Abkömmlinge in Amerika, welche denselben den Dank und die Anerkennung der Republik hätte sichern sollen, welche aber der Nativgeist des englisch-amerikanischen Volksbestandtheils gern in Vergessenheit zu begraben suchte, hin und wieder an das Tageslicht zu ziehen begriffen war; so fehlte es bis jetzt doch an einem eigentlichen Organe für diese Angelegenheit. Die zahlreichen deutsch-amerikanischen Blätter sind schon ihrer Existenz halber darauf angewiesen, entweder thätigen Antheil an der Politik unsrer Parteien zu nehmen, oder sich mit der ausführlichen Mittheilung der Nachrichten und Neuigkeiten zu befassen, wo ihnen nur selten ein Raum für das obige Bedürfniß bleibt. Die Geschichtswerke, welche diesen Gegenstand behandelt haben, sind für das größere deutsche Publikum weniger zugänglich, oder wegen ihrer Breite zu ermüdend. Ich habe es daher unternommen, auf die thätige Unterstützung meiner Landsleute in jeder Beziehung rechnend, durch vorliegende Zeitschrift, welche vierteljährig, ohngefähr zehn Bogen stark, erscheinen wird, diesem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Der Hauptinhalt derselben wird daher sich auf das Streben und Wirken und die Geschichte der Deutschen in Amerika, von der Entdeckung dieses Welttheils durch die Europäer bis zum gegenwärtigen Augenblick, beziehen und aus interessanten Erzählungen und Novellen, historischen Bruchstücken, Beschreibungen von Städten und Landestheilen, wo das deutsche Element bemerkbar ist, Biographien, Gedichten u. s. w. bestehen; doch wird auch anderer unterhaltender und lehrreicher Lesestoff, als: interessante Bruchstücke aus der Geschichte der Ver. Staaten überhaupt, Lebensbeschreibunhen großer Männer der Republik und Amerika's, amerikanische Humoresken und Anekdoten nicht ausgeschlossen.

Da gegenwärtig in allen Theilen der Vereinigten Staaten viele deutsche Männer von Geist und Talent leben, welche mit

der Feder wohl umzugehen verstehen, so erlaube ich mir, an dieselben hiermit die freundliche Aufforderung ergehen zu lassen, mich für die vorliegende „Didaskalia" mit geeigneten Beiträgen zu beehren. Gelungene Original-Arbeiten werde ich auf Verlangen anständig honoriren.

In der Hoffnung, in meinem guten Willen und aufrichtigen Streben von meinen Landsleuten nicht verkannt zu werden, habe ich die schwierige und kostspielige Errichtung dieser vierteljährigen Zeitschrift gewagt, und bin daher der freundlichen Unterstützung derselben im Voraus überzeugt.

S. Maclea,

Herausgeber und Redakteur der „Didaskalia."

Baltimore 1818.

Allgemeines Gebet.

(Aus dem Englischen Pope's.)

—§—

Vater Aller, alle Erdenkreise,
Alle Zeiten ehren Dein Gebot;
Horden Wilde, Heilige und Weise
Nennen Zeus Dich, Jehovah und Gott.

Großer Urquell, den ich nie ergründe,
Dahin nur beschränkst Du meinen Sinn,
Daß ich immer Deine Güte finde,
Und nur seh', daß ich ein Blinder bin.

Doch Du gabst mir in dem finstern Stande
Das Gefühl, was gut und böse sey;
Legtest die Natur in ihre Bande,
Aber ließest meinen Willen frei.

Wo Gewissensregungen mich ziehen,
Oder wo der Warger mir verbeut,
Laß mich dieses mehr als Hölle fliehen,
Jenes suchen mehr als Seligkeit.

Aber nicht in unsre enge Scene
Sey mir Deine Vaterhuld begrenzt;
Mehr als Herr der Erdensöhne,
Da ein Weltenwirbel um uns glänzt.

Nie laß meine schwache Hand es wagen,
Deinen Blitz zu schleudern auf den Feind,
Noch Verdammniß rund umher zu tragen
Jedem, der Dein Widersacher scheint.

Wenn ich richtig wandle, Vater, schenke
Mir die Gnade, richtig fortzugehn!
Wenn ich aber irre, Vater, lenke
Du mein Herz, den bessern Weg zu sehn.

Schütze mich vor Stolz, der Thoren blendet,
Und der Freiheit Unzufriedenheit,
Wenn mir dies nicht Deine Weisheit spendet,
Oder dies mir Deine Huld verleiht.

Laß mich meiner Brüder Schmerz empfinden,
Und den Fehler decken neben mir;
Die Erbarmung, die bei mir sie finden,
Die Erbarmung find' ich dann bei Dir.

Niedrig bin ich, doch nicht ganz von Erde,
Da Dein Hauch zu leben mir gebot;
Führe Du, wohin ich gehen werde,
Heute mich durch Leben oder Tod.

Gieb zum Loos mir heute Brod und Frieden;
Jede andre Gabe der Natur
Wird mir, ist es gut, von Dir beschieden;
Und Dein Wille, Gott, geschehe nur.

Gott, Dein Tempel ist der Himmel Sphäre,
Erde, Meer und Luft Dein Opferhain!
Jauchzt, was lebt, im Chor zu seiner Ehre,
Und das Weltall müsse Weihrauch streu'n!

Die ersten Kentuckier.

Erzählung aus dem nordamerikanischen Grenzleben in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Von S. Mayla.

I.

Eine deutsche Familie.

Der Himmel hat mir die Tugend gegeben,
der Mensch kann mir nicht schaden.
Spruch des Confutsee.

Im Jahre 1781 hatte sich in dem westlichen Theile Kentuckys, dem ehemaligen weitgedehnten Jagdgrund der Indianerhorden, bei ihnen unter dem Namen „der dunkle und blutige Boden" bekannt, bereits eine bedeutende Anzahl weißer Ansiedler in dem fruchtbaren, von sanften Hügelketten durchschnittenen Land niedergelassen. Es waren kaum sieben Jahre verflossen, seit der kühne und unternehmende Daniel Boone mit seinen Leuten von Nord-Carolina aus über die Cumberlandberge gedrungen war, und am Kentuckyfluß mit seiner Familie Boonsborough, als eine der ersten bleibenden Niederlassungen der Weißen, gegründet hatte; und schon waren ihm Schwärme von Ansiedlern gefolgt, und die Ortschaften Lexington, Maysville, Harrodsburgh und viele andere Standquartiere und befestigte Blockhäuser errichtet. Vor der gewaltigen Axt der weißen Ankömmlinge fielen große Strecken des Urwaldes und an ihre Stellen traten nährende Welschkorn- und Waizenfelder; auf den üppigen Prairien weideten die muthigen Rosse und das feiste Hornvieh der kräftigen Farmer, und ihre zahllosen Schweine suchten Futter im nächsten Walde unter den mannigfachen Nuß- und Kastanienbäumen. Grollend lauerten zuweilen die rothen Männer, welche noch vor wenigen Jahren als alleinige Herren dieser Gegenden die Büffel, Hirsche, Elendthiere und hund- und katzenartigen Bestien jagten und sich selbst untereinander befeh-

deten, hinter dichtem Buschwerk und kolossalen Baumstämmen, und ihre funkelnden Blicke drohten den weißen Eindringlingen Tod und Vernichtung; denn sie wußten wohl, daß wo die Axtschläge weißer Ansiedler durch den Urwald schallen, die rothen Männer sammt den Thieren der Wüstenei weiter und immer weiter nach dem Westen zurück gedrängt werden. Doch nicht freiwillig zogen sich die Söhne der Wildniß zurück; oft überfielen sie in Schaaren die neuen Ansiedlungen, zerstörten das mit vieler Mühe Geschaffene, mordeten die weißen Männer, zogen ihnen die Scalps oder Kopfhäute ab, welche sie als Siegeszeichen am Gürtel trugen, und führten die Weiber, Töchter und Kinder der Ermordeten in ihre entfernten Wigwams. Die neuen Ansiedler mußten daher fortwährend auf ihrer Hut sein, gingen selten aus ihren Forts und verbarrikadirten Gehöften zum Bau der Felder hinaus, ohne die geladene Büchse, das lange scharfe Gürtelmesser und andere Waffen mit sich zu führen. Im beständigen Kampf mit der Natur, den Ungeheuern der Wildniß und den Indianern wurden sie daher meistens selbst tapfre, unerschrockene Krieger, in ihren Sitten rauh und derb, und oft nicht weniger blutgierig und grausam als ihre rothhäutigen Feinde. Nicht selten tauchten auch in den unzähligen Grenzkriegen großartige Charaktere auf, mit spartanischen Tugenden begabt, in jeder Hinsicht würdig durch den Griffel der Geschichte der Nachwelt überliefert zu werden; allein die allzugroße Reichhaltigkeit der Ereignisse unter diesem Grenzervolk, welches vom See Ontario bis zu der südlichen Spitze der Cumberlandberge an der Grenze des jetzigen Staates Tennessee nach dem Westen allmälig vordrang, scheinen als so etwas Gewöhnliches betrachtet worden zu sein, daß nur die Außerordentlichsten und Hervorragendsten hin und wieder eine ungewandte Feder fanden, welche ihre Thaten der Nachwelt dürftig und mangelhaft überlieferten. Einige derselben legen wir in dieser Erzählung unsern Lesern vor, und so weit uns die Geschichtsquellen dazu zu Gebot stehen, hoffen wir denselben ein lebhaftes Bild jenes interessanten und romantischen Grenzerlebens geben zu können.

Kaum einen halben Büchsenschuß von der damals noch ziemlich einsamen nnd nothdürftig hergestellten Straße von Lexington nach Maysville am Ohio stand auf einem anmuthigen, mit Welschkornfeldern bedeckten Hügel, ohnfern dem südlichen Ufer des Flusses Elkhorn, während noch in den östlichen Staaten der Re-

volutionskrieg gegen die Brittischen wüthete, ein geräumiges Fort, nach dem Erbauer desselben, Bryant's Standposten genannt. Bryant war wenige Jahre vorher auf einer Jagdparthie mit mehreren Gefährten von einem Haufen Indianer überfallen worden, und hatte einen tödtlichen Schuß erhalten, an dem er wenige Tage darauf in seinem Fort starb. Seine Frau, eine Schwester Boon's, wohnte seitdem zu Boonsborough am Kentucky. Das Fort enthielt gegen vierzig Loghütten, deren Bewohner die umherliegenden Felder bebauten und das Wild der angrenzenden Waldungen schossen. Etwas entfernt von dem Fort, an dem nahen, nordwestlichen Waldsaume, befand sich eine klare, reichlich fließende Quelle, aus welcher sich die Bewohner des Standpostens mit Wasser versahen. Einen Büchsenschuß nördlicher, zwischen dem Elkhorn und der Quelle und kaum hundert Schritte von dem westlichen Rande des Waldes, mit der Front gegen die Lexingtonstraße, stand ein ganz neugebautes, ziemlich geräumiges Blockhaus. Der freundliche Garten hinter dem Hause, durch welchen das Bächlein der Quelle dem Elkhorn zuströmte, schien erst während des vergangenen Jahres angelegt worden zu seyn. Der Hofraum, welcher das Haus und einige Nebengebäude einschloß, war nur mit einem leichten, weiß angestrichenen Pfahlwerke eingefaßt, welches mehr zum Zierrath und zur nothdürftigen Abwehr wilder, dem Viehstande gefährlicher Thiere, als zur Vertheidigung gegen blutgierige und raubdürstige Indianer bestimmt zu seyn schien. Die ganze Farm hatte ein freundlicheres und gefälligeres Ansehen, als alle übrigen Gehöfte in Kentucky um diese Zeit, und verrieth Fleiß, guten Geschmack und ziemliche Wohlhabenheit des Eigenthümers derselben.

Diese hübsche und wohleingerichtete Farm war das Besitzthum eines Deutschen, des Jakob Böhler, welche er mit seinem jüngsten Sohne John und zwei herangewachsenen bildschönen Töchtern seit kaum einem Jahre bewohnte. Seine beiden ältesten Söhne hatte er im Freiheitskampfe gegen England in der Schlacht am Brandywine verloren. Jakob Böhler war ein Mann in dem noch rüstigen Alter von fünfzig Jahren. Sein Charakter war ein ganz eigenthümlicher, von den gewöhnlichen Grenz-Ansiedlern verschiedener. Er war von hohem, kräftigem und imponirendem Körperbau; in seinem wohlgeformten, ernsten Gesichte lag der Ausdruck jener philosophischen Ruhe und Resignation, welche weder Schmerz noch Freude aus dem Gleich-

gewichte zu bringen vermögen. In Rechtlichkeit, Gutmüthigkeit und Fleiß konnte er als das Muster eines ächten biedern Deutschen gelten. Er kam 1745 als vierzehnjähriger Knabe mit seinen Eltern aus der Rheinpfalz im Hafen von Philadelphia an. Die ganze Familie wurde damals, da sie in Amsterdam von gewissenlosen Schiffsmeistern und Menschenmäklern um ihre geringe Habe betrogen worden, und mit dem Ueberfahrtsgelde im Rückstande war, als sogenannte Redemptioners oder Käuflinge an einen wohlhabenden deutschen Bauer aus der Gegend von Lancaster als Servants oder Knechte auf eine gewisse Anzahl Jahre verkauft. Obgleich von ihrem Landsmann und Herrn gut behandelt, waren doch sein Vater und seine Mutter über die bittere Täuschung, daß sie in Amerika nicht das Paradies und die goldenen Berge gefunden, wie man ihnen in Deutschland vorgespiegelt, dem Gram erlegen und kurz nach einander gestorben, ehe noch ihre Dienstzeit ganz vollendet. Der kleine Jakob war schon damals ein wohlerzogener Knabe. Ein glückliches Ohngefähr brachte um diese Zeit den berühmten Herrnhuter-Missionair Spangenberg in das Haus seines Herrn. Der fromme Missionair fand Wohlgefallen an dem gutmüthigen, gesitteten Knaben, und da er grade im Begriff war, mit mehreren andern deutschen Glaubensboten die Dörfer der Indianer zu durchreisen, um die Bedürfnisse und Weise dieser Naturmenschen kennen zu lernen, und sie sodann Ackerbau und die Liebe und Sittlichkeit des Christenthums zu lehren, so glaubte Spangenberg, daß ihm der Knabe auf dieser Reise für kleine Dienstleistungen sehr brauchbar sein könne; er ging deßhalb den deutsch-pennsylvanischen Farmer an, ihm den Knaben abzutreten, wozu sich dieser auch gerne verstand. Der Knabe, muthig und von abentheuerlichem Sinne, folgte dem Herrnhuter und seinen Genossen mit Freuden und rechtfertigte durch treue Anhänglichkeit und Dienstleistungen vollkommen das Vertrauen Spangenberg's, welches dieser in sein offenes, ehrliches und bescheidenes Wesen gesetzt. Der Missionair behandelte ihn seinerseits jedoch auch nicht wie seinen Diener, sondern wie seinen Sohn. Er gab ihm Unterricht und zwar nicht allein in den Lehren des neuen Testaments, nach der strengen Auslegung der Dogmatik, sondern auch in vielen nützlichen und erhabenen Wissenschaften, von denen der Knabe früher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Im Umgange mit diesen Männern gewann sein ohnedem vortreffli-

cher Charakter eine seltne Festigkeit. Trotz seiner körperlichen Kraft und eines Muthes, welcher vor keiner Gefahr erbebte, war seine Seele doch äußerst friedfertiger Natur; tödtende Waffen gebrauchte er im höchsten Nothfalle, und nur gegen reißende Thiere, nie gegen Menschen, welcher Race sie auch angehören mochten.

In Gesellschaft der herrnhutischen Glaubensboten, und einige Zeit ein eifriges Glied derselben, hatte er sich jahrelang unter verschiedenen Indianerstämmen herumgetrieben, deren Sitten kennen und ihre Sprache verstehen gelernt, die nachmals von Weißen und Indianern so empörend überfallenen und grausam ermordeten Herrnhuter-Indianer-Gemeinden gründen helfen, ohne irgend eine andere Waffe, als die Bibel, und ohne einen andern Schutz, als das blinde Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Und da er mit diesem Vertrauen aus den größten Gefahren stets unverletzt hervorging, so hatte sich ihm die feste Ueberzeugung eingeprägt, daß ihm weder die Thiere, noch die Menschen der Wildniß ein Haar krümmen würden, noch ihn sonst ein Unheil treffen könne, wenn es nicht vorher so im Rathschlusse Gottes bestimmt sey. Trotz dieses zuversichtlichen Gottvertrauens war er jedoch in religiöser Hinsicht nichts weniger als bigot, oder in Glaubensmeinungen intolerant; denn mit einem scharfen Verstande begabt, genügte ihm schon frühzeitig nicht mehr das Studium der geistlichen Schriften der Herrnhuter allein; er widmete sich mit großem Eifer dem Studium der großen Werkstätte der Natur und des Universums, wo ihm Gottes Größe und Allmacht anschaulicher wurde, als in der Bibel und andern heiligen Büchern, weßhalb er auch zuletzt mit den Herrnhutern gänzlich zerfiel und aus ihrer Gemeinschaft trat, da er ihnen zu freidenkend war. In seinem zwanzigsten Jahre kehrte er aus den Indianer-Territorien zurück, ließ sich in Lancaster County, in der Gegend von Ephrata, als Farmer nieder, wo er sich mit der hübschen Tochter seines frühern Brodherrn verheirathete und eine Reihe von Jahren in glücklicher Ehe verlebte. Der Ausbruch der amerikanischen Revolution wurde auch für ihn die Quelle vieler Leiden und Trübsale; doch war er ein guter Patriot und trug die harten Schläge des Schicksals mit vieler Ergebung und Resignation als eine Schickung Gottes. Zuerst starb seine geliebte Gattin in Folge des Schreckens bei dem unerwarteten Ueberfalle eines feindlichen Streifkorps; bald darauf

fanden seine beiden ältesten Söhne den Heldentod für's Vaterland in ein und derselben Schlacht am Brandywine. Böhler sehnte sich weg von dem Schauplatze seines ehemaligen und nun unterbrochenen Glücks; auch der fortwährende nahe Kriegslärm verleidete ihm die Gegend. Als er daher von den herrlichen, jedoch noch einsamen und wenig besiedelten Gegenden Kentucky's, wo bereits mehrere seiner deutschen Landsleute sich niedergelassen hatten, sprechen hörte, und sein Sohn sich durch eine vorläufige Reise dahin von der Wahrheit dieser Gerüchte überzeugt hatte, da verkaufte er sein schönes Besitzthum bei Ephrata und zog mit seiner Familie von Pennsylvanien hinab nach Kentucky, wo er um geringen Preis an dem kleinen Flusse Elkhorn, dicht bei Bryant's Standposten, sich ein Stück Land erwarb und anbaute, wo wir ihn bereits wohleingerichtet angetroffen haben.

Sein Sohn, John Böhler, war ein junger Mann zwischen 22 und 23 Jahren; er war kräftig gebaut, jedoch nicht so groß als sein Vater; sein Gesicht war wohlgebildet und von der Sonne bräunlich gefärbt, wie das der meisten Ansiedler. Die Erziehung und das Beispiel seines Vaters hatten bei diesem lebhaften Temperament nicht den beabsichtigten friedliebenden Eindruck hinterlassen. Er ging gern mit seinen Genossen in das tiefe Dickicht, um sich im Kampfe mit Panthern, Wölfen und Bären zu messen, und sehnte sich ordentlich darnach, einmal mit Indianern zusammen zu treffen. Er verachtete diese wilden Horden aus dem Grunde seines Herzens und hielt ihre Vertreibung und Vernichtung zu Gunsten des Vordringens der Civilisation für durchaus nothwendig, da er sie für nicht viel besser hielt, als die Bestien der Wüsteneien und nicht fähig, zu vernünftigen, gebildeten Menschen herangezogen werden zu können, wie sein Vater meinte, Er mochte diese Ideen wohl, im Gegensatz zu seinem Vater, von den jungen Leuten, mit denen er Umgang hatte, eingetauscht haben; denn die amerikanisch-männliche Jugend an der Grenze der Indianer-Gebiete hatte und hat noch jetzt fast durchgängig dieselben Ansichten.

Böhler's älteste Tochter Elisabeth war eine stattliche Jungfrau von schlankem Wuchs, mit edelgeformten Gesichtszügen und äußerst feinem weißen Teint, welcher durch das dunkle große Augenpaar mit langen seidengleichen Wimpern noch mehr hervorgehoben wurde; der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst, fast schwermüthig; ein blüthenweißes gesteiftes Käppchen, welches

sie in der Regel trug, bedeckte das glänzende schwarze Haupthaar, auf der Stirne, nur einen Streifen desselben sichtbar lassend, welches sich vom Scheitel bis zu den kleinen wundervoll geformten Ohren zog: dasselbe war im Nacken aufgewunden und halb unter dem Häubchen versteckt. Sie trug gewöhnlich ein graues oder blendend weißes Gewand bis zum Hals geschlossen, nach Art der protestantischen Klosterfrauen zu Ephrata in Pensylvanien, unter welchen sich eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter befand, und wo sie größtentheils ihren Jugendunterricht genossen hatte. Sie konnte als das Ebenbild ihres Vaters betrachtet werden, sowohl in äußerer Erscheinung als auch in Gesinnung, Verstand und Bildung. Ihre Schwester Katharina hingegen war ganz ihrer Mutter, welche eine kleine, lebhafte und liebenswürdige Frau gewesen, nachgeschlagen; sie war eines jener muntern, harmlosen Geschöpfe, welche das Leben nur von seiner freundlichen Seite betrachten, und selbst von Schmerz und Leid weniger tief ergriffen werden. Sie war von kleiner Gestalt, niedlich gebaut, hatte ein rosiges Schelmengesicht, blaue, lebhaft um sich blickende Augen, Grübchen in den Wangen und eines im Kinn, und eine Fülle brauner Locken wogte vom Scheitel zum Nacken herab, auf die sie ziemlich eitel war und nur selten mit der gesteiften weißen Kappe oder dem Bonnet von Kattun bedeckte; übrigens trug sie sich ganz im Geschmack und nach der Mode der pennsylvanischen Mädchen damaliger Zeit.

So verschieden jedoch auch die Temperamente und Charakterzüge der Mitglieder dieser Familie waren, so that dieses ihrer Harmonie nicht den geringsten Eintrag; sie liebten sich alle gleich herzlich, ertrugen gegenseitig mit großer Geduld ihre kleinen Schwächen und alle bestrebten sich nach Möglichkeit einander zu Gefallen zu leben.

II.

Das Hotel auf Bryant's Fort.

Für Manchen ist ein Feiertag
Ein Tag, an welchem mehr er trinkt,
Ein Tag, an welchem mehr er schlingt,
Als er sonst trinken und schlingen mag.
Ein Feiertag ist wie ein schweres Buch,
Ein Jeder, welcher blickt hinein
Findet einen andern Sinn darein,
Mancher Leser ist dumm und mancher klug.
R. Schlothe.

Am Pfingst-Montag Nachmittags ging es in Reynolds Hotel auf Fort Bryant hoch her. Capitain Holder, Lieutenant Miller, der junge Böhler und mehrere andere angesehene Deutsche, welche in Bryant's Standposten oder in der Umgegend desselben wohnten, hatten sich an diesem in Amerika nur von den Deutschen gefeierten Tag in der kleinen Taverne, welche man mit dem großartigen Titel eines Hotels benannt hatte, eingefunden, um denselben nach alter deutscher Weise zu verjubiliren. Die Capitains Estill, Hoy, Bulger, Gordon und mehrere andere angesehene Leute, welche zwischen dem Elkhorn- und Lickingfluß wohnten, waren mitgekommen, denen die lustige Weise ihrer deutschen Freunde sehr wohl gefiel. Major Garland war von Lexington eingetroffen, um seine Freunde zu Bryant's auf seine am nächsten Tage stattfindende Hochzeit einzuladen.

Real Reinolds Hotel war ein ziemlich umfangreiches Loghaus, welches in mehrere Stuben, Räume und Kammern eingetheilt war. Wenn man durch die Hauptthüre dieses sogenannten Hotels eintrat, so befand man sich in einem nicht sehr weiten Raum, in welchem Kaffeesäcke, Körbe, Kasten und Säcke mit Früchten, Salz und Sämereien gefüllt, Futterkasten, blechene Thranstände und Whiskey-, Brandy-, Cider-, Zucker- und Molasses-Fässer in traulicher Unordnung neben einander standen und lagen. An der ziemlich beschmutzten und rußigen Decke hingen in freundlicher Eintracht und Nachbarschaft geräucherte Bä-

renkeulen, Hirschschlägel, Schinken, Speckseiten, neue hänfene Stricke, zwei uralte Zuckerhüte, mit violettblauer alter, halbverwitterter Montur, was auf eine schlechte Abnahme dieses damals sehr theuern Artikels schließen ließ, und getrocknete Fische und Saamenbüschel. Hinter dem von den fetten Thränen der Speckseiten, welche die Sommerhitze denselben auspreßte, wohlgetränkten Ladentische oder Counter, auf welchem sich die Symbole der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, zwei Waagen, in der Nähe einer weitbauchigen Käseschachtel und einer hölzernen Butterschüssel schaukelten, erhob sich an der Wand ein großes hölzernes Gestell, mit verschiedenen Schubladen und Fächern versehen, welche Schätze der alten und neuen Welt enthielten, als da sind: Gewürze, Apothekerwaaren, Stoffe vom Gespinnst der Seidenraupe bis zu dem groben Hanfstengel herab, Näh- und Putzbedürfnisse für die Ladies und einige wenige ächte und unächte Schmucksachen. Wir bemerken demnach, daß Neal Reynold's Hotel auch zugleich die guten Eigenschaften eines Spezerei- oder Groceriladens in sich vereinte, sowie noch heuzutage viele Groceriläden die durststillenden Eigenschaften einer Taverne haben und neben Mäßigkeitsgetränken auch Weine, Biere und gebrannte Wasser verabreichen. Die Aermeren unter den Ansiedlern nahmen gewöhnlich ihren Sitz, wenn sie die Güte von Neal Reynold's Brandy oder Whisky versuchen wollten, auf den Kaffeesäcken und Zuckerfässern im Laden; die Vornehmeren, d. h. die Reicheren derselben gingen stolzen Schrittes quer durch, an dem Ladentische vorbei in die angrenzende, von Tabaksqualm taxezirte Stube, und nahmen Platz auf den rohen Bänken, welche um einen großen massiven Tisch standen. Hier hatte sich die lustige Gesellschaft, die wir Eingangs dieses Kapitels erwähnt, Platz genommen und ließ sich's bei Wildbraten, Mackarelen, Brandy, Whisky und Cider wohl sein.

In dem Laden vor dem Gastzimmer saßen auf den halbgeleerten Kaffeesäcken, auf Mehl- und Zuckerfässern mehrere Farmer des Standpostens und der Umgegend, darunter auch 2 deutsche Bauern, Balth. Kurtz und Ph. Niederland, ein kleiner sehniger Mann mit einem klugen Gesicht und scharfem durchdringenden Blick, sehr gesprächig und etwas stark disputirsüchtig, wie es zuweilen die Art unsrer Landsleute ist. Kurtz, ein langer hagerer, aber starkknochiger Mann, mit sonnverbrauntem, runzlichtem Gesicht u. sehr langem Bart, hatte das Ueberbleibsel einer ehemaligen

Pfeifenspitze im Munde, das auf einem kurzen Rohre mit einem ungeheuern Ulmer Pfeifenkopfe befestigt war. Der Ulmer war mit selbstgebautem Kentuckykraut gestopft und Kurtz puffte gemüthlich mächtige Dampfwolken vor sich hin, welche bis zu den Schinken und Speckseiten an der Decke empor wirbelten. Niederland hatte sich schon mehr amerikanisirt und ein tüchtiges Stück schwarzen virginischen Tabak zwischen Zähne und Backen geschoben, jede Minute wohl zehnmal mit großer Behaglichkeit vor sich hinspuckend.

Niederland hatte das Wort und ließ sich sehr breit über die Vortrefflichkeit der Vormittags-Predigt des Jakob Böhler aus. Der ehemalige Herrnhuter hatte sich nämlich sehr bereitwillig dazu verstanden, den Ansiedlern am Elkhorn, welche an Sonn- und Feiertagen doch auch gerne das Wort Gottes verkündigen hörten, an genannten Tagen in einer geräumigen Scheune der Ansiedlung einen religiösen Vortrag zu halten. Doch war sein klarer Verstand und Forschungsgeist längst von der orthodoxen Lehre der Herrnhuter abgewichen und hatte mehr jene Richtung genommen, in welcher wenige Jahre später Thomas Paine so entschieden auftrat. Er fand daher unter den Orthodoxen der verschiedenen christlichen Sekten, wie sie der Zufall gewöhnlich bei jeder neuen Ansiedlung durcheinander würfelt, wenig Beifall, und nur diejenigen, deren religiöser Glaube im Kampfe mit der wilden Natur und den wechselnden Stürmen des Lebens eine mehr rationelle Richtung genommen hatte, zollten dem Vernunft-Prediger Beifall.

Kurtz, welcher nichts weniger als Rationalist war, ließ seinen Landsmann eine geraume Zeit ruhig sprechen, endlich wurde er ungeduldig; er erhob seine knarrende Stimme und ließ sich folgendermaßen vernehmen, ohne jedoch seine liebe Pfeife zu vernachlässigen: „Yes! Mister Böhler ist ein feiner Mann" — Puff — „ein guter Sprecher" — Puff — „aber er predigt doch nicht so recht Gottes Wort, wie eigentliche studirte geistliche Herren." — Puff — Puff — „Ueber die Taufe und das heilige Abendmahl hat er ganz curiose Begriffe." — Puff — Puff — Puff — „So meint er, zum Beispiel" — Puff — „auch die rothhäutigen Indianer, solche Malefiz-Heiden!" — Puff — Puff — „könnten dermaleinst nach ihrem Tode zur ewigen Seligkeit eingehen." — Puff — Puff — Puff —.

„Na, nichts für ungut, Balthasar, „erwiederte Niederland; so

lang auch Dein Bart ist, so gut paßt doch Dein Name zu Deinem Verstand. Als ob unser lieber Herrgott erst die Haut ansähe, ob sie weiß, roth oder schwarz ist, wenn er einen braven Kerl in's Himmelreich einläßt. Und ich sage Dir, es giebt unter den Indianerleuten welche, an denen sich jeder Weiße ein Beispiel nehmen könnte, was die Rechtschaffenheit anbelangt."

Kurtz warf einen mitleidigen Blick auf den Sprecher, und seufzte: „Herr, vergieb ihm; denn ein Schwein weiß nicht, was es thut." Und neue Dampfwolken der Pfeife stiegen zur Decke hinauf, wie ein dem Herrn wohlgefälliges Opfer.

„Behüte uns der Herr!" fiel jetzt Mister Neal Reynolds, der Wirth und Ladenhalter, eine andächtige Yankee-Gestalt mit bleichem Gesichte und himbeerrother Nase, augenverdrehend in das Gespräch ein. „Was Ihr doch für einen gottlosen Glauben hegt, Nachbar. Wie können rothhäutige Heiden rechtschaffen genannt werden? Ist nicht ihre ganze Freundlichkeit, wenn sie solche wirklich an Weiße verschwenden, doch nur darauf berechnet, diese in ihre mörderischen Schlupfwinkel in der Wildniß zu locken, um ihnen dann gemächlich die Kopfhäute abzuziehen? Euere Landsleute, die berühmten Wetzels, kennen diese rothen Bestien besser; darum geben sie auch keine Gnade irgend einer Rothhaut, welche auf ihren Jagdzügen durch die Wildnisse auf einen oder den andern derselben stößt."

„Yes," bekräftigte der deutsche Rechtgläubige, „die Wetzels sind die Maccabäer dieses Landes" — Puff — „und der junge Ludwig Wetzel ein Simson unter den Philistern" —Puff—Puff — „ein Gideon, den der Herr dem bedrängten Israel erweckt hat." —Puff—Puff—Puff—.

„Wer sind diese Wetzels?" fragte ein noch nicht lange von Baltimore in der Ansiedlung eingetroffener deutscher Einwanderer, welcher erst einige Jahre im Lande war. „Ich habe schon mehrmals von diesen Wetzels sprechen hören, sind es Deutsche?"

„Die vier Gebrüder Wetzel sind pennsylvanische Deutsche, wie Captain Holder, Lieutenant Miller und der junge Böhler," erzählte der wohlunterrichtete Niederland. „Der alte Wetzel, ein geborner Deutscher, wohnte später nahe bei'm Fort Wheeling in Virginien. Die Indianer hatten nach einigen Jahren der Ruhe wieder den Krieg gegen die Grenzer angefangen, und der alte Wetzel war so unklug gewesen seine Loghütte zu weit von dem Fort

entfernt zu bauen, wie z. B. Mister Böhler da draußen. Was geschah? Eines Tages, es war grade in der Mitte des Sommers, als eben sein ältester Sohn Martin auf der Jagd und sein zweiter Sohn Johann für Etwas nach dem Fort geschickt war, da umringte plötzlich ein Haufen Indianer das Haus, drangen mit Gewalt hinein, metzelten den alten Wetzel, sein Weib und alle seine kleinen Kinder nieder und skalpirten sie; die beiden muntern und kräftigen Knaben Ludwig und Jakob machten sie zu Gefangenen und führten sie mit sich. Ludwig, welcher bei dem Ueberfalle von einer Büchsenkugel auf dem Brustknochen verwundet worden, war damals etwa 13 und Jakob 11 Jahre alt. Die Knaben lagerten die zweite Nacht nach ihrer Gefangennahme mit den Indianern an der Big Lick, 20 Meilen vom Strome, an der McMahons Creek. Da sie nicht gebunden waren, kroch Ludwig, als die Rothhäute fest schliefen, zu seinem Bruder und flüsterte ihm in die Ohren: „Stehe auf — jetzt ist's Zeit — wir wollen heim!" Sie machten sich leise auf und davon; allein sie waren noch keine 100 Yards gekommen, als sie merkten, daß sie barfuß nicht weit kommen würden. Ludwig ging zurück und nahm den schlafenden Indianern zwei Paar Moccasins, in welche sie die Füße steckten und weiter eilten. Jetzt aber fiel es Ludwig wieder ein, daß es doch gut wäre, wenn sie dem Vater eine Büchse mit heim brächten, (denn er wußte noch nicht, daß sein Vater erschlagen war. — Er schlich also noch einmal zurück und nahm den Indianern auch noch eine geladene Büchse weg. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie hörten, daß sie von ihren Feinden verfolgt würden; sie verbargen sich daher schnell in dichtes Gebüsch und ließen die Indianer vorüber und folgten ihnen nun auf der Ferse. Als die Indianer zurückkehrten, beobachteten sie dasselbe Verfahren. Hierauf wurden sie von zwei Indianern zu Pferde, verfolgt wußten sich jedoch auf dieselbe Weise ihrer Nachforschung zu entziehen. Am folgenden Tage kamen sie an den Ohio, wo sie mehrere am Ufer im Wasser liegende Baumstämme mit Weidenzweigen zu einem Floß aneinander banden, damit über den Strom schwammen und glücklich Wheeling erreichten, grade als Ludwig durch seine erhaltene Wunde beinahe erschöpft war. Als die vier Brüder Wetzel alle soweit herangewachsen waren, daß sie die Büchse regelrecht handhaben konnten — und das können die Virginier und Pennsylvanier Boys so frühzeitig, wie die Kentukier, — da schwuren sie einen feierlichen Eid, daß

sie nimmermehr Friede mit den Rothhäuten machen wollten, so lange sie noch Augen zum Sehen und die Kraft hätten, den Tomahawk zu schwingen. Und sie haben ihren Schwur bis heute noch gehalten.. Das Blut ihrer verstümmelten und ermordeten Eltern und kleinen Brüdern und Schwestern schwebte ihnen stets im Geiste vor, stärkte ihre Glieder und reizte ihren Grimm zur höchsten Stufe der Entschlossenheit, ihre Hände im Blute ihrer Feinde zu färben. Martin Wetzel, der älteste der Brüder, machte voriges Jahr als Freiwilliger unter Colonel Broadhead den Kriegszug gegen die gefährlichen Indianerdörfer am Coschocton, der in den Muskingum fließt, mit. Die aus vierhundert Mann bestehende Armee sammelte sich zu Wheeling, rückte still und rasch vorwärts bis sie eins der Dörfer umzingelt hatten, ehe der Feind eine Ahnung davon hatte. Alle Männer, Weiber und Kinder wurden gefangen genommen, ohne daß eine Büchse abgeschossen wurde. Die darunter befindlichen 16 Krieger wurnach abgehaltenem Kriegsrathe zum Tode verurtheilt, eine kleine Strecke von dem Dorfe weggeführt und von Martin Wetzel und einigen ihm Gleichgesinnten mit Tomahawk und Spießen ermordet und sodann skalpirt. Am andern Morgen kam ein Indianer-Chief über den Strom, um mit Col. Broadhead zu unterhandeln; Martin Wetzel schlich sich mit seinem Tomahawk unversehens von hinten herzu und erschlug den Chief, ehe abgewehrt werden konnte. Am nächsten Tage zog sich die Armee vom Coschocton zurück. Col. Broadhead übergab die Gefangenen, etwa 20 an der Zahl, der Miliz; aber ehe sie Wheeling erreichten, waren sie alle umgebracht, und Martin Wetzel war der Thätigste bei dieser blutigen Arbeit. In ähnlicher Weise hausen auch die drei andern Wetzels unter den Indianern. Sie mögen wohl Manchem als grausam und blutdürstig erscheinen; aber sie gehen von dem Grundsatze aus, daß die rothen Leute ebensowenig etwas von Erbarmen wissen, wenn sie Weiße in ihre Gewalt bekommen, ja den Mord derselben durch vorhergehende furchtbare Qualen noch entsetzlicher machen; deshalb sei es die Pflicht eines tapfern Mannes, meinen sie, die Indianer zu vertilgen, wie man die gefährlichen Schlangen und wilden Thiere vertilgt; so lange es noch Indianer gäbe, so lange wäre an den Grenzen der Wüsteneien keine Kopfhaut irgend eines weißen Mannes sicher."

III.

Der Ueberläufer.

Ach, warum hören Deine Freuden wie die Schleifer eines Bierfiedlers mit einem Mißtone auf?

Jean Paul.

Niederland hatte seine Geschichte geendet, und eben sollte eine andere ähnliche blutige zum Besten gegeben werden, als die Unterhaltung durch die Ankunft eines Fremden unterbrochen wurde. Vor der Thüre ließ sich Pferdegetrapp hören und wenige Minuten darauf trat ein Mann herein, welcher bald die Aufmerksamkeit aller Anwesenden in Anspruch nahm. Das Gesicht des Fremden war widerwärtig und abschreckend. Eine weit vortretende, an der Spitze scharf abgestumpfte Nase, das ungeheure Maul, dessen Winkel sich fast bis an die großen, abstehenden Ohren zogen, die schwarzgrauen borstenartigen Haare, welche ihm straff, doch nur spärlich, an den Schläfen herabhingen, die sonnverbrannte, von kastanienbraunen großen Sommersprossen übersäete Haut gaben seinem Kopfe Aehnlichkeit mit dem eines wilden Ebers; diese Aehnlichkeit wurde durch die von einander klaffende Scharte der Ober- und Unterlippe, welche von dem Hiebe eines Palasches oder dem Streiche eines Tomahawks herzurühren schienen, und die dahinter verborgenen hauerartigen Zähne hervorblicken ließ, noch grauenhafter. Er war von mittelmäßiger Statur, aber vierschrötig und muskulös; sein breiter Brustkasten, seine derben Schultern, seine etwas eingebogenen Kniee waren Zeichen von ausnehmender Stärke. Er trug einen weitrandigen grauen alten Filz, welcher mit der großen Flügelfeder eines wilden Truthahns geschmückt war, einen ziemlich schmutzigen kurzen Jagdrock von gegerbtem Hirschfell, welcher unten mit Fransen eingefaßt und in der Mitte mit einem Ledergurte zusammengehalten war, in welchem das Jagdmesser stack; an den Füßen trug er Moccasins oder Indianerschuhe, seine Beinkleider waren von grobem Leinenstoff, und an den Nähten und unten an den Füßen stark ausgefranzt. Die Büchse und die

lederne Jagdtasche, welche an einem über Rücken und Brust laufenden Riemen hing, vollendeten das Kostüm. Der Mann hatte ganz das Ansehen eines jener abenteuernden Jäger, welche die Urwälder durchstreifen.

„Habt Ihr guten Whiskey in Eurem Laden?" fragte der Jäger in einem tiefen Tone, ähnlich dem einer Bärenstimme.

„Yes, Sir! so viel Ihr wollt," erwiederte der geschäftige Ladenhalter.

„So laßt mich eine Pinte davon haben." Der Jäger reichte Neal Reynolds eine runde, plattförmige, mit Blechstreifen beschlagene Kürbisflasche aus seiner Jagdtasche, welche dieser mit dem geforderten gebrannten Wasser füllte.

„Wieviel macht es?"

„Die Pinte Whiskey kostet fünfzehn Dollars." *)

Der Jäger zahlte das Geforderte in Papieren der Regierung, ohne weiter ein Wort zu verlieren und schickte sich grade an, den Laden wieder zu verlassen und seinen Weg weiter fortzusetzen. Doch sollte seine kurze Anwesenheit noch von wichtigen Folgen für das Fort und die Umgegend werden. In diesem Augenblick erhob sich in dem anstoßenden Barzimmer, wo die Capitains, der junge Böhler, Francis Reynolds, des Tavernhalters Sohn, und noch andere von Fort Bryant und dessen Nachbarschaft sich munter und lustig unterhalten hatten, ein lautes, schallendes Gelächter, die Thüre ward aufgerissen und die ganze Gesellschaft, die ältern Herren mit ziemlich vom Genuß des Brandy erhitzten Gesichtern, fluthete heraus, um das Hotel zu verlassen. Ohne

---

*) Obiger Preis wird unsern Lesern unglaublich vorkommen; allein er ist keineswegs übertrieben. Ein alter statistischer Bericht theilt Folgendes mit: „Ohio County wurde 1776 organisirt und kurz darauf die County Kentucky. Die westlichen Auswanderer litten in dem Jahre 1776 außerordentlich durch Hungersnoth. Selbst nachdem der Preis des Korns auf 30 Dollars (Continental Currency) per Bushel gefallen (!) war, setzten die County-Gerichte in Ohio und Kentucky, wie folgt, fest:

1. Frühstück oder Abendessen	$4.00
2. Eine halbe Pinte Whiskey	6.00
3. Mittagessen	6.00
4. Logis mit reinen Betttüchern	3.00
5. Heu für ein Pferd über Nacht	3.00
6. Eine halbe Pinte Whiskey mit Zucker	8.00.

Das umlaufende Continentalgeld fiel indeß bis 1781 fortwährend im Werthe und die Gerichte bestimmten derzeit den Preis des Mittageessens auf 20 Dollars, für Frühstück oder Abendessen 15 Dollars.

sich um die Gesellschaft zu bekümmern, griff der fremde Jäger nach seinem abgelegten Jagdgewehr und ging gleichfalls nach der Thüre.

„Halt, Mann! Euch sollte ich kennen!" rief Capitain Holder, indem er dem Fremden den Weg vertrat und ihn mit stieren Augen ansah. Der Fremde warf einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Capitain, und war nun überzeugt, daß er sich nie in einer größern Gefahr befunden hatte, als in diesem Augenblick; doch verrieth kein Zucken seines Gesichts, noch sonst eine Bewegung irgend eine Art von Schrecken oder Furcht. Er maß mit einem kurzen, gleichgültigen Blick die Entfernung bis zur Ausgangsthüre, während die eisernen Sehnen seiner linken Faust die Büchse fest umspannt hielt.

„Seyd Ihr nicht Simon Girty, der als Spion früher unter Lord Dunmore diente, sodann, um seiner schnöden Habsucht zu fröhnen, den Rothhäuten Pulver und Waffen als Händler zuführte, damit sie die weißen Ansiedler besser überfallen und skalpiren könnten? Seid Ihr es nicht, der deshalb von den Ansiedlern bei Wheeling halb todt geschlagen ward; sodann als Ueberläufer in einen Bund mit den Indianischen trat und gegen seine weißen Brüder ärger wüthete, und Kopfhäute abzog, als seine nackten schuftigen Bundesgenossen?" schrie Capitain Holder.

„Yes, Sir, ich bin Simon Girty und ein Bundesgenosse der Indianer," erwiederte der Jäger kaltblütig und trotzig.

„Hoho! Du eirischer Buggard, Du bist endlich einmal in die rechte Falle gerathen," tobte der Capitain, „Du sollst uns nun nicht mehr entrinnen! Greift diesen niederträchtigen Rascal, ihr Leute, und knebelt ihn; wir wollen ihn dem County-Gericht abliefern, und er soll der Erste sein, der in unser'm County an den Galgen gehängt wird."

Das unheimliche Gesicht Girty's nahm jetzt einen furchtbar entschlossenen Ausdruck an, seine Augen erweiterten sich und sprühten Feuer, wie die eines gereizten Panthers; der halb geöffnete Mund konnte blos die Worte: „Ihr deutsches Vieh, macht Platz, oder ich will Euern Wanst streichen, daß Euch das Sauerkraut aus Maul und Nase überfließt!"

„Was County-Gericht! was hängen!" schrien jetzt mehrere Stimmen, „schlagt ihn todt, auf der Stelle, daß er uns nicht mehr entwischen kann!" Und Alles bewaffnete sich mit dem ersten Besten, was ihm in die Hände kam.

In diesem furchtbar drängenden Augenblick that der Jäger einen gewaltigen Satz, und stieß den Capitain mit seiner riesenstarken Faust dermaßen wider den Leib, daß derselbe der Länge nach hinstürzte; an der Thüre wollte ihm der junge Böhler den Ausgang versperren, aber ein blitzschneller Messerruck — ein Stoß von der Faust seines Gegners — und der junge Mann sank mit einem Schrei, tödtlich getroffen, auf der Schwelle nieder. Girty eilte mit größter Schnelle über den Raum zwischen dem Gebäude und dem Thore des Forts und hatte dasselbe bereits erreicht; da sauste ihm eine Kugel aus der Pistole des Capitains Estill nach. Er fühlte, daß er in die rechte Schulter getroffen war; die Kraft seines rechten Armes wich. Augenblicklich faßte er die Büchse mit der Linken und stürmte weiter. Er wußte, daß nur die rasendste Eile ihn seinen ergrimmten Verfolgern entziehen konnte. Schon hörte er die schnell sich folgenden Alarmschüsse im Fort; schon hörte er das Toben der ihm nachsetzenden Menge; er hatte keine Gnade zu hoffen, wenn sie ihn ereilten. Sein Pferd hatte er in der Eile auf dem Fort im Stich lassen müssen.

Simon Girty stürmte von dem Hügel des Forts herab in den Hohlweg, welcher die Straße von Lexington nach Maysville bildete, und folgte ihr einige hundert Schritte in der Richtung nach Maysville, indem er sich dem Ufer des Elkhorn näherte. Doch jetzt fiel ihm bei, daß seine Verfolger sich zerstreuen und grade auf dieser Straße ihn am Leichtesten einholen würden. Und wirklich hörte er schon das Stampfen von Pferdehufen hinter sich. Vorsichtig kroch er unter dem Schutze von Gesträuch, welches sich nach dem obern Rande des Hohlweges zog, in die Höhe; hier recognoscirte er, von einem dichten Brombeerstrauch versteckt, das Terrain. Er befand sich fast in Fronte von Jakob Böhler's freundlicher Farm, von welcher ihn nur eine Reihe von Welschkornfeldern trennte. Bryant's Standposten hatte er jetzt von der entgegengesetzten Seite in Ansicht; doch auch aus der Pforte von dieser Seite eilten bewaffnete Leute zu Pferd und zu Fuß, augenscheinlich in der Absicht, ihn zu verfolgen. Mehrere hatten große Hunde bei sich, welche seine Spur suchten und von Zeit zu Zeit ein lautes Gebell aufschlugen; kein Busch, kein Feld, keine Vertiefung ward undurchsucht gelassen; die Verfolger kamen ihm immer näher. Der gegenüberliegende Wald hätte ihm allein Zuflucht bieten und seine Flucht möglich machen können; allein dies schienen seine Feinde vorausgesehen zu haben, wes-

halb eine Anzahl berittener Leute sogleich unter Major Garland's Anführung nach dem Waldsaume sprengten und ihm dadurch den Weg dahin abschnitten. Girty blieb nun kein Augweg weiter, als nach Böhler's Farm, wo er irgendwo einen vorläufigen Schlupfwinkel zu finden hoffte. Er kroch ungesehen durch das hohe Welschkorn bis zum Thore der Meierei; allein hier hörte er die lieblichen Stimmen der Töchter Böhler's, welche im Hofraume das Federvieh fütterten. Er wagte nicht zu öffnen, denn er wußte, daß seine Mißgestalt und sein abschreckendes Wesen keinen Schutz vom schönen Geschlechte erwarten durfte. Girty knurrte einen leisen Fluch vor sich hin und kroch längs dem Pfahlwerke um den Hofraum herum, und gelangte an den kleinen Bach, welcher von der Quelle durch den Garten nach dem Elkhorn strömte. Er kroch auf dem Bauche in diesem Bache durch die kleine Oeffnung, welche hier die dichte Umzäunung gestattete; doch wie stutzte er, als er sich an dem mächtigen Stamme einer Sycamore aufrichtete, und dahinter hervor die hohe Gestalt des Eigenthümers ihm entgegen trat.

Böhler hatte schon eine geraume Weile im Garten das vom Fort aus kommende Schießen und Getöse vernommen, und bald darauf die Reiter am Waldsaume bemerkt, woraus er schloß, daß vielleicht die Erscheinung irgend eines feindlichen Indianers den Standposten aus seiner bisherigen Ruhe aufgeschreckt habe; doch wollte er seine Töchter nicht zum Voraus beunruhigen, bis ihm sein Sohn nähere Nachrichten vom Fort gebracht.

Beide Männer sahen sich einige Sekunden starr und staunend an, doch bald verzog sich Girty's häßliches Gesicht zu einem freundlichen, zufriedenen Grinsen.

„Seid Ihr nicht der Missionair aus der Nähe von Ephrata in Pennsylvanien, der von Zeit zu Zeit die christlichen Indianer-Dörfer am Tuscarawa und andern Orten heimsuchte?"

„Ja, mein Freund. In früheren Zeiten besuchte ich mehrmals die Ansiedlungen meiner zum Christenthume bekehrten Brüder unter den Stämmen der Delawaren und Mohikaner," erwiederte Böhler, der ehemalige Herrnhuter.

„Kennt Ihr nicht mehr Simon Girty, den Irländer?"

„Simon Girty? — Gewiß, ich erinnere mich Eurer ganz gut; aber die schreckliche Narbe in Eurem Gesichte hat Euch so entstellt, daß ich es nicht leicht minder kannt hätte. Ihr waret

damals Peddlar und versahet die kriegerischen Stämme der Wyandotten und Ottowas mit Kriegsbedürfnissen, Branntwein, Glasperlen und andern Kleinigkeiten für ihren Wampum, weshalb Euch die friedliebenden Manor- oder Herrnhuter-Indianer nicht leiden mochten."

„Gott verdamme sie!" brummte der Jäger zwischen den Zähnen.

„Auch habt Ihr ihnen durch Euern Haß reichlich vergolten; doch kann ich nicht sagen, daß Ihr denselben auch auf mich erstreckt hättet; im Gegentheil habt Ihr mir durch Euren Einfluß bei meiner Mission unter den Wyandotten mehrere wesentliche Dienste geleistet und mich aus gefahrvollen Lagen befreit."

„Ja, Sir, ich habe zweimal Eure Kopfhaut gerettet, und verlange nun von Euch dafür, daß Ihr auch die meinige rettet."

„Redet, mein Freund; was kann ich für Euch thun? Steht es in meiner Macht und ist es nicht wider mein Gewissen, so will ich es Euch gewähren."

„Gebt mir einen sichern Zufluchtsort, bis die dunkle Nacht angebrochen ist, und ich sicherer entfliehen kann. Sie haben mich auf Bryant's Fort erkannt, und wollten mich wie ein wildes Pferd einfangen; aber ich legte zwei der Burschen auf den Boden und entkam bis hieher. Sie jagten mir eine Kugel nach, welche meine Schulter traf und mich vertheidigungslos machte."

„Wann werden doch einmal die Menschen aufhören, sich grimmig zu hassen und zu zerfleischen, wie die Thiere des Waldes, und anfangen sich zu lieben wie Brüder? Doch kommt, Ihr bedürft schneller Hülfe. Ich will versuchen, sie Euch zu geben."

Während diesem kurzen Gespräche hatte Girty den scharfen Blick umhergesandt, ob sie nicht von irgend Jemand beobachtet würden; doch bemerkte er rings umher kein lebendes Wesen, welches ihn verrathen könnte; er folgte daher getrost Böhler in das Haus.

—◆◆—

IV.

Der gefährliche Gast.

> Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu seyn, und bei meiner Ehre! ich will sie geltend machen. – Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen? grade mir? —
>
> Franz Moor in Schillers „Räuber."

Nicht selten wird es im Leben gefunden, daß Menschen von abschreckender Gestalt oder ausnehmender Häßlichkeit auch einen vollkommenen mit ihrem Aeußern harmonirenden Charakter haben, der sich der übrigen Menschheit gegenüber tückisch, rachsüchtig und gefährlich äußert. Doch bilden sich solche unglückliche Charaktere in der Regel nicht durch angeborne böse Neigungen von Innen heraus, sondern vielmehr durch die nachtheiligen Eindrücke, welche sie durch Andere erfahren, von Aussen herein. Wir sehen z. B. einen Menschen von anmuthiger Gestalt und einnehmendem Aeussern, wenn er sonst Geist und Fähigkeiten genug besitzt, viel leichter sein Glück machen und sich eine achtungswerthe Stellung in der menschlichen Gesellschaft erringen als der Mißgestaltete, als der von der Natur Vernachlässigte. Während der Erstere sich leicht Freunde, Theilnahme und Unterstützung erwirbt; wird dem Letzteren gewöhnlich nur Vernachlässigung und Abneigung zum Theil. Wenn aber ein solches Stiefkind der Natur trotzdem sich die Achtung, Liebe und oft Bewunderung seiner Mitmenschen zu erringen vermag, wie uns die Geschichte so manches Beispiel aufgezeichnet, so hat dasselbe sich in moralischer Hinsicht ohne Zweifel ein weit höheres Verdienst erworben als das Glückskind, dem schon die Natur eine goldene Brücke gebaut.

Auch Simon Girty war nicht der grundverdorbene Bösewicht, für den er im Allgemeinen gehalten wurde. Er war mit seinen Eltern und mehreren Geschwistern aus Irland gekommen, wo sich dieselben mit geringen Arbeiten ihr Leben fristeten und sich meistens in den größeren östlichen Städten aufhielten. Simon hatte einen kräftigen Körperbau, aber dabei eine Gesichts-Physig-

nomie, häßlich wie die Nacht, dabei viel Selbständigkeit und einen scharfen Verstand. Für mechanische Arbeiten hatte er keinen Sinn, Eltern und Brüder prügelten an ihm herum, bis es ihn zu sehr verdroß und er als ein vierzehnjähriger Junge davon lief. Er trieb sich in den westlichen Wäldern von Pennsylvanien und Virginien umher, welche damals noch wenig angebaut waren, und schloß sich den zahlreich umherstreifenden Jagdparthien an. Doch auch hier wurde er eine Zielscheibe des Spottes, welches ihn immer tückischer und trotziger machte. Als er größer wurde, rächte er sich durch physische Körperkraft an seinen Beleidigern; er wurde bald nicht mehr verspottet, aber gefurchtet und gehaßt. Als er 17 Jahre alt war, fiel er in die Hände der Indianer, die ihn besser behandelten als seine weißen Brüder. Als er nach Pennsylvanien zurückkehrte ließ er sich zur Ausführung der verwegensten Streiche gebrauchen, welche ihm einen Namen machten und Geld eintrugen. Habsucht wurde jetzt die Leidenschaft, welche ihn beherrschte. Er eröffnete einen einträglichen Handel mit verschiedenen Indianerstämmen, deren Sprache er früher gelernt hatte. Er brachte ihnen Branntwein, Pulver, Blei und Schießwaffen, um die Weißen damit todt schießen zu können, und tauschte damit köstliches Pelzwerk ein. Dies erbitterte die Grenz-Ansiedler dermaßen, daß ihn endlich in Wheeling ein Mob überfiel, ihn lynchte, theerte und federte, seine Waaren zerstörte und ihn seiner Baarschaft beraubte. Ergrimmt über den unauslöschlichen Schimpf und den erlittenen Verlust ging er nun zu den Indianern, ward ihr Bundesgenosse und wüthete ärger gegen die weißen Ansiedler, als je zuvor die Rothhäute. Sein Name war der Schrecken der ganzen westlichen Grenze. Doch auch das unnatürliche Bündniß und die Ausübung seiner grenzenlosen Rachsucht hatte ihn nach einer Reihe von Jahren nicht befriedigt. Er glaubte sich bei einigen Fällen von seinen rothen Bundesgenossen vernachlässigt und zurückgesetzt, und hatte sie erst kürzlich verlassen, um sich in den südlichen und einsamen Wäldern von Kentucky zu begraben, und nur der Jagd und dem Kampf mit den Ungeheuern der Wildniß zu leben, da das Waldleben ihm zum Bedürfniß geworden war. Da ließ ihn sein Unstern in Bryants Fort auf Capitain Holder treffen, und alle Furien des Hasses und der Rachsucht gegen seine langjährigen Feinde, als welche er alle weißen Grenz-Ansiedler betrachtete, erwachten auf's Neue in seiner Brust!

Böhler führte den Jäger in ein kleines Hintergebäude, welches durch eine Thüre und ein Fenster mit dem Garten und durch eine andere Thüre mit dem Vorderhaus in Verbindung stand, und welches von den übrigen Familiengliedern nur selten und nie ohne Erlaubniß des Hauptes der Familie betreten wurde. In diesem kleinen Gebäude befand sich zu ebener Erde ein Stübchen, in welchem der ehemalige Herrnhuter seine kleine Bibliothek, eine Art Hausapotheke mit vielen indianischen Heilmitteln und eine reiche Sammlung von Vögeln, Insekten, Amphibien und Pflanzen aufbewahrte. Hier verbrachte er die meisten seiner Erholungsstunden. Ueber diesem Raum war nur noch eine Art kleines Dachkämmerchen, in welchem untergebracht war, was unten nicht Platz fand; eine Oeffnung mit einer beweglichen Leiter verband beide Räume.

Als beide Männer eintraten, ging Böhler auf die entgegengesetzte Thüre zu, öffnete sie, um sich zu überzeugen ob kein Mitglied seiner Familie gegenwärtig sey; dann schloß er von Innen beide Thüren ab; legte den Finger auf den Mund und flüsterte: „Hier, Simon Girty, seyd Ihr, wenn es der Wille der Vorsehung ist, so lange vor Nachforschungen sicher, als Ihr selbst hier verweilen wollt. Laßt mich jetzt Eure Wunde betrachten und sie mit heilendem Balsam verbinden, denn ich will nicht an Euch vorüberziehen, wie der hoffärtige Priester und Pharisäer." Böhler, welcher sich früher unter den Indianern einige praktische Heilmethoden erworben, untersuchte die Wunde des Jägers und fand, daß die Kugel ihm noch im Fleische saß, und den Schulterknochen verletzt hatte. Mit Hülfe eines kühnen Schnittes und einer kleinen Zange brachte er die Kugel glücklich heraus. Nach dem ziemlich geschickt angelegten Verbande fühlte der Verwundete eine bedeutende Linderung seiner Schmerzen. Sein Gastfreund brachte ihm einige Erfrischungen aus dem Nebenzimmer und empfahl ihm, sich möglichst still zu verhalten und seinen Aufenthalt für gewöhnlich in dem obern Dachstübchen zu nehmen, wo er sich neugierigen Augen entziehen könne.

Während sich auf diese Weise der menschenfreundliche Mann mit seinem unerwarteten und gefährlichen Gast beschäftigte, wurden seine im Hof befindlichen Töchter durch das vom Fort herkommende Schießen und Getöse gleichfalls aufmerksam. Sie waren vor das Thor getreten und nahmen die umherstreifenden

Leute gewahr; unten, in dem nicht sehr entfernten Hohlweg, hörten sie einen berittenen Trupp vorüberjagen.

Es muß etwas Ausserordentliches vorgefallen seyn, Elisabeth, „sagte die kleine niedliche Katharina mit etwas ernster nachdenklicher Miene. „Sollen wir nicht den Vater davon in Kenntniß setzen?"

„Da kommt Einer sehr eilig daher," erwiederte Elisabeth, „der uns wohl Auskunft geben kann. Ist es nicht Francis, der Sohn des Ladenhalters auf dem Fort?" fügte sie mit einem schalkhaften Seitenblick auf Katharina bei.

Katharina erröthete. „Es ist wahrhaftig der junge Reynolds!" lispelte sie; „was mag er mit solcher Hast bei uns wollen? Ich sehe Bruder John nicht bei ihm.

Ei, hast Du denn vergessen, daß heute zweiter Pfingsttag ist? Vielleicht soll's auf dem Fort heute Abend ein Tänzchen geben, und Mister Reynold's will Dich dazu einladen."

Katharina schüttelte das Köpfchen. „Dieser Lärm deutet auf keine Festlichkeiten, wie mir scheint," erwiederte sie.

Francis Reynold's wurde jetzt die beiden Mädchen gewahr; er winkte ihnen, ihm entgegen zu kommen, und schien sehr große Eile zu haben. Die Mädchen schritten auf ihn zu. Endlich waren sie beieinander.

„Katharina — Elisabeth — schlimme Nachricht!" waren die ersten Worte, welche Francis hervor keuchte.

„Was ist geschehen?" fragten die Mädchen bebend.

„John — es steht schlimm mit ihm —; er ist gefährlich verwundet."

Die Mädchen stießen bei dieser Unglücksbothschaft einen Schreckensruf aus.

„Wir waren alle so fröhlich beieinander. Die Capitains Estill, Holder und noch Andere vom Licking-Ufer waren herübergekommen, um nach Lexington auf Major Garland's Hochzeit zu reiten; der Major hatte sie selbst dazu abgeholt. Wir waren eben im Begriffe, hierher zu gehen, da der Major auch euch, Ladies, dazu einladen wollte. Führt da die Hexe den größten Rascal, den je die Sonne an unsern Grenzen beschien, nämlich Simon Girty, in unsern Store. Der Schurke, der schon das Unglück so vieler weißen Leute war, und mit eigner Hand Grenzer in Pennsylvanien, Virginien und Ohio erschlagen und

skalpirt hat, wird von Capitain Holder erkannt. Wir wollen ihn gefangen nehmen und ihm seinen verdienten Lohn geben; da setzt er sich zur Wehre, giebt John in der Thüre einen Messerstich und entspringt. Doch wurde ihm sogleich nachgesetzt, und er kann uns so leicht nicht entrinnen."

Die Mädchen weinten und begleiteten den Hiobsboten nach der Farm.

Zehn Minuten darauf trat der Vater des unglücklichen John zu seinem versteckten Gaste. In seinen Mienen war keine Veränderung wahrzunehmen, jener Ausdruck philosophischer Ruhe und Ergebung war unverändert geblieben, nur war sein Gesicht bleicher, und seine bebende und oft zitternde Stimme verrieth die Bewegung seines Innern.

„Wisset, Mann des Unglücks," redete er den Jäger feierlich an, „den Ihr auf dem Fort mit Euerm Messer auf den Tod verwundet habt, ist mein einziger Sohn."

„Dann!" knurrte der Angeredete; hierauf erwiederte er lakonisch: „Dann darf ich Euch freilich nicht länger beschwerlich fallen; ich muß eben versuchen, meine Haut sonst wohin so gut zu retten, als es gehen will."

Mann des Unglücks!" entgegnete etwas lebhaft sein Beschützer; „Ihr könnt in diesem Augenblicke in Euerm hülflosen Zustande mein Haus nicht verlassen, ohne sicherlich in die Hände Eurer Verfolger zu fallen."

„Sprecht Ihr nur so, um mich desto gewisser ausliefern zu können?" fragte Simon Girty mit einem höhnischen Grinsen seines häßlichen Gesichtes.

„Kann Euer Verderben oder Euer Tod den geliebten Sohn mir wieder ersetzen? oder befriedigte Rachsucht mich für verletzte Gastfreundschaft, welche ich Euch zugesagt, trösten?" fragte Böhler mit bewegter Stimme. „Ihr habt mir zwar großes Herzeleid bereitet; allein Gottes Liebe gebietet mir, Euch zu vergeben. Ihr habt diese Eure Missethat nicht aus Bosheit und vorsätzlich verübt, sondern vielmehr in Vertheidigung Eurer Selbst, obgleich diese neue böse Handlung nur eine natürliche Folge Eurer frühern ist, denn das Böse kann nur Böses erzeugen. Daß mein Sohn dabei das Opfer wurde, ist Gottes Schickung, und es ziemt mir nicht, dafür an Euch Rache zu nehmen, denn sie gehört allein dem Herrn. Simon Girty, ich habe Euch gastlich in meinem Hause auf-

aufgenommen, Euer Blut soll nicht über mich kommen. Indessen müßt Ihr fort, sobald Eure Verfolger zurückgekehrt sind. Mein verwundeter Sohn wird sogleich vom Fort hier eintreffen und in das Zimmer hier neben an gebracht werden. Viele Leute werden aus- und eingehen und Euer Versteck gefährdet sein. Ich werde Euch diese Nacht auf einen Waldpfad bringen auf dem Ihr leicht nach dem Ohio entkommen könnt." Nach diesen Worten verließ Böhler seinen Gast, nachdem er einige indianische Heilmittel für seinen Sohn aus seiner Apotheke, welche sich in diesem Cabinet befand, mit sich genommen, und verschloß sorgfältig von Außen die Thüre.

Simon Girty blieb in sehr düsterer, unbehaglicher Stimmung zurück; Flüche und Verwünschungen stahlen sich unwillkürlich zwischen den halb geschlossenen Lippen über den fatalen Zufall hervor, der ihn in die Gewalt eines Mannes gegeben, dessen Sohn er dem Tode nahe gebracht. Er traute dem ehemaligen Herumhuter, trotz seiner humanen und versöhnenden Versicherungen, nur halb; denn seine wüste, entsittlichte Denkungsart konnte sich keinen Begriff von dem Edelmuthe machen, wie ihn sein Beschützer gegen ihn bewiesen, ohne ihn für einen vollständigen Narren zu halten; er war vielmehr geneigt, das ganze Betragen seines großmüthigen Beschützers für eine List zu halten, um ihn sicher zu machen und desto leichter seinen Feinden überliefern zu können. Beide Thüren des Zimmers waren von Außen fest verschlossen, und er kam sich vor, wie ein Wolf in der Falle. Es fing ihn an eine grimmige Stimmung zu überkommen, daß er nicht mit dem Tomahawk, welchen er noch bei sich führte, den vermeintlichen Verräther unversehens erschlagen habe, da seine Linke noch hinlänglich Kraft dazu hatte. Doch bald legte sich sein erwachter Groll, als er zum Fenster hinschlich und fand, daß er dasselbe, sowie den Laden davor, leicht von Innen öffnen, und im Fall der Noth einen Fluchtversuch aus demselben bewerkstelligen könnte. Auch beruhigte ihn der Gedanke vollends, daß sein Wirth nicht den geringsten Versuch gemacht hatte, ihn seiner Waffen zu entledigen; im Gegentheil, daß er mehrere Instrumente um sich her sah, welche er leicht als gefährliche Vertheidigungsmittel gebrauchen konnte. „In der That, der Mann ist ein Narr," murmelte er nachdenklich vor sich hin; „oder es giebt wirklich so Etwas, was man Tugend nennt, und an das ich bisher keinen Glauben hatte."

Girty hörte jetzt Stimmen im Garten. Er untersuchte sorgfältig seine vorzügliche Büchse. Alles war in Ordnung. Jetzt schlich er behutsam an das Fenster, und durch ein unmerkliches Astloch in dem eisernen Fensterladen gewahrte er die beiden Töchter des Hauses und den Sohn des Ladenhalters vom Fort. Böhler hatte Reynolds ersucht, da er dem Transport seines Sohnes vom Fort nach der Farm entgegen gehen wollte, bis zu seiner Zurückkunft zum Schutz seiner Töchter da zu bleiben. Die beiden Mädchen schienen sehr traurig, und sprachen nur wenige betrübte Worte, während sie mehrere Heilkräuter pflückten. Francis Reynolds suchte sie zu trösten, wobei es dem Beobachter nicht entgehen konnte, daß seine Theilnahme sich besonders gegen das jüngere Mädchen warm zeigte, und sein Ton gegen sie fast zärtlich war, was auf ein Liebesverhältniß der jungen Leute schließen ließ. Doch entging es dem scharfen Blick Girty's auch nicht, daß der junge Mann einigemal sehr aufmerksam den Boden betrachtete. Francis Reynolds begleitete die Mädchen in das Haus, kehrte aber augenblicklich in den Garten zurück und schien einer Fußspur im Sande zu folgen, welche sich von dem Bache nach Girty's Versteck zog. Girty blieb nicht der geringste Zweifel, daß der junge Mann die Spuren seiner Moccasins entdeckt habe, welche sich nicht so scharf abgeprägt hatten, als die Spuren von den Schuhen Böhler's. Er war nun keinen Augenblick mehr sicher. Gern hätte er Reynolds mit seiner Flinte zusammengeschossen; allein seine Verwundung erlaubte ihm keinen sichern Schuß, und auch im glücklichsten Fall würde ihm derselbe wenig genützt haben, da er seinen Verfolgern nur um so schneller in die Hände fallen mußte. Er mußte auf andere Maßregeln denken. Francis verließ nach wenigen Minuten ganz ruhig und gemächlich den Garten, als sei auch nicht der geringste Argwohn in ihm aufgestiegen.

Eine bange Stunde verging, in welcher in dem Hause Todtenstille herrschte. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, und Elisabeth zündete Licht an. Endlich hörte man Stimmen vor dem Hofthore. Der Verwundete ward herein getragen. — Mehrere Reiter, darunter Major Garland und die Capitains Estill und Hoy, kamen bereits von der fruchtlosen Verfolgung Girty's zurück und stiegen ab, um dem unglücklichen Jüngling ihre Theilnahme zu bezeigen. Francis Reynolds trat zu Garland und machte ihm einige hastige Mittheilungen, worauf sich derselbe mit einigen gut bewaffneten Männern leisen Schrittes

und ohne Aufsehen zu erregen, nach dem Garten verfügte. In der allgemeinen Bestürzung hatte man keine Acht auf diesen still ausgeführten Vorgang; doch galt es nichts weniger, als den Mörder Girty todt oder lebendig zu fangen. Reynolds hatte die Spur Girty's richtig erkannt, und da er die Denkweise des ehemaligen Herrnhuters nur zu gut kannte, so war er auch fest überzeugt, daß Böhler selbst den Mörder seines Sohnes hier verborgen habe, dessen man nun, ohne Böhler's Gewissenhaftigkeit zu belästigen, habhaft zu werden hoffte.

Die Stube, in welche John gebracht worden, stieß an das Closet, in welches sein Vater Simon Girty verborgen hatte. Kein Laut, nicht das geringste Geräusch verrieth die Anwesenheit des tödtlich Gehaßten. Der Verwundete athmete schwer und mit oft schmerzhaft verzogenen Mienen; sein unruhiger, ängstlicher Blick schweifte abwechselnd bald nach seinen weinenden Schwestern, bald nach seinem Freunde Reynolds, bald nach seinem Vater. Man konnte es dem jungen Manne ansehen, daß er ungern von dem jugendlichen Leben schied.

Böhler behandelte die Wunde seines Sohnes Anfangs mit jenem ruhigen philosophischen Schweigen, welches er selbst in schmerzhaften Augenblicken zu beobachten wußte; als er sich aber überzeugt hatte, daß sein einziger Sohn unrettbar verloren war, da übermannte ihn der väterliche Schmerz.

„Ich fürchte, mein Sohn," hob er mit bebender Stimme an, während Thränen über die ernsten, blassen Wangen herab rollten, „daß Du bald aus diesem nichtigen Leben scheiden mußt; wende daher Deine Gedanken ab von weltlichen Dingen und bereite Dich, vor Deinen Schöpfer zu treten. Gottes Rathschluß hatte Dir zwar nur ein kurzes Dasein bestimmt, doch möge es Dir zum Troste gereichen, daß auch das Leben eines Greises im unendlichen Ring der Ewigkeit nicht höher in Anschlag zu bringen ist; über eine kurze Weile sind wir Dir ja Alle gefolgt. Möge Dein Schöpfer Deiner Seele einen vollkommeneren Wohnsitz geben, als Dein irdischer war."

Ueber das todtenblasse Antlitz John's zuckte ein schmerzliches, bitteres Lächeln; er winkte Francis Reynolds zu sich, welcher mit treuer, warmer Freundschaft seit ihrem ersten Zusammentreffen an ihm gehangen.

„Francis," sagte er mit matter Stimme, „mein Vater ist ein guter, frommer Mann; aber seine friedfertige, edle Denkungs-

art wird nicht immer die Tollheit und Mordlust unserer Feinde entwaffnen. Versprich mir, künftig der Schutz und Schirm meiner Schwestern zu seyn, und — räche mich, wenn es Dir möglich werden sollte."

„O mein Sohn, warum willst Du mit Rachegedanken vor Deinen langmüthigen und mildrichtenden Gott treten?" klagte der erschütterte Vater. „Die Rache gebührt allein dem Herrn.

Francis Reynolds drückte die kalte feuchte Hand seines Freundes und erwiederte ernst und entschlossen: „Ja, John, hier an Deinem Schmerzenslager schwör' ich es Dir bei Gott, dem Allmächtigen, Deinen Schwestern ein Schutz und Schirm zu seyn, so lange meine Hand noch eine Büchse spannen und den Tomahawk zu führen vermag, und —" hier beugte er sich über den Verwundeten und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

Aus den Augen Johns brach ein letzter Strahl der Freude, der Mund verzog sich zu einem krampfhaften Lächeln. „Gefangen, — hier — wohl — nun will ich sterben. —" Nach diesen mühsam ausgestoßenen Worten fing sein Athem zu stocken an und seine Augen brachen. Reynolds Mittheilung hatte seinen Tod beschleunigt.

Katharina warf sich jetzt laut schluchzend über die theure Leiche, und bedeckte sein erstarrtes Gesicht mit Küssen und Thränen. Elisabeth kniete am Bett, gleich einer starren Marmorsäule, und hielt die kalte von Todesschweiß überzogne Hand des Geschiedenen; keine Thräne trat in ihr brennendes Auge, aber der Eindruck dieses tragischen Augenblicks ergriff sie um so lebendiger; nach wenigen Sekunden sank sie ohnmächtig an der Seite des Bettes zusammen. Vater Böhler saß tief erschüttert in einem Sessel und bedeckte sein erdphal gewordenes Gesicht mit beiden Händen. Einige Bewohner vom Fort, welche im Zimmer gegenwärtig waren, beschäftigten sich mit der Ohnmächtigen.

Reynolds, nachdem er dem Verstorbenen noch einmal die erstarrte Hand gedrückt, verließ jetzt rasch das Zimmer; seine Gebärden drückten Wuth und Rachedurst aus. Er eilte in den Garten, wo er den Major und mehrere andere bewaffnete Männer fand, welche die Ausgänge des Hauses und Gartens besetzt hielten.

„Er ist todt," hob er mit lauter zornbebender Stimme an; „jetzt Freunde laßt uns das Raubthier in Menschengestalt aus

seinem Versteck aufjagen und ihn seinem Opfer in den Tod nachsenden."

Auf Geheiß Major Garland's stieß einer der Bewaffneten mit dem Büchsenkolben mehrmals wider die sehr feste und gut verschlossene Thüre, und der Major rief mit sonorer Stimme: „Simon Girty, im Namen des Gesetzes fordern wir Euch auf, Euch zu ergeben; längerer Widerstand ist unnütz und wird Euer Schicksal nur verschlimmern!" Im Gebäude blieb Alles still. Weder die Thüre noch der scheinbar verschlossene Laden regte sich. Die Bewaffneten donnerten stärker wider die Thüre und die Aufforderung zur Uebergabe erging zum Zweitenmal. Da ertönte ganz aus der Ferne in ihrem Rücken, vom Rand des Waldes her, ein wildes und höhnisches Gelächter.

"God damn! sollte der Schuft uns schon entwischt seyn?" murmelte der Major verdrießlich.

„Nicht doch — ich sehe so eben einen Lichtstrahl durch das Schlüsselloch blitzen," flüsterte Reynolds; „Fußtritte nähern sich dem Fensterladen.

„Aufgepaßt, Leute! und wenn er sich durchschlagen will, so schießt ihn augenblicklich nieder," kommandirte der Major leise.

In diesem Augenblick flog der nur beigedrückte, doch nicht verschlossene Laden auf; alle Büchsen richteten sich nach der Oeffnung, die Hähne an den Schlössern knackten.

„Halt! Donnerwetter, Leute, haltet ein!" schrie der Major; denn an dem Fenster erschien nicht Girty, sondern das ehrwürdige Haupt Böhler's.

„Den Herr hat mich heute schwer geprüft, liebe Freunde, „sprach der unglückliche Vater ernst und feierlich;" aber die schwerste Prüfung hat er mir erlassen; denn er verhängt über den Sterblichen kein schwereres Schicksal, als er zu ertragen vermag. Den bedauernswerthen Missethäter Simon Girty werdet ihr nicht mehr hier finden; er ist eurer Hand entflohen, doch nicht der Hand Gottes, die ihn sicher ereilen wird, wenn seine Stunde gekommen."

Simon Girty war wirklich entkommen. Nachdem er von seinem Versteck aus bemerkt, daß Francis Reynolds seine Spur im Garten entdeckt, hatte er nur dessen Entfernung abgewartet, um augenblicklich seine Flucht durch das Fenster und auf demselben Weg zu bewerkstelligen, auf dem er in den Garten gedrungen.

Um seinen Feind zu täuschen, dessen Rückkehr mit andern unverzüglich zu erwarten stand, hatte er den starken Laden vor dem Fenster fest beigedrückt. Girty hatte bereits den westlichen Waldsaum erreicht, als er die Kolbenstöße wider die Thüre seines früheren Verstecks aus der Ferne vernahm; er schlug ein lautes höhnisches Gelächter auf, das bis in die Ohren seiner Verfolger drang, dann eilte er mit seinem scharfen, die Nacht durchdringenden Blick rasch durch das Dickicht vorwärts, mit tiefem Groll und Racheplänen gegen alle Kentuckier erfüllt, und als der Morgen tagte, hatte er sich in nordwestlicher Richtung schon bedeutend den Urwäldern und Indianergebieten genähert, welche gegenwärtig das östliche Indiana und das westliche Ohio bilden. Er hatte seine Flucht so gut, rasch und listig bewerkstelligt, daß seine Verfolger, welche mit Tages-Anbruch ihm nacheilten, seine Spur bald verloren und unverrichteter Sache umkehren mußten.

—§—

V.

Amerikanische Jäger und ein englischer Deserteur.

Staufachers Haus verbirgt sich nicht. Zu Aeußerst
Am offenen Heerweg steht's einwirthlich Dach
Für alle Wanderer, die des Weges fahren.

Schiller.

Das Jahr eilte im Sturmschritt seinem Ende entgegen. Die Ochsenfrösche hatten bereits ihr Brüllen eingestellt und sich schweigsam tiefer in ihre Sümpfe vergraben. Die Schwalben, welche den Sommer über sich an den Häusern eingenistet und ihre Jungen aufgezogen, hielten Zusammenkünfte auf den Giebeln und Dachrinnen und zwitscherten so eifrig, als unterhielten sie sich über den nahe bevorstehenden Abzug nach dem tiefern Süden, flogen auch wohl mit ihren Jungen hin und wieder, als wollten sie dieselben für die lange Reise einüben. Die Blätter wechselten bereits in jener wunderbaren Farbenpracht, wie sie ihnen im Herbste in der nördlicheren Hälfte von Amerika bis zum mexikanischen Golf besonders eigen ist. Das Wetter wurde hin und

wieder rauh und unfreundlich, und häufige Regenstürme verkündeten das Herannahen des Winters.

Auf Bryant's Standposten und dessen Umgegend hatte sich seit dem unglücklichen Ereignisse am zweiten Pfingsttage nichts von besonderer Wichtigkeit zugetragen. Nur selten ließen sich auf Jagdzügen begriffene Indianer in der Gegend noch sehen. Wenn sie unvermuthet in die Lichtungen des Waldes traten, und auf die immer zahlreicher werdenden Ansiedlungen der Weißen stießen, so zogen sie sich scheu wieder in die dichten Wälder zurück: denn der nur in seinen Wäldern heimische Wilde fühlt sich eben so unbehaglich und unheimlich im Angesichte der vordringenden Civilisation, als im entgegengesetzten Falle der verwöhnte Städter, der sich plötzlich in einen Urwald versetzt sieht.

Der Abend eines schönen Oktobertages war herangenaht, die Riesenschatten des westlichen Waldrandes hatten bereits die Felder der Ansiedlung in melancholisches Dämmerlicht versetzt und nur die Baumwipfel des östlichen Waldsaums glänzten noch in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Tiefe Stille herrschte in der Gegend umher, nur von dem unangenehmen Schrei des hoch in den Lüften kreisenden Habichts in langen Pausen unterbrochen. Der Holzhäher pochte einsam hie und da an einem hohlen Baume, und der Feuerfink strich mit seinem dunkelrothen Gefieder durch die dünner belaubten Zweige, die buntgefleckte Schlange durch das raschelnde Laub am Boden.

Auf einer kleinen Erhöhung, zwischen dem Elkhorn und Bryant's Standposten, über welche die Straße von Maysville nach Lexington führt, wurden jetzt drei Männer sichtbar. Der Eine ritt auf einem herrlichen Apfelschimmel etwas voraus und wandte seinen Kopf bald zur Rechten, bald zur Linken, die Gegend mit zufriedenem Blick durchschweifend; die beiden Fußgänger folgten ihm mit rüstigen Schritten. Der Reiter war schon ziemlich in den Jahren, hatte einen starken Körperbau von rauhem Ansehen und ein unansehnliches, verwittertes Gesicht, in welchem jedoch der Zug von Gutmüthigkeit nicht zu verkennen war. Seine Kleidung war einfach, aber von guten Stoffen, und hatte einen gewissen eleganten halbmilitairischen Zuschnitt, doch schien er auf seine Frisur und auf den dicken nicht sehr langen Schopf eisengrauer Haare in seinem Nacken keine große Sorgfalt zu verwenden; quer vor sich auf dem Sattel hatte er eine vorzügliche Kugelbüchse liegen, in den Halftern staken Pistolen. Dieser Reiter

war Daniel Boone, der berühmteste Bärenfänger des Westens und Gründer der ersten Ansiedlungen der Weißen in Ohio und Kentucky, in deren ungeheure Wildniß er zuerst mit einigen ihm gleichgesinnten kühnen und abenteuerlichen Männern unter den größten Gefahren eingedrungen war. Einer der ihm folgenden Zugänger gehörte zu jenen kriegerischen Gestalten, wie man sie damals an den westlichen Grenzen von Kentucky bis zu den großen Seen hinauf nicht selten traf, und welche ihre ganze Lebenszeit im Kriege gegen wilde Thiere und gegen wilde Menschen zubrachten, ihr Glück im beständigen Wechsel etwaiger Abenteuer suchend. Sie waren die fahrenden Ritter der neuen Welt, jedoch ohne die Chimaire eines adligen Stammbaums zu besitzen. Derselbe war ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren, mit einen hübschen, lebhaften, heiteren Gesicht, aus dessen dunklem Teint ein schwarzes glänzendes Augenpaar funkelte; dessen Blick im Zorn einem Feinde das Blut in den Adern starren machen konnte. Sein dichtes schwarzes Haar, welches in aufgelöstem Zustande ihm bis auf die Waden herab hing, hatte er in seinem Nacken in einem Haarbeutel befestigt. Sein Gang hatte etwas Majestätisch-Eigenthümliches; überhaupt erinnerte seine ganze Erscheinung unwillkürlich an einen jener Helden des Homer, von dem es heißt:

„Schrecklich schritt er einher und tödtlich war sein Blick."

Seine Kleidung bestand aus einem kurzen Jagdrocke von Wildleder, ledernen Loggings oder Gamaschen an den Beinen, Moccasins an den Füßen und einer Kappe von Racoonfell, leicht in die Stirne gedrückt; in dem Leibgürtel stak ein langes Jagdmesser und der Tomahawk; die lange Jagdflinte lag auf seiner linken Schulter. Dieser Jüngling war Ludwig Wetzel, der gefürchtetste unter den in der Grenzer-Geschichte berühmt gewordenen Brüdern, deren Vater, wie früher mitgetheilt wurde, ein Deutscher war. Ludwig Wetzel, der Schrecken der Indianer, war im Umgange mit seinen Freunden ein herziger, munterer Geselle; wen er als Freund erkannte, der besaß sein ganzes Herz—seine Feindschaft war gefahrvoll.

Der andere Begleiter Boone's war ein junger Mann von etwa 21 Jahren, mit blondem Haar, einem frischen Gesicht, braunen Augen, stumpfer Nase und einer sehr treuherzigen Miene. Seine schlanke Gestalt war mit einem rothen englischen Soldatenrock bekleidet, der indessen schon sehr abgetragen war.

Die sorgfältige, jedoch ungepuderte Frisur mit dem ordonanzmäßig gewickelten Zopf, bedeckte eine sehr fadenscheinige englische Lagermütze; ein paar zerrissene Schuhe, ein paar stark geflickte Beinkleider vollendeten das Costüm. Seine einzige Waffe war ein derber Knotenstock, an dem er auf der Schulter ein kleines Bündel trug. Auf den ersten Blick konnte man dem jungen Manne den Deutschen ansehen. Philipp Claud, dies war sein Name, war ein kurfürstlich, hessisches Landeskind, und während dem nordamerikanischen Revolutionskrieg von seinem Allergnädigsten Landesvater mit Tausenden seiner hessischen Brüder um schnödes Gold an die Engländer verschachert worden, um in Amerika ein freigewordenes, hochherziges Volk wieder mit Waffengewalt unterdrücken zu helfen. Er hatte unter Oberstlieutenant Tarleton die Schlacht bei Cowpens, in Nord-Carolina, gegen den siegreichen amerikanischen General Greene mitgefochten und befand sich am Schluß derselben unter den Gefangenen, welche gleich darauf nach Virginien transportirt wurden. Da hier die Amerikaner kein besonderes Augenmerk auf die gefangenen Hessen hatten, und mehrere in Virginien ansässige deutsche Farmer ihren gefangenen Landsleuten das freie Leben in Amerika gar anziehend und lockend schilderten, so wurden deren täglich weniger. Und da auch Philipp Claud keine besondere Neigung verspürte, in den ihm aufgezwungenen Heldenstand zurückzukehren, und er jetzt eine bessere Meinung als früher über Amerika gefaßt hatte, seit er dessen Bewohner näher hatte kennen lernen, so machte er sich an einem schönen Morgen ganz stillschweigend auf seine Beine und schlug den Weg nach dem Innern des Landes ein, wo er endlich nach mancherlei kleinen Abenteuern in Maysville am Ohio eintraf, und von einem deutsch-pennsylvanischen Militz-Offizier von Boone's Bekanntschaft dem Letztern empfohlen wurde, welcher ihn auch nach Kentucky mitnahm, um ihm eine Unterkunft als Knecht bei irgend einem Farmer zu verschaffen. Dem alten Militz-Oberst Boone gefiel das dienstfertige, treuherzige und bescheidene Wesen des Deutschen, und Claud hatte sich während der kurzen Reise bereits seine ganze Gunst erworben.

Die kleine Caravane kam jetzt in die Nähe von Böhler's Farm. Der Oberst ritt nach seiner Weise ernst und schweigend des Weges, Claud hörte mit augenscheinlich gespannter Aufmerksamkeit den Berichten des sehr gesprächigen Wetzels über seine Abenteu-

er und Kämpfe gegen Indianer, Bären, Panther und Wölfe zu, welche dieser ihm in pennsylvanisch-deutscher Mundart gab, da Claud der englischen Sprache noch nicht mächtig war. Da Wetzel nach Art der Jugend, seinen Mittheilungen hin und wieder ein ziemlich prahlerisches Colorit gab, so schienen hin und wieder in den Mundwinkeln Claud's sich ganz leise seine innern Zweifel abzuspiegeln, welche der junge Waidmann jedoch nicht bemerkte und fortfuhr, im drolligsten Ton und mit dem muthwilligsten Gesicht die schauderhaftesten Begebenheiten aus seinem kurzen, aber an Ereignissen reichen Lebenslauf zu erzählen, als sey die Rede nur von einem kurzweiligen Spiel. Dem gemüthlichen Deutschen hätten früher bei solchen Erzählungen vielleicht die Haare zu Berg gestanden; allein der Kriegszug nach Amerika und die Schlacht bei Cowpens und einige andere Scharmützel, die er mitgemacht, hatten ihn für solche Schauderberichte schon etwas abgehärtet.

„Da ist die Farm eines Eurer Landsleute," sagte jetzt Boone, und deutete mit der Rechten nach Böhler's Meierei. „Ich will einen Augenblick bei ihm anhalten und fragen, ob er Euch vielleicht brauchen kann."

Boone und seine beiden Begleiter schlugen den schmalen Pfad nach dem Gehöfte ein und hatten es in wenigen Minuten erreicht. Das Hofthor stand offen, zwei große Hunde stürzten den Eintretenden laut bellend entgegen. Ein schon grauhaariger Neger kam mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen aus der Scheune. Als er Boone erblickte, den er gar wohl kannte, riß er hurtig ein Fragment vom Kopfe, das ehemals ein Hut gewesen zu sein schien und machte eine tiefe Verbeugung.

„Jim, wo ist der Landlord?" fragte Boone.

„Massa, will gleich komm Master aus Haus," erwiederte der alte Neger in seinem kauderwelschen Neger-Englisch mit den Zeichen tiefster Ehrfurcht.

Der junge Hesse warf seine musternden Augen auf Haus und Hof. Der hohe Giebel des Hauptgebäudes, sowie die Einrichtung der Scheune, Stallungen u. s. w., was sich Alles wesentlich von den gewöhnlichen amerikanischen Farmen unterschied, kamen ihm so traulich und heimisch vor, daß er um sein Leben gern hier bleiben zu können wünschte.

Durch das Bellen der Hunde aufmerksam gemacht, trat jetzt Böhler mit dem ernsten, und dabei milden und gutmüthigen

Ausdrucke in seinen Zügen, aus der Thüre des Hauses und ging Boone bewillkommend entgegen; ihm folgten seine beiden Töchter und Francis Reynolds, der so oft als möglich Gelegenheit suchte, Nachbar Böhler besuchen zu können; im Grunde aber nur, um die liebenswürdige Katharina zu sehen und zu sprechen. Die beiden Mädchen waren in ihre gewöhnliche Haustracht gekleidet, und nur die schwarzen Bänder, die an Kleid, Schürze und Häubchen angebracht waren, ließen noch die öffentliche Nachtrauer um den unglücklichen John wahrnehmen.

„Nehmt meinen herzlichen Willkomm, Colonel!" grüßte Böhler und schüttelte dem alten Bärenjäger traulich die Hand. Auf einen Wink raunte der alte Neger herbei, um die Zügel des Pferdes zu halten.

"Please your soul, Sir!" erwiederte Boone. „Laß es gut sein, Nigger," raunte er dem Neger zu. „Wenn es Euch gefällt, Squire, so werde ich Euch morgen ein paar Stunden Gesellschaft leisten," wandte er sich wieder an Böhler; „jetzt muß ich nach dem Fort, da ich dort noch Geschäfte für Mistreß Bryant, meine Schwester, und als Vormund ihrer Kinder abzumachen habe."

„Eure Gesellschaft ist mir irgend jederzeit sehr wünschenswerth, Colonel."

Boon nickte zufrieden mit dem Kopfe. „Noch Etwas, Sir. Da bringe ich einen Hessen — ich denke, er ist ein guter Boy —, hat unter den Brittischen gestanden, wie Ihr an seinem Rocke seht, und den Tanz bei Cowpens mitgemacht; fiel in die Hände unsrer Leute, die ihn kriegsgefangen nach Winchester in Virginien brachten. Da er fürchtete, wieder ausgewechselt zu werden, und er's bei den Engländern satt hatte, suchte er das Weite. Das ist seine Geschichte. Wenn ich's recht verstehe, so ist er Euer Landsmann und Ihr könnt vielleicht Etwas für ihn thun."

In der That, Claud hatte Ursache, seinem Protector sehr dankbar zu sein. So geschmeidig und soviel auf Einmal hatte der alte Boone in langer Zeit nicht zu Gunsten eines ihm fremden Mannes gesprochen. Böhler sah den Fremden mit einem ruhigen, ernsten Blicke an und erwiederte dann: „Ich will dem jungen Manne so lange Zuflucht geben, bis er ein anderes Unterkommen findet."

„Ihr leistet mir dadurch einen großen Dienst, Squire."

„Keine Neuigkeiten aus den Staaten, Colonel?“ fragte Böhler weiter, als Boon sein Pferd wandte, um wegzureiten.

„Gute Neuigkeit,“ erwiederte dieser mit einem zufriedenen Lächeln, indem er sein Pferd anhielt. „In Maysville traf die Nachricht ein, daß Yorktown und Gloucester Point über ist und daß Cornwallis mit der Besatzung sich dem General Washington kriegsgefangen übergeben hat. Ich denke, die Engländer werden bald genug haben und einsehen, daß sie der vereinten Armee doch nicht die Spitze bieten können.“

„Der Herr sei gelobt und gepriesen; er hat es wohl gemacht!“ rief Böhler, und zum Erstenmal wieder, seit dem Tode seines Sohnes, sah man aus seinem ehrwürdigen Antlitz einen Strahl der Freude brechen. Böhler war ein warmer Patriot und ächter Republikaner, und ob ihm gleich nach seinen herrnhutischen Ansichten der Krieg ein Gräuel war, so hatte er doch nur zu wohl eingesehen, daß blos mit der Gewalt der Waffen sein Adoptiv-Vaterland von dem schmählichen Joche England's befreit werden könnte.

„So hat General Arnold's Raubzug gegen Neu-London, mit welchem der Engländer Clinton den großen Washington von seinem Marsche nach Yorktown zurückzulocken suchte, glücklicherweise nichts gefruchtet.“

„Gott verdamme den Verräther Arnold! Möge ihn der Fluch und die Verachtung der Mit- und Nachwelt treffen!“ rief Boone entrüstet' “Good bye, Sir!” Mit diesen Worten sprengte der alte Oberst zum Hof hinaus, dem Fort entgegen.

Während diesem Gespräche war Francis Reynolds zu den beiden jungen fremden Männern getreten. Den Hessen behandelte er anfänglich wegen seines verhaßten rothen Rockes kalt und verächtlich, und schenkte seine Aufmerksamkeit nur dem jungen Jäger; als er nun gar hörte, derselbe sei einer der Gebrüder Wetzel, deren Ruf der Tapferkeit und Verwegenheit längs der Grenze von den obern Seen bis zur Mobile-Bay in alle Ansiedlungen gedrungen und der Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung aller jungen Männer geworden war, zeigte Reynolds eine unbändige Freude. Der Jäger wußte ihm versprechen, ein paar Tage bei ihm auf Bryants Standposten zu bleiben, was dieser auch gerne zusagte.

Wetzel, der Boone und den Hessen zufällig in Maysville getroffen und sich ihnen angeschlossen hatte, da um diese Zeit kein Kriegs-

zug gegen die Indianer im Werke war, und zwischen denselben und den Weißen ein scheinbarer Frieden herrschte, war dem jungen Deutschen, der so aufmerksam der Erzählung seiner Jagdgeschichten und Indianer-Abentheuer zugehört hatte, sehr gewogen geworden, und es hatte sich unvermerkt zwischen Beiden ein Freundschafts-Verhältniß entwickelt. Er versprach Claud am nächsten Tage einen Besuch da er gehört hatte, daß der Herr des Gehöftes ihn vorläufig bei sich behalten wolle, und nahm darauf herzlich von ihm Abschied. Gerne hätte er sich auch von den beiden lieblichen Frauenbildern beurlaubt, welche etwas schüchtern in der Thüre stehen geblieben waren, und dem Gespräch der Männer gelauscht hatten, wenn es seine Blödigkeit zugelassen hätte, die ihn gewöhnlich Frauenzimmern gegenüber befiel, und die gegenwärtig durch einen ihm bisher ganz unbekannten Eindruck noch verstärkt wurde, den Elisabeth's interessante Erscheinung auf ihn gemacht hatte. Er begnügte sich damit, dieselben, gleich Reynolds, von ferne zu grüßen, und folgte Boone an der Seite seines neuen Freundes nach dem Standposten.

Eine Stunde später saß Philipp Claud, der junge Hesse, im Wohnzimmer der Böhler'schen Familie hinter einem ihm nachträglich vorgesetzten einfachen aber sehr schmackhaften Abendbrod von Mehse, oder kaltem Welschkornbrei mit Melasses, Schinken, Butter, Brod, Käse und Aepfeln. Die furchtbare Niederlage, welche er darunter anrichtete, zeugte von seinem guten Appetitt, der lange nicht in solchem Maaße befriedigt worden zu seyn schien. Vater Böhler saß am Kamin und wiegte sich in seinem selbstverfertigten Rockingchair oder Schaukelstuhle, und sah der lebhaften Attake seines Landsmannes auf die vor ihm stehenden eßbaren Batterien mit wohlgefälliger Miene zu.

Katharina hatte sich an einem der mit freundlichen Gardinen verhängten Fenster am Spinnrad Etwas zu schaffen gemacht und warf, während sie mit ihren Rosenfingern den Faden drehte, und zuweilen dieselben an den Rosenlippen ein wenig anfeuchtete, dann und wann einen scheuen Seitenblick auf den Esser. Elisabeth ging ab und zu, aber so leicht und schwebend, daß man den Tritt ihres kleinen Fußes kaum in dem in zierlichen Wellenlinien gestrichenen weißen Sand des Fußbodens hören konnte. So lange Philipp mit der Befriedigung seines guten deutschen Magens beschäftigt war, wurde die tiefste Stille ge-

gen ihn beobachtet; nachdem er jedoch sein Mahl mit der Verspeisung eines großen rothbäckigen Apfels geschlossen, und seinen Platz am Tisch verließ, nahm Böhler, der durch die von Boone erhaltene freudige Nachricht, in gute Laune versetzt und redseliger, als sonst gestimmt war, das Wort.

„Ist Er ein geborner Hesse, Landsmann?" fragte er. Das Gespräch wurde natürlich in deutscher Sprache geführt.

„Ja, Herr," erwiderte Philipp bescheiden. „Ich bin aus Trendelburg an der Esse, wo mein Vater als Schulmeister angestellt ist."

„Wie heißt er denn?"

„Philipp Claud."

„Claud?" fragte Böhler etwas überrascht, und auch Katharina und die eben herein getretene Elisabeth schienen von dem Namen sonderbar berührt.

„Ist Seine Familie schon lange in dem Ort, den Er mir genannt, ansässig?"

„Nein, Herr, mein Großvater war Stadtmusikant in Kassel und hieß Sebastian Claud."

Der Herrenhuter stand rasch auf, wie von einer plötzlichen innern Aufregung überwältigt, und sprach bewegt, seine Hände andächtig faltend und seinen Blick nach Oben richtend: „Herr, Deine Wege sind unerforschlich und Deine Güte ohne Ende! Elisabeth — Katharina — umarmt diesen jungen Mann und heißt ihn noch einmal herzlich willkommen. Er ist mein und Euer Vetter und nächster Verwandter."

Philipp fuhr von der Bank, auf der er sich niedergelassen, in die Höhe und machte große Augen; er wußte nicht, was er zu diesem Auftritt sagen sollte. Die beiden Mädchen sahen höchst überrascht, bald ihren Vater, bald den jungen englischen Deserteur an.

„Wißt, Kinder," erklärte etwas gefaßter Böhler, „der Vater meiner guten seligen Frau, der mein erster und größter Wohlthäter in Amerika war, und der Vater dieses jungen Mannes sind leibliche Brüder gewesen, Eure Mutter, wie ihr selbst wißt, war eine geborne Claud."

„Juchheisa!" schrie jetzt Philipp und machte einen Freudensprung fast bis zur Decke. „So seyd Ihr wirklich und wahrhaftig mein leiblicher Vetter? Und diese hübschen Jungfern sind

meine Basen?" und in seiner naiven Freude fiel er ohne Umstände den erröthenden Mädchen einer nach der andern um den Hals und küßte sie herzhaft auf die Wangen." Mein Vater hat es mir oft erzählt, fuhr er mit Freudenthränen in den Augen fort, „daß ich noch einen Onkel hätte, der nach Amerika auf und davon gegangen sey; einmal hat er uns durch einen fremden Mann auch etwas Geld geschickt, und hatte meinem Vatter dabei sagen lassen, daß es ihm recht gut ginge, aber dann haben wir nichts mehr von ihm gehört und wußten nicht, was aus ihm geworden war, und nun — o Jesus, Du mein lieber Herr Gott im Himmel!! hab' ich denn diese Freude auch verdient?"

Wie von einem Antrieb geleitet sanken alle vier glückliche Menschen auf die Kniee und dankten der Vorsehung für die Fügung dieses frohen Ereignisses; in den Augen Aller glänzten Thränen der reinsten Freude.

—◆◆—

VI.

Ein Kapitel der Liebe.

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe, sag'?
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Und sprich: Woher kommt Liebe?
Sie kömmt und sie ist da!
Und sprich: Wie schwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geschah.

Und wann ist Lieb' am reinsten?
Die ihrer selbst vergißt.
Und wann ist Lieb' am tiefsten?
Wenn sie am stillsten ist.

Und wann ist Lieb' am reichsten?
Das ist sie, wenn sie giebt.
Und sprich, wie redet Liebe?
Sie redet nicht, sie liebt.

Fried. Halm.

Die Ankunft Claud's hatte dem seitherigen melancholischen Leben auf der Farm am Eckhorn ein Ende gemacht. Das ernste Antlitz Vater Böhler's hatte wieder wie vordem, einen mild hei-

teren Ausdruck; die beiden Mädchen waren in großer Geschäftigkeit, den Vetter aus Hessen so gut als es in der Eile und bei den obwaltenden Verhältnissen gehen wollte, ein wenig mit Wäsche und Kleidern herauszustaffiren, damit man ihn doch auch vor den Leuten sehen lassen könne, meinte die muntere Katharina. Die in der schweren, mit Eisen beschlagenen Truhe vergrabenen Kleidungsstücke des unglücklichen John, welche seither nicht mehr an's Tageslicht zu kommen bestimmt schienen, wurden mit einem wehmüthigen Lächeln von Katharina wieder hervorgezogen, um den abgerissenen deutschen Vetter so bald als möglich seiner verhaßten Uniform zu entkleiden, und ihm ein respektableres Ansehen zu geben. Da gab's nun Arbeit die Fülle, denn an Wäsche und Kleidern mußte hin und wieder etwas abgeändert werden, und die beiden Jungfrauen verstanden das gar wohl. Die Mädchen der ersten Kentuckier, sowie überhaupt der Grenzansiedler, waren noch sehr haushälterisch erzogen, und es war nicht selten, daß sie ihren Hausbedarf für Werktagskleidung selbst pflanzten, spannen, webten und zu Hemden und Kleidungsstücken fabrizirten. Vater Böhler verstand es, schöne und dauerhafte Moccasins aus Häuten von Elenthieren oder Hirschfellen zu verfertigen, wovon sich Vetter Claud noch an demselben Tage überzeugte, da ihm sein Verwandter ein Paar ganz neu gefertigter zum Geschenk machte. Als gegen Abend des folgenden Tages Francis Reynolds und sein neuer Freund Wetzel auf die Farm zum Besuche kamen, waren sie ganz verwundert, den englischen Deserteur in seinem Aeussern so vortheilhaft verändert zu sehen. Claud war auch, nachdem er sich seines Reiseschmutzes und seiner dürftigen Kleider entledigt, und in das neue Costüm gesteckt hatte, ein recht stattlicher, wohlaussehender Junge. Wetzel und Reynolds freuten sich herzlich, als sie die nahe Verwandtschaft Claud's und der Familie Böhler erfuhren.

Von nun an war Böhler's Blockhaus ohnfern dem Elkhorn der Mittelpunkt stiller Freude und Gemüthlichkeit. Philipp hatte sich bald durch den unermüdlichen Fleiß, mit dem er sich der Oekonomie der Farm annahm, sowie durch seine Ordnungsliebe und zuvorkommendes, bescheidenes Wesen die Liebe der ganzen Familie und die Achtung und das Wohlwollen Aller erworben, welche ihn näher kennen lernten. Seit seiner Ankunft war auch die Freundschaft zwischen Böhler und dem alten Boone inniger geworden. Böhler war dem alten Jäger dankbar, daß

er ihm einen so nahen Verwandten und jungen fleißigen Mann zugebracht, und Boone verließ künftig nie Bryant's Standposten, ohne die liebenswürdige Familie und seinen Schützling vorher besucht zu haben. Der alte Böhler fing bereits an, sich so im Stillen seine Pläne zu machen. Die schöne sanfte Elisabeth war bereits in dem Alter, wo sorgsame Väter sich gerne um solide Männer für ihre Töchter umsehen, und Vater Böhler konnte bei reiflicher Ueberlegung sich keinen bessern Schwiegersohn wünschen, als seinen Vetter. Zwar war Claud arm wie eine Kirchenmaus, aber Böhler war einst eben so arm gewesen, und der Hesse trug ein Herz in der Brust, das er höher schätzte als eitel Geld und Gut. Der Plan wurzelte daher immer fester bei ihm, aus Philipp und Elisabeth ein Paar zu machen und ihnen später einmal die Farm zu überlassen.

Aber die Pläne der Väter werden nur gar zu oft von den Neigungen der Kinder durchkreuzt. Zwar waren die Maids der ersten Kentuckier nicht weniger verliebt wie heutzutage, und Claud war ein hübscher Junge, wie nur einer unter den Kentuckier Boys gefunden werden konnte; aber das Herz der schönen Elisabeth hatte sich bereits einen Andern erkoren; doch verschloß sie ihre Gedanken darüber still in ihrem jungfräulichen Busen und Niemand hatte noch eine Ahnung davon. Ihrem jungen Vetter war sie zugethan, wie ohngefähr eine Schwester ihrem Bruder. Philipp seinerseits hegte dasselbe Gefühl für sie; allein sein Herz schlug wärmer für die liebliche, muntre und zutraulichere Katharina; Elisabeth's etwas feierliches Betragen hielt ihn mehr in fast scheuer Ehrerbietung von ihr. Da er indessen bald ausfand, daß die neckische Katharina sich bis über die Ohren in den jungen Reynolds verliebt hatte, und dieser mit der ganzen Gluth eines jungen Kentuckiers sie wieder liebte, war er vernünftig genug, sich die Sache mit einem Seufzer aus dem Sinne zu schlagen. Er war fleißig und bescheiden wie zuvor, und erfreute sich seiner nunmehr so behaglichen Existenz, unbekümmert, was die Zukunft ihm bringen würde.

Ludwig Wetzel blieb sonst nie lange an einem Orte. Sein Geschäft war in der Regel, an der Grenze gemächlich hin und her zu schlendern und den freiwilligen Grenzaufseher gegen die Indianerstämme zu machen; man konnte ihn daher bald an den canadischen Seen, bald am Ohio, bald an der südlichen Grenze der Indianergebiete, wo die Stämme der Cherokesen hausten,

finden. Ueberall, wohin er kam, wurde er von den weißen Ansiedlern freundlich aufgenommen und gastfrei bewirthet, so lange es ihm gefiel; denn sie erkannten dankbar in ihm ihren stets wachsamen Beschützer und als einen ihrer tapfersten Vertheidiger im Kriege gegen ihre rothhäutigen Feinde. Der Verkauf der Pelzwerke, die er auf seinen fortwährenden Streifzügen erbeutete, mußte die Unkosten für Pulver und Blei und seine sonstigen geringen Bedürfnisse bestreiten. Ludwig Wetzel hielt sich diesmal auf Bryant's Standposten vorzugsweise länger auf, als je an einem andern Orte. Den Tag über streifte er gewöhnlich im nahen Walde und kehrte selten ohne reiche Jagdbeute zurück, deren größten Theil er in die Küche der alten Mistreß Reynolds lieferte; das beste Stück aber regelmäßig Abends in Gesellschaft seines Freundes Francis mit nach der Farm am Elkhorn nahm, wo ihm dann auch regelmäßig Jungfrau Elisabeth mit einem leichten Erröthen und sanften Lächeln den Wildbraten abnahm, und ihn und Reynolds auf eine Tasse Thee oder eigentlich zum Abendessen einlud, welches sie geschickt jedesmal bis zu deren Eintreffen zu verschieben wußte.

Dies hatte natürlich Alles seine ganz besondern Ursachen. Elisabeth's Erscheinung hatte vom ersten Augenblick an auf Wetzel einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Der junge, rauhe und sonst unbändige Jägersmann war in Gegenwart des holden Mädchens fromm wie ein Lamm, nachgiebig gegen seine Freunde und so wehmüthig-träumerisch nachsinnend und zerstreut, daß er oft an ihn gerichtete Fragen ganz verkehrt beantwortete. Nur wenn Elisabeth sprach, lauschte sein scharfes Ohr, und es entging ihm auch keines ihrer leisesten Worte; doch wagte er selten sie anzureden, und wenn sie es that, so waren seine Antworten so einsylbig, beklommen und nichtssagend, daß er sich selber vor Aerger den Kopf hätte abreißen mögen. Im Walde warf er sich oft gedankenvoll unter den Schatten eines Baumes, und liebliche, reizende Bilder schwebten an seiner Phantasie vorüber, bis eine im Laub raschelnde Schlange oder ein Wild ihn aus seinen Träumereien aufschreckte. Oft wurde er auch über das weibische Wesen, das ihn seiner Meinung nach befallen, wild und grimmig; dann fluchte er martialisch und verschwor sich hoch und theuer, gleich morgenden Tages die Gegend zu verlassen, und die Maid, die's ihm angethan, nimmer wieder zu schauen. Doch

kam er Abends auf dem Standposten an, so war jede Spur von Zorn verflogen und sein Schwören und Fluchen rein vergessen, und wieder zog's ihn hin nach der Farm am Elkhorn; er konnte nicht widerstehen. Mit einem Worte, der sonst so freie und unabhängige Sinn des jungen Waidmanns war in den Ketten und Banden der ersten Liebe befangen, und der nie fehlende Schütze war von einem besseren Scharfschützen, von dem kleinen schelmischen Cupido, mit einem Liebespfeile mitten durch's Herz getroffen.

Man sagt, die Liebe sei blind; aber die Liebe ist auch das Scharfsichtigste, was es auf der Welt geben kann — nemlich unter den Liebendenden selbst. Elisabeth, dieses sanfte, bescheidene und verschlossene Gemüth fühlte sich im sonderbaren Contrast zu ihrem eigenen Charakter, zu großartigen, romantischen Charakteren hingezogen. Als einen solchen betrachtete sie mit Recht Wetzel, dessen Schicksale und kühne, verwegene Thaten bereits in dem Munde aller Grenzansiedler waren, obgleich er noch in dem Jünglingsalter stand. Die kräftige, einnehmende Gestalt des jungen Helden mußte ihm vollends das Herz eines schwärmerischen Mädchens, wie Elisabeth war, gewinnen. Mit dem scharfen Auge ihrer stillgehegten Liebe hatte sie auch schnell wahrgenommen, daß sie selbst dem jungen Jäger nicht gleichgültig sei, und mit schüchternem Entgegenkommen, soweit es die weibliche Delikatesse gestattete, ihn zu ermuthigen gesucht; aber das erste Geständniß ist das Schwerste, was die Liebe zu überwinden hat.

Vater Böhler, der das Liebesverhältniß seiner jüngern Tochter zu Francis Reynolds längst bemerkt, und demselben im Stillen nicht abgeneigt war, da er Francis als einen wackern Jüngling kannte, hatte doch noch keine Ahnung von den Beziehungen zwischen seiner ältern Tochter und Wetzel, für den er ohnedem keine besondere Zuneigung fühlte. Er hielt ihn für einen Mann des Haders und des Mordes, der zwar mit seinen Genossen die weißen Grenzansiedler bei Ueberfällen der Indianer tapfer vertheidigte, aber auch oft selbst den rothen Männern der Wildniß Veranlassung zum Kriege gäbe. Er behandelte Wetzel mit der ihm eigenen Gastfreundschaft und Freundlichkeit; aber er liebte den Mann nicht, und mußte gemäß seines Charakters am wenigsten ihn zum Schwiegersohn sich wünschen.

So vergingen pfeilschnell Tage und Wochen auf der Farm am Elkhorn, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hatte. Die drei jungen Leute, Claud, Wetzel und Reynolds, standen in einem freundschaftlichen innigen Verhältniß zueinander, und kein Geheimniß waltete unter ihnen, ausser was ihre Herzensangelegenheiten anbelangte. Claud, der Anfangs noch sehr gebrochen Englisch sprach, konnte sich nach und nach bald geläufiger mit Reynolds unterhalten und die in dieser Sprache geführte Conversation verstehen. Reynolds und Wetzel fanden sich nach wie vor auf der Farm ein; zuweilen machte auch die Familie Böhler in Begleitung ihrer jungen Freunde einen Spaziergang nach dem nahen Walde. Das Liebesverhältniß zwischen Wetzel und Elisabeth war immer noch nicht zum Wort gekommen, doch kam ihnen endlich der Zufall, der beste Gelegenheitsmacher, zu Hülfe, und zwar auf eine ziemlich ergreifende Weise.

Eines Nachmittags ging Elisabeth, während Katharina im Haus beschäftigt war, in den nahen Wald, um Kastanien, Nüsse und reife Beeren zum Einmachen für den Winter zu sammeln, die es dort in reichlicher Menge gab. Während dem Suchen entfernte sie sich etwas mehr als sonst von dem Waldsaum, doch sah sie durch einzelne Lichtungen der Bäume, wenn sie zurückblickte, immer noch die Farm ihres Vaters, oder Bryants Fort. Plötzlich hörte sie nicht sehr ferne einen Schuß fallen, und gleich darauf ein kurzes, durchdringendes Gebrüll. Sie blieb erschreckt stehen und lauschte einige Sekunden, dann nahm sie ihren Korb und wollte sich eilig aus dem Wald entfernen. Da vernahm sie ein Rauschen des Laubes und ein Knistern der brechenden Aeste der Gebüsche. Sie hatte flüchtigen Schrittes sich bereits dem Waldrand genähert, wo das niedrige Gebüsch aufhörte, als sie sich umsah und zu ihrem größten Entsetzen ein großes Pantherthier, welches in furchtbaren Sprüngen ihr nachjagte, erblickte. Elisabeth hielt sich verloren, sie konnte dem schrecklichen Thier nicht entrinnen; doch die Eigenthümlichkeit desselben kennend, behielt sie so viel Geistesgegenwart, in ihrem Laufe einige schnelle, winkelähnliche Biegungen zu machen, bis sie die Kraft verließ und sie ohnmächtig zusammen sank. In diesem Augenblick donnerte ein zweiter ziemlich naher Schuß, der Panther machte einen furchtbaren Sprung und reckte sich wenige Schritte von Elisabeth im Todeskampf.

Als Elisabeth wieder die Augen aufschlug und zum Bewußtsein gelangte, erblickte sie dicht bei sich das todte Thier, sich selbst aber in Wetzels Armen, und fühlte ihre Hand in der seinen. Ein inniger Druck ihrer elastischen Finger, ein unaussprechlicher Blick ihrer schönen Augen war eine Sprache, die auch der blödeste Liebhaber verstehen mußte. Es war der seligste Augenblick in Wetzels Leben.

„Ihr habt mir das Leben gerettet, Ludwig," lispelte sie, und ließ sich ohne Ziererei die schüchternen Liebkosungen gefallen, die er sich zum Erstenmal erlaubte.

„Theure Elisabeth, heute bin ich sehr zufrieden damit, ein nicht ganz schlechter Schütze zu seyn; ich würde mich eher von dem Thier zerreißen, als Euch ihm zum Opfer gelassen haben."

Elisabeth lehnte ihr schönes Haupt an die Brust des kräftigen Jägers und mit einem bezaubernden Lächeln und jungfräulichen Erröthen sah sie ihm in das bräunliche, männlich-schöne Gesicht. Der Jüngling wagte den ersten beseligenden Kuß der Liebe.

Wetzel geleitete Elisabeth nach der Farm, und daß es dem liebenden Paar nun nicht mehr an Worten fehlte, darüber werden die Gelehrten einig seyn. Vater Böhler, Katharina, Claud und sogar Jim, der alte Neger, waren höchlich erschreckt und erfreut zugleich, als sie Elisabeth's Abenteuer im Walde vernahmen. Niemand hatte eine Ahnung von einer so großen und nahen Gefahr gehabt, da sich lange kein so gefürchtetes Thier in der Nähe der Ansiedlungen hatte blicken lassen. Nach der Erzählung Wetzel's hatte er schon am Morgen früh die Spur des Thieres gefunden und war den ganzen Tag nach ihm umhergestreift, bis er sein Lager nicht fern den Ansiedlungen aufgespürt hatte. Nach dem er es aufgejagt, sprang ihm dasselbe zum Angriff entgegen. Wetzel schoß ihm vor den Kopf, doch hatte die Kugel nicht die dicke Hirnschale durchbohrt, sondern nur stark gestreift und das Thier etwas betäubt, worauf es, von dem Jäger verfolgt, die Flucht ergriff. Als der Panther die Lichtung des Waldes erreichte und Elisabeth erblickte, mochte er dieselbe für einen neuen Feind halten und stürzte sich wüthend auf sie. Wetzel trat wenige Sekunden darauf aus dem Gebüsch, sah das entsetzenvolle Schauspiel der Flucht Elisabeths, und den wüthenden Panther hinter ihr. Der Jäger stürzte mit Pfeilesschnelle herbei, doch konnte er von seinem Gewehr keinen Gebrauch machen, da er mit dem Thiere zugleich

die Fliehende treffen mußte, bis das Mädchen, in ihrer Angst doch noch besonnen, sich plötzlich zur Seite drehte und die Bestie zu einem neuen Sprung sich wenden mußte; hierdurch bekam Wetzel die gräuliche Katze zur Seite zu fassen, und ein glücklicher Schuß durch den Kopf streckte es im gefährlichsten Augenblick todt zu Boden.

Als etwas später Reynolds kam, gingen die jungen Männer hinaus, das getödtete Raubthier herein zu schaffen. Es war ein völlig ausgewachsener Panther, und von einer Größe, wie noch keiner der Männer einen gesehen hatte. Sie vermutheten, daß er aus dem dichten Urwald des südlichen County herauf gedrungen sei. Dieser Vorfall hatte in den Augen Böhlers den Werth Wetzels bedeutend gesteigert, und er mußte es sich gestehen, daß diese wilden Jäger und Kriegsleute an der Grenze mitunter doch auch ihren großen Nutzen für die Menschheit haben könnten.

Ludwig Wetzel war von nun an wieder ein ganz anderer Mensch geworden, sein alter Frohsinn war zurückgekehrt, er war heiterer und gesprächiger als je. Und aus Elisabeth's Antlitz strahlte innige Zufriedenheit und Glückseligkeit. Durften auch die Liebenden aus Rücksichten ihre gegenseitige zärtliche Neigung, besonders vor Elisabeth's Vater, noch nicht an den Tag geben, so reichte doch ein gelegentlicher verstohlener Händedruck, einige traulich sich zugeflüsterte Worte hin, sie überaus glücklich zu machen. Es war dies die schönste Zeit in Wetzel's Leben. Das Liebespaar, wenn es dann und wann unbelauscht sein konnte, hatte sich bereits auch schon sein Plänchen für die Zukunft entworfen; Denn daß das Paradies der Ehe das Ziel ihrer heißesten Wünsche war, wie bei allen verliebten jungen Leuten, das versteht sich von selbst. Wetzel sah recht gut ein, daß er bei einem so unsteten Leben, wie er es seither geführt hatte, keine Frau von Elisabeth's Eigenschaften glücklich machen könne; es war daher bald der Entschluß in ihm gereift und von seinem Mädchen genehmigt, daß er gleichfalls ein ehrlicher fleißiger Farmer am Elkhorn werden wolle. Da er früher nie auf Sammeln einer namhaften Baarschaft bedacht gewesen war, so hoffte er behuf seiner Einrichtung eine kleine Anleihe bei dem alten wohlhabenden Boone machen zu können.

So war der Winter hereingebrochen, die Felder standen kahl und zuweilen mit Schnee bedeckt, die Bäume hatten ihr Laub verloren und nur die Tannen, Fichten und Cypressen prangten in

ihrem immerwährenden Grün; der kalte, durchdringende Nordwind und stürmisches, dumpfes Regenwetter folgten sich im raschen Wechsel. Da jetzt die Pelze am werthvollsten waren und das Wildpret am schmackhaftesten, so hielten viele Männer vom Fort, und darunter auch Wetzel und Reynolds, Streifzüge für mehrere Tage in die Urwälder, und kehrten stets mit reicher Jagdbeute heim. Wetzel war nun sorgsamer für seine Thierfelle als vordem, und suchte sie um den möglichst besten Preis an die vom obern Ohio herabkommenden Händler loszuschlagen, so daß er, als der Frühling heranrückte, nach Abzug aller Kosten, ein recht artiges Sümmchen übrig hatte.

Es giebt nichts Reineres und Wärmeres als unsre erste Freundschaft und unsre erste Liebe, sagt irgendwo der unsterbliche Jean Paul. Die gleiche Sympathie für die liebenswürdigen Schwestern hatte Wetzel und Reynolds zu innigen Freunden vereint, welche bald nicht das Geringste zwischen sich geheim hielten; sie lebten Beide im Hochgenusse der ersten Liebe und der ersten Freundschaft. Das Verhältniß zwischen Claud und den beiden jungen Männern war, obwohl freundschaftlich, doch nicht von so inniger Art; verschiedene Neigung und Sinnesart, und selbst die Ungeübtheit in der Landessprache, die er nicht so schnell überwinden konnte, hielten Claud von einem vertrauteren Umgange mit ihnen ab. Desto herzlicher wurde von Tag zu Tag die Zuneigung zwischen Claud und Vater Böhler, und sie standen bald zu einander wie Vater und Sohn.

Der kommende Frühling sollte, so lag es im Plane der beiden glücklichen Freunde, sie zum Ziele ihrer heißesten Wünsche, nemlich in das Paradies der Ehe, führen und sie mit ihren Angebeteten für immer verbinden. Francis Reynolds hatte bereits mit seinem Vater und dem Vater seiner Geliebten über diese Angelegenheit gesprochen und bei Beiden ein geneigtes Gehör gefunden, sowie die Zusicherung einiger Unterstützung, um wenigstens einen leidlichen Wirthschafts-Anfang zu haben, und sich dann durch eigenen Fleiß leicht selbst forthelfen zu können. Ludwig Wetzel war freilich noch nicht so weit, doch konnte er aus dem freundlicheren und herzlicheren Entgegenkommen Böhler's, welches dieser seit seiner kühnen That im Walde und der glücklichen Rettung seiner Tochter Elisabeth gegen ihn beobachtete, leicht schließen, daß er seiner Zeit ebenfalls ein geneigtes Gehör bei ihm finden würde; doch wollte er zuvor nach Boonsborough zum

alten Boone gehen, dessen Gunst er durch seine unerschrockene Tapferkeit im hohen Grade besaß, und ihn um die Abtretung eines fruchtbaren Stück Landes, welches derselbe am Elkhorn in der Nähe von Bryant's Fort eignete, unter billigen Bedingungen ersuchen, da sein Entschluß, sich als Farmer anzusiedeln, und als solcher seine geliebte Elisabeth heimzuführen, unverändert geblieben war. Nichts schien den Liebenden mehr feindlich und hindernd entgegen zu stehen, und alle sahen der nächsten Zukunft freudig entgegen.

—§—

VII.

Die Indianer.

Auf diesem Boden wurden wir geboren; unsre Väter liegen hier begraben; sollen wir zu den Gebeinen unsrer Väter sagen: Steht auf und zieht mit uns in ein fremdes Land?

Antwort der Canadier an die englische Regierung.

Der Frühling des Jahres 1782 war in seiner ganzen Freundlichkeit angebrochen. Die Wälder prangten im zarten jugendlichen Grün. Auf den frischbelaubten Zweigen der Buchen, Sycamoren, Eichen, Ulmen und unzähligen Gesträucharten schaukelten sich fröhlich Myriaden buntgefiederter Sänger, die erst kürzlich aus dem Winterschlafe erwachten und die unter ihnen im dürren Laube lauernden gefährlichen Schlangen nicht gewahrten. Die Bären hatten bereits ihre Höhlen, in denen sie überwintert, verlassen, und streiften nach Beute umher, wo sie nicht selten selbst die Beute der weißen und rothen Jäger wurden. Zahlreiche Wild-Heerden sprangen munter auf den Prairien umher und weideten das aus dem Boden sprossende Gras ab.

Am Madestrom im Staate Ohio, ohnfern der Stelle, wo jetzt die Stadt Springfield in Champaign Clarks County liegt, standen in jener Zeit, in welche unsre Geschichte fällt, ohngefähr 150 Wigwams oder zeltartige Hütten, welche von Pfählen und star-

ken Thierfellen in kegelförmiger Gestalt errichtet waren, und bildeten zusammen die Indianerstadt Waughcotomoco. Sie war der Haupt-Sammelplatz des Stammes der Caughnewagoes, welcher den kühnen, tapfern, jedoch weniger grausamen Black Eagle oder Schwarzer-Adler zu ihrem Chief und Anführer erwählt hatten. Der ganze Stamm mochte ohngefähr 300 streitbare Männer zählen, wovon ein großer Theil die Einwohnerschaft von Waughcotomoco bildete und der Ueberrest in kleinern Encampments, meistens am Sandusky River bis zum Erie See zerstreut war. Die Indianerstadt hatte eine vortheilhafte Lage; sie zog sich längs dem Strome und war halbbogenförmig von einem fast undurchdringlichen Walde eingeschlossen, so daß sie nur von der Stromseite mit einigem Erfolg angegriffen werden konnte. Eine Anzahl von den Squaws, oder dem schönen Geschlechte der Indianer, dürftig bestellte und um die Stadt liegende Maisfelder bildete die ganze Agrikultur des Stammes.

Die Sonne warf bereits ihre freundlichen Morgenstrahlen über die Indianerstadt. Mehrere Jäger mit der langen Flinte, oder mit Pfeil und Bogen bewaffnet, kehrten mit Jagdbeute von ihren Streifzügen zurück; an den Thüren ihrer Wigwams standen die Squaws, sie erwartend, und bei ihrem Anblick ihnen mit Freudengeschrei entgegeneilend und sie ihrer Beute entledigend. Die rothe Jugend wälzte sich entweder behaglich am Boden im Sonnenschein, oder tummelte sich in wilden Spielen. Hie und da sah man einen Indianergreis auf seinen Fersen vor der Thüre seines Wigwams kauern und gemüthlich aus seiner Pfeife Tabak oder in Ermangelung dessen, getrocknete rothe Weidenrinde schmauchen. Mehrere Gruppen Krieger standen hin und wieder und waren im lebhaften Gespräche begriffen; ihre Blicke richteten sich öfters nach einem größern Trupp, der von einem Manne lebhaft haranguirt wurde. Dieser Mann war wie die übrigen Indianer gekleidet und phantastisch aufgeputzt, im Gesicht mit lebhaften Farben bemalt, und auf der sichtbaren nackten Brust und auf den Armen nach Indianerweise tättowirt; doch verrieth seine Hautfarbe, daß er zu der Race der Weißen gehörte und ein Adoptiv-Indianer war. Dieser Mann war kein anderer als Simon Girty, von den Indianern Moshking-oong oder Helle-Augen genannt, der von einer langen Krankheit, in die ihn seine Verwundung auf Bryant's Standposten geworfen, wieder genesen, zum Erstenmal öffentlich unter seinen rothen Brüdern er-

schien. Seine früher von der Sonne stark gebräunte Haut war ziemlich wieder bleich geworden und sein Gesicht abgemagert, was seine Erscheinung noch abschreckender als früher machte. Bei Girty stand Black Eagle, der Chief der Caughnewagoes, und hörte mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit auf die Rede seines weißen Bruders. Black-Eagle war ein schön gewachsener, noch ziemlich junger Mann, ein weißes Viereck, welches er von den Ohren bis in die halbe Wange gemalt, war der einzige indianische Farbenschmuck, den er in seinem gutgeformten wohlwollenden Gesichte trug. Die Gutmüthigkeit, welche aus seinen Mienen sprach, ließ keineswegs die List, Kühnheit und wilde Tapferkeit ahnen, welche er vor dem Feinde zu entwickeln verstand. Black Eagle war einer jener großartigen Charaktere, wie sie unter Indianer-Häuptlingen nicht selten während dem 30jährigen wenig unterbrochenen Grenzkrieg vorkamen.

Black Eagle, Girty und die bei ihnen stehenden Krieger schritten endlich in feierlicher Haltung auf die größte der Zelthütten zu, welche das Rathhaus bildete. Wenige Minuten darauf hörte man einen anhaltenden dumpfen, jedoch weithin tönenden Trommelton, welcher von dem Schlagen zweier hölzerner Klöpfel herrührte, mit welchen von zwei Indianern vor dem Rathhause auf einem kupfernen mit einem Felle überspannten Kessel eine Art Appell geschlagen wurde. Alle umherstehenden Gruppen der Krieger, welche dieses Signal erwartet zu haben schienen, begaben sich nun rasch nach dem Orte der Versammlung. Black Eagle und alle Krieger ließen sich schweigend auf dem Boden des Rathhauses nieder. Als alle saßen, herrschte die tiefste Stille rings umher. Jetzt erhob sich Simon Girty und hielt in tiefem feierlichen Tone eine lange Rede. Er erinnerte sie zuerst an die vielen Dienste, welche er dem Tribe oder Stamm und der Sache der Indianer überhaupt geleistet, und an die vielen und gewichtigen Beispiele seiner Treue. Dann ging er auf die Treulosigkeit der bleichen Gesichter, wie die Weißen von den Indianern genannt werden, über, erinnerte sie an die schmähliche Ermordung des alten harmlosen Delawaren-Chiefs Bald Eagle, des gefeierten Häuptlings Logan und seiner ganzen Familie, des Meuchelmordes Cornstalks, seines Sohnes Elenipsica, Red Eagles und anderer berühmter Häuptlinge, der schmählichen Niederlage der Indianer am Zusammenflusse des Ohio und Kenhawa. Nachdem er ihre wilde Phantasie durch Erinnerungen an die Demü-

thigungen, welche ihnen die Weißen bereitet hatten, hinlänglich erhitzt glaubte, zeigte er ihnen das Bild der Zukunft, wenn sie dem Vordringen der weißen Ansiedler ferner ruhig und ohne energische Gegenmaßregeln zusehen würden; er beschwor sie bei dem großen Geiste, nicht länger in dumpfer Ruhe zu verharren, sondern sich zu widersetzen, die Grenzer zu überfallen und zu vernichten, so lange es noch Zeit sei. Die Langen Messer, wie sie die Nordamerikaner nannten, seien immer noch im Kampfe mit ihrem großen Vater in England (König Georg III.) begriffen, und ihre Krieger könnten ihren weißen Brüdern an der Grenze nicht zu Hülfe eilen; nie habe es einen günstigeren Augenblick zum Zurückdrängen der Weißen gegeben. Unter allen Bleichgesichtern seien aber die, welche sich südlich vom Ohio auf dem blutigen Grunde eingenistet, die schlechtesten, und verdienten vor Allen zuerst ausgerottet zu werden. Er erwähnte der ohnlängst ihm widerfahrenen schimpflichen Behandlung auf Fort Bryant, obgleich zwischen ihnen und den Ansiedlern Friede geherrscht habe. Nachdem der Redner geendet, setzte er sich zu den Uebrigen auf den Boden nieder.

Girty war der Sprache der Caughnewagoes vollkommen mächtig, und wußte sie mit einer fließenden Beredtsamkeit zu gebrauchen. Der Eindruck seiner Rede war daher gewaltig. Nach wenigen Minuten tiefen Schweigens erhob sich Black Eagle. In einer kurzen, bündigen Rede äußerte er sich mit der Meinung Mooshking-oong vollkommen einverstanden, dann ergriff er die Kriegskeule, schlug mit derselben einige Male auf den Boden und reichte sie dann dem Nächsten. Die Keule ging rings herum in der Versammlung, und keiner der Anwesenden gab sie aus der Hand, ohne seine Kriegslust gegen die Weißen durch dasselbe Zeichen angedeutet zu haben. Hierauf erhob sich die Versammlung, und sogleich wurden Läufer an die benachbarten und befreundeten, seit einem halben Jahre hierzu bearbeiteten und vorbereiteten Stämme der Miamis, Wyandotten, Twightwees, Schawanesen, Delawaren und anderer abgesandt, um sie zu dem gemeinschaftlichen Kriege gegen die Langmesser auf dem blutigen Grunde aufzufordern. Die Versammlung verließ sodann das Rathhaus, um sich für den bevorstehenden Kriegszug zu rüsten.

Black Eagle ritt am nächsten Tage nach den Ufern des Sandusky, um die dort hausenden Krieger seines Stammes zu sam-

meln, und sie hiabzuführen an das Ufer des Ohio. Vorschläge zu Kriegs- und Raubzügen finden im Frühling bei den Indianern immer ein leichtes Gehör, da die Vorräthe des Winters in der Regel vollständig aufgezehrt sind, und es in den heimischen Wigwams sehr knapp hergeht.

Ohngefähr acht Tage darauf ertönte in Waughcotomoco um Mitternacht von Neuem die Lärmtrommel. Die Krieger traten aus ihren Zelthütten, von ihren Squaws bis zum Rathhause begleitet. Mit Büchse, Schießbedarf, Reisesack, einer wollenen Decke und dem nie fehlenden Tomahawk ausgerüstet, schritten sie auf das Rathhaus zu. Hier wurden Kriegslieder gesungen und Kriegstänze aufgeführt, welche sie auf eine gräuliche und lärmende Weise mit ihren Trommeln, Rohrflöten und andern bei ihnen gebräuchlichen musikalischen Instrumenten begleiteten. Als Alle versammelt waren, trat Schwarzer-Adler als Moy-a-ooh-whese oder Vorgänger und Anführer vor seine Krieger hin. Mit einer gewissen Feierlichkeit legte er sein Gepäck auf den Rücken, nahm aus den Händen einer der Abschied nehmenden Squaws, seiner Schwester, Büchse und Tomahawk, welchem Beispiele die Uebrigen folgten, und begann nach einer eintönigen, melancholischen Weise ein Kriegslied zu singen, ohngefähr folgenden Inhalts:

„Oh ho, oh ho!

Owananeeyo, großer Geist! Unter Deiner Hand drehen sich Sonne, Mond und Sterne, die Careyagaroona *) dienen Dir, und die Onasahroona **) müssen Dir gehorchen. Der Donner antwortet Dir, und auf Deine Stimme kehren die Jahreszeiten zurück. Höre die Bitte des rothen Mannes!"

„Oh ho, oh ho!

Ich weiß, daß Du ein Hörer und Helfer bist, und darum will ich zu Dir beten."

„Oh ho, oh ho!

Gieb, daß das Blut der Langmesser fließe und sie vertilgt werden von unserem Boden; lösche nicht mit Deinem Regen den

*) Careyagaroona oder himmlische Bewohner, sind nach der Meinung der Indianer vom großen Geiste als Gehülfen angestellt, um die Begebenheiten der Welt zu ordnen und die Handlungen der Menschen zu beobachten.

**) Onasahroona, böse Geister und unterirdische Bewohner, welche Unruhe in der Welt stiften und den Careyagaroonas entgegenwirken.

Brand, wenn wir ihre Wigwams anzünden; habe keine Schonung mit ihnen, und lasse sie unter den Kugeln unsrer Flinten und unter den Streichen unsrer Tomahawks fallen."

„Oh ho, oh ho!

Du hast diesen Boden dem rothen Manne gegeben, um darauf zu jagen und sich an dem Fleische des Hirsches, Bären und der Otter zu laben, an Bärenöl, Zucker, Homony und Tabak sich zu erfreuen, bei den Gebeinen seiner Väter zu ruhen, wenn er stirbt; stärke daher seinen Arm, um sein Recht gegen das Bleichgesicht zu behaupten, und viele Skalps zu nehmen, um seinen Gürtel damit zu zieren, und reiche Beute zu machen. Und nun, o Du großes Wesen, Du weißt, wie es um Alles steht; daher hoffe ich, daß Du mich erhören und mir meine Bitten und Wünsche erfüllen wirst, und ich will Dich auch dafür loben und Dir danken und Dir ein freiwilliges Brandopfer von virginischem Tabak bringen."

Bei einzelnen Stellen dieses Kriegsliedes fielen die übrigen Krieger mit besondern Tönen ein; am Ende desselben erhoben sie ein furchtbares Geschrei — das Skalpen-Geschrei.

Schwarzer-Adler oder Black Eagle schritt jetzt aus der Stadt und die Uebrigen folgten ihm, Einer hinter dem Andern; vor der Stadt feuerte er seine Büchse ab und die Andern thaten dasselbe. Jetzt stimmte er mit weithin schallender Stimme einen neuen Kriegsgesang an, welcher von den Tönen der Instrumente ihrer Musiker und dem schrecklichen Geschrei der ganzen Mannschaft accompagnirt wurde, und zwar so lange, bis man die Töne aus der weitesten Ferne nicht mehr in der Indianerstadt hören konnte.

Keine 14 Tage waren vergangen, da wimmelte es auf dem rechten Ufer des Ohio, auf dem kurzen Raume vom Ausfluß des kleinen Miami bis zum gegenüberliegenden Ausfluß des Licking Rivers. Black Eagle mit den sämmtlichen Caughnewagoe-Kriegern war eingetroffen und mit ihnen starke Kriegshaufen der ihnen verwandten sechs Nationen, welche dieselbe Sprache mit ihnen redeten und längs den Grenzen von New York, Pennsylvanien und Virginien hauf'ten; auch sämmtliche Miamis im südlichen Ohio, sowie starke Züge der Wyandotten oder Huronen, und der ihnen verwandten Twightwees, Pottowattomies und Chippawas, von den Seen herabkommend. Es mochten über 700 Indianer gegenwärtig sein. Auf der Stelle, wo gegenwär-

tig die Stadt Cincinnati steht, hielten die Häuptlinge der verschiedenen Stämme großen Rath. Black Eagle haranguirte sie mit einer begeisternden Rede, worin er ihnen zu beweisen suchte, daß der günstigste Zeitpunkt genaht sei, welcher nie wiederkehren würde, um die unvorbereiteten Langmesser, welche sich immer weiter auf dem wildreichen, blutigen Grunde verbreiteten, mit einem Schlage zu vernichten; daß aber, wenn sie dem Umsichgreifen der Bleichgesichter ruhig zusehen wollten, sie bald genöthigt sein würden, die Gräber ihrer Väter hinter sich zu lassen und weiter — immer weiter nach dem Westen zu wandern, wo Wild, Büffel und Welschkorn nur spärlich gediehen. An den Morgenlicht-Bewohnern (Engländern) hätten sie gute Bundesgenossen, welche sie mit Waffen und Bedürfnissen reichlich versähen, und die Langmesser, welche die schlechtesten unter den bleichen Gesichtern seien, eben so haßten wie sie.

Black Eagle's Rede wurde mit ungestörter Ruhe angehört, und als er geendet, äußerten die Häuptlinge durch einen tiefen Guttural-Ausdruck ihren Beifall. Es wurde nun der Feldzugsplan gegen die Kentuckier ausführlich besprochen, welche nicht die geringste Ahnung des Kriegswetters hatten, welches über ihrem Haupte schwebte und sie mit Tod und Vernichtung bedrohte.

Ohne Verzug setzte die ganze Heeresmacht der Indianer auf Flößen und Rindenböten oder Canoes über den Ohio und fuhren eine kleine Strecke in den Licking River, wo die ganze Indianermacht landete. Kleine Streifparteien wurden vorausgeschickt, die gewöhnlich dem Hauptcorps vorausgehen, wie unregelmäßige Regentropfen, welche mit Geräusch niederfallen und die Vorboten des herannahenden Sturmes sind.

Eine Abtheilung von 25 Wyandotts, unter ihrem Häuptling Bärenklaue, rückte still und schnell am Licking herauf, um Capitain Estill's Standposten zu überrumpeln; da sie jedoch bei näherer Ausspähung des Terrains die Unmöglichkeit dieses Vorhabens einsahen, drangen sie in eine Hütte und ermordeten in derselben eine Frau und ihre beiden Töchter mit dem Tomahawk und skalpirten sie. Als man die Körper der Unglücklichen noch warm und blutend auf dem Boden liegend fand, gerieth die ganze Umgegend in große Aufregung. Die Nachbarschaft wurde augenblicklich in die Waffen gerufen. Capt. Estill und Lieutenant Miller sammelten schleunig 25 Mann und verfolgten ihre Spur mit großer Schnelligkeit bis über den Licking, wo sie dieselben

bei Hinston Fork einholten und unverzüglich angriffen. Die Indianer schienen im Anfange muthlos und begannen zu fliehen; allein ihr Anführer, welcher bei'm ersten Feuer sogleich verwundet worden war, donnerte ihnen den Befehl zu, das Feuer zu erwiedern, was augenblicklich befolgt wurde. Zwischen beiden Parteien rann ein Bach, welcher sie an einem offenen Angriffe, als mit der Gewißheit eines großen Verlustes, verhinderte; sie formirten daher unregelmäßige Linien und bargen sich hinter Baumstämmen und Holzblöcken, in einer Entfernung von 50 Yards, bedachtsam auf einander feuernd, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Das Gefecht hatte auf diese Weise über eine Stunde gedauert, und beide Theile bereits ein Drittheil ihrer Mannschaft verloren. Capt. Estill sah ein, daß das Scharmützel, auf diese indianische Weise länger fortgeführt, seine Leute sämmtlich aufreiben würde. Er sandte deshalb den Lieut. Miller mit 6 Mann ab, um die Flanke der Indianer zu umgehen, den Bach zu überschreiten und dem Feinde in den Rücken zu fallen; während dem wollte er den Boden behaupten und bei dem Angriffe Lieut. Miller's im Rücken, die Indianer lebhaft in der Front angreifen. Dies Manöver, gut ausgeführt, würde den besten Erfolg gehabt haben, hätte Estill es nicht mit einem eben so kühnen als scharfsinnigen Feinde zu thun gehabt. Als Bärenklaue durch das Aufhören des Schießens in seiner Fronte ganz richtig muthmaßte, was vorging, besann er sich kurz, drang mit allen seinen Leuten rasch über den Bach und griff wüthend mit dem Tomahawk in der Hand den geschwächten Capitain an, der den überlegenen Kampfstoß nun nicht auszuhalten vermochte und in verwirrter Flucht zurückgeschlagen wurde; dann ging er über den Bach zurück, dem Lieut. Miller entgegen, der aber, als er das Manöver vereitelt sah, sich mit seinen Leuten eiligst zurückzog. Die Leiche des braven Estill und acht seiner Männer bedeckten das Wahlfeld. Der Ueberrest floh in größter Bestürzung nach dem Standposten zurück, und die Nachricht ihrer Niederlage erfüllte die ganze Umgegend mit Schrecken.

Fast zu gleicher Zeit wurde von den Indianern ein Scheinangriff auf Hoy's Standposten gemacht, mehrere Mordthaten in dessen Nachbarschaft verübt und Capitain Holder, welcher mit einem Haufen gut berittner und schußgeübter Hinterwäldler sie verfolgte, mit Verlust der Hälfte seiner Leute zurückgeschlagen. Der Vortheil war allenthalben auf Seiten der Indianer, doch ahneten

die beunruhigten Kentuckier nicht, daß ihnen der schwerste Schlag noch bevorstand. Der Hauptangriff der Feinde sollte Bryants Standposten gelten, unter Anführung und Leitung Black Eagles und des racheschnaubenden Simon Girty.

VIII.

Die Belagerung.

Umsonst sein Wunsch, umsonst sein Schmerz,
Die Zeit hat nicht gelogen,
Der Feind kehrt wieder jedes Jahr
Und tauchet in die Wogen,
Und bringet höhnisch sie zum Licht
Die Pfeile der Zerstörung,
Und wirft sie sausend durch das Land,
Dem Volke zur Verheerung.
Thomas Moore.

Weder auf Bryant's Fort, noch auf der Farm am Elkhorn hatte man die mindeste Ahnung von der nahen und drohenden Gefahr. In Reynolds Hotel wurden große Vorbereitungen zu einem Feste getroffen, denn am nächsten Morgen sollte Francis mit seiner lieblichen Braut Katharina Böhler getraut werden. Der Priester, welcher die feierliche Handlung zu verrichten hatte, war schon mehrere Tage zuvor auf dem Standposten eingetroffen. Im Hotel wurden noch die benöthigten Räume gescheuert und festlich aufgeputzt. In der Küche war Mistreß Reynolds mit einigen Nachbarinnen eifrig mit Braten und Backen beschäftigt. Und Francis, im Vorgefühl seines morgen zu erwartenden Glückes, ging mit freudestrahlender Miene ab und zu, ordnete und befahl, wie es eben nöthig war.

Man erwartete von Lexington und vom Licking River Gäste und wunderte sich, daß sie noch nicht eingetroffen waren. Auch Ludwig Wetzel, der seit acht Tagen nach Boonsborough geritten war, hatte sich mit dem alten Boone und mehreren Freunden von dort noch nicht eingefunden; doch hoffte man, daß sie am nächsten Morgen zuverlässig ankommen würden. Der alte Boone sollte bei Gelegenheit der Hochzeitfeierlichkeiten Wet-

gels Brautwerber um die holde Elisabeth machen, so war es zwischen den beiden Liebespaaren verabredet worden.

Es war schon spät am Abend, als plötzlich ein Reiter auf schweißbedecktem Roß auf dem Standposten ankam. Es war ein Bote, welcher die erschreckende Nachricht brachte, daß eine starke Parthie Indianer die ganze Gegend am untern Licking unsicher mache; daß sie mehrere Mordthaten in der Nähe von Hoys und Estill's Standposten verübt, und daß Capitain Estill selbst mit einer Anzahl Milizen auf einem Streifzug gegen dieselben getödtet und Capitain Holder mit seinen Leuten zurückgeschlagen worden sei. Bryants Standposten wurde um schleunigste Hülfe und Verstärkung ersucht. Diese Unglücksbotschaft versetzte bald das ganze Fort in große Aufregung. Die Männer versammelten sich sogleich, und beschlossen, am nächsten Morgen, mit anbrechendem Tag, unverzüglich nach Estill's Standposten aufzubrechen, und erwählten den als umsichtig, kühn und tapfer bekannten Francis Reynolds zu ihrem Anführer.

Die Vorbereitungen zu dem morgenden Hochzeitsfeste wurden natürlich vorläufig eingestellt. Der Aerger und Grimm des armen Francis läßt sich leicht vorstellen. So nahe dem so sehnlichst erwarteten Glück noch einen Aufschub erleiden zu müssen — er schwur allen Rothhäuten die furchtbarste Rache. Indessen mußte er sich dem Unvermeidlichen fügen, und sich gleichfalls für den morgenden Kriegszug rüsten; doch hoffte er, daß die Indianer bald von einer so ansehnlichen Streitmacht besiegt und verjagt sein, und dann keine Hindernisse ihm den Weg mehr zu seinem Paradies versperren würden. Balthasar Kurtz, der Landsmann Böhlers, erbot sich, trotz seiner verschiedenen Religionsansichten mit demselben, noch in der Nacht nach der Farm am Elkhorn zu eilen, seinen Landsmann mit den unglücklichen Ereignissen bekannt zu machen, und ihn aufzufordern, sich mit seiner Familie sogleich bereit zu machen, um nach dem Standposten zu ziehen zu können, da sie Francis, sowie er seine Rüstungen zu dem bevorstehenden Abmarsche getroffen, noch vor Tagesanbruch dahin abholen wolle, wo sie vor allenfalls kleinen herumstreifenden Indianerparthien sicher wären; denn daß eine bedeutende feindliche Streitmacht schon in der Nähe stehen könnte, wäre keinem Menschen im Fort im Traume eingefallen. Kurtz wollte sich noch vor Mitternacht auf den Weg machen; allein ehe er denselben

antrat, traf eine Nachricht ein, die ihn, zum Schrecken aller Bewohner des Standpostens und besonders des jüngern Reynolds, dieser Mühe gänzlich enthob.

Auf der Farm am Elkhorn herrschte eine Stunde vor Mitternacht tiefe Stille. Vater Böhler hatte sich von seinem Tagewerk ermüdet zu Bette begeben und genoß eines so guten Schlummers, wie ihn ein gutes Gewissen und ein von keiner Leidenschaft unterbrochener Seelenfrieden nur gewähren kann. Auch Vetter Claud hatte sehr mißgestimmt, innerlich aufgeregt und beunruhigt, längst das Lager gesucht und wälzte sich schlaflos von einer Seite zur andern. Der kommende Tag sollte seine Base Katharina mit ihrem glücklichen Bräutigam Francis für das ganze Leben im innigsten Bande vereinen; er fühlte, daß es eigentlich seine Pflicht sei, sich von Herzen darüber zu freuen, und doch konnte er es nicht; er schalt sich selbst einen Undankbaren, einen Thoren, aber er konnte sich nicht helfen; seine Augen wurden feucht in wehmüthigem Schmerz. Er hatte noch vor kurzer Zeit seine früher für Katharina erwachte Neigung für glücklich überwunden gehalten, und sie wäre es auch wohl gewesen, wenn Katharina nicht selbst unbewußt die nur noch schwach glimmende Liebesgluth in ihres Vetters Herz von Neuem zur hellen Flamme angefacht hätte. So lange sich das Liebesverhältniß zwischen Katharina und dem jungen Reynolds in Verborgenheit halten mußte, schenkte sie ihrem Vetter wenig Aufmerksamkeit, und er war gelegentlich mehr ein Gegenstand ihres Muthwillens, als ihrer Theilnahme oder gar ihres Vertrauens, denn Francis füllte ihr Herz und ihre ganze jugendliche Phantasie aus; und so lange noch Schwierigkeiten dem Glück eines liebenden Mädchens im Wege stehen, bleibt es gewöhnlich selbst gegen seine nächste Umgebung verschlossen und zurückhaltend. Als jedoch Katharina öffentlich die erklärte Braut Reynolds war, fiel dieses ängstliche, verschlossene Wesen weg, und sie wurde nun in ihrer harmlosen Weise gegen ihren Vetter so freundlich und zutraulich, daß das Herz des armen Jungen, so sehr er auch die löschenden Vernunftgründe seines Verstandes darüber zu gießen sich bemühte, lichterloh zu brennen anfing. Die Braut Reynolds kam ihm unendlich liebenswürdiger und reizender vor, als früher die still-liebende Katharina, und er war nun aus ihrem entsagenden geheimen Liebhaber von ihr selbst in einen hoffnungslos-liebenden, unglücklichen Vertrauten verwandelt worden. In der

desperatesten Stimmung warf er sich jetzt auf dem Lager hin und her, stieß innerliche Gedanken-Flüche und laute schwere Seufzer aus und verwünschte fast das Glück, in diesem Hause ein so freundliches Asyl gefunden zu haben. Vor Allem verlangte ihm, daß der morgende Tag schon vorüber sei, wo er des Anstandes wegen ein überaus vergnügtes Gesicht machen sollte, während sein liebegepeinigtes Herz langsam verkohlen mußte.

Katharina und Elisabeth befanden sich unten im Wohnzimmer, und dachten an noch nichts weniger als an's Schlafengehen. Beide Mädchen waren noch mit dem Putze beschäftigt, den sie bei dem morgenden Feste tragen wollten. Beide hatten die neuen weißen, geschmackvoll gearbeiteten Gewänder angelegt, und Katharina stand grade vor dem Spiegel und setzte den frischen Myrthenkranz zur Probe auf den Scheitel, an welchem zu beiden Seiten die blonden Locken üppig niederwogten. Elisabeth stand mit ordnenden Fingern und melancholischem Lächeln ihr zur Seite und flüsterte kaum hörbar: „Wo nur Wetzel bleibt? er wollte gestern für gewiß wieder von Boonsborough zurück sein. Ich bin sehr beunruhigt wegen ihm.“

Im Hofraum lagen die Wächter der Farm, die beiden großen Hunde Böhler's, in horchender Stellung und knurrten.— Plötzlich wurde ein schwaches Geräusch vom Garten her hörbar. Beide Hunde sprangen mit lautem Bellen auf und stürzten nach jener Gegend hin. Gleich darauf hörte man ein paar rasch aufeinander folgende Schläge, wie von Tomahawks geführt, ein kurzes, klägliches Gewinsel der Hunde, dann war wieder Alles still. Wenige Minuten darauf traten zwei männliche Gestalten sehr behutsam und leise aus dem Garten durch das sternhelle Dunkel in den Hofraum, allmählich folgten andere und der Hofraum begann sich schnell zu füllen. Beide Männer, welche zuerst sichtbar geworden waren, nahten sich geräuschlos der Thüre des Hauses.

Die festlich geschmückten Mädchen im Zimmer hatte das plötzliche wüthende Bellen der Hunde mit Furcht und Grauen erfüllt; sie sahen sich einige Minuten starr und todtenbleich an. Katharina nahm, von banger Ahnung ergriffen, hastig den Myrthenkranz vom Scheitel und hing ihn an den Spiegel.

„Sollte es Ludwig sein, der noch so spät eingetroffen ist?“ flüsterte Elisabeth.

In diesem Augenblicke hörten sie draußen die dumpfen Schläge, und gleich darauf das ersterbende Winseln der erwürgten und erschlagenen Hunde.

„Mein Gott — es sind Feinde — Indianer!“ entgegnete ahnungsvoll Katharina, und eilte zitternd und bebend in das Schlafzimmer ihres Vaters, um ihn zu wecken. In wenigen Minuten war der Farmer angekleidet und unten im Zimmer, wo bereits Philipp Claud sich eingefunden hatte und seine Kugelbüchse lud.

„Der ganze Hof wimmelt von Wilden, ich habe sie droben aus aus einer Dachluke beobachtet. Diese Büchse hier ist die einzige brauchbare und anwendbare Waffe, welche wir im Besitz haben; indessen ist das Haus gut verschlossen und ich denke, daß wir uns bis zum anbrechenden Morgen mit Erfolg vertheidigen können, wo uns hoffentlich von Bryants Hülfe kommt. So lange ich noch Pulver und Blei vorräthig habe, und meine Arme rühren kann, sollen uns diese Schufte nichts anhaben.

Elisabeth und Katharina schmiegten sich zitternd an ihren Vater, als erwarteten sie allein von ihm Trost und Hülfe.

„Wir stehen in der Hand Gottes, meine Kinder,“ tröstete sie derselbe ruhig und gefaßt, dann wandte er sich zu Philipp: „Trage diese unnütze Waffe nur wieder beiseite,“ sagte er ihm; „haben uns Indianer umringt, so kann uns Dein schwacher Widerstand nicht retten, sondern muß den Grimm des Feindes nur reizen und unser Schicksal verschlimmern; mit einem Vertheidigungslosen verfahren sie selten grausam.“

Jetzt wurde ein mäßiges Klopfen an der Thüre des Hauses vernommen. Böhler ging hinauf in das obere Stockwerk und hieß seine beiden Töchter und Philipp ihm folgen. Hier verbarg Philipp auf den Rath seines Vetters die geladene Büchse für den schlimmsten Fall. Der Farmer trat an's Fenster, öffnete den Laden und fragte mit fester Stimme: „Wer pocht da in so später Stunde und schreckt die friedlichen Bewohner dieser Farm aus ihrem Schlaf?“

Unten ließ sich eine tiefe Stimme in gutem Englisch vernehmen: „Sir, kennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin Simon Girty, Euer alter Gast. Ich habe hier den tapfern Caughnewago-Häuptling Schwarzen-Adler, und noch andere fünfhundert Freunde von der rothen Haut bei mir, welche Eure Bekanntschaft zu machen wünschen. Wir werden mit Tagesanbruch das verdammte Fort da

drüben der Erde gleich machen und dann den ganzen blutigen Grund wieder in seinen alten Zustand zurück bringen. Zu Euch aber kommen wir nicht als Feinde, denn ich bin Euch zu Dank verpflichtet; doch Ihr und die Eurigen müßt mit uns gehen, da auch diese Farm in einen Haufen Asche verwandelt werden muß. Zögert nicht, öffnet die Thüre und bringt Eure Habe meinen rothen Brüdern zum Opfer; nur dann ist es mir möglich Euch und die Eurigen vor Schmach und qualvollem Tode zu retten. Widerstand ist unmöglich. Bryants ist in diesem Augenblick umzingelt und Niemand kann Euch zu Hülfe kommen; zögert Ihr aber, so stehen in wenigen Minuten diese Scheune und Stallungen in Flammen, welche Euch das Dach Eures Blockhauses über dem Kopf anzünden, oder unsere Tomahawks werden schnell den Weg zu Euch gefunden haben."

Kein Wort der furchtbaren Drohung war den eingeschlossenen Bewohnern der Farm entgangen, kaltes Entsetzen durchrieselte die beiden Mädchen und selbst Philipp ward bleich und fühlte unwillkührlich eine Anwandlung von Furcht — der Gedanke, Vetter Böhler, die sanfte Elisabeth und die liebliche von ihm so heiß geliebte Katharina in den Flammen umkommen, oder unter den mördrischen Streichen erbarmungsloser Feinde verbluten, vielleicht mißhandelt zu sehen, und Nichts für ihre Rettung thun zu können, sträubte entsetzt sein Haar empor; nur Böhler blieb gefaßt. Er kannte Girty, daß er der Mann war, seiner Drohung auch die That folgen zu lassen, und wirklich sah er mehrere Indianer unten im Hofraum mit Kienfackeln an Scheune und Stallungen bereit stehen, und nur den Befehl erwartend, um Brand und Verheerung hineinzuschleudern — in diesem Falle mußte das nahestehende Blockhaus gleichfalls bald ein Raub der Flamen werden. Er rief deßhalb nach kurzem Bedenken entschlossen hinab: „Simon Girty, ich habe nicht an Euch verdient, daß Ihr als ein Feind an mir und den Meinigen handelt. Darf ich Euerm Wort glauben und mich mit den Meinigen Euerm Schutz anvertrauen?"

„Girty's Feindschaft oder Freundschaft verkriecht sich nicht," erwiederte der Adoptiv-Indianer trotzig; „es bedarf hier bei Euch weder List noch Verstellung. Ich habe Euch und Eurer Familie Schutz zugesichert, das sey Euch genug. Was ich gesagt ist Wahrheit."

„Wohl, so wollen wir uns Euerm Schutz anvertrauen." Mit diesen Worten verschwand der Farmer vom Fenster und wenige Minuten darauf öffnete er die Thüre.

Simon Girty, im vollständigen Indianer-Costüm und im Gesicht gräulich mit Farben bemalt, trat mit Black Eagle und einer Anzahl Indianer herein, die übrigen blieben im Hofraum. Schwarzer-Adler gab seinen Leuten gemessenen Befehl, alles Werthvolle im Gebäude mitzunehmen, die Bewohner desselben strenge zu bewachen, doch ihnen nicht das geringste Leid zuzufügen, da sie Freunde von ihrem Bruder Helle-Augen, und folglich auch Freunde von ihnen seien. Nachdem sich Girty und der Caughnewago-Häuptling in dem Gebäude hinlänglich umgesehen, ohne den Bewohnern vorläufig besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, verließen sie dasselbe wieder und begaben sich mit den im Hof befindlichen Indianern durch das Thor, ihren Weg nach dem nahen Walde zu nehmend; ohngefähr zehn Caughnewagoes blieben auf der Farm zurück, um die Anordnungen ihres Chiefs auszuführen.

Girty und Black Eagle hatten während der Nacht das Fort vollständig umringt und einen schlauen Plan entworfen, dasselbe bei anbrechendem Tag zu überrumpeln. Girty war mit dem Hauptcorps der Indianer behutsam bis in die Nähe der Quelle vorgedrungen, vor sich den Eingang in das Fort; während Black Eagle mit hundert auserlesenen Kriegern dasselbe umgangen hatte und auf der andern Seite sich näherte, um in der Morgendämmerung einen wüthenden Schein-Angriff auf jener Seite zu machen, die Aufmerksamkeit der Belagerten und ihre Abwehr einzig dorthin zu lenken und sie wo möglich aus dem Fort heraus zu locken. Diesen Augenblick wollte Girty benutzen, und das Fort plötzlich und unerwartet in der Fronte stürmen und nehmen.

Indessen wollte es der Zufall, wie wir bereits wissen, daß die streitbaren Männer auf Bryants sich rüsteten, um am kommenden Morgen sämmtlich zur Unterstützung von Hoy's und Estill's Standposten auszuziehen. Wären die Indianer um einen Tag später eingetroffen, so hätten sie das Fort nur von Weibern, Kindern und Greisen besetzt gefunden, welche ihrem Angriff keinen Augenblick Widerstand leisten konnten. Die Besatzung war die Nacht über eifrig mit Vorbereitungen zum Abmarsch beschäftigt, und die lauernden Indianer konnten deutlich das dadurch verursachte Geräusch durch die Stille der Nacht vernehmen, und die Lichter von den Blockhäusern und Hütten schimmern sehen, was sie auf die Vermuthung brachte, daß ihre Annäherung be-

reits entdeckt sei, ohne sie glücklicherweise die wahre Beschaffenheit der Umstände errathen zu lassen. Allein ein plötzlicher unerwarteter Angriff der Indianer würde dennoch den darauf nicht vorbereiteten Belagerten höchst gefährlich gewesen seyn, wären sie nicht durch einen glücklichen Umstand noch zeitig gewarnt worden.

Der Neger Jim auf Böhler's Farm war zufällig der Gefangenschaft entgangen. Er nahm seine Schlafstelle für gewöhnlich in der auf deutsche Art erbauten Scheune im Stroh oder Heu. Als er um Mitternacht durch das heftige Bellen der Hunde aus dem Schlaf geweckt wurde, war er keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Farm durch Indianer bedroht sey. Er kroch sogleich mit größter Behutsamkeit von seinem Lager an eine kleine Oeffnung, welche sich dicht unter dem Dache befand, und von welcher aus er den ganzen Hofraum überblicken konnte. Er fand seine Vermuthung vollkommen bestätigt, denn durch die sternhelle Nacht gewahrte er deutlich, daß der Feind in großer Zahl eingedrungen war. Der alte Jim klapperte vor Furcht mit den Zähnen, und erwartete jeden Augenblick, daß die Indianer in die Scheune kommen und nach ihrer mordbrennerischen Weise dieselbe in Brand setzen würden; und wirklich sah er mehrere Indianer Kienfackeln anzünden und sich der Scheune und den Stallungen mit denselben nähern. Schon war er im Begriff herab zu steigen und sich den Rothhäuten auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, da er lieber scalpirt sein, als verbrennen wollte. Doch wurde er beruhigter, als er die Unterhandlung zwischen Girty und seinem Herrn vernahm, von welcher ihm kein Wort entgangen war. Als es im Hofraum wieder still geworden, und die zurückgelassenen Indianer im Hause sich mit Suchen nach Beute beschäftigten, dachte er auf Flucht; denn er hatte gehört, daß die Indianer mit Tagesanbruch die Farm anzünden wollten, und er war sehr in Zweifel, ob er in der Capitulation mit einbegriffen war; da ihm sehr wohl bekannt war, daß ein alter Neger von den Indianern als eine sehr überflüssige und unnütze Creatur betrachtet wurde, und er deßhalb sich nicht freiwillig ihrer Großmuth anvertrauen wollte. Die Flucht nach dem nicht fernen Standposten schien ihm am ausführbarsten; auch drängte es seine treue Negerseele, die Bewohner desselben vor der ihnen drohenden Gefahr zu warnen, und Francis Reynolds von dem Schicksal seiner unglücklichen Braut und deren Familie Nachricht zu geben.

Vorsichtig verließ Jim seinen Versteck. Den Weg durch das Hofthor vermied er, da er dort am leichtesten vom Wohnhaus aus von den Indianern entdeckt werden konnte, und kroch längs den Nebengebäuden nach der Umpfählung soweit hin, daß die Letzteren zwischen ihm und dem Blockhaus zu liegen kamen. Er hatte die Umpfählung bereits erklettert und war grade im Begriff sich auf der andern Seite herab zu lassen, als er zu seinem neuen Entsetzen plötzlich ein lautes und langgedehntes: „Ugh!" vom Hofthore her vernahm, was er sogleich für einen Ruf der Ueberraschung eines Indianers erkannte, der sich dicht vor dem Thore postirt und auf dem Boden niedergekauert hatte. Als der Indianer Jim's auf der Spitze der Pallisaden ansichtig wurde, sprang er rasch auf und schoß einen Pfeil nach ihm ab, der dem erschreckenen Neger dicht an den Ohren vorbei schwirrte. Jim besann sich jedoch keinen Augenblick, sondern sprang unverzüglich an der äussern Seite der ziemlich hohen Umpfählung herab, wo er unverletzt in das hohe Rohr eines kleinen Sumpfes fiel, der sich an dieser Stelle bis dicht an die Pallisaden zog. Da der ihn verfolgende Indianer die Beschaffenheit dieses Morastes nicht kannte, so war er genöthigt denselben zu umgehen. Dies gab Jim Zeit die Maisfelder zu erreichen, und hier, mit dem Terrain vollkommen vertraut, war es ihm ein Leichtes, seinem Verfolger zu entwischen; unversehrt, obgleich fast athemlos erreichte er das Thor des Standpostens, an welchem er hastig anpochte. Da die Bewohner des Forts alle in Thätigkeit waren, wurde das Pochen sogleich vernommen. Unser deutscher Freund Niederland, dessen sich unsere Leser noch aus Bryants Hotel erinnern werden, erschien bald auf der kleinen Bastion neben dem Thor.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" fragte der Wächter, vorsichtig aus einer der Schießscharten lugend.

„Oh Master, nicht kennen Jim? Aufmachen — Rothhaut hinter mir — Massa gefangen mit Lädies und Vetter — viel, viel Indisch ganz nahe!" keuchte der Neger.

„Millionen Donnerwetter!" fluchte Niederland auf gut Deutsch und eilte, dem Alten aufzumachen. „Komm herein, Du wackre schwarze Haut; sie sollen Deinen grauen Wollkopf nicht skalpiren." Mit diesen Worten ließ er den Neger herein und führte ihn stracks nach Reynolds Taverne. Hier war Jim in wenigen Minuten von einem Haufen Neugieriger umringt und mit Fragen bestürmt.

„Was giebt's, Nigger? Was ist vorgegangen, Jim? Warum bist Du hier?" kam es von verschiedenen Seiten.

Der Neger erzählte den Verlauf der Sache, so weit er ihn selbst wußte, und betheuerte, daß die ganze Gegend von Rothhäuten wimmele.

Als Francis Reynolds von der Gefangennahme und Wegführung der Familie Böhler hörte, wurde er todtenbleich. Katharina, seine so zärtlich geliebte Braut, die ohne die Dazwischenkunft der Indianer in wenigen Stunden seine Gattin geworden wäre, nun in den Händen eben dieser barbarischen Horden zu wissen — er war dem Wahnsinne nahe. Er weinte und tobte, nannte den alten Böhler selbst den Veranlasser dieser unglücklichen Ereignisse, daß er voriges Jahr dem Mörder seines Sohnes Schutz und Obdach gewährt, und dem Ungeheuer Girty die Flucht möglich gemacht habe, anstatt ihn auszuliefern. Er wüthete gegen Ludwig Wetzel, daß er in der Stunde der Gefahr ausbleibe; er klagte Claud der Feigheit und des Verraths an, daß er sich nicht männlich zur Wehre gesetzt. Aber all' dieser Jammer und diese Anklagen konnten die Lage der Dinge nicht mehr ändern, wie ihm seine Freunde ganz richtig bemerkten; jetzt galt es Handeln, dem Feinde die Stirne bieten, Verstärkungen herbeizuziehen, die Indianer zu schlagen, und wo möglich ihm die Gefangenen wieder zu entreißen. Francis ward ruhiger, da ihm diese Vorstellungen einleuchteten und noch einen schwachen Hoffnungsstrahl ließen.

„Girty und seine Bande haben also Deinem Herrn und seiner Familie Schonung versprochen?" fragte er den alten Neger mit fast verzagter Stimme.

„Freilich versprochen," antwortete Jim traurig, aber Rothhäute versprechen Weißen Alles und halten oft Nichts."

„Und hast Du nicht gehört, wohin sie dieselben führen und was sie mit ihnen beginnen wollen?"

„Weiß nicht — waren Caughnewagoes — „Jim nicht versteht Indisch — skalpirt jetzt vielleicht — hu! hu! hu!" heulte der Neger. Jim, der als Sklave von der Familie Böhler sehr gut behandelt worden war, und deßhalb mit rührender Treue an ihr hing, hatte jetzt erst Zeit, über das Unglück seines Herrn nachzudenken und seine Trauer an den Tag zu legen. Er fing erbärmlich zu wehklagen an und wollte Anfangs sogar den

Blechbecher mit Whisky nicht annehmen, den ihm der langbärtige Kurtz theilnehmend anbot.

„Laß es gut sein, Jim," tröstete der deutsche Farmer, „Dein Heulen und Jammern kann Deinem Herrn doch nicht mehr die Kopfhaut zusammenleimen, wenn sie ihm die Rothhäute schon abgezogen haben. Es thut mir leid um meinen Landsmann, aber es geschieht ihm im Grunde Recht. Habe ihn mehrmals gewarnt, sich nicht so appart von andern Leuten zu machen, sondern wie wir, im Fort seine Hütte aufzuschlagen, und ihm sein Unglück gleich Anfangs prophezeiht; aber der Mann war in Allem ein ungläubiger Thomas. Du lieber Gott! gescheidte Leute haben oft die verkehrtesten Ansichten, sonst würde er nicht behauptet haben, daß auch Heiden in das Himmelreich eingehen könnten. Jetzt hat er's. Er hat den malefiz Rothhäuten den Himmel zugestanden und zum Dank dafür werden sie ihn noch skalpiren, wenn sie's nicht schon gethan haben.

Jim war bald beruhigt, ob in Folge des Raisonnements des Deutschen oder des Whisky-Genusses, darüber schweigt die Geschichte. Auch Francis Reynolds war ruhig geworden; dem Toben folgte Ueberlegung und Entschlossenheit. Er sah ein, daß er vorläufig seinen Rachedurst bändigen und auf Vertheidigungsmaßregeln denken müsse. Die streitbare Mannschaft des Standpostens hatte ihn ohnerachtet seiner Jugend zu ihrem Capitain gemacht, da sie seine Unerschrockenheit kannten, und er von Allen das meiste militairische Genie besaß.

Francis ließ sämmtliche Mannschaft unter die Waffen treten und hielt mit ihnen Kriegsrath, als bereits im Osten ein heller Streifen den anbrechenden Tag verkündete. Sie waren noch nicht weit in ihren Berathungen gekommen, als plötzlich auf der andern Seite des Forts, von wo aus die Straße nach Lexington führte, ein furchtbares und wildes Geheul, Schreien und Schießen durch die Luft tönte, die Weiber und Kinder mit Furcht und Grauen erfüllte und selbst die beherzten Männer erschreckte. — Alles eilte zu der Umpfählung an jener Seite hin, und gewahrte eine nur kleine Parthie Indianer, ohngefähr 20 Mann stark, welche sich ihrem Anblick geflissentlich blosstellten, schossen, schrien und sich gräulich geberdeten. Black Eagle, welcher auf dieser Seite das beabsichtigte Manöver auszuführen hatte, stand mit seiner bedeutenden Reserve im nahen Walde verborgen.

Als Reynolds das sonderbare und ganz ungewöhnliche Trei-

ben des Feindes einige Minuten beobachtet hatte, durchschaute er sogleich dessen ganzen Plan.

„Hahaha! die rothen Hunde glauben, uns täuschen zu können!“ lachte er höhnisch, „wohl, wir wollen ihnen zu diesem Tanze die Fidel streichen.“

Sogleich bemannte er die Seite, von welcher der Neger Jim herein gekommen war, und ließ mehrere schadhafte Stellen des Pfahlswerks mit Karren und andern dazu geeigneten Geräthschaften gut verbarrikadiren; sodann ließ er sämmtliche Frauenzimmer des Standpostens, seine eigene Mutter nicht ausgenommen, vor das Haus entbieten. Hier eröffnete er ihnen kurz und bündig:

„Ladies, wir sind von einem sehr zahlreichen Feinde umringt, der nach unserm Blute lechzt. Er wird das Fort zu stürmen suchen, aber wir werden ihn zurückzuwerfen wissen. Indessen bleiben wir immer noch in einer verzweifelten Lage. Die rothen Schurken werden uns belagern, und wer weiß, ob und wann uns hinlänglicher Beistand zu Hülfe eilen kann. Um jedoch eine längere Belagerung aushalten zu können, fehlt es uns, wie ihr Alle selbst wißt, im Standposten an hinreichendem Wasser; es ist jedoch nur zu gewiß, daß die Rothhäute in einem Hinterhalte nahe der Quelle liegen, denn Mister Böhler's Farm ist bereits von ihnen besetzt und die Familie in ihren Händen. Indessen glaube ich nicht, daß von jenem Hinterhalt etwas zu fürchten ist, denn ihre Absicht liegt klar am Tage, daß sie uns zuvor heraus auf die Straße nach Lexington locken wollen; sie werden deshalb nicht eher hervorbrechen, bis sie glauben, ihren Zweck erreicht zu haben. Es ist daher nöthig, daß sich eine Jede mit einem Eimer nach der Quelle begebe und ihn gefüllt zurück bringe; im schlimmsten Falle stehen wir zur schleunigsten Hülfe in Bereitschaft. Ich hoffe, die Kentucky Frauen und Mädchen haben Muth genug, ihren Männern, Söhnen, Vätern und Brüdern zu Liebe dies kleine Wagestück zu bestehen. Ich würde dieses Unternehmen nicht von euch verlangen, wenn dies nicht eure gewohnte Beschäftigung wäre, welche den Indianern nicht auffallen kann, sondern sie vielmehr in dem Wahne bestärken muß, als wüßten wir noch gar nichts von ihrem Hinterhalte. Was sagt ihr dazu, Ladies?“

Sämmtliche Frauenzimmer hatten mit ängstlicher Spannung den Redner angehört, und als er geendet, herrschte noch mehrere

Minuten eine lautlose Stille. Mistreß Reynolds, stolz auf die Klugheit und den Muth ihres Sohnes, und nicht wenig geschmeichelt durch den von so vielen ältern Männern demselben übertragenen militairischen Rang, erklärte sich zuerst bereit nach der Quelle zu gehen; die Muthigeren folgten und zuletzt schlossen sich selbst die Furchtsamsten an. Alle Damen machten sich nun mit ihren Wassereimern auf den Weg nach der Quelle — Mistreß Reynolds und die Kühnsten voran, die Jüngsten im Nachzuge —, welche sie innerhalb der Schußweite von 500 Indianern unbelästigt erreichten. Einige der Mädchen konnten die Zeichen der Furcht nicht ganz unterdrücken, doch die Verheiratheten benahmen sich im Allgemeinen mit einer solchen Festigkeit und geschickten Unbefangenheit, daß die im Dickicht lauernden Indianer vollkommen getäuscht wurden. Die Damen füllten ihre Eimer, Eine nach der Andern, und begaben sich auf den Rückweg, ohne daß ein Schuß im Walde gefallen wäre. Freilich wurden die Schritte der Ladies auf ihrem Rückwege, je mehr sie sich von der Quelle entfernten, schneller und schneller, und arteten, als sie sich dem Thore näherten, in wahre Sturmschritte aus. Die Augen der Furchtsamen hatten sich ungemein vergrößert, auch gab es am Thore ein kleines, hastiges Gedränge, da Jede glaubte, nicht schnell genug hinein kommen zu können; doch ward dabei höchstens nur ein Fünftel des Wassers verschüttet, der Zweck jedoch vollkommen erreicht und das Fort hinlänglich mit Wasser versehen.

Jetzt wurde eine Anzahl junger Männer hinaus gesandt, um die Lock-Parthie anzugreifen. Zugleich mit ihnen verließen Niederland und ein anderer guter Reiter auf den besten Pferden, welche aufzutreiben waren, das Fort und jagten Lexington zu, um von dort Hülfe zu holen. Die jungen Leute griffen die Indianer-Parthie herzhaft an, feuerten mit größter Schnelle und machten so viel Lärm als möglich. Die Indianer zogen sich rasch zurück, von ihren Gegnern anscheinend hitzig verfolgt; sobald jedoch die Rothhäute den Waldsaum erreicht hatten, kehrten die Weißen plötzlich um und eilten lachend nach dem Fort zurück. Während dem hatte sich der Rest der Besatzung an der gegenüber liegenden Seite des Standpostens schußfertig gemacht, um den erwarteten Hinterhalt, sowie er sich zeigen würde, warm zu empfangen.

Als Girty das Schießen auf der Lexingtoner-Straße hörte,

wie es sich immer weiter entfernte und seine Kriegslist für gelungen hielt, erhob er sich plötzlich mit seinem starken Kriegshaufen und stürzte sich furiös auf das westliche Thor, entschlossen, sich seinen Weg über die vermeintlich unvertheidigte Umpfählung in das Fort zu bahnen. Als sich diese Masse Indianer jedoch auf Schußweite genähert hatte, wurde sie plötzlich und ganz unerwartet von einigen schnell nacheinander abgefeuerten Salven empfangen, welche eine große Verheerung unter ihnen anrichteten. Mit furchtbarem Geschrei stoben die Rothäute rechts und links auseinander, und in wenigen Minuten war kein Indianer mehr zu sehen.

Ergrimmt über den fehlgeschlagenen Versuch, begannen nun Girty und Black Eagle ihren Angriff nach gewöhnlichem Gebrauche, jedoch gleichfalls ohne Erfolg. Nachmittags änderte sich die Scene.

Niederland war mit seinem Gefährten glücklich nach Sonnenaufgang in Lexington angelangt, aber zu ihrer größten Bestürzung fanden sie die Stadt nur von dem unstreitbaren Theile der Bevölkerung besetzt; die streitbare Mannschaft hatte sich gleichfalls nach Hoy's Standposten auf den Marsch gemacht. Die beiden Couriere von Bryant's Fort jagten ihr sogleich en carrière nach und holten sie bald ein. Die Lexingtoner, sobald sie hörten, in welcher Gefahr ihre Stadt in ihrer Abwesenheit geschwebt habe, kehrten augenblicklich um und, von einigen Freiwilligen von Boonsborough verstärkt, machten sie sich auf den Weg, um Bryant's Standposten zu Hülfe zu eilen. Die Lexingtoner, ohngefähr 60 Mann stark, theils beritten, theils zu Fuß, hielten jedoch die Feinde lange nicht für so stark, als sie wirklich waren, sonst würden sie mit mehr Vorsicht vorgedrungen sein. Als sie Nachmittags den Kampfplatz erreichten, war das Schießen von beiden Theilen eingestellt; und rings umher herrschte die tiefste Stille; sie glaubten, unbelästigt das Fort erreichen zu können. Die Indianer jedoch hatten am frühen Morgen das Abgehen der beiden Boten bemerkt, und da sie leicht voraussetzen konnten, daß dieselben nicht ohne Verstärkung zurückkehren würden, so hatten sie ihre Maßregeln darnach getroffen.

Zur Linken der langen Gasse, wo die Maysville- und Lexington-Straße läuft, waren mehr den hundert Acker mit stehendem grünen Welschkorn bedeckt. Die gewöhnliche Straße von dem Stand-

posten lief in gleicher Linie mit dem Zaune dieses Feldes, und nur wenige Fuß entfernt von demselben. An der gegenüberliegenden Seite der Straße lag der nahe dichte Wald. Hier hatten sich mehr als dreihundert Indianer in den Hinterhalt gelegt, Pistolenschußweite von der Straße, die Ankunft der Lexingtoner erwartend. Die Berittenen derselben, keinen Feind sehend und hörend, sprengten sorglos in die schmale Gasse, als ihnen plötzlich ein Schauer von Kugeln um die Ohren sauste; doch die Reiter jagten unaufhaltsam durch die rollenden Schüsse, und entkamen unverletzt in das Fort bis auf Niederland, dessen bereits ermüdetes Pferd von mehreren Kugeln durchbohrt wurde und stürzte. Der Deutsche raffte sich schnell vom Boden auf, spannte seine Büchse und rief die nachfolgenden Fußgänger um Hülfe, da Girty sogleich mit einigen seiner Leute hervorsprang und ihn hart drängte. Niederland, welcher mit seiner Schußwaffe die Verfolger einige Minuten im Schach hielt, wurde genöthigt, sie endlich wider Willen gegen Girty abzufeuern, da er keine Hoffnung hatte, sie in seiner Bedrängniß wieder laden zu können. Der Schuß war indessen gut gezielt und Girty stürzte. Als die Indianer dies sahen, blieben sie bestürzt stehen und Niederland gewann Zeit nach dem Fort zu entwischen. Simon Girty erhob sich jedoch alsbald wieder vom Boden. Die Kugel hatte seinen Schrotbeutel getroffen, und ein zufällig in demselben befindliches starkes Stück Sohlleder sein Leben gerettet; die Gewalt des Stosses hatte ihn blos nieder geworfen.

Mittlerweile hatten die zu Fuß nachkommenden Lexingtoner, welche zuerst ihren Weg durch die Maisfelder eingeschlagen hatten, und durch dieselben leicht in das Fort entkommen wären, sich von dem Schießen und dem Hülferuf Niederland's herbei locken lassen; indem sie keine Ahnung von der furchtbaren Uebermacht des Feindes hatten. Die Indianer welche keine Zeit mehr erübrigen konnten, ihre abgeschossenen Gewehre wieder zu laden, stürzten mit furchtbarem Geschrei, hoch den Tomahawk in der Faust schwingend, aus dem Wald hervor. Das Welschkornfeld bot nun über eine Stunde die wilde Scene einer förmlichen Menschenjagd dar. Die Lexingtoner mußten einzeln ihr Heil in der Flucht suchen, während welcher sie mit ihren geladenen Gewehren den Feind von sich abzuwehren, den Wald nach Lexington zu gewinnen und hier von Baum zu Baum zu retiriren suchten, was ih-

nen auch größtentheils gelang; nur wenige wurden von den Indianern niedergeschossen und scalpirt. Der Verlust der Wilden war im gleichen Verhältniß unbedeutend. Hätten die Indianer die Lexingtoner verfolgt, so würde schwerlich einer derselben ihren Tomahawks entgangen sein; so aber begnügten sie sich damit dieselben zurückgeschlagen zu haben und kehrten zur Belagerung des Forts zurück.

Es war Abend, und die Feindseligkeiten waren vorläufig von beiden Seiten eingestellt. Die Indianer begannen am Gelingen ihres blutigen Vorhabens zu verzweifeln. Ihr Verlust am Morgen war bedeutend. Sie wußten, daß ganz Kentucky sich schleunigst gegen sie bewaffnen und über sie herfallen würde; auch konnten sie voraussehen, daß bald Verstärkung für die Weißen aus den Städten am Ohio herbei eilen würde. Ihr Anschlag auf das Fort war mißlungen und ohne Artillerie nichts zu hoffen. Die Häuptlinge hielten Rath und sprachen von Aufhebung der Belagerung und von Lagerabbrechen; allein Helle-Augen, der rachedürstende Girty, wollte nicht unverrichteter Sache abziehen. Da er jedoch gleichfalls einsah, daß mit Waffen nichts gegen das Fort auszurichten war, so beschloß er den Weg der Unterhandlung zu versuchen, um sein blutiges Ziel zu erreichen. Nahe einer der Bastionen des Forts befand sich ein großer Baumstumpf. Als es völlig Nacht geworden, kroch er auf Händen und Füßen hinter diesen Stumpf; er hörte deutlich Francis Reynolds mit einigen Männern auf der Bastion sprechen.

„Hollah! tapfere Männer von Bryants, laßt ein Wort mit euch reden!" rief er auf gut Englisch hinauf.

Reynolds nahte sich vorsichtig einer Schießscharte der Bastion.

„Was giebt's? Was wollt Ihr?" fragte er kurz und rauh.

„Ay! Ihr seid wohl der Captain der Leute da drinnen? Nun, ihr habt euch Alle brav genug gehalten heute, so wahr das Blut eines ehrlichen Weißen in meinen Adern fließt," erwiederte der Adoptiv-Indianer, und zwang seine Bärenstimme zu einem möglichst einschmeichelnden Tone; „aber was nützt euch fernerer Widerstand? Sechshundert Rothhäute haben euch umringt, und wir erwarten jeden Augenblick Verstärkung mit Artillerie, die euer schwaches Fort in wenigen Minuten vom Erdboden bläßt. Wollt ihr's dazu kommen lassen, daß das Fort mit Sturm genommen wird, und eure und die Kopfhäute eu-

rer Weiber und Kinder auf's Spiel setzen? Wenn ihr euch sofort ergebt, so erwartet euch nur eine erträgliche Gefangenschaft, bis wir wieder unsern Frieden mit den Weißen geschlossen. Also bedenkt euch kurz, ehe unsre Kanonen eintreffen. Fernerer Widerstand wäre Tollheit; nur schleunige Uebergabe kann euch retten, und ich gebe euch mein Ehrenwort, daß euch kein Haar gekrümmt werden soll. Kennt ihr mich auch? Ich bin Simon Girty, bei meinen indianischen Brüdern als Helle-Augen in großem Ansehen stehend, und einer ihrer Häuptlinge.

Während dieser Rede Girty's waren auf der Bastion Viele von der bewaffneten Mannschaft zu Reynolds getreten. Als sie von Artillerie der Indianer sprechen hörten, erblaßten sie, und selbst den Beherztesten fing der Muth zu sinken an; denn sie wußten, daß die Indianer bei einer frühern Gelegenheit wirklich Kanonen, welche ihnen die Engländer gaben, mit sich geführt, und damit zwei Standposten zerstört hatten. Reynolds ließ sich jedoch nicht einschüchtern, da er ganz richtig voraussetzte, daß, wenn die Indianer wirklich so bald Artillerie erwarteten, sie sich nicht in Unterhandlungen mit dem Fort einlassen würden. Er rief daher höhnisch und herausfordernd hinab:

„Ihr fragt, ob wir Euch kennen? Wer sollte in Kentucky und der ganzen Grenze entlang nicht den Pavian Girty kennen? Ich habe in meinem Hause einen völlig werthlosen Hund, dem ich den Namen Simon Girty gegeben habe, weil er eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem schlechten Burschen dieses Namens hat. Habt Ihr Artillerie, so bringt sie her und seid verdammt! Solltet Ihr aber mit Euern nackten Schurken, die Ihr bei Euch habt, einen Weg in das Fort finden, so werden wir euch nicht einmal mit unsern Flinten, sondern mit einer großen Anzahl Ruthen, welche wir für diesen Gebrauch bereit haben, wieder hinaus jagen und peitschen. Wir erwarten gleichfalls Verstärkung; das ganze Land ist zu unser'm Beistand in Anmarsch, und wenn Ihr mit Eurer Mörderbande nur noch bis morgen hier vor dem Fort verweilen wollt, so wird man eure Skalps bald darauf auf den Dächern unsrer Hütten in der Sonne trocknend finden können. So, nun wißt Ihr unsre Meinung; kocht Euch einen Moise davon."

„Oh ho, Captain! Ihr würdet wohl nicht so trotzig sprechen," erwiederte Girty, „wenn Ihr wüßtet, daß ich die blond-

lockige Maid von der Farm am Elkhorn in meiner Gewalt habe."

„Ich weiß es, Bösewicht!" rief Reynolds mit wuthbebender Stimme. „Ein Teufel, wie Ihr, konnte sich bei dem schwachen und gutmüthigen Manne, der Euch vergangenes Jahr vor unsrer Rache schützte und Euch unklugerweise entwischen ließ, nicht anders bedanken; aber eben daraus sehen wir, daß Ihr ein Schuft ohne alle Ehre seid und Euer Wort faul und mürbe ist, gleich dem Baumstumpf, hinter dem Ihr Euch jetzt verborgen habt."

„Diese Kentuckier sind trotzig wie Satan," knurrte Girty; dann rief er grimmig hinauf: „Wohl, ich lasse Euch eine Stunde Bedenkzeit. Habt Ihr Euch bis dahin nicht eines Bessern besonnen, so will ich Euch zum Morgengruß den blutigen Skalp von Euerm blondlockigen Mädchen über das Pfahlwerk zuwerfen."

„Verdamme Gott Eure Seele!" schrie Reynolds, und feuerte seine Büchse nach dem Baumstumpf ab, daß Stücke davon weit umher flogen.

Girty zog sich zähneknirschend zurück, da er einsah, daß gegen das Fort nichts auszurichten war. Daß die Belagerten von allen Seiten bald ansehnliche Verstärkungen erhalten würden, war nur zu gewiß vorauszusehen; er vereinigte sich deshalb mit den übrigen Häuptlingen für die Aufhebung der Belagerung und zu einem planmäßigen Rückzuge.

Als die Morgendämmerung anbrach, gewahrte man nach dem Elkhorn hin dicke aufwirbelnde Rauchsäulen, und gleich darauf züngelten hoch auflodernde Flammen hindurch, welche den ganzen nordwestlichen Himmel rötheten. Die Bewohner des Standtpostens, und besonders unter ihnen Francis Reynolds, sahen dem Schauspiele äußerst niedergeschlagen zu. In jener Gegend lag Böhlers Farm, und Niemand wußte um das Schicksal der unglücklichen Familie, die vielleicht in diesem Augenblicke unter den Mörderstreichen der grausamen, erbarmungslosen Feinde fiel. Niederland, Kurtz und noch einige andere beherzte Männer verließen das Fort, um Kundschaft einzuziehen. Nach einer Stunde kehrten sie zurück und brachten die Nachricht, daß keine Rothhaut mehr in der ganzen Gegend zu sehen sei. Sie hatten das Lager der Indianer verödet gefunden, welche kurz zuvor aufgebrochen sein mußten, da noch an verschiedenen Stellen Kochfeuer lustig brannten, und daran große Stücke Fleisch an Bratspießen brieten. Böhlers Farm trafen sie zu Ruinen zusam-

men gebrannt; auch hatten sie am Garten die beiden erschlagenen Hunde entdeckt, aber von der Familie selbst keine Spur, was wenigstens die tröstliche Hoffnung gab, daß sie noch am Leben sei.

(Fortsetzung im zweiten Hefte.)

—§—

Martin Behaim

der Entdecker Amerika's.

Von Franz Löher.

Nicht den Italienern, Spaniern, Franzosen und Engländern allein gebührt die Ehre, den neuen Welttheil hinter den Fluthen des Meeres aufgesucht und erforscht, besiedelt und zur Blüthe gebracht zu haben. Die Deutschen haben von Martin Behaim, dem Entdecker Amerika's, bis auf Alexander von Humboldt, dem Erforscher der Natur dieses Landes, gleichen Antheil an allem Verdienst, mit welchem die europäischen Völker dort in der Geschichte verzeichnet stehen. Das Verdienst der Deutschen ist um so größer, aber um so weniger gewürdigt worden, weil von ihnen nur einzelne Männer und Schaaren ausgingen, welche auf ihre eigene Hand und ohne alle Unterstützung und Leitung von den Regierungen ihres Vaterlandes auf die Entwicklung Amerika's gleichwohl ebenso bedeutend als wohlthätig eingewirkt haben.

Die Küsten des deutschen Meeres und der Ostsee waren schon in frühen Zeiten durch kühne Seefahrer belebt, welche auf Abentheuer, Eroberung und Handel hinaus steuerten in die wüsten Felder des Oceans. Die fabelhaften Meeresfahrten der Sachsen und Franken schimmern kaum noch durch die grauen Vorhänge des Alterthums; geschichtlich aber ist, daß schon im fünften Jahrhundert die Sachsen hinüber segeln, um England zu erobern. Im eilften Jahrhundert unterhalten die friesischen Städte bereits einen beträchtlichen Handel, bauen die Kölner sich Gast- und Waa-

renhäuser in London, und schicken die Bremer ihre Kriegsflotten mit tapfern Schaaren zum ersten Kreuzzuge nach Asien. Sicher bestanden die Nordmänner (Normannen) zum nicht geringen Theile aus deutschen Küstenbewohnern. Sie fanden auch Island auf, segelten von dort aus im zehnten Jahrhundert an den Küsten Nordamerika's hinab und setzten die ersten Hütten der Europäer auf den Boden des großen Westlandes. Während des Baues wurde einer der deutschen Seefahrer, Tyrker, vermißt, nach langem Suchen fand man ihn im Walde jubeln und singen, er streckte seinen Genossen Weintrauben entgegen und rief, hier wachse Wein wie in seinem Vaterlande. Und sie nannten das Land Weinland, ein fröhliches Vorzeichen, daß von Deutschen diese Wälder einst durch Wein und Gesang erheitert werden sollten.

Die Fahrten nach dem Weinlande, welches wahrscheinlich in dem jetzigen Neuyork oder Pennsylvanien lag, hörten aber nach einem Jahrhundert wieder auf, und sein Name verschwindet aus den geschichtlichen Ueberlieferungen. Es war aber nicht wohl möglich, daß die Kunde des großen Landes im Westen sich unter den Seefahrern nicht das ganze Mittelalter hindurch erhalten hätte, da noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Norwegen ein Bischof für Grönland ernannt wurde. Gewiß haben sich manchmal die Schiffsmeister aus den Hansestädten, wenn sie bei einem guten Trunk im Bremer oder Lübecker Rathskeller zusammensaßen, von den früheren Fahrten der Nordmänner nach den entlegenen Ländern unterhalten und hier und da auch manches in einer Schrift vermerkt. Denn die deutschen Handelsherren, nicht ungebildete Männer, beherrschten während der drei letzten Jahrhunderte des Mittelalters all die Heimathlande der Nordmänner. Sie hielten auch England ihrem Handel botmäßig und hatten ihre eigenen Gebäude an den französischen, spanischen und portugiesischen Küsten. Als nun gegen Ende des Mittelalters auch in der westlichen Halbinsel Europa's die Lust zur Schifffahrt erwachte, stellten sich dort die deutschen Seefahrer ein und erhielten die Kunde von den Entdeckungen der Nordmänner, welche durch sie bereits zum Süden gelangt war, lebendig.

Unter ihnen war der bedeutendste Martin Behaim, den die Portugiesen Behem, die Spanier auch Benehira nennen, ein Nürnberger aus ritterlichem Geschlecht. Er war ein ausgezeich-

neter Mathematiker und Astronom, denn er war ein Schüler des Johannes Müller, Regiomontanus genannt, welcher damals als der berühmteste Erd- und Sternkundige gefeiert wurde. Behaim hatte aber auch auf seinen Reisen die Schifffahrt gründlich erlernt und die damals bekannten Länder selbst sich angeschaut. Ein solcher Mann mußte bald eine bedeutende Stelle in dem Staatsrathe einnehmen, welcher von König Johann II. von Portugal für die Verbesserung der Schifffahrt eingesetzt wurde. Behaim erhielt von dem Könige selbst den Ritterschlag, eine Ehre, wie sie auch dem von Rittersart Gebornen nur dann zu Theil wurde, wenn er durch ritterliche Thaten hervorleuchtete. Er führte zuerst in den Gebrauch der Schiffer das Astrolabium ein, den noch unvollkommenen Quadranten, ohne welches Werkzeug man niemals den Ocean zu durchschiffen gewagt hätte. Mit portugiesischen Schiffen ging er auf Entdeckungen aus und machte mehrere Reisen zwischen den Wendekreisen. Als Befehlshaber einer kleinen Flotte entdeckte er mit Diego Cano die Küsten von Congo und gründete Niederlassungen auf den Azoren. Dort verheirathete er sich auch mit der Tochter des Job de Huertar, des Statthalters von Fayal, auf welcher Insel er einige Jahre verweilte, um die Ansiedlung derselben zu befördern.

Auf einer seiner südwestlichen Entdeckungsreisen sah er Amerika, im Jahre 1483, zehn Jahre früher, ehe Columbus sich zur Reise anschickte. Durch Stürme und anhaltende Ostwinde wurde er von den Azoren so weit westwärts getrieben, daß er an die Flachlande von Brasilien kam, die Prajas von Pernambuco. Er hielt das Land für eine große Insel, fuhr eine weite Strecke die Küsten entlang, und nahm davon für die Krone von Portugal Besitz. Behaim hatte viele Inseln entdeckt, die neue Entdeckung konnte seinem Namen nicht viel mehr Ruhm zubringen.

Er begnügte sich, die azorischen Inseln fruchtbringend, und andern Seefahrern die Untersuchung der westlicher liegenden möglich zu machen. Deßhalb gab er Karten über seine Entdeckungen heraus und bezeichnete sie auf seinen Erdkugeln. Er theilte sie auch dem Schwiegervater des Columbus mit, dem Bartolo Perestrella, und später auch dem Columbus und Magellan selbst. Columbus besuchte ihn auf Madeira und wurde dort erst durch Behaim und den Steuermann Alfonso Sanchez de Huelva von der Lage der westlichen Länder unterrichtet.

Im Jahr 1491 reisete Behaim nach Nürnberg und verfertigte in seiner Vaterstadt eine Erdkugel, welche als ein Meisterstück damals allgemeine Bewunderung erregte und noch jetzt auf der Nürnberger Stadtbücherei aufbewahrt wird! Zwei Jahre später kehrte er nach Portugal und Fayal zurück, machte in vertrauten Sendungen des Königs noch einige Reisen, auf welchen er einmal von den Engländern und ein andermal von Seeräubern gekapert wurde und sich für hohe Summen auslösen mußte, besuchte noch mehrmal sein geliebtes Fayal, und starb 1506 in Lissabon, geehrt als der Freund und Geheimschreiber des Königs und berühmt als der große Seefahrer und Weltkundige, der Vater der westlichen Entdeckungen.

Als im vorigen Jahrhundert die Entdeckungsgeschichten näher ausgemalt und der Ruhm, Amerika der Welt erschossen zu haben, auf den Genuesen allein gehäuft wurde, traten auch ein paar Deutsche auf, um das Recht ihres Landsmannes zu vertheidigen. Stuvens schrieb in Frankfurt 1714 eine Abhandlung über den ersten Entdecker der neuen Welt, und Otto in Neuyork richtete 1786 an Franklin eine Denkschrift, daß Behaim der Mann sei. Die Amerikaner wollen das aber keineswegs anerkennen, ebenso als sie früher die Entdeckungen der Nordmänner hartnäckig bestritten, und in Deutschland selbst sind bei manchen die Zweifel noch nicht beseitigt.

Die übereinstimmenden Nachrichten aus der ältesten Zeit begründen indessen Behaims Verdienst. Schon sein wissenschaftlicher Ruhm, seine Bekanntschaft mit den Hansefahrern, seine Erfahrung zu See, im Handel und in der Besiedlung fremder Länder, so wie seine hohe Stellung im Rathe des für Entdeckungen am meisten unternehmenden Königs lassen unsern Behaim als einen Mann erscheinen, der ebenso geschickt war, die Fahrt von den Azoren nach Brasilien und wieder zurück glücklich zu vollenden, als er danach strebte, seinen Namen durch wissenschaftliche Arbeiten und durch die Vervollkommnung der ganzen Schifffahrt zu verewigen und nicht durch eine Entdeckung, der er nicht höheren Werth beilegte, als seiner Auffindung von Congo und von andern Inseln im atlantischen Meere. Er war es aber, der zuerst eine Erdkugel verfertigte und auf dessen Beweise Columbus seine Ansichten von der Kugelgestalt der Erde und von der Sicherheit des geraden Seeweges nach Indien stützte. Auf der noch erhaltenen Erdkugel,

welche Behaim schon in Nürnberg machte, als Columbus die Gestade von Westindien noch nicht erblickt hatte, erscheinen bereits die Menge der westlichen Inseln und die östlichen Küsten von Südamerika, welche man damals freilich sich theils noch als Inseln theils als mit Ostindien zusammenhängend dachte. In der Nürnberger Weltchronik, welche die nächste Jahreszahl nach der Entdeckung Amerika's durch Columbus trägt, heißt es nun: „Diese Beiden (Behaim und Cano) gelangten, unter der Götter Gunst, als sie das mittägliche Meer durchfuhren und vom Ufer weit ab schweiften, nach Durchschneiden des Kreises der Tag- und Nachtgleiche in den andern Erdtheil, wo ihnen, als sie gegen Osten standen, der Schatten nach Mittag und zur Rechten fiel. Sie eröffneten also durch ihr Verdienst einen andern Erdtheil, der bis dahin uns unbekannt war und lange Jahre von keinen als von den Genuesern, wenn gleich vergeblich, aufgesucht wurde." Diese Genueser waren die de Nolle, welche von Lissabon ausgesegelten und St. Jago entdeckten. Hätte der Verfasser jener Stelle in der Nürnberger Chronik schon von Columbus etwas gewußt, so würde er sicher dessen Namen genannt haben, um den Ruhm Behaims gegen ihn heraus zu stellen. Die portugiesischen Schriftsteller erklären ferner auf's bestimmteste, daß Columbus erst, nachdem Behaim schon dagewesen, und auf dessen Angaben hin Amerika aufgesucht habe. „Martin Behaim sah Pernambuco und entdeckte Brasilien früher als Columbus und Vespuzi." „Columbus hätte niemals seine Reise nach Amerika unternommen, wenn Behaim ihm nicht den Weg gezeigt hätte." Die spanischen Geschichtschreiber aber enthalten nirgends eine Stelle, welche diese Angaben ausdrücklich widerlegte; im Gegentheil bestätigen sie sämmtlich ohne Vorbehalt, daß sowohl Columbus als Magellan Freunde von Behaim gewesen, von demselben Karten und Nachrichten über das westliche Indien erhalten, und auf Grund derselben ihre Reise dorthin unternommen hätten. Auch französische Gelehrten haben nicht gezögert, Behaim als den werthen Mann anzuerkennen, der den Weg nach Amerika bereitete und zuerst befuhr. In der That, seine Größe würde auch dann emporragen in der Geschichte, wenn seine Augen auch niemals an Brasiliens Küsten umhergeschweift hätten: er wäre dennoch der geistige Entdecker des neuen Welttheils gewesen. Denn er verbreitete auf der pyrenäischen Halbinsel die

richtigen Vorstellungen über die Erdkugel und ihre Länder, er machte die weiten Seefahrten durch seine Verbesserung der Schifffahrtskunst möglich, und er zeigte durch seine Fahrten, wie viel man entdecken könne. In solcher Größe erscheint Martin Behaim auch unter den Geschichtschreibern seiner Zeit; sie nennen ihn nur den berühmten und sprechen von ihm als dem ersten unter den Länder- und Meereskundigen und unter den Seefahrern. Warum sein Name aber als der des Entdeckers von Amerika in der Geschichte nicht mehr Geräusch gemacht hat, ist leicht erklärlich. Daß im atlantischen Meere Inseln und Länder lägen, welche man für das andere Ende von Indien hielt, war damals eine in den Seestädten und unter den Gelehrten oft besprochene Sache. Unternehmende Seefahrer machten Reisen dorthin und die Entdeckungen folgten sich rasch aufeinander. Der Ruhm theilte sich unter viele, und wie es gewöhnlich bei großen Entdeckungen geht, vieles geschieht vorher und nachher, was gleich wichtig ist und später zusammengefaßt wird, um eine Begebenheit oder einen Mann hervorstrahlen zu lassen, an welchen sich das Andenken anknüpfe. Für Spanien wurde die Entdeckung des neuen Welttheils am wichtigsten, dort fanden sich daher Geschichtschreiber, welche die Reise des Columbus, jedoch erst nach seinem Tode und zum Theil noch viel später, und zwar nach allerlei mündlichen und schriftlichen Nachrichten, verbürgt, oder unverbürgt, zu einem hübschen Gemälde zusammenstellten, welches sie mit manchen Fabeln von der Beschränktheit und Mißgunst seiner anfänglichen Gegner ausschmückten. Denn diese Reise war die erste, welche für Spanien unternommen wurde, und von ihr schreiben sich die spanischen Besitzungen her. Das richtige ist, Columbus hatte den Muth und den Geist, die von andern schon berührten und nicht mehr zu bezweifelnden Länder in den westlichen Meeren aufzusuchen und durch die Rechte des Statthalters und Oberbefehlshabers zur See, welche er zum voraus sich und seinen Erben zusichern ließ, sich und seine Familie mächtig in der Welt zu machen. Deßhalb schloß er mit den spanischen Königen, ehe er absegelte, einen Vertrag ab, welcher ihm in der That eine ziemlich unabhängige und reiche Stellung, gleich einem Könige in Amerika verbürgte, und erklärt sich daher auch manches von den Beschuldigungen, welche später vom spanischen Hof auf ihn geworfen wurden. In einem Briefe an Raphael Sanris, den königlichen Schatzmeister, vom 14. März 1493,

soll er auch selbst bescheiden von seinen Entdeckungen sprechen und das was er anderen Entdeckern von ihm schulde, nicht in Abrede stellen. Wäre sein Name als der des wahren Entdeckers von Amerika damals schon so gefeiert gewesen und ihm durch andere gleich verdiente Seefahrer vor und mit ihm nicht die Wage gehalten: so würde man zuverlässiger über seine Herkunft und seinen Geburtsort gesprochen und den neuen Welttheil auch nach ihm benannt haben. Daß dieser dagegen Amerigos Namen erhielt, war natürlich, weil Amerigo zuerst von dem von vielen zeit- und stückweise entdeckten Lande eine anschauliche und umfassende Beschreibung gab. Die Deutschen endlich fanden sich nach ihrer Gewohnheit unter allen am wenigsten geneigt, die Ehre des deutschen Namens durch gerechte Würdigung ihrer großen Männer den Ansprüchen anderer Völker gegenüber in's Licht zu stellen, damals aus Selbstgefühl, weil das deutsche Volk ohnehin die übrigen Völker überragte, später aus Schwäche und einer unglücklichen Anlage zum Weltbürgersinn, welche die Deutschen nicht mehr achten ließ, was nicht weit her war.

Bedarf doch unsere ganze Geschichte noch einer Darstellung, welche bei den Fremden nicht betteln geht oder in der Begeisterung für die Hoheit des deutschen Volkes nicht vergißt, was er an Großthaten für der Menschen Wohl und Bildung vollbracht hat!

Es möchte daher auch an der Zeit sein, nach jenem Lande, wohin Amerika und England beliebte Dichter und Preußen einen berühmten Kunstkenner als Gesandten schickten, jetzt auch einen Deutschen zu senden, der nicht allein in den romanischen Sprachen und Handschriften, sondern auch in der Schifffahrts- und Völkerkunde wohl bewandert mit deutschem Sinn und Stolze die Archive und Klosterbüchereien durchforschte. Ohne Zweifel würde man in Spanien und Portugal für die Geschichte unserer älteren Seefahrer, der Hanse und der spätern Verbindung zwischen Spanien und Deutschland noch bedeutende Quellen und vielleicht auch noch etwas von Behaim's Karten und Reisebüchern über die erste Fahrt nach Amerika auffinden.

Wäre Behaim ein Franzose oder Engländer, so wäre wohl schon Alles, was über ihn möglicher Weise Auskunft geben könnte, aufgesucht und vorgelegt. Unsere Landsleute in Amerika aber mögen an der Verwirklichung des im vorigen Jahre ausge-

sprochenen Wunsches festhalten, dem großen Deutschen, der zuerst den neuen Welttheil sich und den Seefahrern den Weg bahnte, sein Denkmahl an der Ostseite des Capitols zu Washington neben Columbus zu stellen, hoffentlich aber ein weniger lächerliches, als mit welchem Persiko den großen Genuesen beehrt hat.

Conventionen der Deutschen Amerika's

zu

Pittsburg und Philippsburg.

Bereits im Jahre 1835 fand eine Anzahl deutscher Männer zu Pittsburg, daß es nützlich und zeitgemäß sei, eine Versammlung von Abgeordneten der Deutschen in den Ver. Staaten zu berufen, um sich über die Wohlfahrt der deutschen Bevölkerung des Bundes zu berathen, und sich über gemeinschaftliche Interessen zu verständigen. Der Aufruf, den diese Männer ergehen ließen, obgleich der erste in seiner Art, fand von der östlichen Seeküste bis zum fernen Westen, vom Norden bis zum Süden, so weit der Ruf zu den deutschen Ohren drang, einen sehr günstigen Anklang. Die Delegaten, bestehend aus eingebornen und eingewanderten deutschen Bürgern, strömten von allen Seiten herbei, und bildeten am 18. Oktober 1837, ohngefähr zwei Jahre nach der ersten Anregung hierzu, ihre erste Convention zu Pittsburg, in Pennsylvanien. Die Gegenstände, über welche verhandelt wurde, bezogen sich auf Belehrung über die Räthlichkeit der Auswanderung aus Deutschland nach den Ver. Staaten, Erleichterung des Looses der Einwanderer, sowie des Verkehrs der hiesigen Deutschen mit ihrem alten Vaterlande; Verwerflichkeit des Strebens der Nativisten-Partei, die Einwanderung überhaupt, und namentlich die Rechte der Eingewanderten zu beschränken; Aufrechthaltung und Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur; Jugendbildung u. s. w. Alle Abgeordnete waren da-

bei der Ueberzeugung, daß vor allen Dingen Erziehung der Jugend das wesentlichste und nothwendigste Stück sei zur Sicherung des Glücks der Einzelnen wie der Gesammtheit. Um den mangelhaften Zustand des deutschen Unterrichtswesens zu verbessern, wurde daher einstimmig beschlossen: ein Seminar zur Bildung von Lehrern zu gründen, die fähig seien, die heranwachsende Jugend in allen nöthigen und nützlichen Zweigen des menschlichen Wissens, und zwar in deutscher sowohl als englischer Sprache, zu unterrichten. Zu diesem Zwecke wurde von der Convention sogleich eine Schul-Committee errichtet und ein sehr paßliches Gebäude in Philippsburg, 1½ Meilen von Beaver und 28 Meilen unter Pittsburg, am südlichen Ufer des Ohio, angekauft, und von den hierzu eingegangenen Beiträgen theilweise bezahlt. Der Ort war gut gewählt, da er allen Theilen der Union leicht zugänglich und von Naturschönheiten umgeben ist, die mit den herrlichsten Gegenden Deutschland's wetteifern. Die Convention ernannte zur bessern Beförderung ihrer Zwecke vier Commiteen: 1) eine Schul-Committee, welche auf Alles ein wachsames Auge haben sollte, was auf die Erziehung und Bildung sowohl der deutschen Jugend als der Erwachsenen einen wohlthätigen oder schädlichen Einfluß haben könnte. Vorzüglich sollte es ihr obliegen, Materialien zu sammeln, um ein Schulsystem zu bilden, das sowohl mit dem Geiste der Republik, als auch allen Bedürfnissen der menschlichen Natur und eines Bürgers der großen Union im getreuesten Einklange stünde; — 2) eine Wohlfahrts-Committee. Dieser wurden vorzüglich alle Einrichtungen und Anstalten zuwege zu bringen übertragen, durch welche den von Deutschland eintreffenden Einwanderern Rath und Anweisung und — wo Mittel vorhanden wären — auch den Bedürftigen Unterstützung gegeben werden könnte, um sie bei ihrer Uebersiedlung vor vielen Uebeln und mancher Noth zu bewahren, deren ankommende Einwanderer aus Unwissenheit und Nichtkenntniß der Sprache unterworfen sind; 3) eine Correspondenz-Committee, deren Mitglieder Herausgeber oder Verleger öffentlicher Blätter sein mußten, um eines Theiles die Veröffentlichung alles dessen, was auf eine oder die andere Weise allgemeine oder besondere Wichtigkeit für die Zwecke der Convention oder deutschen Bevölkerung haben könnte, zu besorgen, als auch andern Theils ein scharfes und wachsames Auge auf jede politische Partei-Bewegung zu

haben, deren offener oder versteckter Zweck die Veränderung oder Vernichtung der Einwanderungs- und Einbürgerungs-Gesetze im Schilde führen mögte, komme auch die Bewegung von irgend welcher Seite 4) eine Central-Committee, deren vorzügliche Pflicht es sein sollte, das Wirken der andern Committeen zu leiten, um Einheit, Verbindung und geregelte Organisation in das gesammte Bestreben, und zwar nach den von der Convention selbst festgesetzten Vorschriften, zu bringen.

Allein, obgleich die erste deutsche Convention durch ihre unverzüglich thätigen und praktischen Anstalten bewies, daß sie es nicht beim bloßen Sprechen bewenden lassen, sondern auch zum Handeln bringen wolle; daß es ihr Ernst sei, ihren großen Hauptzweck „die Beförderung der Wohlfahrt der deutschen Bevölkerung Amerika's" durch allgemeine Volkserziehung, als das kräftigste und geeignetste aller Mittel dazu, dauernd zu begründen, so scheinen doch so viel ungünstige Umstände und Verhältnisse aller Art eingetreten zu sein, daß beinahe ein ganzes Jahr vorüber ging, ohne daß viel für die Beförderung dieser Angelegenheit gethan worden wäre, und daher mancher Freund derselben am Gelingen und der Ausführung verzweifelte. Dennoch versammelte sich abermals, am 18. Oktober 1838, in Philippsburg, im County Beaver in Pennsylvanien, eine zweite Convention der Deutschen Amerika's, die, obgleich nicht so zahlreich wie die erste, doch zahlreich genug war, den Glauben an die endliche Ausführung des schönen Planes aufrecht zu erhalten, um die Ausdauer im Streben dafür mit neuem Eifer und frischem Muthe zu beleben. Das Urtheil der intelligenten englisch-redenden Bewohner der Union erklärte die ganze Unternehmung nicht blos als eine gute und dem ganzen Lande Nutzen versprechende; ihr Beifall bewies sich auch durch thätige und bedeutende Unterstützung von Seiten einer beträchtlichen Anzahl der ersten Staatsmänner des Landes, welche das Zutrauen des Volkes in hohem Grade genossen und verdienten.

Im July 1839 wurde von der permanenten Central-Committee beider abgehaltener Conventionen eine Extra-Convention der Deutschen abermals nach Philippsburg berufen. In dieser Extra-Convention sollten außer den moralischen auch noch verschiedene andere gemeinschaftliche Interessen, welche man nur durch ein allgemeines Zusammenwirken in organisirten Conventionen bewerkstelligen zu können hoffte, in Betracht gezogen werden,

darunter: a) Ergreifung von Maßregeln durch die allgemeine Regierung, wodurch es adoptirten deutschen Bürgern erleichtert würde, ihr zurückgelassenes Vermögen auf leichtere und mehr sichere Weise nach Amerika zu schaffen, als dieses unter den bestehenden Verhältnissen möglich gewesen war. Man hoffte, die Administration, auf gehörige und vereinte Vorstellung, zu veranlassen, mit den verschiedenen deutschen Staaten in eine nähere diplomatische Verbindung zu treten, und dadurch auch für den Handel und Verkehr zwischen beiden näher gebrachten Völkern bedeutende Vortheile zu erzielen; b) sollten, um die historischen und statistischen Data der Deutschen in Amerika, in Bezug auf ihre Anzahl in den unterschiedlichen Staaten der Union, und alle merkwürdigen Punkte, die mit ihrer An- und Uebersiedlnng in Verbindung ständen, möglichst ausgemittelt werden. — Diese auf den 1. August berufene Extra-Convention sollte die später auf den 18. Oktober bestimmte regelmäßige Convention überflüssig machen, da man die erstere Jahreszeit für eine günstigere zu diesem Zwecke hielt, als die letztere.

Die dritte Convention fand Statt und hatten sich viele intelligente und geachtete Männer dabei eingefunden. Das Hauptaugenmerk dieser Convention war wiederum auf die Gründung eines Lehrer-Seminars gerichtet. Man glaubte, da nicht nur von Amerikanern deutscher, sondern auch englischer Zunge bereits $3000 Beiträge für diesen Zweck eingegangen, und davon der Ankaufspreis des dazu benöthigten Gebäudes bestritten worden war, an der Ausführbarkeit des Planes nicht mehr zweifeln zu dürfen, und daß es nur noch darauf ankäme, die Grundsätze für die Verfassung der Convention und des Seminars festzustellen und vom Staate anerkennen zu lassen, um sich einer allgemeinen Theilnahme und Unterstützung versichert halten zu dürfen. Nach langen und vielseitigen Erörterungen kam man in folgenden Punkten überein: daß

1) der Zweck der alle zwei Jahre zu Philippsburg im August zu haltenden Convention in Ermittelung und Förderung der Interessen der Deutschen bestehen solle;

2) jede Stadt, Flecken oder County, wo wenigstens 25 Deutsche Theil nehmen, Abgeordnete, die aber Bürger der Ver. Staaten sein oder sich um das Bürgerrecht gemeldet haben müssen, zu dieser Convention zu schicken befugt sei;

3) dieser Convention die Leitung des Seminars zustehe und

unter denselben sieben von ihr zu ernennende Direktoren die Einrichtung der Anstalt besorgen, deren Beaufsichtigung führen, die Lehrer anzustellen haben sollten u. s. w.;

4) in dem Seminar aller Unterricht, der auch eine Uebersicht der verschiedenen Glaubenslehren und die christliche Moral, wie Musik und Gesang umfassen soll, in deutscher Sprache ertheilt werde; natürlich mit Ausnahme des Unterrichts in Sprachen, (wenigstens die deutsche und englische soll gelehrt werden);

5) aller Unterricht denjenigen, welche sich verpflichten, für eine gewisse Zeit Lehrer zu sein, umsonst ertheilt werde, und dieselben, wenn sie ihr Versprechen nicht erfüllen, das Schulgeld nachzubezahlen haben.

Die sieben Direktoren wurden hierauf gewählt und mit Erwirkung des Freibriefs von der nächsten Gesetzgebung von Pennsylvanien beauftragt; wonach, sobald Mittel für die Anstellung auch nur zweier tüchtiger Lehrer vorhanden seien, mit Eröffnung des Seminars begonnen werden sollte.

Der Abgeordnete der Deutschen zu Baltimore bei dieser Convention zu Philippsburg, dessen, in der früher von Pastor H. Scheib und P. M. Wolsieffer herausgegebenen deutschen Schulzitung mitgetheilten, Rechenschaftsbericht obige geschichtliche Darstellung theilweise entnommen ist, bemerkt am Schlusse desselben ganz richtig: „Die Einwendungen, welche hin und wieder gegen das Vorhaben gemacht worden sind, scheinen damit völlig beseitigt. — Man hat gesagt, daß unter den deutschen Völkern der alten Welt kaum eine andere Einheit herrsche, als daß sie sämmtlich Kartoffeln essen; was davon für uns Deutsche in der neuen Welt gelte, fällt Jedem selbst ein; jedenfalls klingt es höchst wunderlich, daß die Convention einen Staat im Staate beabsichtige. Selbst die mißtrauischsten Seelen dürften sich beruhigen, wenn sie bedenken, daß die Entscheidung in die Hände von Bürgern der Ver. Staaten oder solcher, die Bürger werden zu wollen bereits geschworen haben, gegeben ist. Oder soll und muß man durchaus fortfahren, sich zu schämen, ein Deutscher zu sein oder von Deutschen abzustammen? — Die Befürchtung, daß eine Pflanzschule des Unglaubens gestiftet werde, wird Niemand länger hegen, der nicht übersieht, daß die Sittenlehre mit synoptischer (übersichtlicher) Darstellung der Glaubenslehren vorgetragen werden soll."

Für Anschaffung der Geldmittel zur Gründung, Erhaltung

und Erweiterung der Anstalt wurde in der Convention neben fortzusetzendem Sammeln von Beiträgen die Bildung von Vereinen in den einzelnen Staaten, Städten und Landschaften des Bundes, oder die Ausdehnung der bereits bestehenden Lokalvereine der Deutschen auf die Zwecke der Convention am räthlichsten befunden.

In dieser dritten Convention war die Begeisterung der intelligenten Deutschen Amerika's für die angeregten Ideen und Pläne noch einmal schwach aufgelodert, um bald gänzlich zu verlöschen. Zwar wurde auf Betrieb mehrerer ausharrender Männer die scheinbar für die Sache gleichgültig gewordene Central-Comitee, nebst der in letzter Convention ernannten Seminar-Direktion veranlaßt, den Freibrief für die deutsche Convention zur Beförderung der Erziehung von der pennsylvanischen Gesetzgebung zu erwirken, welcher auch mit ziemlich ausgedehnten Vollmachten vom Senate und Repräsentantenhause Pennsylvanien's bald darauf ertheilt wurde; warum aber, nachdem die größten Schwierigkeiten bereits besiegt, dieses schöne und für die Deutschen Amerika's so wichtige Unternehmen dennoch nicht zur vollständigen Ausführung kam, darüber können nur jene Männer genügende Auskunft geben, welche zuletzt an der Spitze desselben standen und dessen Organisation als Pflicht übernommen hatten. Die „Didaskalia" würde bereitwillig eine Mittheilung hierüber aufnehmen, da es nicht unwichtig wäre, wenn die Hindernisse, welche ein so schönes und energisch begonnenes Vorhaben vereitelten, zur Kenntniß des Publikums käme, um bei später vorkommenden ähnlichen Unternehmungen, welche hoffentlich nicht ausbleiben werden, dieselben wo möglich vermeiden zu können. Das Gute, Schöne und Zweckmäßige sollte eines mißlungenen Versuches wegen nicht für immer aufgegeben werden.

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico von 1846 bis 1848.

Historische Skizze von S. Maclea.

I.

Differenzen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico. — Zustände der Republik Mexico im Jahre 1845.

Eine Reihe von ohngefähr zwanzig Jahren zeigte die Republik Mexico eine feindselige Stimmung gegen die Republik der Vereinigten Staaten. Die mexicanische Nation, sowie ihre verschiedenen sich folgenden Regierungen, ließen sich viele übermüthige und grobe Vergehen an Personen und Eigenthum der Bürger unsrer Union, sowie selbst an Offizieren und an der Flagge der Ver. Staaten zu Schulden kommen. Die Verluste, welche an dem Groß- und Kleinhandel Mexico's betheiligte nordamerikanische Bürger durch Gewaltthätigkeiten mexicanischer Behörden an Gut und Leben erlitten, betrug schon im Jahre 1843, soviel sich die pecuniären Einbußen ermitteln ließen, über 7 Mill. Dollars *). Mexico hatte die Ansprüche der Ver. Staaten-

*) Die 1840 und 1841 in Washington für 18 Monate in dieser Angelegenheit organisirte Untersuchungs-Commission, von Bevollmächtigten beider Theile zusammengesetzt, bei welcher dem preußischen Minister, Baron Rönne, das Schiedsrichteramt übertragen war, hatte bereits über 2 Mill. Dollars der vorliegenden Ansprüche liquidirt und festgesetzt. Diese Summe war jedoch nur ein kleiner Theil der vorgelegten Forderungen. Da aber die dem Schiedsrichter von den mexicanischen Commissären gemachten Bewilligungen erschöpft waren, so wollte er keine Entscheidung über Forderungen geben, welche nicht in der festgesetzten Frist, nemlich während der 18-monatlichen Dauer der Commission, in Vorlage gebracht worden waren. Hätte Baron Rönne ehrlich handeln wollen, so durfte er keine Entscheidung geben, bis alle Forderungen geprüft waren, da ihm die Intriguen der mexicanischen Commissäre, die Untersuchungen und Verhandlungen möglichst bis zum Ziele der anberaumten Frist in die Länge zu ziehen, klar

Bürger anerkannt und Vergütung versprochen; allein dieselbe nie geleistet, und sich durch langgedehnte Unterhandlungen Frist zu verschaffen, oder dieselbe gänzlich zu umgehen versucht.

Der Staat Texas hatte sich durch dasselbe Recht von der Herrschaft der Republik Mexico befreit, durch welches ehedem Mexico sich von der Herrschaft Spanien's losgesagt hatte: durch das Recht seines Willens und seiner siegreichen Waffengewalt. Die Unabhängigkeit der Republik Texas war von den Ver. Staaten und mehreren der bedeutendsten Mächte Europa's anerkannt. — Texas hatte ein Recht, über sein Schicksal zu verfügen, und wenn die jugendliche Republik, ohne Flotte, ohne Truppen, ohne Geld, von barbarischen Einfällen und Angriffen der Mexicaner fortwährend bedroht, den Intriguen im Trüben fischender europäischer Diplomaten blosgegeben, sich nach einem Anschluß an die große nordamerikanische Union sehnte und denselben zu bewerkstelligen suchte, so that sie eben nichts Anderes, als die Bedingung ihrer ferneren Existenz erfüllen. Die Ver. Staaten hatten viele und wichtige Gründe, den Anschluß von Texas zu genehmigen. Der größte Theil des texanischen Volks bestand aus eingewanderten Bürgern der Union; der vergebliche Krieg, mit dem Mexico die losgerissene Provinz Texas und den nunmehrigen jungen Freistaat heimgesucht hatte, war mit barbarischer Wuth und größter Unmenschlichkeit geführt worden; Mexico drohte, die Gräuelscenen in Texas zu erneuern, und die civilisirte amerikanische Union hätte nicht ohne den Vorwurf egoistischer Herzlosigkeit der ferneren Menschenschlächterei in der benachbarten Schwester-Republik in träger Neutralität zusehen können. Ferner war vorauszusehen, daß, wenn die Union die dargebotene Hand des bedrängten jungen Freistaats zurückwies, europäische Mächte, und vor allen England, ihr unterjochendes Protectorat mit Güte oder Gewalt demselben aufdringen würde, — die deutlichsten Anzeichen dafür waren bereits vorhanden. — Konnte es aber die gesunde Politik der Ver. Staaten dulden, daß England, welches durch Canada ihre ganze Nordseite begränzt, auch auf ihrer Südseite, in dem fruchtbaren, und sowohl in staat-

---

vor Augen liegen mußten. Doch von einem Beamten des Königs von Preußen ließ sich in Betreff der Ver. Staaten kein anderer Schiedsrichterspruch erwarten. Die Ver. Staaten handelten sehr weise, daß sie nachmals bei andrer Gelegenheit alle angebotene europäische Vermittelung von der Hand wiesen. Möchten sie immer so thun.

licher, commercieller, wie strategischer Hinsicht für die Macht-Entwickelung der nordamerikanischen Union so wichtige Texas sich festsetze, um vielleicht den künftigen Herd der Zwietracht für die Ver. Staaten zu bilden? Gewiß nicht. Die Politik der Union erforderte es, da Texas sich als einen selbstständigen Staat nicht selbst erhalten konnte, und der einen oder andern auswärtigen Macht in die Hände fallen mußte, dem Wunsche der Nachbar-Republik zu willfahren und dieselbe in ihren schützenden Staatenbund aufzunehmen. Die Annexation von Texas an die Union wurde aus diesen Gründen von der großen Mehrheit des Volkes der Ver. Staaten und des bedrängten Freistaates selbst gefordert und kam demnach zu Stande. Am 1. März 1845 unterzeichnete Präsident Tyler die hierauf bezüglichen, von beiden Häusern des Congresses passirten Annexations-Beschlüsse.

Als Mexico den Gang der Angelegenheiten zwischen Texas und der nordamerikanischen Union wahrnahm, suchte es gegen das Erstere, dessen Unabhängigkeit es während einem neunjährigen Kriegszustande nicht zu bewältigen vermocht hatte, einzulenken, und versprach durch einen förmlichen Akt, die Unabhängigkeit von Texas anzuerkennen, wenn es sich keiner andern Macht anschließen würde. Das Zugeständniß, die Unabhängigkeit von Texas anzuerkennen, ob unter dieser Bedingung oder nicht, war entscheidend gegen Mexico; es hatte dadurch die Unabhängigkeit von Texas der That nach selbst zugestanden, und deßhalb kein Recht und keine Befugniß mehr, Einschränkungen hinsichtlich der Form der Regierung, welche Texas ferner anzunehmen für gut finden möchte, vorzuschlagen. Nichtsdestoweniger begann Mexico eine sehr feindselige Sprache gegen die Ver. Staaten zu führen, und ließ durch seinen Gesandten in Washington, General Almonte, die Drohung ergehen, den Anschluß von Texas als eine Kriegserklärung von Seiten der Union zu betrachten und darnach Maßregeln zu nehmen, deren erste als ein verheerender Einfall in Texas erwartet werden durfte. Ehe wir jedoch zum Beginn der Feindseligkeiten selbst schreiten, ist es zum Verständniß des Kommenden nöthig, einige Blicke in die damaligen innern Angelegenheiten der feindlich gesinnten Nachbar-Republik zu thun.

Am 8. Dez. 1844 brach in der Hauptstadt Mexico eine Revolution gegen den Präsidenten Santa Anna aus, welche erfolgreich sich schnell durch die ganze mexicanische Republik verbreitete,

und mit der Absetzung, Einkerkerung und Verbannung Santa Anna's endete. General Herrera folgte ihm provisorisch auf dem Präsidentenstuhle. Die Regierung Herrera's, der allgemeinen Volksstimmung in Mexico folgend, und besonders von Brigadier-General T. H. Almonte, dem mexicanischen Gesandten in Washington, und ohne Zweifel auch von brittischen Agenten aufgereizt, hob alle freundschaftlichen Beziehungen auf, in denen Mexico noch bis dahin zu den Ver. Staaten gestanden, sobald sie die Nachricht von den Annexations-Beschlüssen des nordamerikanischen Congresses in Bezug des Staates Texas erhielt. Am 21. März wurden in der mexicanischen Deputirtenkammer Beschlüsse beantragt und mit vieler Wärme unterstützt, daß der Tractat von 1831 (ratificirt 1832) mit den Ver. Staaten aufgehoben sein solle; daß alle Häfen Mexico's den Fahrzeugen der Ver. Staaten geschlossen, die Einfuhren amerikanischer Fabrikate verboten und auf keine Wiederanknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse geachtet werden solle, bis die Ver. Staaten jedem Gedanken an die Aufnahme des Staates Texas entsagt hätten. Von dem Minister des Auswärtigen wurde hierauf dem Gesandten der Ver. Staaten, Hrn. Shannon, mitgetheilt, daß die freundlichen Beziehungen zwischen Mexico und den Ver. Staaten nunmehr aufgehoben seien, und an demselben Tage erließ das mexicanische Cabinet eine Note an die Gesandten von England, Frankreich und Spanien, welche den Protest Mexico's gegen den Anschluß von Texas an die amerikanische Union enthielt. Brigadier-General Almonte forderte am 6. März in Washington seine Pässe und traf am 18. April in Vera Cruz ein; Hr. Shannon blieb vorläufig noch in der mexicanischen Hauptstadt, um weitere Instruktionen seiner Regierung abzuwarten, enthielt sich jedoch aller weitern officiellen Funktionen.

Krieg schien demnach zwischen beiden Republiken den Ausschlag geben zu sollen. Obgleich die Ver. Staaten auf nichts weniger als auf einen Krieg vorbereitet waren, so stand doch Mexico zu machtlos ihm gegenüber, um ernstliche Besorgnisse erregen zu können. Zwar schien es auf die mächtige Allianz England's zu rechnen, welches ohnedem wegen der obschwebenden Oregon-Frage in einem gespannten Verhältnisse zu den Ver. Staaten sich befand; allein England mußten aus einem Kriege mit der Union solch unberechenbare Nachtheile erwachsen, daß nicht zu erwarten stand, es werde Mexico's halber mit derselben

brechen. Die kriegerischen Mexicaner machten daher vorläufig ihrem Groll gegen die Vereinigten Staaten durch Schmähartikel ihrer Zeitungen und durch aufregende Reden in ihren Congreßsitzungen Luft.

Am 1. Juni verließ der Ex-Präsident Santa Anna Vera Cruz, um als Verbannter auf zehn Jahre seinen Aufenthalt vorläufig in Havannah zu nehmen. Längs dem Rio Grande sammelte sich allmählig eine mexicanische Armee zu einem Einfall in Texas. Der Präsident der Ver. Staaten ließ, diesem zu begegnen, ein Observationscorps an die südliche Gränze von Texas marschiren, und beorderte ein Geschwader unter Commodore Stockton an die texanische Küste. Das Cabinet zu Washington berief Hrn. Shannon aus Mexico zurück, da alle Aussichten zu einem Vergleiche mit dieser Nachbar-Republik verschwunden waren. Am 18. Juny hatte bereits der Senat des texanischen Congresses, trotz der Intriguen des England ergebenen Präsidenten Jones, die Gesammt-Beschlüsse für den Anschluß an die Ver. Staaten passirt, und das Haus der Repräsentanten war ihm unmittelbar darauf gefolgt. Es war jetzt die Pflicht der Ver. Staaten-Regierung, das neu-erworbene Gebiet der Republik zu schützen.

Im Monat August nahmen die Kriegsrüstungen der Union einen entschiedenen Charakter an. General Zacharias Taylor stand mit einem bereits Achtung gebietenden kleinen Heere regulairen Militairs zu Corpus Christi, und war von Präsident Polk ermächtigt, sich durch Freiwillige aus den Staaten Louisiana, Alabama, Mississippi, Tennessee und Kentucky zu verstärken. Der mexicanische Congreß seinerseits votirte eine Anleihe von $15,000,000, um den Krieg gegen Texas und zwar ohne vorherige Kriegserklärung, zu beginnen, und hoffte dieses Geld in England erheben zu können. Die Regierung hatte einmal eine fanatische Kriegslust unter dem mexicanischen Volke angeregt und durch ihre Werkzeuge im höchsten Grade steigern lassen; sich selbst aber durch ihre hochtrabenden, prahlerischen Proklamationen jeden ehrenvollen Rückzug abgeschnitten. Indessen gab es doch auch immer noch eine starke Partei in Mexico, die einem Kriege mit den Ver. Staaten abhold war, und zu welcher selbst der Präsident Herrera gehörte, obgleich sein Cabinet in entgegengesetzter Meinung sich zeigte. Die Lauheit, womit die Kriegsempfehlung vom mex. Congresse aufgenommen wurde, bewog

Herrera's Cabinet, zu resigniren; die Yucatanesen verweigerten gradezu ihr Contingent zu diesem Kriege zu stellen. Die mächtige Kriegspartei, an deren Spitze fast sämmtliche Generäle der Armee standen, ließen sich in ihren Rüstungen und kriegerischen Bewegungen jedoch nicht beirren. General Arista sammelte eine ansehnliche Streitmacht zu Matamoras und General Paredes stand bereit, mit einer Heer-Colonne gleichfalls den Marsch nach dem Rio Grande del Norte anzutreten.

Die Wiedererwählung des functionirenden, weniger kriegerisch gesinnten Präsidenten, Don Jose Joaquin Herrera, zeigte, daß die Partei, welche einem Kriege mit den Ver. Staaten abgeneigt war, immer noch das Uebergewicht hatte, und das neue Cabinet, mit dem sich Herrera umgab, schien die Wolken des herannahenden Kriegswetters wieder zerstreuen zu wollen; besonders da England und Frankreich ihre Hülfleistung unter den obwaltenden Umständen in ungewisse Ferne rückten; allein der einmal heraufbeschworene Sturm ließ sich nicht so leicht wieder beschwichtigen. Die schwierige Lage, in der sich Herrera befand, und die seiner Regierung kein festes Auftreten erlaubte, sondern zwischen den Parteien hin und her zu schwanken zwang, erregte bald Unzufriedenheit durch die ganze mexicanische Republik; revolutionaire Symptome äußerten sich in fast allen Föderal-Staaten. Yucatan riß sich von Mexico los und erklärte gleichfalls seine Unabhängigkeit, andre Staaten drohten zu folgen, wodurch dem Ehrgeiz und der Herrschsucht einiger Generäle und Gouverneure ermunternder Vorschub geleistet wurde; dazu kamen noch Differenzen, in welche die Regierung wegen einer dem französischen Gesandten widerfahrenen und nicht gesühnten Beleidigung mit dem bisher befreundeten Frankreich gerieth. Die Anarchie fing an ihre hundertköpfige Hydra über das unglückliche Land loszulassen, welche noch durch die häufigen und mörderischen Ueberfälle der Comanches- und anderer Indianerstämme im Norden, Westen, Süden und an der Gränze von Texas erhöht wurde. Mittlerweile dauerten die gegen die Ver. Staaten unternommenen Kriegsrüstungen fort, ohne daß es noch von Seiten Mexico's zu einer Kriegserklärung gekommen war; man hatte jetzt den Beschluß gefaßt, daß eine förmliche Kriegserklärung gegen die Ver. Staaten auch gar nicht mehr nöthig sei, da die der amerikanischen Regierung gemachte Erklärung des Generals Almonte als Gesandter zu Washington: daß Mexico den Anschluß von

Texas an die Ver. Staaten als eine Kriegserklärung von Seiten dieses Staates betrachten würde — für hinlänglich gehalten würde, die drohende Stellung gegen die Ver. Staaten und den allenfallsigen Beginn der Feindseligkeiten damit zu rechtfertigen.

Die einsichtsvolleren Mexicaner sahen jedoch bald ein, daß dieser anarchische, schwankende, höchst unglückliche Zustand ihres Landes zu keinem genügenden Erfolg führen könne und ihre Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem verbannten Santa Anna zu, der auf Cuba mit Hahnenkämpfen sich belustigte und das bedrängte Vaterland vergessen zu haben schien; sie hielten ihn für den einzigen Mann, welcher die Republik vor der drohenden Zersplitterung bewahren und nöthigen Falls die Amerikaner siegreich bekämpfen könne. Santa Anna, welcher trotz seiner sonderbaren Zerstreuungen und Belustigungen sein Vaterland keineswegs aus den Augen verloren hatte, und fortwährend in einem eifrigen Briefwechsel mit dem ihm ergebenen Almonte stand, schien jedoch der Zeitpunkt noch nicht gekommen, wo er mit glücklichem Erfolg nach Mexico zurückzukehren wagen durfte.

Während dies in Mexico vorging, war die Vereinigte Staaten-Regierung nicht unthätig geblieben, die texanische Grenze gegen einen feindlichen Angriff zu schützen. Die Armee General Taylor's zu Corpus Christi war auf 4000 Mann gewachsen, und Commodore Conner kreuzte im Golf von Mexico mit einem ansehnlichen Geschwader und hielt die mexicanischen Häfen im Schach. Herrera und sein Cabinet, ihrer Friedens-Politik getreu, und wohl einsehend, daß Mexico in seinem zerrütteten Zustand nicht mit Erfolg gegen die Vereinigten Staaten in die Schranken treten konnte, schien geneigt, wieder mit denselben Unterhandlungen zu eröffnen. Der nordamerikanische Consul zu Mexico stellte in Folge der ihm von seiner Regierung gegebenen Instruktionen am 13. Okt. bei dem mexicanischen Minister des Auswärtigen in den freundlichsten Ausdrücken die Anfrage, ob die mexicanische Regierung einen Gesandten der Vereinigten Staaten, der mit aller Macht bekleidet wäre, alle Streitfragen zwischen beiden Regierungen auszugleichen, annehmen werde, — mit der Zusicherung, daß wenn die Antwort genehmigt sei, ein solcher Gesandter sogleich nach Mexico abgefertigt werden sollte. Am 15. Okt. erfolgte auf diese Anfrage von dem mexicanischen Minister eine zusagende Antwort, jedoch mit dem Ersuchen, daß das

vor Vera Cruz liegende Kriegsgeschwader der Vereinigten Staaten zurückgezogen werde, da sonst dessen Anwesenheit leicht als Zwang oder Drohung in Bezug auf die angehenden Unterhandlungen ausgelegt werden könne. Das Geschwader erhielt sogleich Ordre zum Rückzug. Am 10. Nov. wurde Hr. John Slidell von Louisiana als außerordentlicher Botschafter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten für Mexico bestellt, und mit unbeschränkter Gewalt versehen, sowohl die Frage der Texasgränze als der Schadloshaltung der Vereinigten Staaten-Bürger zu vermitteln; die Vergütung der zugefügten Unbilden wurden unzertrennlich mit der Gränzfrage verbunden. Hr. Slidell traf am 30. Nov. zu Vera Cruz ein und wurde von den dortigen Stadtbehörden mit Höflichkeit empfangen. Aber die Regierung Gen. Herrera's neigte sich zu ihrem Fall, und die Revolutionspartei hatte sich der Texasfrage bemächtigt, um seinen Sturz zu sichern und zu beschleunigen. Sein Entschluß, freundschaftliche Verhältnisse mit den Ver. Staaten anzuknüpfen, und deren Gesandten zur Vermittlung der Streitfrage anzunehmen, wurde auf das Heftigste angegriffen und zum Gegenstand der Opposition gemacht. Durch die Kriegspartei wurde das Gerücht ausgesprengt, daß General Taylor mit seiner Armee über den Rio Grande del Norte gedrungen sei, woran kein wahres Wort war. Die Regierung des Präsidenten Herrera wünschte damals ohne Zweifel aufrichtig den Empfang des Bevollmächtigten der Ver. Staaten; allein sie glaubte sich dem durch ihre Feinde erregten Sturm beugen zu müssen. Die Ankunft des Hrn. Slidell fiel in ihre mißlichste Zeitperiode. Am 16. Dez. eröffnete der mexicanische Minister des Auswärtigen, Hr. Pena y Pena, dem Gesandten der nordamerikanischen Union, daß in Bezug seiner Beglaubigungsschriften Schwierigkeiten vorhanden wären, die es nothwendig machten, mit dem Staatsrath deßhalb zu consultiren, und am 21. Dez. wurde ihm von demselben Herrn eröffnet, daß die mexikanische Regierung entschieden habe, ihn in seiner Eigenschaft als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister der Ver. Staaten nicht anzuerkennen. Hr. Slidell beantwortete am 24. Dez. diese Entscheidung der mexicanischen Regierung, widerlegte die Gründe, womit man die Weigerung seiner Anerkennung zu rechtfertigen suchte, berief sich auf das von seiner Regierung beobachtete Verfahren und erklärte seine Absicht, nach Jalapa zu

gehen und dort für diesen so ganz unerwarteten Fall Instruktionen abzuwarten.

Die Regierung Herrera's konnte in ihrer schwierigen Lage kein Vertrauen bei'm Volke erwecken, und welche Regierung, außer einer brutalen und gewaltthätigen Soldaten-Herrschaft, hätte es vermocht? In der Hauptstadt selbst wurde eine Demonstration zu Gunsten Santa Anna's versucht, welche jedoch gänzlich mißlang; dazu circulirten Gerüchte, daß man mit Hülfe England's und Frankreich's die Monarchie wieder in Mexico einführen und ein Bourbon den mexicanischen Thron besteigen solle. Die Aufregung und Verwirrung hatte in der mexicanischen Republik den höchsten Grad erreicht.

Diesen zerrütteten Zustand seines Vaterlandes wußte General Don Mariano Paredes y Arillaga zu seinem Vortheile zu benützen, indem er sich an die Spitze der Texas-Partei stellte und die Fahne der Empörung aufpflanzte. Die Revolution brach zuerst in der Reserve-Armee zu San Luis de Potosi aus. Don Manuel Romero, der General-Commandant und ein warmer Anhänger des Paredes, versammelte am 14. Dez. in seiner Wohnung zu San Luis de Potosi die vornehmsten Offiziere der Armee und Beamten des Departements, und verlas ihnen hier eine Manifestation, in welcher die Regierung als völlig unfähig ihrer Obliegenheit dargestellt wurde, da sie durch Nachgiebigkeit gegen die Ver. Staaten und Bereitwilligkeit, mit derselben durch ihren in der Hauptstadt angekommenen Bevollmächtigten wegen Texas und Californien Unterhandlungen anzuknüpfen, die Ehre und den alten Ruhm Mexico's herabgewürdigt habe, und folglich keinen Gehorsam mehr verdiene. Dieser Manifestation waren zehn Propositionen beigefügt, in welchen die Armee den Protest des Volkes gegen jeden zukünftigen Akt der Regierung mit Waffengewalt zu unterdrücken versprach, dem Congreß den Gehorsam aufkündigte, sich verpflichtete, nach Einnahme der Hauptstadt einen neuen Congreß zu berufen und die Verrichtungen des letzten zu annulliren, den Divisions-General Paredes an die Spitze der Bewegung stellte und jede Opposition mit Gewalt der Waffen zu unterdrücken und zu bestrafen drohte. Dieses Document trug die Namen der meisten Generäle und höhern Offiziere der Armee. Um die Comödie vollständig zu machen, wurde eine Committee von Generälen ernannt, dem General Paredes den Willen der Reserve-Armee bekannt zu machen, den er doch wahrscheinlich

selbst diktirt hatte. Diese Usurpation fand indessen unglaublich schnellen Anhang und Präsident Herrera hatte schon in wenigen Tagen nach diesem Vorgange faktisch aufgehört, außerhalb der Hauptstadt zu regieren. Trotzdem, daß der dem Präsidenten ergebene Congreß denselben mit diktatorischer Gewalt begleitete, konnte er den Triumphmarsch seines Gegners an der Spitze seiner Armee nicht aufhalten, welcher am 29. Dez. ohne Schwertstreich seinen Einzug hielt und dem Präsidenten und Congreß keinen andern Ausweg ließ, als Abdankung und Unterwerfung. Daß bei allen diesen Vorgängen die europäischen Mächte ihre Hand mit im Spiele hatten, ist kaum zu bezweifeln; eine spätere Zeit mag die Details darüber noch enthüllen.

II.

General Paredes mexicanischer Präsident. Fortgesetzte Kriegsrüstungen. Marsch der Armee der Vereinigten Staaten nach dem Rio Grande. Beginn der Feindseligkeiten. Gen. Taylor mit seiner Armee umringt.

Am 2. Januar 1846 hielten die obersten Beamten in der Hauptstadt Mexico eine Versammlung, worin sie beschlossen, daß eine Junta der Notabeln zusammenkommen und durch Wahl bestimmen sollte, wem die executive Gewalt vorläufig zu übertragen sei. Diese Junta versammelte sich am folgenden Tage und erwählte einstimmig Paredes. Die ganze Handlung war natürlich nur ein abgemachtes Gaukelspiel, um die Usurpation des Paredes zu beschönigen. Ueber die Formel des Eides, welchen der Präsident pro tempore schwören sollte, fanden mancherlei Erörterungen Statt; einige Mitglieder der Junta verlangten nämlich, daß er außer seinen gewöhnlichen Verpflichtungen auch schwören solle, „die durch die Ver. Staaten widerrechtliche Besitznahme zurückzutreiben," welcher Vorschlag jedoch von der Mehrheit abgelehnt wurde. Am 4. Dez. wurde Paredes mit vielem Gepränge installirt, wobei er eine Rede an das Volk hielt,

und den Himmel zum Zeugen über die Reinheit seiner Absichten anrief und erklärte, daß er, sobald das Land von den Gefahren, welche es bedroheten, befreit sei, sich wieder freiwillig von seinem hohen Amte zurückziehen würde. Das Volk sah dem ganzen Schauspiel, das unter der fortwährenden Soldatenherrschaft so oft vor ihm aufgeführt wurde, ziemlich gleichgültig zu und verhielt sich ruhig. Don Juan N. Almonte wurde zum Kriegsminister ernannt.

Unterdessen war Texas durch das Schlußverfahren des nordamerikanischen Congresses ein integrirender Theil der Ver. Staaten geworden, und es wurde die Pflicht derselben, die bedrohten Gränzen ihres neuen Gebietes zu beschützen. Der Congreß von Texas hatte durch seinen Unabhängigkeitsakt vom 19. Dez. 1836 den Rio Grande del Norte für die Gränze der neuen Republik erklärt. Ihre Gerichtsbarkeit war bis jenseits des Nueces ausgedehnt und gehandhabt worden. Das Land zwischen diesem Flusse und dem Del Norte war im Congresse und in der Convention von Texas vertreten worden, hatte somit selbst Theil an der Anschlußhandlung genommen, und war nach dem erfolgten Anschlusse in einem der congressionellen Distrikte begriffen. Der nordamerikanische Congreß selbst hatte mit großer Einmüthigkeit das Land jenseit des Nueces, durch den am 31. Dez. 1845 genehmigten Akt, als einen Theil des Ver. Staatengebiets durch Einschließung desselben in ihr Zollsystem anerkannt, und ein im Distrikte anzustellender Zollbeamter war mit Beirath und Zustimmung des Senats ernannt worden. Die Committee des Ver. Staaten-Congresses für auswärtige Affairen weist in ihrem erstatteten Berichte vom 13. Febr. 1845 nach, daß der Boden zwischen dem Nueces und Rio Grande in frühern Zeiten nie zu Mexico gehört habe. Das alte Louisiana habe nach unwiderlegbaren Documenten seine Gränzen bis zum Rio Grande ausgedehnt, bis zu diesem Flusse sei es 1800 von Spanien an Frankreich, und 1803 von Frankreich an die Ver. Staaten abgetreten. Als 1819 die Ver. Staaten Texas wieder an Spanien abgetreten, sei der Rio Grande die westliche, sowie der Sabine die östliche Gränze gewesen. Selbst Santa Anna, als er in 1835 Texas wieder zu unterwerfen versucht habe, hätte den Rio Grande, wie jederzeit zuvor, als Gränze dieses Gebiets betrachtet. Soviel ist übrigens aus den Ereignissen in Mexico bis zum Sturz des Ge-

nerals Herera ersichtlich, daß nicht wegen der Frage, ob der Nueces oder Rio Grande die Gränze von Texas sei, die Mexicaner zu den Waffen gegen die Ver. Staaten griffen; sondern weil sie die ganze texanische Republik als ihr Gebiet beanspruchten, und gegen deren Anschluß an die Ver. Staaten protestirten.

Schon im Oktober 1845 hatte General Zacharias Taylor der Regierung in Washington den Marsch der Armee von Corpus Christi, auf der Westseite des Nueces, nach dem Rio Grande und die Besetzung eines oder zweier Plätze an oder nahe diesem Fluß als dringend nothwendig vorgestellt. Am 13. Jan. 1846, als das Gouvernement zu Washington bereits Nachricht von der Usurpation des Paredes erhielt und ihren Friedens-Aussichten wenig Hoffnung mehr blieb, sandte sie an Gen. Taylor Ordre zum Marsch an den Rio Grande, da dieser Strom als die Südwestgränze von Texas eine blosgestellte Gränze war und die mexicanische Invasion besonders von dieser Seite drohte. Auch waren nach dem Urtheil erfahrener Militairbeamten an diesem Punkt die rechten Stationen für die Schutzarmee, da sie sich in einer gesunden militairischen Lage befand, sich mit größeren Vorräthen an Lebensmitteln, Wasser, Brennholz und Fourage versehen konnte, und ihr durch die Häfen zu Brazos St. Jago an der Mündung des Del Norte Zufuhren zur See und auf dem Fluß bis hinauf an die Indianergrenze zu Gebot standen. Indessen wollte der Präsident der Ver. Staaten nichts unversucht lassen, um mit Mexico ein freundschaftliches Verhältniß herzustellen, weßhalb Hr. Slidell beauftragt wurde, seine Beglaubigungsschriften der Regierung des Gen. Paredes einzureichen und seine officielle Aufnahme zu verlangen. Der nordamerikanische Gesandte schrieb demzufolge am 1. März von Jalapa aus, wo er sich seit dem Sturz Herrera's aufhielt, eine Note an den mexicanischen Minister des Auswärtigen, in welcher er von der Regierung verlangte, in dem ihm übertragenen diplomatischen Charakter empfangen zu werden. Die Antwort des Ministers des Auswärtigen, Senor Castilo y Lanzar wies darauf hin, daß die mexicanische Regierung in Voraus erklärt habe, sie werde auf den Anschluß als einen casus belli blicken, und daß gemäß dieser Erklärung die Unterhandlungen nothwendigerweise beendet sein müßten und Krieg die einzige Zuflucht der mexicanischen Regierung sei. Hierauf wurden in höchstbe-

leidigendem Tone alle jene Beschuldigungen der Treulosigkeit, Beraubung und Anmaßung von Seiten der Ver. Staaten wiederholt, mit welchen die mexicanischen Behörden seit einer Reihe von Jahren die Nachbar-Republik überschütteten. Hr. Slidell widerlegte in seinem Antwortschreiben alle jene Beschuldigungen gründlich, forderte seine Pässe und kehrte nach den Ver. Staaten zurück.

In der ersten Hälfte des Monats März trat General Zacharias Taylor mit seiner Armee den Marsch nach dem Rio Grande an. Vergebens hatte Oberst Cavallo, ein Agent des auf dem rechten Ufer des Rio Grande stehenden merikanischen Generales Arista, Gen. Taylor zu bereden gesucht, keine vordringende Bewegung zu machen, sondern in Corpus Christi stehen zu bleiben, vermuthlich in der Absicht, daß Arista Zeit gewönne, sich hinlänglich zu verstärken und die Streitmacht des Gen. Ampudia an sich zu ziehen, welcher mit einem ziemlich starken Armee-Corps aus dem Innern von Mexico heranrückte. Gen. Taylor hielt sich indessen an die von seiner Regierung erhaltene Ordre und marschirte.

Die drei Brigaden, aus denen die Armee zu Corpus Christi bestand, empfing die Marsch-Ordre mit großer Zufriedenheit. Corpus Christi ist ein armseliger Ort am mexicanischen Golf ohnfern dem linken Ufer des Nueces und bestand bei Ankunft der Armee aus ohngefähr vierzehn dürftigen Hütten. Die Armee hatte während ihres achtmonatlichen Aufenthalts viel von dem im Herbst und Winter äusserst schnell wechselnden Klima und den dadurch verursachten Krankheiten zu leiden gehabt. Am 8. März setzten sich die Dragoner und die fliegende Artillerie auf den Marsch in Bewegung, am 9. die 1ste Brigade unter Gen. Worth, am 10. die 2te, und am 12. die 3te nebst dem Generalstab. Die Weiber wurden zurückgelassen, um zu Wasser nach Sant Jago gebracht zu werden. Der Marsch durch die herrlichen, jedoch menschenleeren und von wilden Thieren wimmelnden Prairien war bis zum 17. angenehm und von keinem Hinderniß unterbrochen und wurde nur am 18. auf einer Sandebene etwas mühselig. Am 21. März, Morgens um 10 Uhr, kam die Armee am Ufer des kleinen Colorado an. Hier ließ sich das erste, etwa 600 Mann starke, feindliche Corps, unter dem Befehl des Oberst Canales, am jenseitigen Ufer sehen.

Gen. Taylor hatte auf diesem Punkt einen Angriff des Feindes erwartet. Die Cavallerie und 1ste und 2te Brigade waren bereits am Tage zuvor am Colorado eingetroffen. Canales bedeutete den amerikanischen Feldherrn, daß der erste Mann, welcher den Fluß zu passiren versuche, niedergeschossen würde. Gen. Taylor nahm jedoch keine Rücksicht auf diese Drohung und gab den Befehl zum augenblicklichen Uebergang. Gen. Worth ritt vor und rief: „Kommt Leute, wenn es an's Schießen geht, so will ich auch dabei sein — 1ste Brigade: Vorwärts! Marsch!" Nach diesem Commandowort sprengte er in den Fluß, gefolgt von seiner Brigade, und von der Artillerie gedeckt, welche am Ufer aufgepflanzt und bereit stand, den ersten Schuß der Mexicaner mit einer vollen Ladung zu erwiedern. Canales hielt jedoch nicht Stand, sondern ergriff ohne einen Schuß gethan zu haben, mit seinen Leuten eiligst die Flucht.

Die ganze Armee setzte am 23. März ihren Marsch nach dem Rio Grande fort. Am folgenden Tag erreichte die Armee die Gabel der Straße, welche nach Matamoras und Point Isabel führt. Gen. Taylor war mitgetheilt worden, daß Gen. Mejia, der Commandant zu Matamoras, Point Isabel niedergebrannt habe; er ging deßhalb mit dem 2ten Dragoner Regimente dorthin, und überließ das Commando der Armee dem Gen. Worth. Dieser rückte etwa drei Meilen gegen Matamoras vor. Da die Position schlecht war und das Gerücht ging, daß die mexicanische Streitmacht am Rio Grande von Matamoras aus im Anzug sei, um der Armee Taylor's eine Schlacht zu liefern so blieb dieselbe die Nacht über unter den Waffen; allein kein Feind ließ sich hören noch sehen. Die Armee verblieb in ihrem Lager bis zum 28. März, während welcher Zeit Gen. Taylor von Point Isabel zurück gekehrt war. Am Morgen desselben Tages brachen sämmtliche Truppen, völlig gegen jeden Angriff gerüstet, mit entfalteten Fahnen und klingendem Spiele auf und erreichten nach einem kurzen Marsche, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen, das Ufer des Rio Grande del Norte, der Stadt Matamoras gegenüber. Brig.-Gen. W. J. Worth pflanzte die Fahne seines eigenen, des 8. Infanterie-Regiments, die er von Florida mitgebracht hatte, bei dem weithin tönenden von den Armee-Musikbanden aufgespielten fröhlichen Yänkee Dudel und des „Star spangled Banner" grade unterden Kanonen der Citadelle auf. Es war

die erste Flagge der Ver. Staaten, welche, kaum 350 Yards von den feindlichen Geschützmündungen, an dem Ufer des Rio del Norte wehte.

Gen. Taylor ließ eine weiße Fahne aufpflanzen, nach deren Erscheinen alsbald ein Boot mit Gen. Romilia Vega, Oberst Canales, einem Beamten und einem Dolmetscher herüber kam. Es wurde denselben bedeutet, daß der commandirende General der Ver. Staaten Depeschen an den commandirenden General zu Matamoras zu senden habe und eine Unterredung mit demselben gefordert werde. Die Mexicaner kehrten zurück und brachten bald darauf die Antwort des Gen. Mejia, daß er keinen jüngern General im Commando als den Oberbefehlshaber der Ver. Staaten-Truppen selbst empfangen könne; doch wurde Gen. Vega beordert, Gen. Worth auf dem rechten Ufer des Stromes zu empfangen, worauf der Letztere in Begleitung mehrerer Offiziere übersetzte. Hier eröffnete ihm Gen. Vega, daß der Marsch der Armee der Ver. Staaten in einen Theil mexicanischen Gebiets, der Provinz Tamaulipas, als eine Kriegserklärung betrachtet werde. Gen. Worth erwiederte, daß dies nicht so von seiner Regierung gemeint sei und daß sie den Befehl hätten, in ihrer gegenwärtigen Stellung zu verbleiben; ob mit Recht oder Unrecht, das sei Sache der beiden Regierungen. Er erneuerte seine Forderung, Gen. Mejia selbst zu sprechen, was ihm abermals verweigert wurde. Gen. Worth verlangte hierauf eine Unterredung mit dem amerikanischen Consul, was ihm gleichfalls verweigert wurde, jedoch mit der Versicherung, daß weder der Consul noch sonst ein amerikanischer Bürger in Matamoras verhaftet seien. Gen. Worth gab seinerseits die Versicherung, daß von seinem commandirenden General sowohl die Gesetze der Mexicaner, wie auch ihre Gewohnheiten respektirt werden würden und keineswegs ihre Handels- und Geschäftsverbindung mit dem Brazos gestört werden solle; überhaupt sei er von seiner Regierung beauftragt, seine Station am Rio Grande so lange friedlich zu behaupten, als Mexico nicht selbst durch feindselige Handlungen einen Kriegszustand beginne. Gen. Worth drückte hierauf seine Verwunderung aus, daß ihm eine Unterredung mit dem amerikanischen Consul verweigert werde, da doch Mexico noch keinen Krieg gegen die Ver. Staaten erklärt habe. Die Parlamentäre trennten sich, ohne daß es auf beiden Seiten zu irgend einer besondern Entscheidung gebracht worden war.

Am nächsten Morgen veränderte Gen. Taylor seine Position, da dieselbe dem feindlichen Geschütz zu sehr blosgestellt war und die Mexicaner Miene zu machen schienen, ihr Geschützfeuer auf seine Truppen zu eröffnen. Er wählte einen mehr die Stadt beherrschenden Punkt, wo er das Lager aufschlagen und durch Feldwerke stark befestigen ließ. Zu Point Isabel, nahe dem Brazos St. Jago, ohngefähr 30 Meilen vom Lager, wurde ein befestigtes Depot errichtet, welches die Verbindung der Zufuhren auf dem Wasser offen erhielt. Die Besatzung der Stadt war ohngefähr 3500 Mann stark und stand unter Gen. Mejia. Alle mexicanischen Bewohner auf der texanischen Seite des Stromes hatten sich auf die andere Seite begeben, wohin auch die Fährbote und sonstige Fahrzeuge gebracht worden waren. Der Präsident Paredes hatte am 21. März eine Proklamation an das mexicanische Volk erlassen, in welcher er den obwaltenden Kriegszustand allein der Regierung der Ver. Staaten Schuld gab und nochmals gegen den Anschluß von Texas protestirte; doch stände ihm nicht das Recht zu, Krieg gegen die Ver. Staaten zu erklären, sondern allein dem sich demnächst versammelnden Congresse. Gegen seine tyrannischen Maßregeln, mit welchen er die ihm opponirende Presse verfolgte, suchte er sich zu rechtfertigen, was bereits auf viele Gegner schließen ließ.

Am 11. April traf der mexicanische Gen. Ampudia mit Verstärkung in Matamoras ein und übernahm das Commando. — Am folgenden Tage ließ er Gen. Taylor anzeigen, daß derselbe binnen 24 Stunden sein Lager aufbrechen und sich hinter den Nueces zurückziehen solle, widrigenfalls müßten die Waffen — und nur die Waffen, — die Frage entscheiden. Gen. Taylor ließ ihm antworten, daß seine Ordre dahin laute, seine Position auf dem östlichen Ufer zu behaupten. Auf die Drohung Ampudia's erklärte er sogleich Matamoras in Blockadezustand und ließ der Stadt die Zufuhr durch die im Hafen von Brazos stationirte Flotte, unter Commodore Conner, abschneiden, obgleich der englische Consul dagegen protestirte. Beide Theile suchten sich nun möglichst gut gegen einen allenfallsigen Angriff zu befestigen.

Während diesem kurzen Zeitraume hatte eine Ordre des Gen. Taylor, worin dem Gen. Twiggs eine Art militärischen Vorzugs über Gen. Worth gegeben war, die Unzufriedenheit des Letztern erregt, in Folge dessen derselbe resignirte und nach den V. Staaten zurückkehrte; doch verließ er erst die Armee, als vorläufig

mit dem Feinde kein Conflikt zu befürchten stand. Indessen nahmen kurz nach seiner Abreise die Angelegenheiten am Rio Grande bald eine ernstere Wendung und das erste amerikanische Blut floß in dem beginnenden Kriege.

Das erste Opfer war Oberst Croß, General-Quartiermeister der Armee, welcher allein nach einem von dem Lager 2 Meilen entlegenen Hause eines Deutschen ritt und nicht wiederkehrte. Sein Leichnam wurde später, von einer Lanze durchbohrt und aller seiner Kleider beraubt, gefunden. Lieutenant Porter wurde einige Tage darauf mit mehreren Leuten bei'm Fourragiren von einer Abtheilung Mexicaner überrascht und erschossen; die Uebrigen entkamen und brachten die Nachricht davon in's Lager, welches dadurch in große Aufregung gerieth. Lieut. Deas, welcher ohne erhaltene Ordre über den Rio Grande schwamm, um Erkundigung über den verschwundenen General-Quartiermeister, seinen Freund, einzuziehen, wurde von den Mexicanern gefangen genommen und nach Matamoras gebracht. — Gen. Ampudia wollte auf die gemachte Anfrage Gen. Taylor's von allen diesen Vorgängen nichts wissen und schob sie auf eigenmächtige Handlungen der umherstreifenden mexicanischen Rancheros, obgleich es bekannt war, daß der Mörder des General-Quartiermeisters sich in Matamoras laut seiner That rühmte und die geraubten Effekten des Ermordeten öffentlich feil bot.

Gen. Arista, welcher nun in Person nach Matamoras kam und Gen. Ampudia im Ober-Commando ablös'te, übersandte dem amerikanischen Befehlshaber eine formelle Notiz, daß, wenn er binnen 36 Stunden seine Position nicht aufgäbe, so würde er dies als eine Kriegserklärung betrachten und das Feuer seiner Batterien gegen das Lager eröffnen lassen. Fast zu gleicher Zeit erhielt Gen. Taylor durch einen mexicanischen Spion die Meldung, daß der Feind, 2000 Mann stark, 8 Meilen oberhalb des Lagers bei dem auf mexicanischer Seite liegenden Dorfe Baritta den Rio Grande überschritten und bereits einige auf dem Wege nach dem Lager begriffene Proviantwagen weggenommen habe. Sogleich erhielt Capitain Thornton Ordre, mit einem starken Detachement Dragoner zu recognosciren. Capitain Thornton stieß bald auf einen Vortrab des Feindes, der sich unmittelbar im Rücken des amerikanischen Lagers aufgestellt hatte. Ohne auf seinen mexicanischen Wegweiser zu hören, der ihm rieth, umzukehren, chargirte der kampfmuthige

Offizier sogleich auf den Feind, der jedoch nicht Stand hielt, sondern sich schleunigst auf das Hauptcorps zurückzog. In der Hitze der Verfolgung sah sich Capt. Thornton plötzlich umringt und mit seinen Offizieren und der Mannschaft gefangen genommen; 26 Mann waren in dem kurzen Scharmützel geblieben. Am Abend wurde ein verwundeter Dragoner von diesem Commando auf einem Karren in's Lager gebracht. Der Mann, welcher ihn fuhr, überbrachte eine Note von Gen. Torrejon an Gen. Taylor mit der höflichen Meldung, daß er kein Feldlazareth bei sich habe, und daher auf die Verwundeten nicht die gehörige Sorgfalt verwenden könne; die Gefangenen dagegen würden bei ihm eine gute Behandlung nach den Regeln civilisirter Nationen finden.

General Taylor war nun in seinem befestigten Lager von einem 2000 Mann starken feindlichen Corps völlig von seinem Depot zu Point Isabel und dem Rückzuge nach dem Nueces abgeschnitten und deshalb in einer allerdings sehr kritischen Lage. Zwar beherrschte er mit seinen Kanonen die Stadt, während er von den Batterien derselben für sein stark verschanztes Lager wenig zu befürchten hatte; allein es fehlten ihm Mörser und Material, um die Stadt nöthigenfalls mit Bomben in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, oder mit glühenden Kugeln einäschern zu können. Doch auch selbst in diesem Falle wäre seine Lage wenig gebessert gewesen, wenn Point Isabel mit den dort angehäuften bedeutenden Kriegsvorräthen in die Hände des Feindes fiel und derselbe dort zwischen ihm und der Flotte sich festsetzte. Er hatte nothdürftig für einen Monat Proviant für seine Armee bei sich im Lager, bis zu Ende dieser Frist konnte Verstärkung aus den Ver. Staaten eintreffen und wenn es ihm gelang, Point Isabel zu behaupten, so konnte er später leicht mit den zu erwartenden Verstärkungen von der Defensive zur Offensive übergehen. Nur war die Frage, ob Point Isabel, dessen Vertheidigungswerke, wie er wußte, kaum halb vollendet waren, nicht bereits schon von dem Feinde überrascht und in dessen Händen war. Gen. Taylor beschloß sofort mit seiner Armee den Marsch dahin und sich erforderlichen Falles seinen Weg durch das feindliche Heer zu erzwingen.

Gen. Taylor betrieb vor Allem die Vollendung der Fortifikationen seines Lagers. Zu gleicher Zeit sandte er mehrere Offiziere mit mexicanischen Wegweisern auf Umwegen nach Point Isabel, um sich zu Brazos mit seinen Depeschen einzuschiffen und in den

nächsten Staaten schleunigste Verstärkung zu requiriren. Major Munroe und Capitain Perkins zu Point Isabel, welche die Besatzung von 80 Artilleristen, 200 bewaffneten Trainknechten, 50 Schanzgräbern und ohngefähr 100 bewaffneten Einwohnern befehligten, erhielten Ordre, die Befestigung dieses wichtigen Punktes möglichst schnell zu vollenden und dieselbe bis zu seiner Ankunft auf's Aeußerste zu vertheidigen, wenn sie angegriffen werden sollten.

III.

Marsch der amerikanischen Armee von Fort Polk nach Point Isabel. Capt. Walker's Rückmarsch. Schlachten von Palo Alto und Resaca de la Palma. Bombardement der Stadt Matamoras und des Forts Polk. Niederlage und Rückzug der Mexicaner.

Point Isabel liegt auf einem Landrücken, der sich 15 bis 20 Fuß über die Meeresfläche erhebt, etwa eine Viertelmeile in die Laguna del Madre sich erstreckt und rückwärts auf eine beträchtliche Weite das Land beherrscht. Ohngefähr 3½ Meilen südöstlich zieht sich der Brazos St. Jago (St. Jakob's Durchgang) vom Golf herein und bildet die Haupteinfahrt. Bis zum 25. März 1846 war Point Isabel ein unbedeutendes mexikanisches Dorf, oder vielmehr mehrere Reihen ärmlicher Hütten mit Schilfdächern und Bretterbuden aus den Wracks verunglückter Fahrzeuge erbaut. Ein sogenannter Capitain des Hafens hatte die Verwaltung des Zollhauses und die der Gerichtsbarkeit über etwa 50 bis 60 träge Ansiedler. Die Militärgewalt des Ortes besaß damals General Garcia mit einer Streitmacht von 250 Mann Fußvolk und Artillerie. Bei der Ankunft der amerikanischen Flotte, welche mit Gen. Taylor's Landmacht zugleich eintraf, setzte der Hafen-Capitain das Zollhaus und den Ort in Brand und floh eiligst mit Garcia's Soldaten und den Einwohnern nach Matamoras. Kaum war er fort, so erschien Oberst Twiggs mit seinen Dragonern auf der Brandstätte, doch konnte er nur wenig Häuser der verzehrenden Wuth der Flammen entreißen. Wegen

dem seichten Fahrwasser können nur kleinere Schiffe und Dampfböte in die gefährliche Bucht gelangen, von wo man das malerisch an die Bay gelehnte Point Isabel vom Wasser aus zuerst erblickt; größere Schiffe müssen am Brazos liegen bleiben. Point Isabel wurde nach Ankunft der V. St.-Truppen ein bedeutender Geschäftsplatz. Viele rohe Hütten und Wohnhäuser, sowie Magazine wurden in Eile errichtet. Der Hafen füllte sich mit Fahrzeugen, die mit Vorräthen für die Armee beladen waren und auf der hohen See lagen stets einige Kriegsschiffe vor Anker. Zur Vertheidigung des Platzes hatte Gen. Taylor Major John Munroe mit zwei Compagnien Artillerie gewählt; Capt. J. Saunders vom Genie leitete die ersten Befestigungen, die sogleich nach Ankunft der Occupations-Armee in's Werk gesetzt wurden. Wegen Mangel an Holz und süßem Wasser konnte hier kein Lager für eine bedeutende Truppenzahl aufgeschlagen werden. Die Straße von Point Isabel nach Matamoras war über den Rio Grande mittelst der Baritta-Fähre verbunden.

Als Gen. Taylor seine Vorbereitungen getroffen und sein Fort hinlänglich befestigt hatte, ließ er unter dem Commando des Majors Brown, vom 7. Inf. Reg., 500 Mann Besatzung zurück und trat mit dem Haupt-Corps seiner Armee am 7. Mai den Marsch nach dem 27 Meilen entfernten Point Isabel an, um den benöthigten Theil der dort aufgehäuften Vorräthe nach dem Fort zu schaffen. Kein Feind ließ sich auf dem ganzen Wege sehen, und alle Besorgnisse für die Sicherheit jenes Depots verschwanden. Gen. Taylor erreichte unbelästigt Point Isabel.

Die beiden Tage zuvor hatte sich der Texaner, Capt. Walker, durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet. Derselbe war mit einem kleinen Detachement texanischer Scharfschützen zwischen Gen. Taylor's Lager und Point Isabel postirt. Einige Transportwagen, die von Point Isabel nach dem Fort unterwegs waren, sahen sich umzukehren genöthigt, da sie mexicanische Truppen bemerkten. Als sie Capt. Walker's Posten erreichten, zeigten sie ihm diesen Umstand an. Er brach sogleich mit seinem Detachement auf, um zu Gen. Taylor durchzudringen. Auf halbem Wege zwischen Point Isabel und dem Lager traf er auf eine starke Abtheilung der Feinde, welche ihn angriffen. Der größte Theil seiner undisciplinirten Leute ergriff die Flucht in das Chaparel; der Capitain aber mit zwöl-

fen der Beherztesten leistete hartnäckigen Widerstand, sich fortwährend fechtend in den Chaparel zurückziehend, und brachte dem Feinde wenigstens einen Verlust von 30 Mann bei. Sein Pferd wurde unter ihm erschossen und er mußte nun die schleunigste Flucht ergreifen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Er wurde bis unter die Kanonen von Point Isabel verfolgt, wo er mit nur zweien seiner Leute anlangte; später trafen noch sechs andere ein. Gleich bei seinem Eintreffen in Point Isabel erklärte er, daß er sich zum amerikanischen Lager einen Weg bahnen wolle. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch verließ er Point Isabel, entschlossen, sein Ziel zu erreichen oder in dem Unternehmen unterzugehen. Vier Freiwillige begleiteten ihn und trugen von Major Munroe, dem Commandanten, Depeschen an Gen. Taylor. Das verzweifelte Unternehmen glückte und wohlbehalten trafen Capt. Walker und seine Gefährten im Lager ein. Gen. Taylor erhielt von ihm die kritische Lage bestätigt, in der er Point Isabel vermuthete, und er beschloß, seinen Marsch dahin unverzüglich anzutreten. Als Gen. Taylor zu Point Isabel eingetroffen war, sandte er den unerschrockenen Texaner am Morgen des 3. Mai in's Lager zurück, um aus demselben Berichte über den Stand der Dinge zu holen. Capt. Walker führte auch diesen Auftrag glücklich und pünktlich aus und kehrte am Nachmittage des 5. nach Point Isabel zurück.

Nach Gen. Taylor's Abmarsch aus seinem befestigten Lager wurde am Morgen des 3. Mai von den Batterien des Feindes eine heftige Kanonade gegen dasselbe eröffnet, welche bis um Mitternacht anhielt. Major Brown erwiederte sie prompt und brachte die feindlichen Geschütze bis auf einen Mörser zum Schweigen. Die Mexicaner hatten ohgefähr 1500 Schüsse abgefeuert, jedoch dem amerikanischen Lager keinen Schaden zufügen können. Der ganze Verlust derselben war ein Sergeant, welcher durch eine Kugel getödtet wurde. Die Kanonen des Lagers thaten der Stadt gleichfalls nur wenig Schaden und waren hauptsächlich nur gegen die feindlichen Batterien gerichtet. Einige Berichterstatter jener Vorfälle behaupten, daß Major Brown die Stadt mit glühenden Kugeln hätte in Brand schießen wollen, daß es ihm aber an Material gefehlt, um die Kugeln gehörig glühend machen zu können. Während der Kanonade erwartete die kleine Besatzung des Forts fortwährend einen Angriff der Mexicaner und bereitete sich zu einem kräftigen Empfang; doch

wurde keiner von denselben unternommen. Zu Point Isabel trafen zur gelegensten Zeit mit dem Steamer „New-York" 200 Mann reguläres Militär unter Lieut. McPhail und einige Feldstücke ein. Commodore Conner, welcher mit seiner Flotte am Brazos lag, offerirte Gen. Taylor den Beistand von 1600 bis 2000 Matrosen und Marinesoldaten, wenn es erforderlich wäre, was jedoch dankend abgelehnt wurde. Auf dem Eilande an der Mündung des Brazos, wollte sich ein kleiner mexicanischer Posten festsetzen, um die Durchfahrt der Fahrzeuge an diesem Punkte zu belästigen; er wurde jedoch von dem Commandeur des Ver. St. Schooners „Flirt" sogleich vertrieben.

Gen. Taylor trat am 7. May seinen Rückmarsch nach dem befestigten Lager gegenüber Matamoras an, ohne auf weitere Verstärkung zu warten. Seine Streitmacht belief sich auf etwa 2300 Mann, die der Mexicaner auf 3800 regulaire Truppen und auf ohngefähr 2000 irregulaire Cavalleristen. Das dürftige Holzland, durch welches die Armee anfänglich kam, begann sich gegen Mittag des nächsten Tages zu Prairien zu verflachen. Zur Rechten und Linken dehnten sich Teiche mit süßem Wasser aus, hie und da umbüscht von Chapparal-Dickicht, und vor ihr lag eine weite Ebene, 3 Meilen im Umfang, umsäumt von Palo Alto, zwergartigen Mosquito-Bäumen, die kümmerlich im Gestrüpp rankten und nur einige Fuß über die Dornen- und Cactusstränche hervorragten, die sie umgaben. Alsbald langte von der Avantgarde die Kunde an, daß sich der Feind auf dieser Prairie in Schlachtordnung aufgestellt hätte. Sogleich wurde der 250 Wagen starke Train herangezogen, und zu einem Viereck verschanzt, die Truppen füllten ihre Feldflaschen und General Taylor formirte hierauf seine Schlachtlinie in folgender Weise: Zur Rechten standen Major Ringgold's Batterie, das 3. und 5. Infanterie Regiment; das Centrum bildeten 2 Achtzehnpfünder und das Artillerie Bataillon; der linke Flügel bestand aus dem 4. und 8. Infanterie Regiment und Duncan's Batterie. Eine während dieser Zeit von Capt. J. C. Blake ausgeführte sehr kühne Recognoscirung erwies, daß die Linie des Feindes doppelt so stark war und bedeutende Reserven im Chaparal stehen hatte. Die kleine amerikanische Armee rückte kampflustig in die weite offene Ebene, die weder durch Gebüsch noch durch die unbedeutendste Schwellung des Erdreichs einer der beiden feindlich sich gegenüberstehenden Armeen einen Vortheil über den Gegner bot. Die

mexicanische Cavallerie stand zur Rechten und die bunten Fähnlein ihrer Lanzen spielten munter in der Prairieluft. An sie reihte sich die Artillerie, dann schwere Massen von Infanterie; die ganze Armee bot, mit ihren drei Waffengattungen abwechselnd, einen lebenden Wall von mehr als einer Meile Länge. Die Mittagssonne goß ihren heißen Strahl auf die von wilder Kampfeslust glühende, wettergebräunte Mannschaft. Sechs tausend Mexicaner standen dort in Schlachtordnung.

Der kleine amerikanische Heerhaufen schaute auf die glänzende Front des Feindes mit dem freudigen Vorgefühle eines sichern Sieges. Die Regimentsfahnen traten aus ihrer Umhüllung und flatterten unter Trommelwirbeln und betäubendem Jubelgruße in die Luft. Der Raum zwischen den beiden Armeen verminderte sich zusehends, und bald konnten sich die beiden Gegner einzeln unterscheiden. Die dichte Grasdecke der Prairie ließ den polternden Tritt der Cavallerie, sowie die schweren Räder des Geschützes nicht hörbar werden; alles rückte in solch' feierlicher Stille vorwärts, daß man kaum das Geklirr der Waffen vernahm. Kaum lag noch eine Fläche von 700 Klaftern zwischen beiden Armeen, da verkündeten die Batterien des linken merikanischen Flügels in dem Donner der Kartätschen den Beginn der Schlacht. In schneller Folge schleuderte nun ihre sämmtliche Artillerie einen Kugelregen gegen die amerikanische Linie, die Luft füllte sich mit Staub und Pulverdampf; doch war die Wirkung nur ganz unbedeutend, da die Entfernung noch zu groß war und die Kugeln kaum die amerikanische Lienie erreichen konnten. Als Gen. Taylor etwas näher gegen die feindliche Linie vorgerückt war, erscholl das Commandowort Halt! Jetzt fingen Lieutenant Churchhills beide Achtzehnpfünder zu spielen an, und ihre rollenden Echo's ließen den Feind wissen, daß die Amerikaner das Feld eingenommen hatten. Major Ringgold's und Capt. Duncans Batterien traten nun aus der Linie in die offne Prairie und wetteiferten im Geschwindschießen. Eine allgemeine wüthende Kanonade entspann sich auf beiden Seiten, welche über eine Stunde dauerte. Gen. Torrejon schwenkte jetzt plötzlich mit seinen Lanzenreitern ab, um einen Theil des Chaparel zu umgehen und in die rechte Flanke der Amerikaner zu fallen und ihren Train anzugreifen. Capt. Walker, von den texanischen Scharfschützen, berichtete schnell diese Bewegung des Feindes dem Commandeur, der sofort das 5. Infanterie-Regi-

ment nach dem bedrohten Punkte absandte, welches im geschlossenen Quarré mit wohlgerichteten Musketensalven die Lanciers empfing und zurücktrieb; die herbeieilenden Batterien der Lieutenants Ridgely und French schmetterten sie vollends nach allen Richtungen auseinander. Unterdeß eröffneten die beiden Achtzehnpfünder, welche auf der Straße langsam vorrückten, ein lebhaftes Feuer auf den linken Flügel des Feindes. Duncans Batterie ließ die mexicanischen Kanonen unbeachtet und richtete ihre Ladungen gegen die mexicanische Infanterie, deren Reihen sie bestrich. Zwei Stunden lang brüllte der Donner aus 20 bis 30 Schlünden, der Eisenhagel riß in tiefen Furchen die Prairie auf. Die Achtzehnpfünder rissen furchtbare Lücken in den Wall der Feinde. So schnell folgten die Salven auf einander, daß das harte Gras der Prairie, welches zu den Mündungen der Feldstücke reichte, unter den Flammengüssen trocknete und zuletzt in Brand gerieth; der Pulverdampf der Kanonen und Musketen hatten schon den Horizont umwölkt, gleichsam als wollte er dem klaren blauen Himmel den Anblick der grausenvollen Schlacht verhüllen; doch als die Feuersbrunst aufflammte, verfinsterte sich die Luft gänzlich, schwarze Rauchwolken wälzten sich über die Erde und raubten den beiden Armeen den gegenseitigen Anblick.

Drei Stunden waren vorüber seit Eröffnung des Kampfes, die Mexicaner hatten unterm Schutz der Rauchwolken eine neue Schlachtlinie gebildet. Zwanzig Joch Ochsen wandten sich nun langsam mit den beiden Achtzehnpfündern über das Schlachtfeld zur Stelle, welche früher die mexicanische Reiterei eingenommen hatte. Bald entbrannte die Schlacht wilder wie zuvor. Als die Sonne am Horizont hinabstieg, versuchten die Mexicaner mit der Gewalt der Verzweiflung die furchtbaren Achtzehnpfünder zum Schweigen zu bringen, sie schleuderten einen Orkan von Kugeln und Kartätschen gegen die kühnen Artilleristen, da sank Oberst Payne und der wackere Major Ringgold tödtlich getroffen zur Erde. Ein lebhaftes Feuer von Oberst Childs Bataillon ließ jedoch bald das Geschütz des Feindes verstummen. Nochmals versuchte General Arista eine kühne Bewegung gegen den Munitionsvorrath und die Storegüter der Amerikaner, doch Duncan theilte seine Batterie zur Linken, gab einen Theil an Lieut. Roland, um in der Fronte zu operiren, ging mit dem übrigen über den brennenden Paß (das Gras war 3 Fuß hoch und die Flammen rollten 10 Fuß im Winde auf,) und überfiel das äußerste

Ende des rechten Flügels der Mexikaner und schmetterte es in Verwirrung zu den Colonnen zurück, die bis jetzt ohne Wanken gestanden. Von der Flucht angesteckt, wandten sich auch diese nach dem Dickicht des Chaparals und verschwanden bald im Dunkel der Nacht; damit war die Schlacht von Palo Alto zu Ende gebracht.

Als die Aufregung des Kampfes vorüber, sanken die Soldaten in ihrer Waffenrüstung auf's Schlachtfeld nieder und fielen müde und erschöpft in Schlaf. Die Artilleristen ruhten zwischen den Rädern ihrer Feldstücke. Die Dragoner hielten die ganze Nacht Wache, sie ritten in weiten Kreisen zwischen den Haufen verwundeter Mexikaner dahin, doch nur Todesseufzen und Wehklagen störten die Ruhe der Nacht.

Am 9. Mai ließ Gen. Taylor den großen Wagenzug bereit machen, die Verwundeten des Feindes sammeln und in's Hospital nach Point Isabel bringen, die Todten beerdigen, seine eigenen Verwundeten verpflegen und zog zur Verfolgung des Feindes auf der Matamoras-Straße weiter. Die Mexicaner hatten sich nach der Schlacht am vorhergehenden Tag langsam von Palo Alto gegen Matamoras zurückgezogen, die Cavallerie deckte ihren Rücken. Nach einem Marsch von einigen Meilen langten sie zu Resaca de la Palma, einer natürlich starken Position an, welche den Weg nach Gen. Taylors befestigtem Lager beherrschte. Dort machten sie Halt. Der Weg kreuzt hier eine ohngefähr 60 Klafter weite Schlucht, die stets voll Wasser ist und lange schlangenähnliche Teiche durch die Prairie hinwindet. Zur Regenzeit vereinigen sich diese Teiche über dem Wegdamme, fließen gegen den Rio Grande zu und nehmen den scheinbar einen Widerspruch vereinigenden aber richtigen Namen des „trocknen Flusses von Palma" (Resaca de la Palma) an. Dort waren auf einem Abhang sechs bis sieben tausend Mexicaner unter dem Commando des General Arista stark verschanzt; ihre Artillerie bestrich den schmalen Pfad, welcher den einzigen ungehemmten Weg zu ihrer Position bildete. General Taylor ließ seine Truppen bataillonsweise vorrücken, und stellte sie mit dem kurzen Befehl auf, den Feind mit gefälltem Bajonet zu suchen. Die Artillerie faßte da Posto, wo sie auf der Straße operiren konnte.

Das Treffen begann auf beiden Seiten mit einer heftigen Kanonade. Lieut. Ridgely mit seinen Artilleristen und das 5. In-

fanterie-Regiment, welche den Vortrab bildeten, griffen die Batterien des Feindes an. Bald kam das 4. Regiment herbei und stellte sich mit dem 5. zur Linken des Feindes auf. Das 3. und der Rest des 4. stand an der Schlucht, dem Feind zur Rechten gegenüber. Capt. McCulls Abtheilung wurde zum Anmarsch beordert und bot bald dem rechten Flügel der feindlichen Infanterie die Stirne. Das 8. Regiment folgte im Geschwindschritt in compagnienweisen Colonnen und drang unter einem mörderischen Kugelregen zu Duncan's Batterie vor, die ebenfalls zur Front beordert war. Während diesen Bewegungen antwortete Ridgely den feindlichen Batterien. Seine Kanoniere hatten ihre Jacken abgeworfen und vollführten ihr Werk mit unübertrefflicher Ausdauer und Geschicklichkeit, 80 Minuten lang hatten sie den Hagel der feindlichen Feldstücke zu bestehen, der buchstäblich die Luft erfüllte und oftmals den Angriff der Cavallerie mit dem Säbel in der Faust abzuwehren, wenn die Infanterie nicht zeitig genug zu ihrer Unterstützung herbeieilen konnte. Das wohlgerichtete Musketenfeuer, beständige Salven der Artillerie und stürmische Bajonettangriffe ließen bald den Feind wanken und zurückweichen; die amerikanischen Truppen benutzten die augenblickliche Verwirrung, eilten zur Schlacht vor, eroberten ein Feldstück und rückten jubelnd in die Position des feindlichen Vortrabs, welche derselbe bei'm Beginne der Schlacht eingenommen hatte. Doch die starke Stellung des Feindes stellte kein Zurückweichen desselben in Aussicht. Da ritt Gen. Taylor unter dem mörderischen Kugelregen kaltblütig an der Front hinunter und sagte zu Capt. May vom 2. Dragoner-Regiment: „Ihr Regiment hat bis jetzt noch nichts gethan — hier ist des Feindes Batterie, Herr, nehmen Sie sie nolens volens!" May antwortete nicht, sondern wandte sich zu seinen Leuten und rief: „Wir müssen diese Batterie nehmen — folgt mir!" Hierauf sprengte er mit drei Compagnien Dragonern gegen den Feind, aber das Geschütz des wackern Ridgely versperrte ihm noch den Ansturm. „Gieb Raum, Freund!" rief ihm May zu, „ich bin zum Angriff auf die feindlichen Batterien beordert." „Warte, Charley," antwortete ihm ruhig Ridgely, der, vom Pulverrauch geschwärzt, die niedrigsten Dienste bei seinem Geschütz versah, „warte, bis mir ihr Feuer geantwortet hat." In demselben Augenblicke glimmte die Lunte über der Schießpfanne, und ehe noch der Donner von Ridgely's Batterien die Luft durchrollt

hatte, antwortete der Feind, und der kupferne Hagel fuhr pfeifend und zerschmetternd unter die braven Artilleristen. Schnell wie ein Blitz waren die Gespanne zur Hand, die Leute sprangen auf ihre Stücke und schwangen gegen die Dragoner ihre Mützen, die nun im Sturme an ihnen vorbeisausten. May schien an der Spitze seiner Leute ein Todesbote, den Ridgely von seiner Batterie zum letzten Angriff abgesandt hatte. Sein langes Haupt- und Barthaar wallte unter seiner goldgestickten Mütze und sein Säbel blitzte im heißen Sonnenstrahle. Ein furchtbarer Hagel von Traubenschrot sandte ihm Tod und Vernichtung entgegen und 18 Pferde und 7 Reiter wurden zu Boden geschmettert. — Doch umsonst, er reinigte die Brustwerke, überritt die feindliche Batterie, schwenkte und hauste nun furchtbar mitten unter dem Feinde, während das 5. und 8. Infanterie-Regiment ein tödtliches Feuer auf denselben unterhielt. Die mexicanischen Batterien wurden zum Schweigen gebracht und die Kanoniere von ihren Geschützen vertrieben. Da versuchten die berühmten Tampico Veteranen mit dem Bajonet die Batterien wieder zu erobern, die mexicanischen Lanzenreiter brachen zu ihrer Hülfe herein und ein furchtbares Handgemenge entstand, an dem sich bald alle Regimenter betheiligten. Der Feind gewann seine Batterie wieder und verlor sie nochmals an das 5. Infanterie-Regiment. Capt. Barbour vom 3. Regimente drang mit seiner einzigen Compagnie, zu welcher im Chaparal noch einige Mann des 5. stießen, bis zum Rande eines Gebüsches vor und schlug hier einen Cavallerie-Angriff zurück. Alle Schlachtordnung war nun verloren; aus allen Verschanzungen vertrieben, hielt der Feind trotz dem Verluste seiner Artillerie und seines Feldlagers anfänglich wacker Stand; doch vor Duncan's und Ridgely's Artillerie, den wohlgerichteten Salven und kaltblütigen Bajonetangriffen der Infanterie und den furchtbaren Schwadronhieben der Dragoner stob der Feind bald in panischem Schrecken auseinander und suchte sein Heil in wilder Flucht nach allen Richtungen hin. Viele Mexicaner ertranken, indem sie versuchten durch den Fluß zu schwimmen.

In die Hände der Sieger fielen acht Kanonen und eine unzählige Quantität Kleingewehr, Ammunition, Gepäck, Feldequipage, die Kriegskasse mit $16,000 in Gold, die Kutsche des Generals Arista, sein Gepäck, Portefeuille, die ganze offizielle Correspondenz mit seiner Regierung, nebst den vollständigen Feldzugsplä-

nen. Auch wurden viele Fahnen, 4 bis 500 Maulesel u. s. w. erbeutet.

Die mexicanische Regierung, welche Gen. Arista den Befehl gegeben hatte, den Krieg gegen die Amerikaner zu eröffnen, war von dem Siege ihrer Armee so fest überzeugt, daß sie Arista bereits autorisirt hatte, den Gen. Taylor und seine Armee, sobald sie zu Gefangenen gemacht, sogleich nach der Stadt Mexico zu senden und den Gen. Taylor und seine Offiziere mit aller Achtung zu behandeln, wie es der Großmuth der großen mexicanischen Nation zustehe. Im mexicanischen Lager wurden Vorbereitungen zu einem großen Feste gefunden, das ohne Zweifel auf den erwarteten Sieg folgen sollte. Auch in Matamoras standen alle Ballsäle geschmückt. Statt der Jubelfeier waltete jedoch in der Nacht vom 9. Mai daselbst die furchtbarste Verwirrung. — Beständig langten Züge von Verwundeten an, die in Säcken transportirt wurden; schneidendes Geheul über die rauhe Behandlung und ihre zusammengepreßte Lage, die ihre Wunden frisch bluten ließ, scholl aus Vieler Munde. Manche wurden ertränkt in den Säcken gefunden, die auf schwimmenden Maulthieren über den Fluß gebracht worden waren. Die Frauen der Stadt eilten nach den Festsälen, rissen die Blumenguirlanden nieder, die zu Ehren der Sieger aufgehängt waren, und traten sie mit wildem Verzweiflungsgeschrei unter die Füße. Alle gesellschaftliche, bürgerliche und militärische Ordnung war vernichtet; nur schwarzes Laster und zügellose Leidenschaft herrschte in der allgemeinen Verwirrung. Der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen wurde auf Seiten der Amerikaner auf 480 geschätzt, darunter 20 bis 30 Offiziere; auf mexicanischer Seite 1200 bis 1500. Die Mexicaner gaben ihren Verlust in ihren Zeitungen jedoch nur zu 262 Getödteten, 355 Verwundeten und 135 Gefangenen an. Ein deutscher Trompeter, Namens Wenzel, von Capt. May's Regiment, attakirte bei der Erstürmung der feindlichen Batterien einen Offizier, welcher sich tapfer zwischen den bereits von seinen Leuten verlassenen Kanonen vertheidigte; der Deutsche forderte ihn zur Uebergabe auf, doch wollte sich dieser nur einem Offizier übergeben. Der Trompeter rief hierauf den Capt. May herbei, der soeben auf diesem Punkte den Feind vollständig zurückgetrieben hatte, und dem der Mexicaner ohne ferneres Weichen den Degen übergab. Es war der General Romilio Diaz de la Vega. Die Generäle Torrejon und

Garcia waren tödtlich verwundet und starben bald darauf in Monterey in Folge dessen. Im Portefeuille des Gen. Arista fand man in dem Feldzugsplane und den Instruktionen der mexicanischen Regierung die Ordre, daß Arista Besitz von Point Isabel, sowie der Flußmündung nehmen und Alles auf's Stärkste befestigen solle.

Während dem ersten Angriffe der Mexicaner auf Gen. Taylor's Armee und als bereits schon der Sieg, für Letztere entschieden, war in dem befestigten Lager bei Matamoras, welches zuerst Fort Polk, dann später Fort Brown genannt wurde, von Mexicanern die Nachricht ausgesprengt worden, daß sich Gen. Taylor auf der Flucht befände. Die offiziellen Bulletins der Mexicaner nannten ihn einen feigen Verräther. Auf die Aufforderung zur Uebergabe jedoch antworteten die amerikanischen Offiziere im Fort, indem sie ihre Degen in's Parapet stießen: „Bis zum Griff!" Das Fort wurde bis zum Abend des 9. May mit 1500 Bomben und 3000 Kugeln beschossen in einem Zeitraume von 160 Stunden. Das Bombardement konnte die Werke desselben nicht bedeutend beschädigen, doch richtete es einige Verheerung unter der Besatzung an, und der Commandant, Major Brown, wurde von dem Stücke einer zerplatzenden Bombe dermaßen verwundet, daß er in Folge dessen bald darauf starb.

Sobald Gen. Arista in Matamoras anlangte, sandte er eine weiße Fahne herüber, um Gefangene auszuwechseln. Besonders schien es ihm darum zu thun zu sein, den Gen. Vega zurück zu erhalten, für den er zwei oder drei amerikanische Offiziere bot; allein Gen. Taylor hatte hinreichend Gefangene, alle Amerikaner auszulösen und sandte Gen. Vega als Kriegsgefangenen nach New-Orleans. Am Abend des 9. langten die Sieger von Palo Alto und Resaca de la Palma mit ihren Proviant- und Ammunitionswägen und gemachten zahlreichen Gefangenen und bedeutender Beute im Fort Polk wieder an, wo sie von der nicht weniger tapfern Besatzung mit großem Jubel empfangen wurden. Die Verbindung von Point Isabel und Fort Brown wurde fortan nicht mehr unterbrochen. Gen. Taylor wurde zum Dank für seine Verdienste um das Vaterland durch diese beiden gewonnenen Schlachten bald darauf von der Regierung zu dem Range eines Brevet Generalmajors erhoben.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Aquarellen.

Von S. Maclea.

I.

Baltimore.

Vor der Darstellung der Stadt Baltimore in 1848 im Allgemeinen und seiner Deutschen Insbesondere, wird es dem Leser der „Didaskalia" nicht ohne Interesse sein, einen geschichtlichen Ueberblick der Stadt, von ihrer Gründung an bis zu diesem Zeitpunkte zu erhalten. Ist gleich die Geschichte Baltimore's nicht reich an großartigen Ereignissen, so giebt sie doch ein höchst anziehendes Bild von dem schnellen, zauberähnlichen Wachsthume nordamerikanischer Städte.

Baltimore, die erste Stadt des Staates Maryland und die dritte der nordamerikanischen Union, hinsichtlich der Bevölkerung, liegt an dem nördlichen Ufer des nördlichen Zweiges des Flusses Patapsco, ohngefähr 14 Meilen von dessen Mündung und 200 Meilen durch die Chesapeake-Bay vom Meere entfernt. Der große, schöne und wohlgelegene Hafen, in welchem bequem 2000 Schiffe vor Anker liegen können, besteht aus einem innern Basin, der sich tief in die Stadt hineinzieht, und an dessen Werften 12 Fuß tief im Wasser gehende Schiffe landen können, und aus der äußern Bay zwischen Fell's Point und Canton. Die Stadt liegt großentheils auf hügelligtem, unebenem Boden und besteht aus drei Haupttheilen, aus der Stadt, Altstadt und Fell's Point. Die Altstadt wurde frühzeitig und abgesondert auf der östlichen Seite eines unbedeutenden Flüßchens, Jones Fällen (Jones Falls) angelegt; mit der jetzigen Stadt (Baltimore Town) wurde später auf einer kleinen Fläche, westlich den Fällen, der Anfang gemacht; das Dorf Fell's Point wurde südöstlich der Fälle, an dem äußern Basin, angelegt. Gegenwärtig bilden diese drei Theile durch eine compacte Häusermasse und durch Brücken verbundene Straßen ein großes Ganzes.

Der erste Anfang der Besiedlung der Stelle, auf welcher theilweise Baltimore steht, wurde 1662 von Charles Gorsuch, einem Mitglied der Gesellschaft der „Freunde," gemacht, welcher 50 Acker Land am Whetstone Point erwarb. Im folgenden Jahre kaufte Alexander Mountenay 200 Acker Land auf beiden Seiten der Harford Run, welche Mountenay's Neck genannt wurden. 1668 wurde Timber Neck, zwischen dem Haupt-, Mittel- und Nordzweig des Patapsco gelegen, für John Howard patentirt. In demselben Jahre wurden Thomas Cole 500 Acker bewilligt, welche den Namen Cole's Hafen erhielten. In der darauf folgenden Periode wurden noch an verschiedene Personen Ländereien in der Umgegend abgetreten, welche unter folgenden Namen angeführt werden: Copus' Harbor, Long Island Point, Kemp's Addition, Parker's Haven, Lunn's Lot, Chatsworth's Lot, David's Fancy, Salisbury Plains, Darley Hall, Gallow Barrow u. s. w. Um 1682 wurde Cole's Harbor an David Jones abgetreten, welcher dem kleinen Flusse, der jetzt durch die Stadt fließt, seinen Namen gab. David Jones wird als der erste wirkliche Ansiedler von Baltimore betrachtet. — Im Jahre 1711 kaufte Jonas Hanson 31 Acker von Cole's Harbor und errichtete eine Mühle darauf, deren Ueberbleibsel noch vor wenigen Jahren nahe von Holliday und Bath Street standen. 1726 siedelte sich Edward Fell, ein Kaufmann von Lancaster, und der Gesellschaft der Quäker oder Freunde angehörig, auf der östlichen Seite der Fälle an. Die Ansiedlung bestand damals aus zwei Wohnhäusern, einer Mühle, mehreren Tabakhäusern, Baumgärten ꝛc. Das Land war halb geklärt und von mittlerer Güte. Die auf diesen ersten Ansiedlungen erzeugten und für den Handel bestimmten Produkte wurden anfänglich zu dem allgemeinen Stapelplatze der ganzen Umgegend, nach North Point gebracht, von welcher Station sich die Fahrzeuge leicht mit den nahen Flüssen und den beiden Seiten der Bay in Verbindung setzen konnten; als indessen die Bevölkerung der Ansiedlungen am Patapsco und an Jones' Fällen wuchs, gingen bald die Schiffe den ganzen Fluß herauf. Im Jahre 1723 lagen fünf Schiffe im Patapsco, um Fracht für London zu laden, jedoch nur eines davon in dem nördlichen Zweige des Flusses. Um diese Zeit wurde die Idee rege, am Patapsco ein Town anzulegen und die Stelle zwischen dem mittleren und südlichen Zweige des Patapsco als die geeignetste hierzu ausersehen. John Moale, ein Kaufmann von

Devonshire, der Eigenthümer dieser Strecke, wurde um die Abtretung derselben angegangen und für diese Absicht bereits eine Bill in der Legislatur von Maryland eingereicht; allein Moale, welcher es vorzog, auf dieser Stelle das reichlich vorhandene Eisenerz zu gewinnen, und der selbst Mitglied der Gesetzgebung war, verweigerte das Gesuch des Volkes und veranlaßte die Verwerfung der Bill. Die Gründer des projektirten neuen Towns sahen sich nun nach einer andern Localstätte zur Ausführung ihres Vorhabens um und wählten die Strecke am nordwestlichen Zweige des Patapsco.

Im Laufe des Jahres 1729 wurde der Gesetzgebung ein Bittgesuch eingereicht und als Gesetz von derselben passirt, unter der Ueberschrift: „Ein Akt für Errichtung eines Towns an der nördlichen Seite des Patapsco, in Baltimore County, und für Auslegung in Bauplätze auf 60 Acker Land in und um den Platz, wo gegenwärtig John Flemming lebt." Dieser Flemming wohnte am nördlichen Ufer von Uhler's Run, nahe der Stelle, wo gegenwärtig die Färberei von James R. Williams & Sohn in der südlichen Charles Street steht. Am 1. Dez. desselben Jahres kauften die von der Gesetzgebung zu diesem Zwecke ernannten Commissäre von den Eigenthümern des fraglichen Platzes, der Familie Carroll, den Acker zu 40 Schillingen baares Geld oder 1 Pfund Tabak, im Werth von 1 Dollar. — Die Gründung des neuen Towns fällt sonach in die Regierungszeit Georg II. von England, des Gouverneurs Benedikt L. Calvert von Maryland und des fünften Lord Baltimore's, Charles Calvert. Dem Lord zu Ehren, welcher seinen Titel von dem Besitze eines Seehafens in Irland hatte, wurde das gegründete Town „Baltimore" genannt.

Am 12. Januar 1730 wurde mit der Auslegung folgender Straßen begonnen: Long, (jetzt Baltimore Street,) rechtwinklig durchschnitten von Calvert und Forrest Street (jetzt Charles Str.), ferner folgende Lanes oder Gassen: East, South, Second, Light, Hannover, Belvedere, St. Paul's, German und Lovely, welche gegenwärtig meistens volkreiche Hauptstraßen bilden. 1730 kaufte William Fell, ein Schiffsbaumeister und Bruder des oben erwähnten Eduard Fell, die unter dem Namen Copus' Harbor damals bekannte Strecke Landes und baute ein Haus am Ende der gegenwärtigen Lancaster Street. Von ihm erhielt dieser Stadttheil den Namen Fell's Point. 1732 wurde ein neues Town auf der östlichen Seite der Falls, auf der Ansied-

lung Edward Fell's, auf 10 Acker in 20 Bauplätzen ausgelegt, jeder zum Werth von 150 Pfund Tabak; dasselbe wurde Jonestown benannt und bestand aus drei Straßen, Front, Short und Jones Street. Da E. Fell's Ansiedlung schon vor der Gründung von Baltimore bestand, so verblieb ihr fortwährend der Name „Old Town."

1745 wurden Jonestown und Baltimore, unter dem Namen des Letzteren, zu einem Town verbunden. 1747 wurden auf 18 Acker Gay, Frederick und ein Theil von Water und Second Street ausgelegt. 1750 wurde High Street von der Ploughman nach der French Str. ausgelegt und dem Town einverleibt. 1751 wurde ein mißlungener Versuch gemacht, auf Subscription ein Markthaus und ein Rathhaus zu errichten, da die Eifersucht der Ansiedler auf beiden Seiten der Fälle sich nicht über die Plätze dafür einigen konnten. In 1752 bestand Baltimore aus 25 Häusern, wovon nur 4 von Backsteinen erbaut waren; eines derselben besteht noch gegenwärtig in der nordwestlichen Ecke der Calvert und Mercer Street, und war von Wm. Payne erbaut und als Taverne benutzt. Eine Brigg und ein Sloop waren die einzigen Fahrzeuge, welche damals von Bewohnern von Baltimore geeignet wurden.

1755, nach der Niederlage Gen. Braddock's in dem unglücklichen Feldzuge gegen die westlichen Indianerstämme und die mit ihnen verbündeten Franzosen, ohnfern dem Fort Du Quesne oder dem heutigen Pittsburg, streiften die Indianerhorden bis über das Fort Cumberland und Frederick, auf 90 Meilen gegen Baltimore vordringend. Das ganze Land gerieth in einen panischen Schrecken und viele Einwohner aus dem Innern flüchteten nach Baltimore, um bei Annäherung der Wilden sich auf den Böten und Fahrzeugen des Hafens retten zu können. Der Eindruck dieses unglücklichen Krieges wirkte sehr zu Gunsten der Vergrößerung von Baltimore, viele der Flüchtlinge kehrten nicht wieder zu ihren zerstörten Ansiedlungen zurück, sondern ließen sich in Baltimore nieder, und die von Europa eintreffenden Emigranten legten ihre mitgebrachten Kapitalien lieber in Baltimore an, als daß sie sich bei so bewandten Umständen in das Innere des Landes gewagt hätten.

1756 nahm Andreas Steiger, dem Namen nach ein Deutscher, den Platz der nordwestlichen Ecke von Gay und Baltimore Street in Besitz und errichtete ein Haus darauf; am Giebel des gegen-

wärtig diesen Platz einnehmenden Hauses ist die Zahl „1741" angebracht; doch scheint dies ein Irrthum zu sein, da der noch vorhandene Kaufbrief Steiger's 15 Jahre später ausgestellt ist. — Um diese Zeit kamen viele der unter Cromwell, dem Protektor England's, aus Neu-Schottland vertriebenen sogenannten „neutralen Franzosen" nach Baltimore, wo sie freundlich empfangen wurden, und sich häuslich niederließen. Sie erbauten sich anfänglich mit eigenen Händen ihre Blockhütten in der südlichen Charles Street, allein durch ihren industriellen Fleiß und ihre mäßige Lebensweise erwarben sie sich bald so viel, daß sie den Grund und Boden, auf dem sie wohnten, käuflich an sich bringen konnten. Dieser Theil des Towns war lange unter dem Namen „French Town" bekannt.

Im Jahre 1765 wurden mehrere Sumpfplätze an der Point ausgetrocknet und Schiffsbauhöfe darauf errichtet. Lunn's Lot wurde dem Town beigefügt und Straßen darauf ausgelegt, welche nachmals die Namen Conway und Barre Street erhielten, zu Ehren der Opponenten im englischen Parlamente gegen das berüchtigte Stempelgesetz. Im nächsten Jahre wurde der Sumpf zwischen Frederick Street und den Fällen trocken gelegt, welche damals nahe dem jetzigen Monument-Square vorbeiflossen. Um diese Zeit war der Gerichtshof der Grafschaft oder County zu Joppe am Gunpowder River; durch den raschen Wachsthum von Baltimore wurde indessen schon 1768 ein Gesetz erlassen, welches die Errichtung eines Gerichtshauses und Gefängnisses bei der Calvert Street, nahe den Falls, verfügte, und sofort in Ausführung gebracht. Dasselbe wurde von Backsteinen errichtet, wo gegenwärtig das Schlacht-Monument steht, und welches bis 1808 existirte, wo ein neues steinernes nahe der St. Pauls Street erbaut wurde. 1769 wurde auf Subscription die erste Löschanstalt unter dem Namen „Mechanical-Company" zu Stande gebracht. 1773 wurden 80 Acker von den Ländereien Plowman's, Philpot's und Fell's dem Town beigefügt und ein Armenhaus errichtet. Am 20. August 1769 erschien wöchentlich die erste von Wm. Goddard herausgegebene Zeitung, unter dem Titel: „Maryland Journal und Baltimore Advertiser"; früher wurden alle Bekanntmachungen des Town in den zu Annapolis und Philadelphia erscheinenden Zeitungen eingerückt. Indessen die neue Zeitung fand noch zu wenig Unterstützung und mußte bald wieder eingehen.

Auch wurden schon um diese Zeit theatralische Vorstellungen in einem Waarenhause an der Ecke der Frederick und Baltimore Street gegeben; später wurde ein kleines Theater in Water Street errichtet, in welchem Vorstellungen bis zum Ausbruch der Revolution gegeben wurden. Postkutschen und Packetschiffe für die Strecke zwischen Baltimore und Philadelphia wurden in Gang gebracht.

Als die revolutionäre Crisis herannahte, war Annapolis die Hauptstadt von Maryland und die bekannten Stempel und Thee's wurden nach dieser Stadt gesandt; wären sie nach Baltimore geschickt worden, so würde ihre Annahme wahrscheinlich, wie in Boston, verweigert worden sein, da die Baltimoreaner schon damals einen patriotischen und freiheitliebenden Geist an den Tag legten. Als 1774 die Nachricht eintraf, daß der Hafen von Boston geschlossen sei, wurde sogleich ein Meeting gehalten und von demselben eine Committee ernannt, um mit den benachbarten Colonien zu correspondiren, die Nicht-Ausfuhr beschlossen, Collekten für die bedrängten Bostoner gesammelt, verschiedene Militair-Compagnien errichtet und noch andre Maßregeln genommen, welche von dem patriotischen Gefühle der Baltimoreaner zeugten.

Zu Anfang des Jahres 1775 hatte Baltimore bereits 564 Häuser und 5934 Einwohner. Im Laufe dieses Jahres wurde abermals eine wöchentliche Zeitung, „Dunlap's Maryland Gazette," in's Leben gerufen, welche für längere Zeit Bestand hatte. Am Whetstone Point wurde eine Batterie angelegt, und der Hafen durch drei mächtige Eisenketten gesperrt, welche auf schwimmenden Pflöcken an den Enden befestigt waren und den einlaufenden Fahrzeugen nur einen schmalen Durchgang dicht unter dem Fort erlaubten. 1776 gab Baltimore bei der Wahl der Convention 472 Stimmen ab, und wurde dann von dieser Convention ermächtigt, zwei Delegaten zu senden, um das Town zu vertreten, ausschließlich der vier Delegaten für die Grafschaft. Die Bevölkerung der Point war um diese Zeit 821. Am 22. July wurde die Unabhängigkeitserklärung im Gerichtshause unter großem Jubel der Einwohner proklamirt. In Folge der Besetzung Philadelphia's durch die Engländer versammelte sich am 26. Dezember der Congreß in Baltimore, und zwar in Jacob Fite's Hause, südöstliche Ecke von Baltimore und Liberty Street, welches Haus durch diesen Umstand noch lange hernach den Namen „Congreß-Hall" führte.

1778 trafen nur spärlich fremde Güter ein. Da die Einführung englischer Fabrikwaaren in den Colonien verboten war, so errichteten unternehmende Spekulanten Fabriken solcher Artikel in der Nähe des Towns. Bis 1780 mußten die Kaufleute ihre Schiffe zu Annapolis einregistriren lassen und ihre Waaren verzollen; in diesem Jahre wurde ein Zollhaus in Baltimore eröffnet, und der See-Offizier Thomas Sollers angewiesen, die ein- und auslaufenden Schiffe zu registriren. In einer Woche im Mai kamen 1 Brigg von Frankreich, 1 Schiff, 3 Briggs und 5 Schooners von Westindien im Hafen an.

1781, im September, kam Gen. Washington, auf seinem Wege nach Yorktown, durch Baltimore, bei welcher Gelegenheit ihm die Bewohner eine verbindliche Adresse überreichten und ihre Häuser illuminirten. Als Lafayette auf seinem Marsche nach dem Süden durch Baltimore kam, wurde er auf das Freundlichste empfangen; er erhielt von den Kaufleuten auf seinen eigenen Credit £2000, womit er sein abgerissenes Detachement auf's Neue vollständig kleidete; bei dieser Gelegenheit zeigten sich die Damen von Baltimore, wie gewöhnlich, sehr thätig. Im Jahre 1782 schloß Col. Howard alle seine Gründe östlich der Straße, von ihm „Eutaw" genannt, dem Town an; er legte an der Lexington Street einen schönen Marktplatz aus. Bis zu dieser Zeit waren noch alle Straßen ungepflastert, und bei nasser Witterung kaum zu passiren; doch wurden nun Commissäre ernannt, um die Reparatur der Brücken und die Pflasterung der Straßen zu betreiben und mit dem Pflastern der Baltimore Street begonnen. Zu gleicher Zeit wurden mehrere angränzende Grundstücke dem Town angeschlossen und in Bauplätze ausgelegt und eine regelmäßige Postlinie nach Philadelphia und Alexandria zu Stande gebracht; die Bevölkerung von Baltimore war bereits auf 8000 Einw. gestiegen.

Am 21. April 1783 wurden die Feindseligkeiten gegen England eingestellt. Am Abend dieses Tages war das Town illuminirt und in jedem Hause herrschte unbegränzte Freude. Von diesem Augenblick an stieg Baltimore schnell zu seiner jetzigen Größe und Wohlhabenheit. Viele Kaufleute aus andern Staaten und von Europa kamen an und ließen sich hier nieder; die Straßen erweiterten und dehnten sich aus, Compagnien entstanden, um den Susquehanna und die Delaware-Bay mit der Chesapeake-Bay zu verbinden, eine Postlinie nach Annapolis und Frede-

ricks-town wurde errichtet, und überhaupt nichts unterlassen, den Handel des Platzes so rasch als möglich zu heben. Im September 1784 wurde General Lafayette ein großes öffentliches Gastmahl gegeben, und ihm und seinen Erben das Bürgerrecht von der Gesetzgebung ertheilt. Die Errichtung einer Bank auf Subscription mißglückte. In demselben Jahre wurden Vorbereitungen für Erleuchtung der Straßen getroffen, 3 Constables und 14 Nachtwächter ernannt, der Centre-Markt in Harrison Street, Hannover-Markt an der nordwestlichen Ecke von Hannover und Camden Street und Fell's Point-Markt auf dem von Fell bestimmten Grundstück errichtet.

1786 war für Baltimore ein mißliches Jahr; der Handel und Geldumlauf war sehr gedrückt, und im Oktober wurde durch einen furchtbaren Orkan vieles Eigenthum zerstört und alle hölzernen Brücken weggeführt. Solche Orkane, sowie Ueberschwemmungen der Falls haben sich von Zeit zu Zeit wiederholt. In 1787 wurde die erste Feuerversicherungs-Anstalt etablirt, welcher bald mehrere dergleichen Compagnien folgten; auch wurde in diesem Jahre ein mißlungener Versuch zu einer Wasserleitung gemacht.

Am 17. April 1789 kam Gen. Washington auf seinem Wege nach New-York, um unter der neuen Verfassung die Präsidentschaft anzutreten, durch Baltimore und wurde von den Bürgern feierlich empfangen. In diesem Jahre wurde ein neuer Canal von der Bath Street nach der Brücke der Gay Street für die Falls gegraben, der alte Lauf derselben nahe dem Gerichtshause dadurch zu ihrer jetzigen Strömung verändert und das alte Flußbett ausgefüllt. 1790 wurde die Bank von Maryland mit einem Kapitale von $300,000 verfreibrieft, bald folgten andere Zweigbänke. Die zum Hafen gehörigen Fahrzeuge bestanden nun aus 27 Schiffen, 31 Briggs, 1 Snow, 34 Schooners und 9 Sloops, welche 13,564 Tonnen trugen. Die Bevölkerung betrug 13,503, darunter 6,422 weiße männliche, 5,503 weiße weibliche Einwohner, 323 andere freie Personen und 1,255 Sklaven.

Im Jahre 1792 erhielt das Town einen bedeutenden Zuwachs an Bevölkerung und Wohlstand durch eine große Anzahl französischer Flüchtlinge, welche der furchtbaren Metzelei der empörten Sclaven auf Hayti entronnen waren. 1796 wurde das Town Baltimore durch einen Freibrief der Gesetzge-

bung von Maryland zu einer Stadt erhoben, die neue Stadt in 8 Wards oder Districte eingetheilt und zu Anfang des folgenden Jahres die Stadtbeamten vom Volke erwählt. Der erste Mayor von Baltimore war James Calhoun. Die Stadtbibliothek wurde incorporirt und die Assembly Rooms an Holliday-Street erbaut. 1800 zählte die Bevölkerung 31,514 Einwohner. In diesem Jahr hatte Dr. John B. Davidge eine Halle an einer Ecke der Liberty- und Saratoga-Street errichtet, und mit Andern medicinische Vorlesungen begonnen; allein das Volk nahm dieselben mißfällig auf und ein Mob zerstörte das Gebäude und die dazu gehörigen Apparate.

Die Vorlesungen wurden hierauf im Armenhause fortgesetzt. 1801 organisirte sich eine Gesellschaft, welche Medicamente an Arme unentgeltlich verabreichte. 1803 erlangte der Bischof Caroll einen Freibrief für das Baltimore College, welches in Mulberry-Street etablirt wurde; das St. Mary College war bereits 1791 errichtet worden. 1805 wurde der Bau eines neuen Gerichtshauses in der nördlichen Calvert-Street begonnen und 1809 vollendet, das alte niedergerissen. Am 6. Juli 1806 wurde der Grundstein zur römisch-katholischen Kathedrale gelegt. Die Aerzte Dr. Davidge, Shaw und Cocke wurden ermächtigt, durch Lotterie einen Fond für Errichtung eines medicinischen Colleges zu sammeln. Das med. Colleg in Lombard-Street wurde 1812 vollendet.

Im Jahr 1809 wurde der öffentliche Brunnen in der nördlichen Calvert-Street gebaut, und 8 Jahre später kaufte und verbesserte die Stadt die Brunnen im südlichen und östlichen Theile. In diesem Jahre wurden die nach Washington, Frederick und Reisterstown führende Heerstraßen vollendet, deren Erbauung über $1,500,000 gekostet hatten. James A. Buchanan und Andere suchten um die Erlaubniß nach $ 100,000 für ein Monument zur Erinnerung an Washington zu sammeln. Es sollte zuerst auf der Stelle des ersten Courthauses auf dem jetzigen Monument-Square aufgeführt werden; jedoch entschied man sich später für die Stelle in der Durchschneidung der Charles- und Monument-Street, wo es gegenwärtig steht. Der Platz, auf dem es aufgeführt wurde, war ein Geschenk des Col. John E. Howard. Das Monument erhebt sich auf einem Hügel in der Höhe von 193 Fuß. Das weiße Marmor-Fundament ist 20 Fuß hoch, nimmt

die Fläche von 50 Quadratfuß ein und ist von einem 6 Fuß hohen Eisengitter umgeben. Zum Haupteingang führen 12 Stufen. Ueber den 4 Thüren des Fundaments stehen folgende Inschriften: "To George Washington, by the State of Maryland." An der Südseite: "Born 22. of Febr. 1732. Died 14. Dec. 1799." An der Ostseite: "Commander in Ghief of the American Army 15. of Juny 1775. Commision resigned at Annapolis 23. Dec. 1783." An der Nordseite: "Trenton, 25. Dec. 1776. York Town 19. Oct. 1781." An der Westseite: "President of the United States, 4. March, 1789. Retired to Mount Vernon, 4. March, 1797." Das Innere der Basis hat im Centrum ein Piedestal von 21 Quadratfuß. In einer der Nischen ist eine kolossale Büste Washingtons, von Canova. Auch befindet sich das 7 Fuß hohe Model der Statue Washingtons, welche auf der Spitze der Säule steht, in diesem Raum. Eine 200 Stufen hohe Wendeltreppe im Innern der 160 Fuß hohen dorischen Säule führt zum Capital derselben, welches zugleich eine Gallerie bildet und ringsum eine herrliche Aussicht über die Stadt, Bay und Umgegend gewährt. Die Statue auf dem Gipfel des Monuments ist 13 Fuß hoch, wiegt 16 Tonnen und wurde von Andreas Causica für $9000 gefertigt. Die Kosten des Monuments, dessen Plan von dem Architekten Robert Mills gezeichnet wurde, soll sich über $200,000 belaufen. Am 4. Juli 1815 wurde der Grundstein dieses Monumentes gelegt.

1810 ergab der Census der Stadt 46,555 Einwohner. 1812 kam es zu großer Aufregung gegen die Editoren der föderalistischen Zeitungen, bei welchen mehrere Personen ermordet und verwundet wurden. Bei dem Ausbruch des Krieges mit England nahmen eine Anzahl Baltimoreaner Kriegsdienste in der Armee. 1813 ging das erste Dampfboot, die „Chesapeake" über French Town nach Philadelphia. Am 16. May ward feierlichst der Grundstein der Masonic-Hall gelegt. Am 12. Sept. 1814 ward die Schlacht von North Point geschlagen. Am 12. Sept. 1815 wurde der Grundstein des „Battle Monuments" zu Ehren der in erwähnter Schlacht Gefallenen gelegt, und zwar auf der Stelle, wo das erste Courthaus von Baltimore stand. Das „Battle Monument" ist 50 Fuß hoch, und von weißem Marmor sehr geschmackvoll erbaut. Die Zeichnung ist von Godefray, der Genius auf der Spitze desselben, mit den Sinnbil-

dern des Sieges, Ruhmes und des Handels, ist von dem italienischen Bildhauer Capellano gefertigt und 1820 vollendet. Von den beiden erwähnten Monumenten hat Baltimore den Beinahmen „Stadt der Monumente" erhalten. Auch wurde im Jahr 1815 von einer Compagnie die Börse oder „Exchange" mit einer sehr geräumigen Börsenhalle erbaut. 1816 errichtete die Gas-Compagnie ihre Werke an der Ecke der North- und Saratoga-Street; die City Court wurde organisirt und Nicholas Brice zum Oberrichter ernannt, welcher bis auf den heutigen Tag noch diese Stelle begleitet. Im März 1817 wurde die St. Paulskirche eingeweiht und die alte Kirche abgebrochen. In 1818 wurde die erste „Savings Bank" errichtet, die Stadt in 12 Wards eingetheilt. Dieses Jahr war für die Stadt zum Theil unheilvoll; in der Point grassirte das gelbe Fieber, die City-Bank machte banquerott und die Preise des Mehles und Tabackes standen auf den auswärtigen Märkten sehr niedrig. Der Census von 1820 ergab eine Bevölkerung von 62,738. Am 31. May 1821 wurde die Cathedrale eingeweiht, welche seit 1817 im Bau begriffen war; sie bildet ein Kreuz von 166 Fuß Länge und 77 Fuß Breite. In 1822 grassirten in der Stadt auf verheerende Weise die Blattern. Stadt und County kauften in diesem Jahr die Localität des gegenwärtigen Armenhauses. Im April 1824 explodirte der Kessel des zwischen Baltimore und Annapolis gehenden Dampfbotes „Eagle" das erste Unglück dieser Art auf den Gewässern der Chesapeake. Im Oktober besuchte General Lafayette die Stadt und wurde mit großem Enthusiasmus empfangen. Im Januar 1825 kehrte er wieder und nahm Theil an einem reichen Gastmahle, welches die Freimaurer ihm zu Ehren gaben. Am 26. Juli 1826 wurde zu Ehren der kurz vorher verstorbenen hochverdienten Patrioten Thomas Jefferson und John Adams eine große Leichenprocession veranstaltet. Am 31. März 1827 wurde das Subscriptionsbuch für den Bau der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn geschlossen. Die unterschriebenen Beträge beliefen sich in der Stadt allein über vier Millionen Dollars. Am 4. Juli wurde der erste Grundstein dieser Eisenbahn von Charles Carroll gelegt, und bei dieser Gelegenheit ein großer feierlicher Umzug gehalten. Am 8. Aug. 1829 wurde das hundertjährige Jubelfest der Gründung Baltimores gefeiert; W. George Read war der Orator des Tages. Bei dieser Gelegenheit wurde der Grund-

stein der Susquehanna-Eisenbahn gelegt. Am 21. Sept. wurde die erste Volksschule eröffnet. In 1830 zählte die Bevölkerung der Stadt 80,990.

Im Jahre 1832 grassirte die Cholera Morbus in Baltimore. Die Schulden der Stadt beliefen sich 1835 auf $1,000,000, meistens für innere Verbesserungen. Im März desselben Jahres passirte das Haus der Delegaten ein Anleihe-Gesetz für $2,000,000 für die Bewerkstelligung des Chesapeake und Ohio-Canals, und $1,000,000 für die Susquehanna-Eisenbahn; Die Canton-Compagnie begann ihre großen Bau-Speculationen auf dem südlichen Theile der Stadt. Im April ertheilte die Gesetzgebung von Pennsylvanien einen Freibrief für den Bau des Susquehanna-Canals, welche Nachricht in Baltimore eine große Freude hervorrief. In diesen großartigen Unternehmungen begann leider auch die Ernte der Schwindler und Industrieritter auf Kosten des betrogenen Volkes; Actien oder Stocks zu verschiedenen Unternehmungen, welche ursprünglich mit $54 einbezahlt worden waren, stiegen durch künstliche Machinationen gewissenloser Spekulanten bis auf $260. Den schönen Träumen der Glücksjäger folgte ein schreckliches Erwachen. Banquerotte brachen aus, die Bank von Maryland und andere Bankinstitute fallirten und viele kurz vorher noch wohlhabende und bemittelte Leute waren plötzlich zu Bettlern geworden, während die Schwindler ihren Raub in Sicherheit gebracht hatten. Vergebens waren die Tumulte und Mobs des Volkes, welches mehrere ihm verhaßte Gebäude in seiner Wuth zerstörte; die Verluste konnten nicht ersetzt, werden und die Stadt mußte über $100,000 für die in solchen Tumulten demolirten Häuser und Wohnungen als Entschädigung zahlen. Die mehrfach sich wieder holenden Mob's, bei welchen mehrere Menschen um's Leben kamen, wurden zum Theil durch begütigende Worte der Freunde der Ordnung, zum größern Theil aber durch Entfaltung militärischer Gewalt unterdrückt. Auch hier sollten die Fehler und Krebsschaden mangelhafter Gesetze durch Kugeln und Bajonetspitzen geheilt werden. Es war für Baltimore die traurigste Zeit seit seiner Gründung. Am 25. August wurde die Zweig-Eisenbahn nach Washington eröffnet.

In 1836 entstand das Project einer Eisenbahn nach Philadelphia. Im März desselben Jahres betheiligte sich der Stadtrath von Baltimore mit $3,000,000 an der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn. Im May wurden die Subscriptionsbücher für die

Stocks des Maryland-Canals geschlossen; die Ausführung desselben ist der gegenwärtigen Zeit vorbehalten. Am 11. May 1837 folgten die hiesigen Banken dem Beispiel derer von New-York und Philadelphia und verweigerten Zahlungen in Specie. In demselben Jahr bildete sich eine Gesellschaft, welche den vor der Stadt gelegenen geräumigen Platz „Green Mount Cemetry" käuflich erwarb und zu dem gegenwärtigen sehr schönen Begräbnißplatz umschuf, welcher 1839 eingeweiht wurde, und auf welchem, nach kosmopolitischen Grundsätzen, die verstorbenen Bekenner aller Confessionen Aufnahme finden. Am 14. Juni 1838 explodirte der Kessel des Dampf-Paquet-Bootes „Pulasky" auf seiner Rückfahrt von Savannah nach Baltimore; das Boot wurde fast gänzlich zertrümmert und von 169 Passagieren kamen nur 59 mit dem Leben davon. Am 13. August begannen die Banken wieder in Specie oder Baargeld auszuzahlen, stellten es aber am 10. Oktober wieder ein. In 1840 war die Bevölkerung der Stadt 102,513.

Im Februar 1841 erneuerten die Banken ihre Zahlungen in Baargeld, aber nur für 8 Tage; erst seit dem 2. May 1842 dauert die Zahlung der Banken in Specie in ununterbrochenen Folge, was als ein Zeichen ihrer größern Solidität betrachtet werden kann.

Am 12. Jan. 1844 wurde Andreas Horn, ein eingewanderter Deutscher, wegen Ermordung seiner jungen Frau, im Hofe der Jail gehängt. Am 2. Mai hielten die Whigs und am 12. Septbr. die Demokraten eine großartige Prozession durch die Stadt. Im Mai 1844 begann der von Prof. Morse erfundene elektro-magnetische Telegraph seine Operationen zwischen Baltimore und Washington. In der Nacht des 17. Jan. 1845 wurde in dem Hotel zum „Depot House" ein Durchreisender, Namens Paul Roux, von Henry McCurry, einem Irländer, in seinem Bette erschlagen und beraubt. Durch die Thätigkeit des Mayors und des Ordens der Odd Fellows, dem der Ermordete angehört hatte, wurde der flüchtige Mörder in New-York eingeholt und nach Baltimore zurückgebracht, wo er prozessirt und am 27. Juni gehängt wurde. Am 1. Juli wurde zu Ehren des am 8. Juni verstorbenen Helden von New-Orleans und Ex-Präsidenten Andrew Jackson eine großartige Leichenfeierlichkeit begangen. In diesem Jahre wurde die Stadt in 20 Distrikte oder Wards einge-

theilt. Am Abend des 27. Juli wurde ein deutsches, nicht lange zuvor eingewandertes, Mädchen von mehreren jungen Wüstlingen auf schändliche Weise mißbraucht. Mehrere junge Leute wurden, als der That verdächtig, verhaftet und vor Gericht gestellt; einer derselben sogar von der Jury als schuldig befunden; doch mochte der Umstand, daß es nur ein deutsches Mädchen war, welches zudem im Laufe des sehr langen Prozesses in mancher Hinsicht nicht ganz makellos befunden wurde, die Veranlassung sein, daß die Nemesis für diesen Fall wirklich blind war, der Prozeß schließlich unterdrückt und der Schuldigbefundene begnadigt wurde. Dieses geschah im Jahre des Herrn 1845. — In demselben Jahre wurde auch das von der Gesetzgebung von Maryland erlassene und für alle naturalisirte Bürger so schmachvolle Stempelgesetz in Anwendung gebracht, wonach alle eingewanderten und adoptirten Bürger, bei Abgabe ihrer Stimme bei vorkommenden Wahlen, am Stimmkasten ihre Bürgerscheine stempeln lassen mußten. Die große Aufregung, welche dieses Gesetz unter den zahlreichen adoptirten Bürgern und dem bessern Theile des Volkes hervorrief, veranlaßte jedoch die spätere Aufhebung dieses Gesetzes.

Nach dem Berichte des Mayors zu Anfang des Jahres 1846 betrug der Werth des besteuerten Grundeigenthums der Stadt $61,175,176; die Ausfuhr an rohen und verarbeiteten Produkten $6,264,564; die Einfuhr nur $3,230,734. Im Gefängniß oder der Jail saßen wegen Schulden oder Vergehen im Laufe des vorhergehenden Jahres 2,287 Personen, der größere Theil davon aus Farbigen bestehend; im Hafen waren während eines Jahres eingelaufen 123 Schiffe und Barquen, 204 Brigs, 432 Schooners und Sloops, welche der Stadt eine Revenue von $90,295 abwarfen; die Zahl der in diesen Fahrzeugen angekommenen Passagiere betrug 7,156, darunter 6,931 aus fremden Ländern. Im Frühling rief der Enthusiasmus für den mexicanischen Krieg die Bildung einer Anzahl Volontair-Compagnien hervor, darunter auch einiger deutscher; doch wurde von Letzteren von der Regierung keine angenommen und von den Ersteren nur einige. Am 22. Dezember wurden die Ueberreste des bei Palo Alto gefallenen Artillerie-Majors Ringgold mit großen militairischen Ehrenbezeugungen nach dem Green Mount Cemetry zu Grabe geleitet. In diesem Jahre starben in der Stadt 3,252 Personen an verschiedenen Krankheiten; vom Auslande kamen

8,023 Emigranten im Hafen an. Für den Unterhalt der öffentlichen Schulen und Errichtung neuer Schulgebäude wurden $68,827 verausgabt; die Universität von Maryland für Aerzte zählte 176 Studenten.

Der Bericht der Volksschulen von 1847 weist 11 Knaben- und 11 Mädchenschulen mit 5,765 Schülern und Schülerinnen nach, nämlich 3,043 Knaben und 2,722 Mädchen. Im Sommer dieses Jahres wurde durch Emigrantenschiffe das Schiffsfieber in den Hafen gebracht, dem eine Anzahl Einwohner zum Opfer fielen.

Baltimore befindet sich gegenwärtig in einem höchst blühenden Zustande, zählt bereits über 120,000 Einwohner, darunter ohngefähr 20,000 Deutsche, und ist noch immer im raschen Wachsthume seiner Bevölkerung und seines Wohlstandes begriffen. Gleich dem hundertarmigen Riesen Briareus reckt es die Arme seiner Eisenbahnen und anderer Communicationsmittel nach allen Weltgegenden hinaus, um Wohlhabenheit und Reichthum herbeizuführen. Baltimore ist in 20 Distrikte eingetheilt, hat ohngefähr 26,000 Häuser, nahe an 700 Straßen, Gassen u. Gäßchen, 34 Wharfs oder Werften, 7 Marktplätze, 12 Bank-Institute, 3 Sparkassen, 14 Feuerversicherungs-Anstalten, darunter 7 auswärtige, 27 Consulate auswärtiger Mächte, verschiedene Dampfschifffahrts- und Eisenbahn-Depots u. s. w. Das Postgebäude ist für Baltimore ziemlich unansehnlich, ebenso die City-Hall oder das Stadthaus; ein schönes großes und vortrefflich eingerichtetes Gebäude ist das Armenhaus vor der Stadt; die in der Stadt liegenden Zollgebäude und Tabaks-Waarenhäuser sind großartig und gut eingerichtet. Unter den medizinischen, wissenschaftlichen und Kunst-Instituten sind zu bemerken die „Washington University," das „Maryland Hospital," die „Maryland Colonisations-Society," die „Universität von Maryland," die „Baltimore Infirmary," das „Mount Hope Hospital," „Green Mount Cemetry," das „Baltimore College," das „St. Mary's College und Seminar," das „Maryland Colleg der Pharmacie," das „Maryland Colleg der Chirurgie," das „Baltimore östliche Dispensary oder Arzneihaus," das „Baltimore General-Dispensary," das „Green-Street-Dispensary," die „Kaufmännische Literatur-Gesellschaft," die „Maryland historische Gesellschaft," die „Baltimore Literatur-Compagnie," das „Börsen-Lesezimmer," zwei Theater, eine Gallerie der schönen Künste,

ein erst kürzlich vollendetes Athenäum für Kunst-Ausstellungen u. s. w. Zeitungen erscheinen täglich 5 oder 6, dreimal die Woche eine (deutsch), zweimal die Woche eine (deutsch), wöchentliche 11 (2 deutsche), monatliche Zeitschriften 3, vierteljährige eine (deutsch). Kirchen, Kapellen und Bethäuser befinden sich in Baltimore zwischen 80 und 90, darunter für Methodisten 27, römisch-katholische 11, Episcopale 10, Presbyterianer 13, afrikanisch-episcopale 5, afrikanische unabhängige 5, methodistische Protestanten 3, Wiedertäufer 9, Lutheraner 7, einzelne für die vereinigten Brüder in Christo, Unitarier, Universalisten, Quäker, Israeliten u. s. w. — Die Gerichtsbarkeit für Stadt und County wird in einem großen, schönen Gerichtshause gepflegt. Von den Wohlthätigkeits-Orden besitzen die „Odd Fellows" eine große Halle, im gothischen Styl erbaut, die „Verbesserten Rothen Männer," die „Metamora- und Logan-Hallen," die Temperenzhalle ist der Vollendung nahe.

Da wir nun durch die geschichtliche Skizze der Stadt Baltimore gleichsam einen Rahmen für unsre Aquarelle gewonnen haben, so wollen wir auf die einzelnen Parthien derselben übergehen. — Baltimore sollte eigentlich, anstatt die „Stadt der Monumente," die „Stadt der Schönen" heißen; denn sie hat nur zwei Monumente, aber eine sehr große Anzahl schöner Frauen und Jungfrauen, welche sich in der Regel geschmackvoll zu kleiden wissen, und sich ohne Zweifel — aus amerikanisch-republikanischen Gründen — eben so reiche Männer wünschen, wenn sie sie nicht schon haben, als sie schön, liebenswürdig und elegante Erscheinungen sind; ob sie aber durchschnittlich auch eben so geistreich und verständig als liebreizend von Gestalt sind, wollen wir nicht genauer zu untersuchen wagen. Bei der Skizzirung der im In- und Auslande berühmten Schönen Baltimore's können wir natürlich nicht der Scenerien, der Straßen nämlich, vergessen, in denen sie täglich in unvergleichlicher Grazie auf und nieder lustwandeln, und die reich ausgestatteten Kaufläden besuchen; aber so aufgeputzt und nett auch Frauen, Jungfrauen, Kaufläden und deren Ladendiener sind, so abscheulich schmutzig und kothig sind die meisten Straßen der Stadt. Zwar ermangelt der vorsorgliche Stadtrath keineswegs, die Straßenputzerei alljährlich großartig zu veraccordiren, und giebt nebenbei noch einer niedlichen Anzahl jugendlicher und älterer Schweine das stillschweigende Privilegium, sich als

Volontaire in die Straßenreinigung zu theilen, welches Geschäft denn auch diese nützlichen Thierchen mit großer Ruhe und Gemüthlichkeit betreiben. Allein trotz diesem gutgemeinten „Es werde Licht!“ der achtbaren Stadtbehörde bleibt der Straßenkoth bei aller Weichherzigkeit großentheils hartnäckig liegen oder erneuert sich schneller als die Köpfe der berüchtigten Hydra.

Wenn aber auch ein großer Theil der Straßen von Baltimore grade nicht die reinlichsten von der Welt sind, so zeigen sich doch die Laternen derselben, mit und ohne Gasflamme, besonders wenn die rabenschwarze Nacht hereingebrochen ist und kein Stern am Himmel leuchtet, zuweilen, und sogar oft, in einem sehr mißvergnügten, melancholischen Duster; sie scheinen verdrossen, sehr trübselig und matt und gehen nicht selten schon sehr frühzeitig aus, ohne daß man weiß, wohin sie gehen. Doch haben besagte Straßen, Gassen und Gäßchen und ihre Laternen unter andern Vortrefflichkeiten auch noch die, daß sie wackere Bundesgenossen der Temperenzleute sind. Mancher, der vielleicht in heiterer Gesellschaft oder unter guten Freunden ein Gläschen zu viel trank, würde auf hellerleuchteten Straßen auf seinem Heimwege keine tragischen Schicksale zu erleben befürchten müssen; während er im entgegengesetzten Falle riskirt, in irgend eine Pfütze oder einen Kothhaufen bis an die Knie zu voltigiren oder wider den Pfahl einer entschlafenen Straßenlaterne mit dem Schädel zu caramboliren, daß man's drei Gassen weit hören kann, oder gar über eine maliciöse langnasige Kellerthüre ein Bein zu brechen. Der Vorsichtige schließt sich daher lieber einer Mäßigkeits-Gesellschaft an, bleibt Abends hübsch zu Hause, und gießt, wenn's ihm durstet und er's nicht so genau mit dem Temperenzgelübde nimmt, eins — zwei — drei Bittre oder Süße hinter die Binde und bleibt dabei bei heiler Haut. Kein Wunder, wenn daher das Temperenzwesen im Staate Maryland und besonders in Baltimore so riesige Fortschritte macht, und das Volk von seiner weisen Gesetzgebung sogar mit einem Temperenz-Gesetz beglückt worden ist, welches allen großen und kleinen Wirthen verbietet, an Sonntagen weder an Temperenz- noch an Nicht-Temperenzleute irgend ein Glas Bier, Wein oder sonstiges Geistiges zu verabreichen; aber sich den Magen mit Eiswasser, Gefrorenem, gemachtem Mineralwasser, Sarsaparilla und ähnlichen Kraftbrühen erkälten und verderben zu dürfen, ist nach wie vor mit großer Humanität erlaubt. Einige vorlaute, widerspenstige

Leute halten zwar dafür, daß solche Verbote grade zum Uebertreten derselben reizen und leicht zur Entsittlichung und Heuchelei führten; allein Gesetzgeber müssen das doch besser verstehen, sonst würden sie nicht vom Volke dazu erwählt worden seyn — und sollen denn die armen geplagten Wirthe gar keinen Ruhetag haben? — Mögen die Wirthe und Durstigen am Sonntage sehen, wie sie mit besagtem Temperenzgesetz zurechtkommen, wir gehen zu einem uns näher stehenden Gegenstand — zu den Deutschen oder Teutschen der Stadt Baltimore über, von unwissenden und ungebildeten Eingebornen gewöhnlich "Dutch-men" genannt.

Die Deutschen — die ganze Welt weiß es, wenn sie es auch nicht immer anerkennt — sind ein gutes, fleißiges, genügsames, sparsames, friedfertiges, bescheidenes, gemüthliches, höfliches und nachgiebiges Volk; sie sind geborne Kosmopoliten oder Weltbürger, und wenn sie mitunter einmal grob, hochmüthig, neidisch, zanksüchtig und halsstarrig sind, so sind sie es gewiß nur gegen sich selbst. Deutschland, unsre alte schöne Heimath, an das wir stets mit unverlöschlicher Anhänglichkeit zurück denken, wird auch noch hier in Amerika in seiner ganzen Zerrissenheit repräsentirt, und wenn wir von Deutschland sprechen, so haben wir selten das ganze Deutschland im Auge, sondern in der Regel nur eines der 38 Vaterländer, wo wir eben zufällig geboren oder erzogen wurden, sey es nur das große Preußen oder das kleine Lichtenstein mit seiner Hauptstadt Vaduz. Wenn ein Reuß-Greiz-Schleiz-Lobensteiner von einem Landsmanne spricht, den er getroffen, so meint er gewiß nur einen andern Reuß-Greiz-Schleiz-Lobensteiner, nie aber einen Preußen, Baiern oder Hessen u. s. w. Diese Zerrissenheit, welche unter uns Deutschen sich auch noch hier bemerkbar macht, wo wir alle Bürger eines großen Staates sind oder werden wollen, ist gleichsam noch der letzte Ring der Sklavenkette, welche wir aus dem alten Vaterlande mit in das Land der Freiheit brachten, und welche wir durch innigere Bruderliebe und Freundschaft so bald als möglich abfeilen sollten. Diese Zerrissenheit mag wohl auch die vornehmste Ursache sein, daß unsre Theilnahme und Begeisterung für die Ereignisse in unser'm Geburtslande nur einem Strohfeuer gleicht, das schnell und grell aufflammt, aber auch eben so schnell wieder verlöscht und kaum die Spur einer Asche zurückläßt; nicht aber darum, weil es in Deutschland nicht so geht, wie wir es gerne hier haben möchten und erwartet haben. Wir

sehen die Irländer, nach hundert getäuschten Hoffnungen und Erwartungen, noch eben so heftig für ihr Geburtsland glühen und energisch und hülfebietend auftreten. Das macht, unser irländischer Mitbürger hat nicht den Winkel im Auge, in welchem er geboren, sondern das ganze gedrückte und unterjochte Irland. Was könnten wir Deutsche in dieser Hinsicht leisten und wirken, wenn wir unsers großen Schiller's Worte beherzigten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Macht nun auch die deutsche Bevölkerung von Baltimore, welche sich gegenwärtig auf etwa über 20,000 Köpfe belaufen mag, in Bezug des so eben Gesagten keine sehr hervortretende Ausnahme, so macht sie sich doch als eingebürgerter Volksbestandtheil hinsichtlich des gesellschaftlichen und commerciellen Lebens und des Gewerbfleißes sehr vortheilhaft geltend. Viele deutsche Kaufleute haben sich am Großhandel betheiligt; ein deutsches Handelshaus sendet selbst seine Schiffe nach China; eine große Anzahl Deutscher, darunter viele deutsche Israeliten, die ohngefähr fünf Procent der deutschen Bevölkerung bilden, — beschäftigen sich mit dem gewinnreichen Kleinhandel; die meisten Deutschen jedoch sind Handwerker, welche durch Fleiß und Sparsamkeit größtentheils zu Wohlstand sich emporschwingen oder wenigstens sehr anständig ernähren. Sonst befinden sich in fast allen Zweigen der Betriebsamkeit der Stadt Deutsche, und selbst in den Zweigen der öffentlichen Verwaltung, vom Richter der County-Court an bis zum Nachtwächter herab; wenn auch die höhern Beamten nicht eingewanderte Deutsche sind, so sind sie doch Söhne eingewanderter deutscher Eltern.

Eine große Vorliebe zeigen die Deutschen von Baltimore für die sehr praktischen und wohlthätigen Orden und Gesellschaften. Der durch die Ver. Staaten sehr verbreitete Orden der „Odd-Fellows" oder „Sonderbaren-Brüder" zählt hier sehr viele deutsche Mitglieder; die Schiller- und Germania-Loge besteht ganz und die ältere Wilhelm Tell-Loge der Mehrzahl nach aus Deutschen. Drei Stämme des Orden der „verbesserten Rothen Männer"—der Metamora-, der Logan- und der Philipp Tribe — bestehen gleichfalls aus Deutschen, und ist gegenwärtig ein neuer im Entstehen begriffen. Die Abzeichen, Symbole, sowie der geheime Cultus dieses Ordens sind von den Indianern entnommen. Seit ohn-

gefähr zwei Jahren haben die Deutschen einen ganz neuen Orden in's Leben gerufen, der anfänglich den Namen „Ringgold-Brüder" führte, welcher jedoch später in den der „Vereinigten unabhängigen Brüder" umgeändert wurde, und welcher bereits drei Logen hat, die Ringgold-Loge, die Göthe-Loge, und die erst kürtzlich in's Leben gerufene Washington-Loge. Alle diese, und noch andere hier bestehende ähnliche Orden haben sich rein wohlthätigen Zwecken gewidmet; ihre Hauptpflichten, die sie unter sich zu erfüllen haben, sind: sich, so weit der Orden verbreitet ist, in den Stürmen des Lebens die treue Bruderhand zu reichen, die Kranken zu besuchen und zu unterstützen, die Todten anständig und feierlich zu begraben, den Wittwen und Waisen Trost und Hülfe zu bringen. Ihr Cultus ist ähnlich dem der Freimaurer. Ihre verstorbenen Mitglieder geleiten sie unter Musikklang und mit den Abzeichen oder Regalien ihrer Grade und Würden geschmückt, zu Grabe. Die hiesigen Deutschen haben zwar bis jetzt noch keine eigne Freimaurerloge, doch sind viele derselben Mitglieder in verschiedenen Logen der hiesigen Maurer. Ausser den angeführten Orden giebt es noch viele für sich abgesonderte Wohlthätigkeits-Gesellschaften, und besonders deutsche, welche jedoch weder geheimen Cultus noch Zeichen unter sich eingeführt haben, wie die Odd-Fellows, Rothmänner und Ver. U. Brüder; sie beschränken sich darauf, ihre Mitglieder gleichfalls in Krankheiten zu besuchen, zu unterstützen und im Fall des Todes anständig zu begraben; die Wittwe erhält sodann eine festgesetzte Summe, womit die Verbindlichkeit aufhört. Die bedeutendsten dieser Vereine sind die „Deutsche Wohlthätigkeits-Gesellschaft," die „Wohlthätigkeits-Gesellschaft der Dreieinigkeitskirche," die Jefferson-Gesellschaft," die „Hermann-Gesellschaft," die Wohlthätigkeits-Gesellschaft für Schneider," die „Lafayette-Gesellschaft" u.s.w. Die „Union-Gesellschaft" zeichnet sich bei ihren Begräbnißfeierlichkeiten durch eine anständige schwarze, moderne Kleidung, in welcher alle Mitglieder erscheinen müssen, vor den andern Gesellschaften vortheilhaft aus; die deutschen Katholiken haben fünf solcher Wohlthätigkeits-Gesellschaften unter sich errichtet, nemlich die Vereine St. Alphonsus, St. Aloisius, St. Andreas, St. Michael und St. Bonifacius. Die Statuten dieser Vereine sind von denen der andern für diesen Zweck bestehenden wenig verschieden, nur daß ihre Mitglieder sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen müssen; während bei

den andern Gesellschaften nach Religionsmeinungen wenig oder gar nicht gefragt wird, ausgenommen in den deutsch-israelitischen. Zur Unterstützung nothdürftiger deutscher Einwanderer besteht seit geraumer Zeit die deutsche „Maryland-Gesellschaft," welche ihren Fond durch festgesetzte Beiträge und der Hälfte des Kopfgeldes, welches die ankommenden Emigranten-Schiffe für ihre Passagiere zahlen müssen, ergänzen.

Für deutsche Geselligkeit, Unterhaltung und Belehrung bestehen hier zwei Vereine, die „Germania" und die „Concordia." Die Erstere, meistens aus Kaufleuten, einigen Gelehrten, Künstlern und Handwerkern schon eine Reihe von Jahren bestehend, verwendet ansehnliche Summen für Lokal, Zeitungen, Bibliothek, Billard u. s. w., und sind die Beiträge demzufolge ziemlich hoch, wodurch der Verein sich mehr in Absonderung erhält; Nicht-Deutsche können gegen Erlegung eines festgesetzten Beitrages Ehrenmitglieder werden, haben aber bei Berathungen in Angelegenheiten des Vereins keine entscheidende Stimme. Die „Concordia" wurde erst im Sommer vorigen Jahres von dem bekannten deutschen Patrioten Georg Fein bei seinem Hiersein, unter Mitwirkung einiger seiner Freunde, gegründet; sein Zweck ist: deutsche Geselligkeit, Unterhaltung und gegenseitige Belehrung. Bei den stattfindenden regelmäßigen Versammlungen wechseln Conversation, lehrreiche Vorträge und Debatten über irgend ein Thema, Deklamationen, Vorlesungen und hin und wieder musikalische Unterhaltungen, Tanz, theatralische Vorstellungen, woran auch Damen Theil nehmen, ab. Der Verein besteht größtentheils aus Handwerkern, einigen Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten. Die Beiträge sind sehr unbedeutend und jeder unbescholtene Charakter kann leicht Mitglied des Vereins werden. Ausschließlich für Belehrung besteht hier noch der deutsche „Bildungsverein," welcher seine wöchentlichen Versammlungen im Winter-Semester hält. Die Seele dieses Vereins ist der Prediger der Zions-Gemeinde, welcher in der Regel im Local des Vereins an den Versammlungsabenden Vorträge im Gebiete der Naturlehre hält. Der Bildungsverein hat viele schöne und zum Theil theure physikalische Apparate; doch scheint, trotz aller dieser Vortheile, der Verein seit einem Jahre durch eine auffallend bemerkbar gewordene Gleichgültigkeit, von Seiten der Mitglieder, leider in Verfall zu gerathen.

Die deutsche Journalistik der Stadt ist, in Hinsicht auf die Zahl der deutschen Bevölkerung derselben, nicht ganz unbedeutend; es erscheinen sechs periodische deutsche Blätter und Zeitschriften in Baltimore, welche verschiedenen Strebungen huldigen. Der „deutsche Correspondent," welcher dreimal wöchentlich erscheint, und sich durch schnelle Mittheilung der neuesten europäischen Nachrichten sehr vortheilhaft auszeichnet, hat in der Politik und in dem Parteikampfe des Landes einen unabhängigen Standpunkt eingenommen; der zweimal wöchentlich erscheinende, von S. Maclea gegründete und nunmehr von W. E. Miller herausgegebene „Baltimore Demokrat," sowie der von J. C. Koch herausgegebene und mit Talent redigirte, wöchentlich einmal erscheinende „Maryland Demokrat" vertheidigen, wie schon ihr Titel besagt, die Grundsätze der demokratischen Partei; die von M. Oertel herausgegebene und wöchentlich erscheinende „Katholische Kirchenzeitung" huldigt dem schroffesten Jesuitismus; der „Lutherische Kirchenbote" des Pastors H. Weyl folgt methodistischer Richtung und erscheint halbmonatlich; die dem geschätzten Leser vorliegende, zehn Bogen starke Vierteljahrsschrift, „Didaskalia," ist der Erhaltung und Beförderung des deutschen Elements in den Ver. Staaten und Amerika überhaupt gewidmet.

In Betreff der Musik können die Deutschen von Baltimore wohl mit denen jeder andern Stadt der Union rivalisiren. Als Concertisten werden die Fortepianospielerin Mad. Fries als vollendete Künstlerin, der Violinist A. Metz sehr talentvoll und der Pianist Thorbeck gut gerühmt. Für den Musikunterricht sind A. Metz für die Violine, Mad. Fries, Thorbeck, J. Müller, H. S. Schwing, L. Bähr, Ph. Engel, Hermann, Andre, Petri, u. s. w. zum Theil als vorzüglich, zum Theil als tüchtig und brauchbar anerkannt. Als vorzügliche Organisten werden unter den Deutschen J. Schwarz in der St. Alphonsuskirche — dem man Virtuosität zugesteht — und J. Schmidt in der Kirche der Zions-Gemeinde genannt. Die Orchester in den Theatern, die Musikchöre der verschiedenen Militär-Compagnien, sowie die Orchester für Tanzmusik sind meistens mit recht brauchbaren und gut eingeübten deutschen Musikern besetzt und werden von A. Metz, A. Vollandt, F. Junker und Lenhart mit Gewandtheit und Pünktlichkeit dirigirt. Unter den deutschen Singvereinen sind zu erwähnen der „Liederkranz," der „Männerchor" und der

„Sängerchor der deutschen Baltimore Garde.“ Professionelle Solosänger sind gegenwärtig unter den Deutschen keine von Bedeutung bekannt. Unter den Kunst-Dilletanten gibt es einen genialen, ausgezeichneten Pianisten, (Dr. G. Otto.) einige angenehme Tenore, von denen einer sogar gut genannt werden kann; einen guten Bariton, einen leidlichen Baß, einen lieblichen Sopran und eine Anzahl brauchbarer Mittelstimmen. Auch an Fabriken für Musikinstrumente fehlt es nicht. Die bedeutende Fortepiano-Fabrik von Knabe und Gähle, welche ohngefähr ein halbes Hundert Menschen fortwährend beschäftigt, hat ihren vortheilhaften Ruf bereits bis über die Gränzen der Ver. Staaten verbreitet; ebenso die bekannte Fabrik von C. H. Eisenbrant für alle musikalische Instrumente, besonders für gedrechselte Blasinstrumente. Außerdem gibt es noch mehrere deutsche Piano-Fabriken, welche vorzügliche Instrumente fertigen, darunter die von Ch. Reintz, Stern & Co. u. s. w. Als gute deutsche Clavierstimmer werden C. Wattenscheidt, E. W. Boucher und Müller sen. genannt.

Die deutsche Malerkunst fängt allmählig an, sich gleichfalls in Baltimore zu heben. Als ausgezeichnete Portraitmaler sind E. Fischer, H. Bebie und K. Volkmar bekannt; außerdem ist der Erstere noch im Genre bedeutend, und der Letztere vielleicht der beste Bilder-Restaurateur in den Ver. Staaten. Als Dekorations- und Stubenmaler haben sich Phl. Kraus, Chr. Kahlert & Sohn, H. Pott & Co., als Transparentmaler G. Fayaux u. s. w. Anerkennung durch ihre Leistungen verschafft. Im Fach der Lithographie ist die Anstalt von Eduard Weber & Co. schon ziemlich bedeutend und wird selbst von der Regierung zu Washington für wichtige Arbeiten benutzt.

Das deutsche Schulwesen läßt zwar noch Vieles zu wünschen übrig, doch ist das Streben der deutschen Bevölkerung nicht zu verkennen, dasselbe möglichst zu verbessern und vor Einseitigkeit zu bewahren. Als Musterschule kann in dieser Beziehung die Schule der Zions-Gemeinde gelten; sie ist ohnstreitig eine der besten Elementarschulen in unsrer ganzen Union. Die Zweige des Unterrichts werden durch die Lehrer J. Schmidt, A. Ehrhart und seine Gattin vortrefflich ausgeführt, und für den englischen Unterricht ist ein tüchtiger amerikanischer Lehrer angestellt; sämmtliche Lehrer sind pädagogisch ausgebildet. Die Schule ist nicht blos den Kindern der Gemeinde geöffnet, sondern Allen, deren Eltern den Unterricht ihrer Kinder darin wünschen. Auch

die Schule der lutherischen Gemeinde zur Dreieinigkeits-Kirche soll seit einem Jahre bedeutend vorangeschritten sein, und gleichfalls ihr Augenmerk darauf richten, den deutschen mit dem ebenfalls nöthigen englischen Unterrichte zu verbinden. Außer den angeführten gibt es noch verschiedene deutsche Gemeinde- und Privatschulen, unter den Letztern die von H. Haupt besonders empfehlenswerth. Viele Kinder deutscher Eltern werden in die städtischen Volksschulen geschickt. In den Hochschulen für Knaben und Mädchen wird gleichfalls deutscher Unterricht ertheilt, was wenigstens ein Beweis ist, daß auch der englisch-sprechende Theil der Bevölkerung die Nützlichkeit der Erlernung der deutschen Sprache einsieht; während so viele eingewanderte Deutsche bei ihren heranwachsenden Kindern ihre Muttersprache vernachlässigen und fast stolz darauf sind, wenn diese nicht deutsch sprechen können oder es kaum verstehen. Solche Verkehrtheit mag als ein bedeutender Grund betrachtet werden, warum so viele Abkömmlinge von Deutschen sich gewissermaßen ihrer deutschen Eltern oder Voreltern schämen und sich sehr oft als die verfolgungssüchtigsten Nativisten gegen Deutsche erweisen. — Unter den deutschen Lehrern für die englische und für fremde Sprachen ist gegenwärtig nur C. Frei, Privatlehrer und Lehrer in verschiedenen englischen Instituten und Pensionsanstalten, von Bedeutung, seitdem Dr. A. Freitag, Professor der deutschen, französischen und spanischen Sprache an den städtischen Hochschulen, nach Europa zurückgekehrt ist.

Das deutsche Kirchenwesen geht seinen ruhigen Gang. Das weise Staatsgesetz der allgemeinen Religions-Duldung läßt die Mitglieder der verschiedensten religiösen Sekten friedlich nebeneinander wohnen, und nur unduldsame Priester und Glaubenseiferer befehden sich gegenseitig. Die Römisch-Katholischen mögen wohngefähr ein Drittel der deutschen Bevölkerung von Baltimore umfassen; sie haben zwei oder drei Kirchen, wo Deutsch gepredigt wird, ihre Priester sind meistens vom Orden der mit den Jesuiten affiliirten Redemptoristen. Die übrigen Deutschen theilen sich in die verschiedenen protestantischen religiösen Gesellschaften; die Lutheraner haben zwei Kirchen, die Methodisten eine, die Reformirten eine; die starke Gemeinde der Zions-Kirche huldigt mehr rationalen Ansichten. Auch die deutschen Israeliten theilen sich in religiöser Hinsicht in zwei Parteien, in Orthodoxe oder Altgläubige und in Rationale oder Vernunftgläubige;

die Letzteren, welche ihren Sabbath auf den christlichen Sonntag verlegt haben, sind noch bedeutend in der Minorität.

Bei dem freiwilligen Militair haben sich drei deutsche Compagnien betheiligt: die „Deutschen Jäger," unter Capitain Elterman; die „Erste deutsche Baltimore Garde," unter Capt. J. Krein, und die „Washington Garde," unter Capt. Von H. Kalkmann. Diese Compagnien sind geschmackvoll uniformirt und gut exercirt. Jede Compagnie paradirt unter dem Vortrit eines eignen Musikcorps.

Für geselliges Vergnügen wird von den Deutschen Baltimore's bei den obwaltenden Verhältnissen das Möglichste gethan. Im Winter geben sie Bälle in allen Nuancen, im Sommer werden zahlreiche Vergnügungsfahrten auf Dampfböten die Bay hinab veranstaltet. Nach allen Weltgegenden hin haben Deutsche vor der Stadt Vergnügungsorte etablirt, im Osten der malerisch gelegene „Fairmount" Wm. Henkels, im Norden das romantische „Reservoirhaus" J. Friedrichs, im Westen der idyllische „Rockspring-Garten" Chr. Buschmanns, und im Süden das luftige „Citizens Retrait" bei H. L. Reitz. An allen diesen Orten werden Getränke erster Qualität verabreicht, und an einigen unter andern Erquicklichkeiten auch der beliebte deutsche Handkäs und frisches Butterbrod. In der Stadt fehlt es keineswegen an deutschen Gast- und Wirthshäusern, ihre Anzahl ist Legion, und eine Anzahl deutscher Brauereien versehen dieselbelben mit gutem schmackhaftem Bier; einige derselben brauen auch ein dem bairischen ähnliches Bier.

Deutsche Fabriken giebt es nur wenige, außer den bereits genannten ist noch das bedeutende Glashaus von Schaum, Reitz & Co. zu erwähnen, welches im Durchschnitt 80 Arbeiter beschäftigt, die Oel-Fabrik von G. & H. Spilker, die Chirurgische Instrumenten Fabrik von C. C. Reinhard und Pöpplein's chemische Fabrik.

In dieser Weise nehmen die Deutschen von Baltimore im Jahr 1848 regen Antheil an dem Handel, der Industrie, dem Verkehr und den Vergnügungen der Stadt; sie bilden einen ehrenwerthen Theil der Bevölkerung, sind häuslich und sorgsam in ihrem Familienleben, thätig und rechtlich in ihrem Geschäftsleben, und wenn noch Etwas ihnen zu wünschen übrig ist, so möchte es größere Einigkeit, Anhänglichkeit und Liebe zu einander selbst sein.

Gallerie berühmter Männer.

I.

General von Steuben.

Friedrich Wilhelm, Freiherr von Steuben ward in Schwaben um das Jahr 1736 geboren und trat frühzeitig in den preußischen Kriegsdienst, in welchem er sich bald durch persönlichen Muth auszeichnete. In der nächsten Umgebung des Prinzen Heinrich machte er den siebenjährigen Krieg mit, nach dessen Beendigung er in seine Heimath zurückkehrte, wo er als Adjutant in den Dienst des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen trat. Im Jahre 1767 übertrug ihm der Markgraf von Baden den Oberbefehl über seine Truppen, indem Steuben zum General ernannt wurde, als welcher er auch bald darauf den Orden der Treue erhielt. In Paris, wohin er eine Urlaubsreise unternahm, lernte er bei dem damaligen Kriegsminister, Grafen von St. Germain, mehrere junge Männer des französischen hohen Adels kennen, die sich eben so wie Lafayette, mit großer Lebhaftigkeit für den damals in Amerika ausgebrochenen Freiheitskrieg interessirten und zum Theil auch bereits zur Unterstützung desselben dahin abgegangen waren. Die Gewinnung eines in der Schule Friedrich's erzogenen Soldaten, wie Steuben, schien Allen ein vielversprechender Vortheil für die amerikanische Sache, und so suchten sie denselben zunächst mit den beiden nordamerikanischen Gesandten Deane und Franklin bekannt zu machen. Das Resultat war, daß Steuben wirklich seine Stellung in Baden aufgab und im Herbste des Jahres 1777 nach Amerika sich einschiffte, wo er am 12. Dezbr. ankam. Die Briefe an Washington, die er mitbrachte, verschafften ihm bei diesem, so wie bei dem Congresse, eine sehr ehrenvolle Aufnahme und so ward ihm auch gleich die Stelle eines General-Inspectors der Armee übertragen. Letztere fand er in dem rohesten, undisciplinirtesten Zustande, den es nur

irgend geben kann. Seiner Thätigkeit bot sich daher ein weites Feld dar, diese hatte aber mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen, zu welchen unter Anderem auch der Umstand gehörte, daß Baron Steuben bei seiner Ankunft, außer seiner Muttersprache zwar auch noch das Französische, aber dagegen kaum ein Wort Englisch verstand. Ein einziger Offizier war damals in der amerikanischen Armee, Capt. Walker, der zugleich französisch und englisch sprach, und dieser mußte nun in der Eigenschaft eines Adjudanten als Dolmetscher dienen. Steuben hielt in Amerika die strenge Lebensweise bei, an welche er gewöhnt war. Er trug eine der preußischen ähnlichen Uniform, auf die er nicht wenig, und zwar bis zu seinem Lebensende, stolz war, stand des Morgens um 3 Uhr auf, ließ sich Haar und Zopf in gewohnter Weise frisiren, und im Sommer fand ihn meistens schon der Sonnenaufgang in voller Thätigkeit auf dem Exerzierplatze. Durch Ordnung und Strenge gelang es ihm auch, das amerikanische Heer bald auf einen bessern Fuß zu stellen und so demselben, wie sich Washington und der Congreß anerkennend ausdrückten, unschätzbare Dienste zu leisten. Aber nicht blos als Exerziermeister, sondern auch als Führer der Truppen auf dem Schlachtfelde, war Steuben ausgezeichnet; die Lorbeeren des Feldzugs von Virginien gehörten ihm allein an. Gab er auch manchmal durch seine schroffe Außenseite und durch seine strengen militairischen Manieren Anstoß bei den amerikanischen Freimännern, so erwarb er sich doch durch seinen biedern Charakter die allgemeinste Achtung, und sein Biograph weiß in dieser Beziehung manche Anekdote zu erzählen. So hatte er einmal bei einem Manöver befohlen, daß ein Lieutenant Gibbons, der anscheinend einen Fehler gemacht, arretirt und hinter die Front gebracht wurde. Bald darauf erfuhr er jedoch durch den Regiments-Commandeur, daß der Lieutenant, ein tapferer und tadelloser Offizier, die Schuld an dem Versehen, das gemacht worden war, gar nicht trage. Sogleich ließ ihn Steuben vor die Front des Regiments treten, ritt an ihn heran und, indem er seinen Hut abnahm, redete er ihn folgendermaßen an: „Lieutenant Gibbons, der vorgefallene Fehler, durch welchen die ganze Linie in Unordnung kam, hätte, dem Feinde gegenüber, von den unglücklichsten Folgen sein können. Ich ließ Sie, als den vermeintlichen Urheber, arretiren, doch habe ich Ursache zu glauben, daß ich mich geirrt habe und daß Sie völlig schuldlos sind. Ich bitte Sie um Verzeihung. Treten

Sie jetzt wieder bei Ihrer Compagnie ein. Ich möchte Niemanden Unrecht thun, am allerwenigsten aber einem Manne, dessen Charakter als Soldat so achtungswerth ist."

Ein andermal hörte er, wie bei dem Namensaufruf eines Regiments der Name Benedikt Arnold vorkam. So hatte auch der amerikanische General geheißen, der zu den Engländern übergegangen war. Steuben ließ den Soldaten, der diese beiden Namen trug, sogleich vortreten. „Grenadier!" sagte er zu ihm, „Du mußt Deinen Namen ändern; Du darfst nicht gerade heißen, wie Jener, der uns verrieth." — „Welche Namen soll ich annehmen, General?" — „Welche Du willst; nimm die meinigen, wenn sie Dir gefallen." — Das ließ sich der Grenadier nicht zweimal sagen; vielmehr nannte er sich noch an demselben Tage „Friedrich Wilhelm Steuben," und so wurde er auch in die Regimentsliste eingetragen. Als Pathengeschenk setzte ihm der General eine Pension von 5 Thalern monatlich aus, wozu nach einiger Zeit auch noch ein Stück Land kam. Nach Beendigung des Krieges traf der General den ehemaligen Soldaten, der ihm auf seine Erkundigung sagte, daß es ihm wohl gehe, und daß er jetzt verheirathet sei und einen Sohn habe. „Der heißt gerade so wie Sie, Herr Baron," fügte der Mann hinzu. „Ei, dann heißt er auch gerade so, wie Ihr," meinte der General. „Nein, ich habe ihm noch genauer die Benennung meines Wohlthäters gegeben, er heißt Baron Steuben." — Der Landstrich, in welchem die Besitzung dieses Kolonisten lag, heißt übrigens auch noch Steuben, und ist heutzutage ein sehr blühender Ort. Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibung Steuben's macht uns sein Biograph auch mit einem seiner Freunde, nämlich dem Grafen Benjowsky, bekannt, demselben, der auf Kamtschatka und in Kotzebue's Schauspiel dieses Namens, eine so wichtige Rolle spielte. Benjowsky besuchte — ob mit oder ohne seine Afanasia, wird nicht gesagt — im Jahre 1782 seinen Jugendfreund Steuben und erbot sich, eine deutsche Legion von 6000 Mann zu stellen. Das Anerbieten ward jedoch zurückgewiesen, da der Krieg zu Ende war, und Benjowsky schloß sich einer Privat-Expedition nach der Insel Madagascar an, wo er bei seinem Zusammentreffen mit den französischen Kolonisten seinen Tod fand. Dem Baron von Steuben wurden im Frieden große Ländereien von den Staaten New-Jersey, New-York und Virginien geschenkt, wozu auch noch eine Pension von $2500 des Congresses

kam. Bei seinem im J. 1794 erfolgten Ableben hinterließ er jedoch nur ein kleines Vermögen, das er seinen beiden Adjutanten vermachte, und als einige Verwandte in Deutschland über den Nachlaß eine Anfrage an Washington machen ließen, antwortete dieser: „Wäre das Vermögen des Barons v. Steuben so groß gewesen, als sein Herz vortrefflich war, so würde er gewiß keinen seiner Freunde unberücksichtigt gelassen haben.“ In der lutherischen Kirche von New-York ist dem General v. Steuben ein Denkmal mit einer ehrenden Inschrift gesetzt.

Das Grab des Barons v. Steuben ist unbekannt. Voriges Jahr machte ein Unbekannter im „Newark Advertiser“ darüber folgende Mittheilung:

„Es zirkulirt in den Zeitungen eine Angabe, daß die Ueberreste des Barons Steuben unter der Baptistenkirche in Nassau Street, New-York, beigesetzt sind. Ich denke, dies ist irrig, und um eine vollständige Enthüllung von Thatsachen über einen braven und verdienten Revolutionsoffizier anzuregen, will ich mittheilen, was ich weiß: Um das Jahr 1790 öffnete der Baron einen Landstrich von 16,000 Ackern, den ihm der Staat New-York geschenkt hatte und der ohngefähr 20 Meilen von Utica gelegen war, zur Besiedlung. In der Mitte dieses Landes behielt er 400 Acker für sich selbst zurück und fing den Urwald wegzuräumen und das Land in Cultivationsstand zu setzen an. Mehrere Sommer hindurch lebte er dort und zur Winterszeit hielt er sich in New-York auf. Endlich, etwa um 1795, nachdem er ein bequemes Haus von gehauenen Logs erbaut hatte, versuchte er auch den Winter dort zu bleiben. Während dieses Winters starb er plötzlich an Apoplexie und wurde von seinen Nachbarn in den Garten begraben, da weder Oberst Walker noch Major North, die in der Armee seine Adjutanten gewesen und von ihm zu Erben eingesetzt worden, anwesend war. Als Oberst Walker eintraf, ließ er die Leiche ausgraben und anderwärts im Walde begraben, um den früher vom Baron gegen ihn ausgesprochenen Wunsch, in einem abgelegenen, einsamen Orte, wo man sein Grab nicht kenne, beerdigt zu werden, zu erfüllen. Mehrere Jahre später wurde in der Nähe eine öffentliche Straße angelegt und Vorübergehende erfuhren allgemein, wo Steuben begraben liege. Oberst Walker stellte dann einen Bruder vom Schreiber dieses an, um die Ueberreste nochmals fortzuschaffen. Wiederum suchte er einen einsamen Fleck im Walde aus, ließ die Gebeine unter größtmöglich-

ster Verschwiegenheit dahin bringen, den obern Boden sorgfältig ebnen und das gefallene Laub der Bäume darüber streuen, so daß, wenn irgend Jemand auf den Fleck kommen sollte, er nicht sehen könnte, ob die Erde ausgegraben sey, oder nicht. Mein Bruder erzählte mir dies einige Zeit nachher und fügte bei, daß sowohl er als sein Arbeitsgehülfe geloben mußten, den Fleck nicht zu entdecken; und er glaube, daß, wenn er und sein Gehülfe und Oberst Walker gestorben sein würden, es nie möglich sein könnte, das Grab zu finden. Es ist die Kenntniß dieser Thatsachen, die mich zu glauben veranlaßt, daß bei obenerwähnter Angabe irgend ein Irrthum obwalten muß.

Deutsch-amerikanische Journalistik.

Amerikanische Arbeiter-Zeitung. Die Social-Frage, welche gegenwärtig das große Problem der Länder Europa's ist, tritt auch auf diesem Continente allmählig mehr in den Vordergrund. Wenn auch hier noch nicht, wie jenseits des atlantischen Meeres, die schroffen Motive dazu vorhanden sind, so läßt sich doch nicht läugnen, daß bereits in unsern größern Städten sich Anfänge jenes vielbesprochenen Proletariats (Besitzthumslosigkeit) zeigen, welches gegenwärtig in Europa alle gesellschaftlichen Einrichtungen gewaltsam zu zerstören droht; und es ist allerdings an der Zeit, daß auch wir auf die gesellschaftlichen Mängel unsrer Republik unser Augenmerk richten, da es noch nicht zu spät ist, durch vereintes Streben dieselben im Wesentlichsten zu heben und zu beseitigen. Die in Philadelphia erscheinende „Freie Presse" hat seit ihrem Erscheinen diese Frage bereits ihrer Tendenz einverleibt, doch ausschließlich mit derselben wird sich die „Amerikanische Arbeiter-Zeitung beschäftigen, welche, um ihrem Zwecke besser entsprechen zu können, halb in englischer, halb in deutscher Sprache erscheint. Dieselbe wird in New-York von Wilhelm Beschke, einem den Deutschen Amerika's bereits vortheilhaft bekannten fähigen und seiner Aufgabe hoffentlich vollkommen gewachsenen Manne, herausgegeben. Jedes einzelne Blatt kostet 1 Cent, blos deutsch oder englisch; 2 Cents deutsch und englisch. Mehrere Exemplare zugleich wer-

den verhältnißmäßig wohlfeiler abgegeben. Es steht nicht zu bezweifeln, daß die „Arbeiter-Zeitung" auch von den Arbeitern unsrer Republik gehörig unterstützt wird.

Die „Deutsche Schnellpost," eines der gediegendsten deutschen Blätter in Amerika, welches früher zweimal wöchentlich erschien, erscheint seit Kurzem regelmäßig viermal um bisherigen Preis. Der Inhalt, welcher sich vordem nur auf die Angelegenheiten Europa's und besonders Deutschland's bezog, hat sich nun auch auf unsre amerikanischen Zustände ausgedehnt.

Der deutsche Landwirth. Dieses, jedem deutschen Oekonomen in Amerika zu empfehlende Blatt, welches monatlich zweimal erscheint und jährlich $1, 50 kostet, wird in Columbus, Ohio, von Wm. Raine, jun., herausgegeben. Ausstattung und Inhalt lassen nichts zu wünschen übrig.

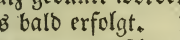
Illustrirter Volkskalender für das Jahr 1849, herausgegeben von Gustav Nieritz, Verlag von Rudolph Garrique, New-York. Derselbe enthält viele ergötzliche Holzschnitte, mehrere interessante Novellen, vielen unterhaltenden Lesestoff und möchte sich vorzüglich zum Weihnachts- und Neujahrsgeschenk eignen.

Gemeinnütziges.

Schönheitsmittel. — Damen, welche ihre Hände nicht fortwährend in Glacehandschuhen zu tragen lieben, dieselben jedoch bei ihren häuslichen Beschäftigungen zart und schön zu erhalten wünschen, dürfen nur des Abends vor dem Schlafengehen ihre Hände mit Salz und Citronensaft einreiben, sie trocknen lassen und Morgens bei'm Aufstehen wieder rein abwaschen, so werden sie ihre Absicht vollkommen erreichen. — Um von der Sonne verbrannte Haut wieder herzustellen, mische man zu einer halben Pint frischer Milch den Saft einer Citrone, lasse Beides zusammen sieden, filtrire die Molken von dem käsigen Theile durch Leinwand, versetze die geronnene Flüssigkeit mit etwas Weingeist und wasche sich Abend und Morgens damit. — Als Mittel wider gelbe, schwarze und rothe Hautflecken wird die Mischung von ½ Loth kaustischem Kali, 2 Loth gepulverter aromatischer Seife

und frisches Mandelöl nach Bedarf empfohlen, womit die Flecken bedupft werden. — Gegen rothe Flecken im Gesicht kann man den frischen Saft der Spring- oder Eselsgurken, mit Lavendel- oder Rosengeist vermischt, mit allmähligem, aber sicherem Erfolge anwenden, indem man das Gesicht öfters damit wäscht. Doch während dem Gebrauche darf man sich nicht zu sehr der Luft aussetzen. — Um Warzen zu vertreiben, bediene man sich einiger Tropfen Liq. natrum.

Dinten- oder Eisenflecken aus Leinwand zu bringen. — Zuerst weiche man diese Flecken gehörig ein, dann wird ein Biegeleisen heiß gemacht, legt auf dasselbe ein sauberes Tuch und darauf den fraglichen Dinten- oder Eisenflecken und reibe ihn mit einer geschälten Citrone (Lemon), welche in gewöhnliches Salz gedunkt worden ist, bis die Flecken nicht mehr zu sehen sind, was bald erfolgt. Dieses ist das sicherste und beste Mittel, um Flecken auszuwaschen, was bisher bekannt ist.



Bekanntmachungen.

Deutsche, englische und französische

Buch- und Kunst-Druckerei

bei

Friedrich Raine,

Herausgeber

des dreimal-wöchentlichen und wöchentlichen

„Deutschen Correspondenten,"

Nr. 157, Baltimorestr., gegenüber dem Museum, Baltimore.

Alle dem obigen Etablissement übertragenen Arbeiten, namentlich: Bücher, Pamphlete, Rechnungen, Geschäftszettel, Etiquetten, Geschäfts-, Visiten- und Ball-Karten, (der reichsten Auswahl,) Tabackspapiere, Handels-Formulare ꝛc. ꝛc. werden auf's Eleganteste und Billigste ausgeführt.

C. Frey,

Lehrer der englischen Sprache.

Friedrich- nahe der Gayststraße.

Abendklassen für Herren und Damen zur Erlernung der englischen Sprache sind fortwährend im Gange. Auch ertheile ich Privat-Unterricht und liefere Uebersetzungen aus dem Englischen in's Deutsche, sowie auch aus dem Deutschen in's Englische.

E. Wilhelm Boucher's Musikladen,
Hollidaystr., Nr. 7, nahe Baltimorestr.

E. W. Boucher zeigt einem geschätzten Publikum ergebenst an, daß er stets eine Auswahl von allen Sorten Instrumenten, als: Orgeln, Pianos, französische und deutsche Akkordeons, Violienen, Flöten, Guitarren ꝛc. und Musikalien (namentlich Schulen für die verschiedenen Instrumente,) vorräthig hält und solche zu den wohlfeilsten Preisen verkaufen kann.

Unterricht auf dem Akkordeon wird billig von mir ertheilt. Die Reparatur von Akkordeons, Guitarren und allen andern Instrumenten, sowie Pianostimmen wird pünktlich besorgt. Baltimore, 1848.

Deutsche Apotheke in Baltimore,
Nr. 34, Nord-Gay-Straße, zwischen Odd-Fellow-Halle und der Zions-Kirche.

Alle sowohl hier als wie auch in Deutschland gebräuchlichen Medicamente, sind stets in bester und billigster Qualität bei uns vorräthig, und empfehlen wir unsbei etwa vorkommendem Bedarf einem geehrten Publikum bestens.

Recepte und sonstige Verordnungen werden stets mit besonderer Sorgfalt angefertigt. Die Einrichtung unsers Laboratoriums setzt uns in den Stand chemisch-technische Präparate anzufertigen, sowie auch chemische Analysen mit der größten Genauigkeit zu vollführen

Leberthran, Kaiserpillen, Universal-Balsam, Kamillen, Flieder, Brustthee, Hustenbonbon, Chocolade, Räucherpulver, Eau de Cologne, Seifen' u. s. w. bei großen und kleinen Quantitäten.

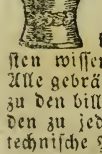
Ch. & Wm. Caspari.

Deutsche Apotheke in Baltimore
von J. Stehl.
Nr. 31, Nord-Eutawstr., gegenüber dem Neu-Markt Spritzenhaus.

Der Unterzeichnete empfiehlt hiermit dem gesammten Publikum seine an vorgenanntem Platze, seit Jahren bestehende, und auf's Vollständigste eingerichtete Apotheke.

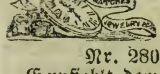
Recepte, gleichviel ob von Deutschen oder amerikanischen Aerzten werden zu jeder Tages- und Nachtzeit, auf's Pünktlichste angefertigt.

Auch werden gemischste Untersuchungen (Analysen) irgend einer Art unternommen und auf's Genaueste ausgeführt. J. Stehl.



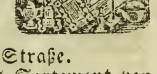
Deutsche Apotheke in Baltimore,
No. 224 Bond Street, Ecke von Fleet Str.

Der Unterzeichnete beehrt sich, dem geschätzten deutschen Publikum seine auf das Vollkommenste und nach den besten und neuesten wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichtete Apotheke zu empfehlen. Alle gebräuchlichen Medicamente sind bei ihm in vorzüglichster Qualität zu den billigsten Preisen stets vorräthig; Rezepte und Verordnungen werden zu jeder Stunde bei Tag und Nacht pünktlich angefertigt; chemisch-technische Präparate, sowie auch chemische Analysen vorkommenden Falles mit größter Genauigkeit besorgt. Alle in Apotheken verkäuflichen Artikel werden in großen und kleinen Quantitäten und vom besten Gehalt verabreicht. H. M. Köchling.



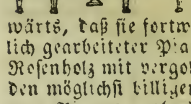
Jewelry & Fancy Store.

J. Prinz,



Nr. 280½ Baltimore-Straße, nahe der Sharp-Straße.

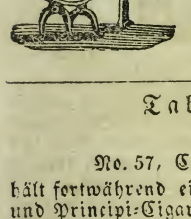
Empfiehlt dem deutschen Publikum sein ausgesuchtes Sortement von goldnen Ohr- und Fingerringen, Brustnadeln, goldnen Ketten und Uhrschlüsseln, goldner und silberner Bleifedern, silbernen Fingerhüten, alle Sorten von Brillen, Scheeren, Federn, Taschen- und Rasiermessern, Messern und Gabeln, Thee- und Eßlöffeln, Präsentir-Tellern, allen Sorten Kämmen und Bürsten, Musik-Instrumente, Guittare- und Violin-Saiten, Pistolen, Einfache und Doppel-Flinten, Jagdgeräthe, Regenschirme, Spielkarten, Dominos, Schachspiele, alle möglichen Sorten von Spielwaaren und tausend andere Kleinigkeiten, sehr passend zu Weihnachts- Neujahrs- und Geburtstags-Geschenken. Bal.o. 1848.



Pianoforte-Fabrik

Knabe & Gähle,

Nr. 8 und 9, Eutaw-Str., nahe Baltimore-Str., benachrichtigen das geschätzte Publikum hier und auswärts, daß sie fortwährend eine Auswahl schöner, moderner und vorzüglich gearbeiteter Pianofortes von 6 bis 7 Octaven aus Mahagony und Rosenholz mit vergoldeten Eisenrahmen gefertigt, an Hand haben und zu den möglichst billigen Preisen verkaufen können. Diejenigen welche mehrere Pianos zugleich kaufen, um wieder zu verkaufen, werden es besonders zu ihrem Vortheile finden, wenn sie sich an sie wenden. Da sie ihr Geschäft früher in Deutschland und nunmehr seit einer Reihe von Jahren in Amerika betrieben, so wissen sie die in der Fabrikation der Pianos in beiden Welttheilen gemachten Verbesserungen in den ihrigen zweckmäßig zu verbinden. Einige brillante Flügel sind bereits vollendet und noch andere in Arbeit. Sie garantiren für die bei ihnen gefertigten Instrumente 5 Jahre, unter der Zusicherung, daß kein Clima schädlich an dieselben einzuwirken vermag. Baltimore, 1848.



Buchdruckerei.

Nr. 21, Liberty-Str., zwischen German- und Lombard-Straße, Baltimore.

In der Buchdruckerei des Unterzeichneten werden alle in dieses Fach schlagende Arbeiten, in deutscher sowohl, als in englischer Sprache, auf das Geschmackvollste und Billigste angefertigt. Um geneigten Zuspruch bittet J. F. Zetzener.

Taback- und Cigarrenladen.

Heinrich Waldmann,

No. 57, Centre-Markt, nahe Pratt Street, Baltimore,

hält fortwährend eine reiche Auswahl der besten importirten Havannah- und Principi-Cigarren, gute Sorten Schnupf-, Rauch- und Kautaback, sowie Cigarren eigener Fabrik, Pfeifen, Tabacksdosen, Cigarren-Etuis ꝛc. an Hand, und empfiehlt sich dem geneigten Zuspruch seiner Landsleute und des Publikums überhaupt.

Buchhandlung, Buchbinderei und Leihbibliothek.

Wwe. F. Crownfield, Nr. 57, Gayſtraße gegenüber der Zionskirche, hat ſtets die populairſten Geſang- und Schulbücher theologiſche, pädagogiſche, mediziniſche belletriſtiſche Werke, die Taſchenausgabe von Schiller, Schreib-, Rechnungs- und Comptoirbücher, Grammatiken und Diktionaire für Engliſchlernende, ſowie alle andern häufig nachgefragten Sachen vorräthig.

Buchbinderarbeiten werden auf's Reellſte und Beſte beſorgt und hat ſie zu dieſem Zwecke ſich die Hülfe eines tüchtigen Arbeiters geſichert.

Die Leihbibliothek ſteht mit ihrer reichen Auswahl intereſſanter Werke ſtets zur Dispoſition des Publikums und wird Wwe. F. Crownfield verſuchen, durch Beſchaffung der beſten Sachen ſie ſtets den Anforderungen des Publikums gemäß zu erneuern. Um gütigen Zuſpruch wird gebeten.

Alle Bücherbeſtellungen werden pünktlich beſorgt. Beſtellungen von Auswärts können nur dann berückſichtigt werden, wenn die Zahlung dafür beigefügt iſt.

Baltimore, 1848.

Dr. Worsdell's

Kräuter-Pillen.

Worsdell's Pillen reinigen das Blut, führen alle Unreinigkeit ab, ſtärken die Verdauungs-Organe, reguliren Magen und Eingeweide, entfernen alle Krankheitsſtoffe, und geben Muskelkraft, energiſche Stärke und Elaſticität bei allen körperlichen Thätigkeiten. Vollkommen frei von Merkur, und einzig von Pflanzenbeſtandtheilen zuſammengeſetzt, können ſie ſelbſt die ſchwächſte Körperbeſchaffenheit nicht beeinträchtigen.

Preis 25 Cents per Box, 50 Pillen enthaltend. Dieſelben ſind zu haben bei S. Maelea in der Expedition der „Didaskalia" Frederick-nahe der Gayſtraße, bei J. Robinſon 142 Baltimoreſtr., desgleichen, und Kleinverkauf bei J. H. Lope, 69 Hannoverſtraße, C. J. Petit, Ecke der Gay- und Porteſtr.; Altſtadt, Baltimore.

Gouley's Pflanzen-Bittres.

Die große und stets allgemeiner werdende Popularität dieser berühmten Familien-Medizin macht es beinahe überflüssig, ein Wort zu ihrer Empfehlung zu sagen. Denn wo und von wem immer dieselbe angewandt wurde, da hat sie durch ihre heilenden und Gesundheit herstellenden Eigenschaften sich selbst auf eine unzweideutige Weise so sehr empfohlen, daß die Zweifler ihr Vorurtheil fahren ließen und zum Geständniß genöthigt waren, daß es das beste, dem amerikanischen Volke dargebotene Heilmittel sei. Der Eigenthümer dieser schätzbaren Erfindung will nicht behaupten, daß dieses Medicament alle Krankheiten kurirt, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist, aber er versichert, auf das Zeugniß lebender Personen hin, deren Wahrheitsliebe nicht in Abrede gestellt werden kann, und welche die Tugenden dieser Medizin entweder an sich selbst oder an dem einen und andern Gliede ihrer Familie kennen gelernt haben, daß es für die Heilung der folgenden Uebel als ausgezeichnet und unübertroffen dasteht:

Kaltes und hitziges Fieber, Gallenfieber, Kolik, Magenschwäche, Leberbeschwerde, rothe Ruhr. Rheumatismus, Geschwulst, Kopf und Ohrenweh, Krebs ꝛc.

Gouley's Pflanzenbittres hat seine mächtige Einwirkung noch da ausgeübt, wo andere Medizinen sich als nutzlos erwiesen hatten.

Der Eigenthümer besitzt zahlreiche Certificate von den respektabelsten Bürgern aus Baltimore und der Umgegend, welche die merkwürdigsten Kuren beweisen.

Gouley's Husten-Tropfen.

Diese Medizin wird gegenwärtig als eine der besten für alle Fälle von Husten, Verkältung, Auszehrung, Engbrüstigkeit, Herzdrücken, sowei für

den Keuchhusten der Kinder gehalten. Mehrere hundert Bürger Baltimore's haben dadurch während der verflossenen und gegenwärtigen Jahreszeit Erleichterung gefunden. Die Aufmerksamkeit der Leidenden ist auf folgende Zeugnisse hingelenkt. Dieselben sprechen für sich selbst.

Baltimore, 15. August 1847.

Ich bezeuge hiermit, daß ich während der letzten fünfzehn Jahre an einem sehr starken Husten litt, der in edem Frühjahre und Herbste, besonders zur Nachtzeit, den höchsten Grad erreichte. Ich habe alle Mittel angewandt, welche gewöhnlich von Aerzten und andern Personen empfohlen werden, allein dieselben hatten nicht die geringste wohlthätige Wirkung. Auf Anrathen eines Freundes versuchte ich Dr. Gouley's Husten-Tropfen, und nach dem Gebrauche von weniger als einer Flasche war ich gänzlich hergestellt und mein Husten kehrte seit den vier letzten Monaten nicht mehr zurück. Ich betrachte es daher als eine Pflicht gegen Dr. Gouley, diese öffentliche Angabe zu Gunsten seiner unvergleichlichen Husten-Tropfen zu machen, damit Andere, welche an ähnlichen Uebeln leiden, sich derselben bedienen können.

John Davidson,
No. 47 Chatsworth-Straße.

Zeuge — N. Coupland.

Dr. Gouley. Geehrter Herr! Ich halte mich verpflichtet, zu Gunsten Ihrer schätzbaren Husten-Tropfen, als eines wirksamen Mittels für den Keuchhusten, Zeugniß abzulegen. Ich gebrauchte dieselben in meiner Familie, und eine Flasche reichte hin, ein krankes Kind, welches von dem Husten befallen war und wenig Aussicht auf Genesung gab, zu kuriren. Ihre Medizin half, nachdem alle andern angewandten Arzneien fehlgeschlagen waren. Dankbarkeit läßt mich sagen, daß Sie nach Belieben von meinem Namen Gebrauch machen können.

Ihr John W. Hall,
No. 54, Granby-Straße.

Ein anderes Heilmittel.

Diejenigen, welche mit Hämorrhoiden behaftet sind und nicht gerne das Bitters einnehmen, möchte Gouley auf ein anderes Medicament aufmerksam machen, welches er selbst zur Ausrottung des Uebels zubereitet. Es ist in Pillen geformt, welche nach besonderen, bei geschehener Anfrage von ihm näher mitgetheilt werdenden Vorschriften einzunehmen sind. Er legt folgendes Certifikat von einem geachteten Bürger in Bezug auf den Werth dieses Heilmittels vor:

„Ich bezeuge hiermit, daß ich obiges Medicament gebraucht habe, und von den Hämorrhoiden, womit ich seit mehreren Jahren behaftet war, beinahe wieder hergestellt bin. Ich halte dieses Mittel für besser, als jedes seither dem Publikum dargebotene, und möchte Allen, die an diesem traurigen Uebel leiden, den Rath geben, mit dieser Medizin einen Versuch anzustellen, — sie werden, wovon ich fest überzeugt bin, völlig genesen.

D. S. Johnson, No. 78, Lombard-Str.

Robert Blum.

Deutsch-amerikanische

Didaskalia.

Vierteljahrsschrift,

Herausgegeben und redigirt

von

S. Mueller.

Erster Jahrgang.

Zweites Heft.

Baltimore,
Gedruckt bei F. Raine, Nr. 157, Baltimorestraße,
1849.

III.

General Zacharias Taylor,
Erwählter Präsident der Vereinigten Staaten.

General Zacharias Taylor wurde am 24. November 1784 in der Grafschaft Orange in Virginien geboren. Seine Familie wanderte im 17. Jahrhundert aus England in Virginien ein, und zählte unter ihren Gliedern viele tüchtige Männer, z. B. den Präsidenten Madison. Oberst Richard Taylor, sein Vater focht ruhmvoll im Unabhängigkeitskriege und gegegen die Indianer in den Grenzkriegen. Bald nach der Geburt seines Sohnes Zacharias zog Oberst Taylor in den Staat Kentucky und ließ sich in der Nähe von Louisville häuslich nieder.

Im Alter von sechs Jahren erhielt Zacharias Taylor einen tüchtigen Hauslehrer in Hrn. Ayres, welcher auf geniale Weise des Knaben Wißbegierde zu erregen wußte und seinem Charakter jene feste Richtung gab, welche ihn später zu einem so ausgezeichneten Krieger und Feldherrn machte. Die Vorliebe zum Soldatenstand zeigte sich schon sehr frühzeitig bei dem talentvollen Jüngling. In seinem achtzehnten Jahre wünschte er in die Armee der Ver. Staaten einzutreten, und durch den Einfluß seines Vaters erhielt er 1808 eine Lieutenantsstelle im 7. Inf.. Regimente. Um diese Zeit herrschte zwischen der nordamerikanischen Union und Großbrittanien das gespannteste Verhältniß, welches unausweichlich zu einem neuen Kriege zwischen den ehemaligen Colonien und dem alten Mutterlande zu führen drohte. Die Union hatte sich während der Kriege Frankreich's und Bonaparte's gegen England als neutral zu behaupten gesucht, was jedoch von beiden kriegführenden Parteien ungünstig aufgenommen wurde, und besonders zeigte sich England sehr feindselig, indem es die amerikanischen Schiffe durchsuchen und wegnehmen ließ, und das Pressen der Matrosen auf den Fahrzeugen der Union erlaubte. Präsident Jefferson hatte bereits am 2. Juli

1817 die Sperrung der Unionhäfen für alle brittische Schiffe angeordnet, und am 22. Dezember desselben Jahres die berühmte Embargoakte erlassen, durch welche den Americanern jede Schifffahrt nach fremden Ländern untersagt wurde. In dieser aufgeregten und kriegdrohenden Zeit trat Zacharias Taylor in die Armee ein und als der Krieg gegen England 1812, wegen der Erwerbung des spanischen Florida's, wirklich ausbrach, hatte sich der junge Lieutenant bereits zum Capitain emporgeschwungen.

Capitain Zacharias Taylor wurde mit 50 Mann nach dem Westen beordert, um das von feindlichen und mit den Engländern verbündeten Indianern bedrohte Fort Harrison am Wabashflusse zu vertheidigen. Der Capitain traf mit kalter Ueberlegung und Umsicht alle Vorbereitungen, um sich mit seiner kleinen Garnison gegen jeden Angriff so erfolgreich als möglich zu vertheidigen. Am Morgen des 4. Septembers erhielt er die ersten Anzeichen von der Annäherung der Feinde, als eine kleine Streifpartie in kurzer Entfernung vom Fort zwei junge Leute erschossen und scalpirt fand. Die Vorsichtsmaßregeln wurden verdoppelt, und der Feind kampflustig erwartet. Um 11 am Abend desselben Tages wurde die Garnison durch einen Schuß alarmirt, der aus dem Hinterhalte auf eine der Wachen abgefeuert worden war; jeder Mann eilte sogleich auf seinen Posten. In wenigen Minuten erhob sich ein furchtbares Geschrei der Indianer von einem lebhaften Musketenfeuer begleitet. Die Besatzung entdeckte gleich darauf mit Schrecken, daß das untere Blockhaus des Forts, welches als Magazin die Vorräthe der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse enthielt, von dem Feinde unter dem Schutze der finstern Nacht in Brand gesteckt worden war. Das Feuer ergriff einige Fässer Branntwein im Magazine, und es war nun keine Aussicht mehr vorhanden, dem verheerenden Elemente Einhalt zu thun. Der Corporal, welcher mit einigen seiner Leute auf dem Dache des Gebäudes als Wache postirt war, mußte sich mit seiner Mannschaft schleunigst in die anstoßenden Baraquen retten, zwei derselben sprangen in der Bestürzung über die Brustwehr. Alle Versuche, die wüthenden Flammen zu löschen, waren vergeblich, und da das brennende Blockhaus einen Theil der Fortification bildete, und das Feuer sich über die angrenzenden Baraquen zu verbreiten drohte, so gab sich der größte Theil der Besatzung für verloren. Und in der That, das Prasseln der hochauflodernden und

umsichgreifenden Flammen, das Geheul der Indianer, das Geschrei der Weiber und Kinder, welche Zuflucht im Fort gesucht hatten, mußten auch den beherztesten Mann mit Beben und Grauen erfüllen.

In dieser aufregenden Scene und furchtbaren Gefahr verlor Capitain Taylor glücklicherweise seine kalte Besonnenheit nicht. Augenblicklich beorderte er einen Theil seiner Leute auf das Dach der Baraquen, und ließ den angrenzenden Theil des brennenden Blockhauses niederreißen, während er mit der übrigen Garnison ein lebhaftes und anhaltendes Feuer von einem andern Blockhause und zwei Bastionen auf die Indianer unterhalten ließ. — Das Dach des brennenden Hauses wurde unter einem Kugelschauer des Feindes glücklich eingerissen, ohne daß mehr als ein Mann dabei getödtet und zwei verwundet wurden. Dieser Erfolg erfüllte die Soldaten mit frischem Muthe, und es gelang ihrer unermüdlichen Anstrengung, noch vor Tagesanbruch, unter fortwährendem Angriff der Indianer, und ehe das Feuer völlig gelöscht war, eine sechs Fuß hohe Brustwehr vor der Lücke zu errichten, welche durch das niedergebrannte Haus in der Befestigung entstanden war. Um 6 Uhr in der Frühe zogen sich die Indianer mit beträchtlichem Verluste aus dem Bereiche der Geschütze, während die Besatzung nur 3 Getödtete und 3 Verwundete zu bedauern hatte. Die Indianer konnten sich für ihre Niederlage nur dadurch rächen, daß sie alle Pferde und Schweine und alles Hornvieh aus der Nachbarschaft davon führten, oder im Angesicht deren Eigenthümer zusammenschossen.

Die Rothhäute, durch ihren vereitelten Angriff entmuthigt, gaben die Eroberung des Forts auf; indessen war die Garnison desselben immer noch in einer schwierigen Lage. Der größte Theil ihrer Vorräthe war durch das Feuer zerstört und sie hatten noch keine Aussicht, wie sie dieselben wieder ersetzen könnten. Schon während der Nacht hatte Capitain Taylor versucht, zwei Mann auf einem Canoe den Fluß hinab nach Vincennes um Hülfe zu senden; allein der Fluß war unterhalb des Forts von den Indianern scharf bewacht. Sie hatten ein großes Feuer dicht am Ufer angezündet, unter dessen weithin reichender Beleuchtung ihre Aufmerksamkeit nicht leicht zu täuschen war. — Ein glücklicherer Versuch wurde zu Land gemacht und die Garnison erhielt unverzüglich Verstärkung durch General Hopkins mit 4000 Mann.

Die muthvolle Vertheidigung des Forts Harrison, eines damals sehr wichtigen Postens an der Grenze der Indianergebiete, veranlaßte den Präsident Madison, den tapfern Capitain Taylor mit dem Range eines Brevet-Majors zu belohnen. Nach der Beendigung des Krieges von 1812 stationirte Taylor, der inzwischen zum Oberstlieutenant avancirte, im Westen an verschiedenen Posten bis zum Jahr 1832, um welche Zeit die Sac- und Fox-Indianer, unter Anführung des berüchtigten Black Hawk, ihren Krieg gegen die Bürger von Illinois anfingen. Oberst-Lieutenant Taylor befehligte in diesem Kriege die regulairen Truppen und zeichnete sich Insbesondere in der Schlacht von Bad Axa am 2. Aug. 1832 rühmlich aus. Er trug viel dazu bei, den Krieg zu einem ruhmvollen Ende zu bringen. Am 27. Aug. wurden ihm vom Agenten der Ver. Staaten, Hrn. Street, die Kriegsgefangenen Black Hawk und der Prophet anvertraut. Bald darauf wurde er zum Obersten des 6. Inf.-Reg. ernannt u. als solcher in den Florida-Krieg beordert. Schon 1830 hatte der Congreß die sogenannte „Indianerbill" erlassen, nach welcher die östlich vom Mississippi hausenden Indianerstämme nach den westlichen Ländern über den Mississippi auswandern sollten. Die Cherokesen und einige andere Stämme nahmen den Antrag gegen eine ziemlich bedeutende Geldentschädigung an; andere griffen 1832 zu den Waffen, als man sie gewaltsam aus den Staaten Georgien, Alabama und Illinois vertreiben wollte, und wurden erst nach hartnäckigem Kampfe in der obenerwähnten Schlacht von Bad Axa besiegt. In Florida hatten sich seit 1834 die Seminolen, ein Stamm der Creekindianer, erhoben. Die Taktik der Regierungstruppen in diesem Kriege gegen die Indianer beschränkte sich meistens nur auf Verfolgung und Einschließung derselben, um sie zur Unterwerfung zu bringen; allein sie konnten nur theilweise Erfolge erringen und die tapfersten Stämme nie ganz überwältigen.

Der Seminolen-Krieg war ein hartnäckiger und grausamer. Es war natürlich, daß diese Söhne der Wildniß lieber sterben, als ihre geliebten heimischen Jagdgründe verlassen wollten; — allein es schien auch ebenso nothwendig, wenn diese fruchtbaren, herrlichen Landstriche für die Cultur und Civilisation gewonnen werden sollten, diese unbändigen, wilden und blutdürstenden Horden daraus zu verdrängen. Die „rothen Männer" schlugen sich gegen die ihnen in jeder Hinsicht weit überlegenen „bleichen

Gesichter" mit einem Heldenmuthe, der in jeder Hinsicht Bewunderung verdient.

Die Regierung hatte seit geraumer Zeit versucht, durch die Vermittlung der civilisirteren Cherokesen im westlichen Florida, welche sich bereits der Indianerbill unterworfen und zur Auswanderung nach dem Westen verstanden hatten, auch die übrigen Stämme zu vermögen; allein alle Versuche waren gescheitert und A-vi-a-ka, auch Sam Jones genannt, der kühne Häuptling der Mickasukies, hatte erklärt, bis auf den letzten Mann fechten zu wollen. Oberst Taylor erhielt hierauf von Generalmajor Jessup die Weisung, gegen die feindlichen Indianer angriffsweise zu verfahren.

Am 20. Dez. 1817 begab sich Taylor mit seiner Colonne auf den Marsch, um irgend einen der feindlichen Indianerhaufen anzugreifen. Seine Streitmacht bestand aus der 4. Artillerie-Compagnie unter Capt. Mumoe, der 1. Infanterie unter Oberstlieutenant Davenport, der 4. Infanterie unter Oberstlieutenant Foster, der 6. Inf. unter Oberstl. Thompson, den Missouri Freiwilligen, einer Anzahl Spionen unter Morgan, Pionieren, Pontonieren und einem Haufen Delaware-Indianer, im Ganzen 1032 Mann. Mit diesem Streitcorps rückte er an der westlichen Seite des Flusses Kissimee in einer südöstlichen Richtung nach dem See Istopaga hinab. Erstlich hatte er Nachricht, daß er in dieser Direktion auf einen Theil der Feinde treffen würde; zweitens setzte er voraus, daß Gen. Jessup die Mickasukies angreifen und schlagen würde, und daß sie dann versuchen möchten, über den See Okeechobee zu entkommen, wo er ihnen dann durch seine Colonne den Weg dahin abschneiden konnte; drittens hoffte er diejenigen Indianerstämme, welche zwar ihre Unterwerfung versprochen, aber immer noch eine drohende, unzuverlässige Haltung beobachteten, dadurch im Schach zu halten, und schließlich beabsichtigte er am Kissimee einen neuen Standposten, 50 Meilen unterhalb dem Forte Gardner, zu errichten, um die Verbindung mit dem Flusse Sanybel offen zu erhalten, wo unter seinem Commando Oberst Smith mit einer andern Militairabtheilung operirte.

Nach dem ersten Tagesmarsche, noch spät Abends, traf Oberst Taylor auf den Indianerhäuptling Jumper, der sich ihm mit seiner Begleitung, 63 Seelen stark, einschließlich der Frauen und Kinder und einigen Negern, gefangen gab. Er behandelte die

Gefangenen gütig und übergab sie der Obhut des Capt. Parks, eines halbblütigen Indianers, welcher an der Spitze der befreundeten Shanees und Delawaren stand, um sie nach dem Fort Gardner zu escortiren, von wo sie nach dem Fort Frazer gebracht wurden. Am nächsten Morgen sandte er einige befreundete Seminolen auf Kundschaft aus und setzte dann seinen Marsch fort. Gegen Mittag schickte er unter Oberstlieutenant Price ein Bataillon Infanterie als Tirailleurs voraus, um alle herumstreifenden Indianer, auf welche sie stoßen möchten, aufzugreifen. Am Abend, gegen 10 Uhr, erhielt er in dem Bivouak, das er für die Nacht mit seiner kleinen Armee aufgeschlagen, von dem Oberstlieutenant Price die schriftliche Meldung, daß die auf Kundschaft ausgeschickten Seminolen zurückgekehrt seien. Nach ihren Berichten hatte der gefürchtete Indianerhäuptling Alligator, kaum 15 Meilen entfernt, mit seinem Stamme und Anhange sein Lager aufgeschlagen. Sie hatten erfahren, daß zwischen Alligator und A-vi-a-ka, dem Häuptling der Mickasukies, welche in nur geringer Entfernung von ihnen lagerten, Zwistigkeiten ausgebrochen seien, und daß verschiedene Familien in Alligator's Lager geneigt seien, sich den Americanern zu unterwerfen, allein durch die Mickasukies gewaltsam daran verhindert würden.

Zufolge dieser Nachrichten machte sich Oberst Taylor kurz nach Mitternacht mit seinem Corps auf, und nahm nach Tagesanbruch von dem angezeigten Lager der Indianer Besitz. Das Lager war verlassen bis auf 22 Individuen, darunter ein alter Mann, zwei halbwüchsige Knaben, die übrigen Weiber und Kinder. Der alte Indianer berichtete dem Oberst, daß Alligator eifrigst bemüht sei, seinen Stamm von den Mickasukies zu trennen, was auf keine besondere Klugheit des tapfern und berühmten Häuptlings schließen läßt, welcher in den obschwebenden Verhältnissen eher auf Beseitigung aller Zwistigkeiten und Vereinigung der Stämme, als auf deren Trennung hätte denken sollen.

Oberst Taylor sandte den alten Indianer an Alligator ab, ihm zu sagen, wenn er es mit dem Kriege aufrichtig meine, so möge er am Kissimmee Stand halten, wo er ihn am nächsten Tage treffen wolle. Kurz vor Mitternacht kehrte der alte Indianer mit einer sehr zweideutigen und ausweichenden Antwort des Häuptlings zurück, und berichtete, daß die Mickasukies ihr Lager noch nicht verlassen hätten und bereit schienen,

den Truppen der Union eine Schlacht zu liefern. Taylor legte auf der Stelle, wo er mit seinen Leuten lagerte, ein Pfahlwerk als Vorarbeit für ein künftiges Fort an, ließ hier seine Bagage unter dem Schutze einer hinlänglichen Besatzung, und überschritt mit dem Haupttheil seines Corps am nächsten Tage den Kissimmee, wobei ihm der alte Indianer als Wegweiser diente, und erreichte Alligator's Lager inmitten einer weiten Prairie, welches indessen bereits wieder verlassen war. Am Boden lagen noch bedeutende Quantitäten frisch geschlachteten Fleisches, welches die Indianer in der Eile ihres Rückzuges zurück gelassen hatten. Dieses und andere Merkmale ließen vermuthen, daß die Stärke Alligator's sich wenigstens auf 400 Krieger belief. Alligator schien anfänglich um jeden Preis eine Schlacht vermeiden, und seine Verfolger ermüden zu wollen. Ein alter Seminole, welcher von mehreren Tirailleurs eingebracht wurde, berichtete dem Oberst, daß A-vi-a-ka (Sam Jones) an der Spitze der Mickasukies, 10 oder 12 Meilen entfernt, von einem Moorgrunde umgeben, lagere und zum Schlagen bereit sei.

Der nicht zu ermüdende Oberst setzte sich mit seinen Truppen abermals nach diesem Lager in Bewegung, vier freundlichgesinnte Seminolenkrieger dienten ihm als Wegweiser; allein auch die Mickasukies wollten nicht Stand halten, und hatten sich zurückgezogen. Die Truppen wurden bereits mißmuthig und ungeduldig, da die Indianer ihnen überall listig aus dem Wege zu gehen schienen, als glücklicherweise dem mit seinen Leuten umherstreifenden Capt. Parks ein Spion des Feindes in die Hände fiel. Es war ein junger kräftiger Krieger, mit einer vortrefflichen Büchse, 50 Kugeln und hinlänglichem Pulver bewaffnet. Von ihm erfuhr Oberst Taylor, daß eine große Streitmacht der Seminolen unter Anführung Co-a-coo-chee's (John Cohua), Alligator und anderer Häuptlinge ohngefähr 5 oder 6 Meilen entfernt lagerten, und von den Mickasukies nur durch ein mit Cypressen bewachsenes Stück Moor getrennt seien.

Die Armee brach mit Tagesanbruch auf und marschirte 6 Meilen, wo sie das Lager der Seminolen am Rande eines andern mit Cypressen bewachsenen Moorlandes erreichten. Die Truppen wurden in Schlachtordnung aufgestellt, allein kein Feind erschien, um das Gefecht aufzunehmen. Das Lager war von den Indianern verlassen, und zwar in großer Eile, wie aus den noch brennenden Feuern und den am Boden liegenden ungeheuern

Quantitäten frischen Fleisches wahrzunehmen war. Oberst Taylor brach sogleich wieder auf und marschirte vorwärts, ohne Aufenthalt und Rast, in der Hoffnung, den Feind dennoch einzuholen. Um 11 Uhr Vormittags wurde ein anderer junger Seminolenkrieger eingefangen, eben so gut equipirt, wie der frühere. Derselbe gab den Bescheid, daß die Streitmacht der Seminolen sich zur Rechten der Armee befände und zum Kampfe bereit sey.

Oberst Taylor formirte nun seine Armee in zwei Linien. Die erste Linie bestand aus den Freiwilligen unter Gentry und Morgan'sStreifcorps, welche in ausgedehnter Ordnung in den Hammock der Indianer eindringen und im Falle sie hart gedrängt und zurückgeschlagen würden, in die Nachhut der regulairen Truppen sich außer den Bereich der feindlichen Kugeln zurückziehen sollten; die zweite Linie bestand aus der 4. und 6. Infanterie, und hatte den Befehl, die Freiwilligen zu unterstützen; die 1. Infanterie hielt die Reserve. In dieser Ordnung rückte die Armee vor, und nach dem Marsche von einer Viertelmeile erreichte sie das Moor, welches sie von dem Feinde trennte. Das Sumpfland war dreiviertel Meilen breit und für Pferde nicht und kaum für Fußgänger zu passiren; es bildete eine dichte Decke sechs Fuß hohen Sägegrases in knietiefem Schlamm und Wasser, und dehnte sich zur Linken, soweit das Auge reichte; auf der Rechten wurde der Sumpf durch einen tiefen Bach durchschnitten. An dem Eingange des Sumpfes wurde die Mannschaft alles Gepäckes und Geräthes, welches sie auf dem Marsche bei sich führte, entledigt und dasselbe mit der Bagage einer starken Wache anvertraut. Capitain Allen wurde hierauf mit zwei Compagnien gutbewaffneter Infanterie detachirt, um den Sumpf zur Rechten zu untersuchen und im Falle er in dieser Richtung den Feind nicht finden sollte, nach der Bagage zurückzukehren.

Nach dieser gemachten Anordnung drang Oberst Taylor mit seinen oben erwähnten Schlachtlinien in den Sumpf. Als die erste Linie, aus den Freiwilligen und dem Streifcorps bestehend, den Rand des festen Erdreichs jenseits des Sumpfes erreichte, empfing sie ein furchtbares Büchsenfeuer des Feindes, welches sie, vordringend, für eine kurze Zeit lebhaft erwiederte, bis Oberst Gentry, tödtlich getroffen, fiel. Die vordere Linie gerieth nun in Unordnung und Verwirrung, und anstatt sich hinter die Reserve regelmäßig zurückzuziehen, wie der Schlachtplan es erfor-

dert hätte, durchkreuzte sie rückwärts in wilder Flucht den Sumpf und eilte nach der Bagage und den Rossen, wo sie nicht mehr bewogen werden konnte, in corpore an der Schlacht Theil zu nehmen. Die zweite Schlachtlinie, aus der 4. und 6. Infanterie bestehend, hielt indessen tapfer Stand und damit das Gefecht aufrecht; sie bildete gleichsam eine vorrückende Batterie. Das Gewicht des feindlichen Feuers conzentrirte sich hauptsächlich auf fünf Compagnien der 6. Infanterie, welche jedoch den Kugelregen unter Anführung ihres kühnen Anführers, Oberstlieutenant Thompson, standhaft nicht allein aushielt, sondern auch muthig und unaufhaltsam vordrang, bis derselbe mit seinem Adjutanten, Lieutenant Center, tödtlich getroffen, fiel. Alle Offiziere dieser Compagnien, bis auf einen, waren gefallen oder verwundet, einschließlich des Sergeantmajors und vier Sergeanten. Nach dem Fall des Commandeurs retirirte ein Theil des Regiments, wurde jedoch bald wieder gesammelt und in die alte Schlachtordnung gebracht.

Unterdessen gewann Oberstlieutenant Foster mit sechs Compagnien, aus 160 Mann bestehend, und unterstützt von den beiden übrigen Compagnien der 6. Infanterie, unter Capitain Noel, und einer Anzahl von Gentry's Freiwilligen, unter Capitain Gillam, das jenseitige Ufer des Sumpfes und trieb bald den Feind vor sich her, und durch eine plötzliche und unerwartete Wendung seiner Fronte gelang es ihm, dessen Linie zu trennen. Die Indianer zogen sich nun, von Foster und seinen Leuten hart gedrängt, eilig zurück, bis sie den großen See Oker-Chobee erreichten, welcher sich dicht hinter dem mehr als eine Meile langen Lager der Indianer ausdehnte.

Sobald als Oberst Taylor die Nachricht erhielt, daß Capitain Allen in der ihm vorgeschriebenen Richtung vordrang, gab er der 1. Infanterie Befehl, nach dem linken Flügel zu rücken, die rechte feindliche Flanke zu überflügeln und dieselbe zu werfen, welches Manövre glücklich und mit dem besten Erfolge ausgeführt wurde. Der Feind leistete zwar noch eine kurze Zeit hartnäckigen Widerstand; doch bald ergriff er die Flucht und wurde nun von der 1., 4. und 6. Infanterie und einigen der Freiwilligen hart verfolgt. Als die Nacht hereinbrach, war die Streitmacht des Feindes in allen seinen Stellungen gebrochen und nach allen Richtungen versprengt. Die eigentliche Schlacht hatte von halb ein Uhr bis drei Uhr Nachmittags gedauert. Die Ver-

Staaten-Truppen hatten 26 Todte und 112 Verwundete; der Verlust der Indianer konnte nicht ermittelt werden, da sie ihre Todten und Verwundeten in der Regel schnell fortschaffen; doch war anzunehmen, daß er sehr beträchtlich war. Das feindliche Lager fiel mit Allem, was es enthielt, als Indianerwaffen, getrocknete Thierfelle u. s. w., den Siegern in die Hände. Am Tage nach der Schlacht trat die kleine Armee ihren Rückmarsch nach der Tampa Bay an.

Die Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit, mit welcher Oberst Zacharias Taylor die ihm anvertrauten Truppen auf einem Marsch von 140 Meilen mitten durch Wüsteneien und Sümpfe führte und die überlegenen feindlichen Indianerstämme in ihren festesten Positionen schlug, fanden bei der Regierung die gerechteste Anerkennung. Er wurde von dem damaligen Kriegssecretair, Hrn. Poinsett, dem Congreß dringend empfohlen und mit dem Brevet eines Brigade-Generals belohnt, als welcher er das Obercommando in Florida erhielt. Er schlug hierauf sein Hauptquartier in der Nähe der Tampa Bay auf, von welchem aus er den schwierigen Krieg der Hin- und Herzüge ("war of movements") gegen die, trotz ihrer Niederlage am Okee-Chobee, keineswegs unterworfenen Indianerstämme leitete, bis er 1840 von General Armistead auf seinen Wunsch abgelöst wurde, und als wirklicher Brigadier das Commando im ersten Militair-Departement antrat, welches die Staaten Louisiana, Mississippi, Alabama und Georgia umfaßt. Die Uebertragung dieses Commando's legte den ersten Grund zu seiner jetzigen Berühmtheit und zu seiner außerordentlichen Popularität durch die ganzen Vereinigten Staaten.

General Taylor hatte fortan sein Hauptquartier zu Fort Jessup in Louisiana, und in diesem erhielt er von der Regierung den Befehl über die Occupations-Armee, welche das nahe, den Ver. Staaten sich anschließende, Texas gegen allenfallsige Uebergriffe der mexicanischen Regierung zu schützen bestimmt war. Demzufolge rückte die Armee unter General Taylor im August 1845 in eine Stellung zu Corpus Christi, westlich vom Nueces. Der General hatte die Weisung erhalten, zwischen den Flüssen Nueces und Rio Grande seine Position zu behaupten und irgend einen mexicanischen militairischen Einfall auf dem texanischen Gebiet zurückzutreiben. Die Armee verblieb in ihrer Stellung zu Corpus Christi vom August 1845 bis zum 11. März 1846; dann rückte

General Taylor auf Befehl der Regierung, und zwar auf seinen eigenen Rath, wie es heißt, veranlaßt, mit seinen Truppen an den Rio Grande, welcher Fluß von dem texanischen und nordamericanischen Gouvernement als Grenze Mexico's constatirt war. Am 28. März kam die Occupations-Armee der Vereinigten Staaten am Ufer des Rio Grande, gerade der Stadt Matamoras gegenüber, an, und schlug ein befestigtes Lager, das denkwürdige Fort Brown, auf. General Taylor ließ die mexicanischen Behörden bedeuten, daß seiner Ankunft keine feindliche Absicht seiner Regierung zum Grunde läge, und nur die Beschützung der Vereinigten Staaten-Grenze zum Zweck habe. Die mexicanischen Autoritäten zu Matamoras protestirten jedoch in ziemlich hochtrabendem Tone dagegen, und begannen alsbald die Feindseligkeiten zu eröffnen und einen blutigen Krieg herbeizuführen, dessen Einzelnheiten in der besondern Geschichte dieses Krieges ausführlich mitgetheilt sind. General Taylor schlug mit seiner kleinen, tapfern Armee, in welcher besonders die Deutschen sehr zahlreich repräsentirt waren, einen weit überlegenen Feind in den glorreichen Schlachten von Palo Alto und Resaca de la Palma, und errang sich damit einen unsterblichen Namen. Die Folge dieser Schlachten war die Räumung der wichtigen Stadt Matamoras von den mexicanischen Truppen, und der Rückzug der feindlichen Armee nach Reynosa und von da nach Monterey.

Anfang Septembers rückte Taylor, nachdem er hinlängliche Verstärkung an sich gezogen hatte, mit einer Armee von 6000 Mann über Seralvo gegen Monterey vor, welches durch sehr starke Fortifikationen geschützt war, und eine Besatzung von 13,000 Mann, einschließlich 3000 Freiwilliger, unter dem Commando des Generals Ampudia hatte. Am 19. September langte Taylor mit seiner Armee drei Meilen vor Monterey an und lagerte bei den „Walnut Springs." Am 21. Sept. wurde Monterey gestürmt und am 24. erst capitulirte die hart bedrängte Streitmacht der Mexicaner in der Citadelle, unter der Bedingung freien Abzuges mit Waffen und Gepäck; das grobe Geschütz, ausgenommen sechs Kanonen, welche die Mexicaner mitnehmen durften, die Kriegsvorräthe und das öffentliche Eigenthum wurde der siegreichen Armee übergeben.

Bald darauf erhielt der Sieger von Palo Alto, Resaca de la Palma und Monterey die offizielle Nachricht, daß dem Generalmajor Winfield Scott das Obercommando über die Land-Armee

der Ver. Staaten in Mexico von der Regierung übertragen worden sey, und einen schmeichelhaften Brief dieses ausgezeichneten Generals, worin derselbe ihm ankündigte, daß er ihn von seinen regulairen Truppen entblößen müsse, um von Vera Cruz aus gegen die Hauptstadt Mexico zu operiren. Auch General Worth, einer der besten Offiziere Taylor's, der ihm bei'm Sturme auf Monterey die wichtigsten Dienste geleistet, wurde nach Vera Cruz beordert. General Taylor verblieben nur noch die Volontaire und 600 Regulaire, einschließlich der tapfern Dragoner unter May, großentheils Deutsche. Da Taylor, welcher bereits nach Saltillo vorgedrungen war und diese Stadt besetzt hatte, sich mit dem Reste seiner Armee nicht stark genug fühlte, um auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes mit Erfolg gegen die Mexikaner operiren zu können, so fiel er auf Monterey zurück und verblieb dort bis im Februar 1847, bis seine Armee durch eintreffende Abtheilungen von Freiwilligen wieder auf 6000 Mann verstärkt war. Um diese Zeit erfuhr er, daß General Santa Anna mit 20,000 Mexicanern von San Luis Potosi heranziehe, um die Americaner über den Rio Grande zurückzuwerfen, oder sie wohl ganz und gar aufzureiben. General Taylor wartete seine Ankunft nicht zu Monterey ab, sondern rückte ihm über Saltillo entgegen und lagerte am 20. Febr. zu Agua Nueva, an einem Paß, 18 Meilen südlich von Saltillo, durch welchen die Straße nach San Luis Potosi führt.

Die ganze nordamer. Streitmacht, mit welcher sich Gen. Taylor der viermal so starken, gut bewaffneten und equipirten mexicanischen Armee entgegenstellte, belief auf etwas über 5000 Mann, größtentheils ungeübte Freiwillige.

Als Taylor durch seinen Kundschafter erfahren hatte, daß Santa Anna mit seinem kolossalen Schlachthaufen bereits bis nach Encarnacion vorgerückt sei, zog er sich von Agua Nueva, 11 Meilen bis in die Front der Hacienda Buena Vista zurück, wo er eine sehr vortheilhafte Stellung einnehmen konnte, um den Mexicanern eine Schlacht zu liefern; mit einer kleinen Streitmacht besetzte er Saltillo, um sich für den schlimmsten Fall den Rückzug nach Monterey offen zu erhalten. Die mexicanische Armee ließ nicht lange auf sich warten. Am 22. Februar, früh Morgens, erschien sie gegenüber den Americanern. Santa Anna schickte eine Aufforderung an Gen. Taylor, sich zu übergeben, da er von 20,000 Mexicanern umringt und nicht die möglichste Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, auf irgend einen Weg zu entkommen, sondern mit seinen Trup-

pen im Weigerungsfalle in Stücke gehauen werden würde; er wolle ihn jedoch retten, und gäbe ihm daher eine Stunde Bedenkzeit. Die Antwort des alten "Rough and Ready" war kurz diese: „Sir, in Erwiederung Ihrer Note vom Heutigen, welche mich auffordert, meine Streitmacht Ihrer Willkür zu übergeben, bitte ich sagen zu dürfen, daß ich Ihrem Gesuch beizustimmen verweigere." Bald darauf begann der Angriff der Mexicaner. Die Schlacht schwankte lange unentschieden zwischen beiden kämpfenden Parteien, und schien sich mehrmal der Sieg auf die Seite der Mexicaner zu neigen. Capt. Bragg's Batterie, ohne von der Infanterie unterstützt zu werden, rettete durch ein lebhaftes, wohlgezieltes Feuer gegen die mexicanische Linie die Ehre des Tages für die amerikanischen Waffen. Gen. Taylor brachte mit seiner Armee die Nacht über auf dem behaupteten Schlachtfelde zu, in der Erwartung, daß sich am folgenden Tage der blutige Kampf erneuern würde. Die Vorbereitungen zum frischen Empfang des Feindes wurden gemacht; allein am nächsten Morgen traf die Nachricht ein, daß Santa Anna bereits mit seiner Armee den Rückzug nach San Luis de Potosi angetreten habe. Am 27. Febr. rückten die Amercianer wieder in ihr früheres Lager zu Agua Nueva vor; ihr Verlust betrug 267 Getödtete, 456 Verwundete und 23 Vermißte; die Mexicaner ließen 500 Getödtete auf dem Schlachtfeld, und ihr ganzer Verlust mochte an 2000 betragen.

Dieser Sieg bei Buena Vista ist einer der glänzendsten Punkte in der neuern Geschichte der Ver. Staaten. Nicht ganz 4000 Americaner fochten gegen 20,000 Mexicaner, in einem Verhältniß wie 1 zu 5. Die Mexicaner waren meistens gediente regulaire Soldaten; während neun Zehntel unserer Truppen aus Freiwilligen aller Landestheile der Union bestanden, welche ihren ersten Feldzug machten und zum erstenmale dem Feinde gegenüber standen. Das Sternenbanner strahlte nie glorreicher über einem Schlachtfelde, als an diesem Tage. Der Sieg bei Buena Vista erfüllte America, die ganze civilisirte Welt mit Staunen und Bewunderung. Daß der Name des alten Zacharias Taylor ein gefeierter durch die ganze Union wurde, ist eine natürliche Folge; denn nur seiner Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und seinem tapfern Ausharren ist es zu danken, daß es zur Schlacht von Buena Vista kam, ein rühmlicher Sieg errungen wurde und die Früchte der vorhergehenden Kämpfe und Triumphe nicht wieder

verloren gingen. Der Name unserer Armee erfüllte die Mexicaner von nun an mit Furcht und Schrecken. Die Schlacht bei Buena Vista bethätigte die Ueberlegenheit der nordamericanischen Waffen auf diesem Continente.

Kurz nach der Schlacht verließ Gen. Taylor sein Lager zu Agua Nueva mit zwei Compagnien Artillerie und einer Escadron Dragoner, um den mit 5000 Mexicanern in seinem Rücken streifenden Gen. Urrea, welcher bereits ohnfern von Serralvo einen bedeutenden Train der Americaner angegriffen und theilweise zerstört hatte, zu verfolgen. Am 16. März traf der General mit Oberst Curtis bei Marino zusammen, welcher dem hart bedrängten Train unter dem Commando des Majors Geddings von Camargo aus mit 1200 Mann zu Hülfe geeilt war. Gen. Urrea, sobald er hörte, daß Santa Anna geschlagen sey und er selbst von Gen. Taylor verfolgt werde, suchte mit seinen 5000 Cavalleristen und Rancheros schleunigst durch den Tula-Paß in die Gebirge zu entkommen. Taylor verfolgte ihn bis Caidereta und ging dann wieder nach Monterey, wo er 4 Meilen von dieser Festung sein Lager bei Walnut Springs aufschlug. Da der Schauplatz des activen Krieges sich nun von Vera Cruz bis zur Hauptstadt Mexico zog, und ein anderer Held (Gen. Scott) an die Spitze der entscheidenden Kriegsbewegungen trat, so nahm später, gleich mehreren anderen seiner Generäle und Offiziere, auch Gen. Taylor Urlaub und kehrte nach den Ver. Staaten zurück, um im Kreise seiner Familie von den Mühseligkeiten seines glorreichen Feldzuges auszuruhen. In allen Städten und Landestheilen, durch welche er kam, wurde er gleich einem Triumphator empfangen; sein Name war der populairste in den ganzen Ver. Staaten, und selbst die glänzendsten Siege, welche Gen. Scott nach den seinigen erfocht, konnten seinen Namen nicht verdunkeln. Ohne Zweifel ist ein Theil dieser außerordentlichen Beliebtheit, deren sich Gen. Taylor bei seiner Rückkunft erfreuen konnte, auch den Berichten und Anekdoten zuzuschreiben, welche über den alten Haudegen im Umlaufe waren, weshalb einige davon, als Beitrag zur Charakteristik seiner Person, hier folgen sollen.

Ein Correspondent des „Philadelphia Inquirer" schrieb aus Brazos Sanjago:

„Am 26. April (1846) besuchte ein Freund von mir den General Taylor in Point Isabel, wo er grade sein Depot für die Armeevorräthe errichten ließ. Ein Offizier führte meinen Freund

in das Zelt des Generals. Er wurde einem sehr einfach und schäbig gekleideten alten Herrn von etwas kleiner Statur und etwa 60 Jahren Alter vorgestellt, der nach seinem abgehärteten Aeußern aussah, als hätte er seine ganze Lebenszeit im Lager zugebracht. — Dies war der Befehlshaber der Occupationsarmee. Er hatte 38 Jahre lang an den Gränzen unseres Landes im Dienste gestanden. Einer seiner Offiziere bemerkte, daß er, wie alt er auch ist, die Beschwerden und Drangsale des Kriegs besser erträgt, als irgend ein Mann unter ihm. Er war gefällig, würdevoll und in vortrefflichster Stimmung. Sein Zelt war nicht größer und nicht besser als jene der andern Offiziere und als Tisch diente ihm sein Feldkasten, worin sich seine Kochgeschirre ꝛc. befanden. Seine Teller bestanden aus Blechpfannen und seine Tassen (natürlich keine Assietten) aus blechernen Töpfchen. Ein kleiner Vorrath brauner Zucker stand in einer blechernen Büchse da und von Porzellan war auch nicht ein Stückchen zu sehen. Eine Tischgesellschaft von sechs Personen wurde auf diese bescheidene Weise bewirthet, und Alle schienen damit vollkommen zufrieden."

In einem Berichte über die Schlacht von Resaca de la Palma hieß es: „Der alte General Taylor ritt mit seinem breiten gekrempten Hute, seinen baumwolligen Hosen und seinem abgeschabten Rocke so gleichgültig und unbekümmert auf dem Schlachtfelde umher, als besichtige er seine Plantage, während die Kartätschen auf allen Seiten herumflogen und die Cavallerie um ihn her zum Angriff chargirte." In einem andern über die Einnahme von Matamoras heißt es: „General Taylor gab, als ächter amerikanischer Offizier, seinen Soldaten den Befehl, nicht den geringsten Artikel als gegen Bezahlung anzunehmen."

Zur Zeit, als in dem denkwürdigen Kampfe von Buena Vista die feindlichen Kugeln hageldicht flogen, bemerkte Gen. Taylor, der zu Pferde in der Nähe hielt, daß mehrere Freiwillige ihre Köpfe vor den vorüberpfeifenden Kugeln bückten und rief ihnen zu: „Nicht gebückt, meine Herren, Soldaten bücken sich nicht!" Gleich darauf aber sauf'te eine 24-pfündige Kanonenkugel so nahe dem Ohre des alten Herrn vorbei, daß er selbst unwillkürlich das graue Haupt zur Seite bog. Einige Soldaten sahen es und flüsterten lächelnd einander zu; da rief Old Zack, so ernsthaft wie ein Seufziegel, ihnen zu: „Weichen Sie immerhin den Kugeln aus, meine Herren, nur laufen Sie nicht!",

Ein nicht minder bezeichnender Vorfall trug sich noch im Verlaufe dieser Schlacht zu. In ungeheuern Massen rückte die mericanische Infanterie auf die von Capt. Bragg befehligte Batterie vor. Der Capitain, fürchtend, der Uebermacht erliegen zu müssen, brachte seine Geschütze in Ordnung und eilte spornstreichs zu Gen. Taylor, der sich mit seinem Adjutanten unfern davon befand, rapportirte die Sachlage und bat dringend um Verstärkung. „Verstärkung kann ich Ihnen keine mehr senden." Capt. B. entfernte sich kleinlaut. „Halt!" rief ihm der alte Held zu, „ich und Major Bliß wollen Sie verstärken!" Damit gab er seinem Schimmel die Sporen und sprengte vor zur Batterie, wo er alsbald kommandirte: „Mehr Kartätschen!"

Als ein andermal die Kugelsaat dicht um ihn in den Boden schlug, bemerkte er kaltblütig: „Es scheint, als ob's den Kugeln ernst wäre!"

Als in einem sehr kritischen Augenblicke des zweiten Schlachttages bei Buena Vista es nothwendig wurde, eine der americanischen Colonnen, die unter dem Angriffe einer überwältigenden Zahl Mexicaner schwankte, zu unterstützen, schickte Gen. Taylor den Adjutanten Crittenden ab, um dem Obersten McKee vom 2. Kentucky-Regimente den Befehl zu überbringen, seine Leute unverzüglich in den Kampf zu führen. Hr. Crittenden fand das Regiment, Soldaten und Offiziere, begierig auf das Blutspiel, richtete seine Befehle aus und ritt zum General zurück, bei dem zu bleiben seine Pflicht ihm gebot. Die Kentuckier rückten in bester Haltung vor, geführt von McKee und Clay (Sohn von Henry Clay), die Beide leider im Laufe des Tages fielen. Zufällig mußten sie, ehe sie eine Stellung erreichen konnten, von wo aus ihr Feuer Wirkung versprach, durch ein Thal gehen, das wegen Schluchten und Steinmassen sehr durchbrochen und uneben war. So lange sie in diesem Thale vorrückten, konnten von dem Punkte, auf dem sich Gen. Taylor und Hr. Crittenden befanden, nur die Köpfe der Soldaten gesehen werden, und diese bewegten sich auf- und abwärts und kreuzweise in so großer scheinbarer Verwirrung, daß Beide von dem Gedanken befallen wurden, das Regiment sei in Unordnung gerathen. Zu gleicher Zeit unterhielten die Mexicaner gegen das Regiment ein lebhaftes Feuer, was den Glauben des Generals, daß die Kentuckier in erschreckte Verwirrung gefallen seien, noch mehr bestätigen half. Es war eine jener entscheidenden Crisen gekommen,

die auf jedem Schlachtfelde eintreten, und worin das Geschick des Tages von der Haltung eines besondern Truppencorps abhängt. Gen. Taylor, der, wie bemerkt worden, nur die Köpfe der Truppen sehen konnte, und von ihren Bewegungen durch die Schluchten, sowie um die Felsenstücke und andere Hindernisse herum, zu dem Glauben verleitet wurde, daß das Regiment zu weichen beginne, wendete sich gegen Crittenden (der ein Kentuckier ist) und rief mit einer Miene, die den tiefsten Aerger ausdrückte, und mit Blicken voll wilder Aufregung: „Bei Gott, Herr Crittenden, das geht nicht — so ist es nicht, wie sich Kentuckier benehmen, wenn sie aufgefordert werden, eine Schlacht zu entscheiden, — so wird nichts geholfen, Sir!" — und damit preßte er die Zähne zusammen und verzog die Augenbraunen. Crittenden, der durch den Schein, welcher den General täuschte, in denselben Irrthum verfallen war, konnte vor Aerger und Scham kaum eine Antwort hervorbringen. In wenigen Augenblicken jedoch hatten die Kentuckier die unebenen Stellen hinter sich und wurden gesehen, wie sie sich Schulter an Schulter und mit dem festen Tritte der Veteranen von hundert Schlachtfeldern den Abhang des Thales hinaufzogen. Vorwärts bewegten sie sich, bis sie den Kamm des Hügels erreichten und auf den Feind stießen, ehe sich noch die Freude über einen errungenen vorübergehenden Vortheil gelegt hatte. Hier begannen sie ihr Feuer compagnienweise, doch mit solcher Regelmäßigkeit und verderblichen Wirkung, daß die decimirte Phalanx der Mexicaner wich und über Hals und Kopf retirirte. Als die Kentuckier aus dem Thale herauskamen, verlor das Gesicht des alten Generals, der sie mit den begierigsten Blicken beobachtete, allmählig die Bitterkeit seines Ausdrucks. Ein Strahl der Freude trat an die Stelle des tiefen Aergers, in den sich die Muskeln gelegt hatten, und das wilde Funkeln seiner Augen verwandelte sich in Enthusiasmus. Sein Blick war starr auf sie geheftet, als sie so vorwärts rückten, und die Aufregung seiner Gefühle stieg immer höher, während sie sich dieser Scene der Metzelei näherten. Als sie aber ihr Feuer eröffneten, konnte der alte General seine Bewunderung nicht länger zügeln und brach in ein lautes Hurrah aus: „Hurrah für Alt-Kentucky!" rief er gleichsam zu sich selbst, und sich im Sattel aufhebend: „So muß man's machen — gebt ihnen Hölle — verdammt müssen sie sein!" und Thränen der Freude rollten ihm bei diesen Worten über das Gesicht.

Sobald er diese Aufwallung des Staatsstolzes überwältigt hatte, ritt er weiter, um andere Theile des Schlachtfeldes zu prüfen.

„Old Zack" ist 5 Fuß 9 Zoll hoch und besitzt merkwürdig kurze Beine. Seine Augen sind grau, seine Haare schwarz und sein Gesicht trägt einen harmlosen, gutmüthigen Ausdruck. Neben seinen großen militairischen Verdiensten um sein Vaterland, besaß der alte General noch ein Etwas, welches viel dazu beitrug, ihn zum gefeierten Liebling des Volks zu machen. Es war dieß sein grades, lakonisches, beinahe grobes Wesen, welches er in der Schlacht dem Feinde gegenüber, wie auch im Lager unter seinen Soldaten äußerte, und welches ihn als einen ächten Republikanergeneral charakterisirte; dabei wurden seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, seine Rechtschaffenheit und Herzensgüte vielfach gerühmt, und zahlreiche Anekdoten darüber unter dem Volke in Umlauf gebracht. Es kann daher nicht als Wunder erscheinen, daß sich kurz nach der Schlacht von Buena Vista die Partei-Politik seines äußerst volksthümlich gewordenen Namens zu bemächtigen suchte, um durch denselben für die nächsten vier Jahre den meisten Einfluß auf die Administration der Union zu erhalten.

General Taylor lehnte Anfangs das ihm von mehreren Seiten gestellte Ansuchen, seinen Namen auf die Candidatenliste für die nächste Präsidentschaft der Ver. Staaten gebrauchen zu dürfen, ziemlich entschieden ab; als jedoch die Anforderungen dringender wurden, war er bereit, jedoch unter dem Vorbehalte, daß er nicht der Candidat einer der politischen Parteien, sondern der Candidat des Volkes sein wolle. Da er bei dieser Gelegenheit mehrmals öffentlich erklärt hatte, daß er während seines militairischen Lebens sich wenig um die Partei-Politik bekümmert habe, und sich durchaus in keine Controversen über Partei-Maßregeln einlassen wollte, so fand die demokratische Partei, die seinen Namen zuerst zu beanspruchen schien, es doch zu gewagt, ihn nolens volens zu ihrem Candidaten zu nominiren, und ernannte dafür in ihrer Convention den ausgezeichneten Staatsmann, General Lewis Caß; während die Whig-Partei, weniger scrupulös, ihn frischweg zu ihrem Candidaten machte. Die Folge davon war leicht vorauszusehen. Am 7. November stimmte die Whig-Partei in ihrer ganzen Phalanx für ihren Nominatus, und die große Masse des Volkes, welche gewöhnlich zwischen den Parteien steht, und je nachdem sich bald nach dieser, bald nach jener Seite wen-

det, legte diesesmal ihr entscheidendes Gewicht in die Wagschaale Taylor's und erwählte ihn zu ihrem Präsidenten. Daß die Spaltung im demokratischen Lager den glänzenden Sieg der Whigs mit erringen half, wird wohl von Niemand in Abrede gestellt werden.

Ob aber Taylor den Whigs, welche ihn auf den Präsidentenstuhl erhoben, so dankbar sein wird, wie sie es wünschen und erwarten möchten, oder ob er, seinem früher ausgesprochenen Grundsatze getreu, auch als Präsident der Ver. Staaten der Mann des Volkes und nicht der Mann einer Partei sein will, das wird die nächste Zukunft enthüllen. Trügen nicht alle Anzeichen, so wird Taylor der Gründer einer neuen Partei sein, welche das juste milieu der frühern bilden, und den größten Theil derselben in sich vereinen wird. So viel steht zu erwarten, daß der neue Präsident, was ihm auch an theoretischer Staatswissenschaft und Diplomatik abgehen mag, durch seinen gesunden, klaren Verstand, durch seine Charakterfestigkeit und durch sein anerkannt biederes Herz ersetzen wird.

Die

erſten deutſchen Anſiedlungen in Amerika.

Von Franz Löher.

In Venezuela war die erste Ansiedlung der Deutschen in der neuen Welt. Kaiser Karl V. hatte von Bartholomäus Welser, einem Handelsherrn in Augsburg, zwölf Tonnen Goldes entliehen, und da die Rückzahlung ihm schwer fiel, bat sich Welser Venezuela dafür aus. Dieses Land war 1499 von Alfons de Ojeda und Amerigo de Vespuzi entdeckt und von Letzterem beschrieben, von den Welsern aber später als der für Ansiedlung und Handel geeignetste Platz erkannt. Klein-Venedig hieß es, weil seine Entdecker bei dem Herauffahren eines Flusses ein Indianerdorf, welches, Venedig ähnlich, auf Pfählen im Wasser gebaut war, erblickten und ausriefen: „Sieh, sieh, ein kleines Venedig!“ Der Kaiser gab den Welsern das ganze Land zu erblichem Lehnseigenthum, und dieses Handlungshaus, mächtiger als die Könige

von Aragonien und Castilien, denen die Beschaffung der drei Fahrzeuge des Columbus so schwer fiel, ließ in Spanien drei Schiffe bauen, und schickte sie wohlausgerüstet 1526 unter dem Befehle des Ambrosius Alfinger aus Ulm nach Südamerika. — Dort wurde eine Stadt und Festung angelegt, das Land durchforscht und Handel mit den Indianern begonnen. Es waren auch gegen 500 in Deutschland angeworbene Soldaten nach Venezuela gesandt, die sich aber sehr bald unnütz machten. Sie suchten nach Goldminen, zerstreuten sich im Lande und kamen fast alle um. Die Welser hielten sich nunmehr an den Handel. Eine Menge Leute aus Deutschland segelte später nach Venezuela, und ein deutsches Handlungshaus besaß nun ein Reich in Amerika, von welchem in der Heimath Wunderdinge erzählt wurden. Nach etwa 30-jährigem Bestande aber, als in den schmalkaldischen und anderen Kriegsunruhen die Welser große Verluste erlitten hatten, und überhaupt der Unternehmungsgeist bei den deutschen Kaufleuten sich mehr und mehr verlor, überließen die Welser ihre Besitzungen in Amerika an die Spanier, welche schon lange getrachtet hatten, das reiche Land zu erobern.

Daß außer den Deutschen in Venezuela noch viele Andere gleich nach der ersten Entdeckung des Landes der Schätze mit den Spaniern über das Meer gezogen sind, läßt sich denken. Die Deutschen waren einmal seit vielen Jahrhunderten der Auszüge nach dem breiten Ostende Europa's und des Abentheuerns in fremden Ländern gewohnt. Ihre Seefahrer und Handelsleute wußten in den Häfen der beiden Indien wohl Bescheid. Auch ein Philipp von Hutten unternahm im Jahre 1541 eine abentheuerliche Fahrt nach Amerika. In Spanien aber waren die Hansen auf den Märkten bekannt und bevorrechtet, wie dieses ihre Handelsverträge mit den spanischen Königen in jener Zeit nachweisen. Außerdem aber bestand ein lebhafter Verkehr zwischen Spanien und Deutschland, Karl V. vereinigte beide Reiche, das östreichische Kaiserhaus blieb mit den spanischen Königen verwandt und oft genug hat es spanische Kriegshaufen nach Deutschland hereingerufen. Andererseits wanderten deutsche Kriegsknechte nach Spanien, dem alten Lande der Wunder und der maurischen Mährchen, und suchten dort Ruhm und Reichthum. Ein Mann dieser Art war noch in späterer Zeit der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg. Solche Abentheurer versuchten sich auch jenseits des Meeres. Amerika mit seinen Goldländern und die Auswan-

derer dorthin spielen oft genug in unsern Volksmährchen, von denen ein Theil in dem merkwürdigen Buche von der Insel Felsenburg wiedererzählt ist. Wie man mir sagte, sollen sich in Südamerika und Westindien noch einige Pflanzer ihrer alten deutschen Abkunft erinnern, und die Meisten als Soldaten herüber gekommen sein. Mancher Zug deutscher Auswanderer mag schon vor dem 30-jährigen Kriege in Südamerika oder Mexico sich Hütten gebaut haben.

Damals kamen auch mit den holländischen Ansiedlern Deutsche nach den Besitzungen der Generalstaaten und gründeten in Paramaribo auf Surinam und auf den Inseln Curacao, St. Martins und Aruba kleine deutsche Gemeinden, welche noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden. Mehr Deutsche sind in der neuern Zeit nach den spanischen und portugiesischen Besitzungen ausgewandert, als unser Vaterland der Markt wurde, auf welchem die seefahrenden Völker für ihre entlegensten Länder Soldaten und Feldbauer anwarben. Wurden doch im Jahre 1776 an 6000 Deutsche von einem Bayern, Namens Thürriegel, dem Unterhändler der spanischen Regierung, nach der Sierra Morena, im südlichen Spanien, verlockt, wo sie, von der Regierung begünstigt, eine weite Meilenstrecke besiedelten. Obgleich das Klima und der unfruchtbare Boden Viele von ihnen umkommen ließ, haben sie dennoch ihre deutschen Gemeinden bis jetzt erhalten.

Seit dieser Zeit haben sich auch eine Menge deutscher Kaufleute, vornämlich aus den Hansestädten, in Südamerika, Westindien und Mexico ansäßig gemacht. Sie haben große Handelshäuser gegründet, stehen durchweg in hoher Achtung und an einigen Plätzen vorzüglicher als die Engländer. Mit den Kaufleuten zogen regelmäßig auch die deutschen Handwerker, allerwärts bekannt wegen ihres ruhigen Fleißes und wegen ihrer Geschicklichkeit. Die Vorzügler waren dann Abentheurer, welche, wie aus allen Ländern Europa's, so auch aus Deutschland, sich in Menge in diesen Gegenden einfanden, und hier und da als Pflanzer und Aufseher oder in den Diensten der Regierungen hängen blieben.

In Havannah mögen an 3000 deutsche Kaufleute und Handwerker, Künstler und Lehrer sein, auch in Matanzas, St. Jago de Cuba und den andern Seeplätzen finden sie sich, im Innern von Cuba und Portorico giebt es auch einige deutsche Pflanzer.

Zahlreich sind unsere Landsleute in St. Thomas, welche Stadt ein Freihafen ist, auf der dänischen Insel gleichen Namens. Dort haben auch die Herrnhuter Stiftungen und Anstalten.

In Mexico sind Deutsche auch außerhalb der Seeplätze Vera Cruz, Tampico, Matamoras und der Hauptstadt als Ackerbauer, Bergwerker und Gewerbsunternehmer zerstreut. In den nördlichen gebirgigen Strichen bestehen einige kleine Ansiedlungen von ihnen. Vor nicht langer Zeit zog ein Deutscher als Händler im Lande umher, machte sich Geld und Namen, wurde Soldat und ist jetzt General.

Zahlreich sind die Deutschen in Venezuela. In La Guayra, Caracas, Porto Cabello, Maracaibo und Angostura haben einige den bedeutendsten Handel in den Händen. Es besteht zwischen den Städten dieses Landes und den deutschen Hansestädten, die allein in diesen Gewässern die Ehre der deutschen Flagge noch erhalten haben, ein lebhafter Verkehr. Im Innern des Landes giebt es viele auf kleinen Landgütern. Ein Drittel des Heeres wird von deutschen Offizieren befehligt.

Insbesondere ließ es sich die Regierung von Brasilien angelegen sein, Deutsche hinüber zu ziehen. Kaiser Dom Pedro war ihnen besonders gewogen. Er hatte im Plane, sich eine deutsche Leib- und Landwache zu bilden und Ackerbau und Gewerbe durch die Deutschen in Schwung zu bringen. Man warb daher seit 1815 Leute in Deutschland als Ansiedler für Brasilien an, ließ sie vorher dem Kaiser Treue schwören, und führte sie herüber. — Die Meisten davon ärgerten und wunderten sich nicht wenig, als man sie in Soldatenjacken stecken wollte. Indessen zwang man sie dazu, hatte aber wenig Gewinn davon und schaffte ihnen zuletzt Land in der Südspitze von Brasilien, in den gebirgigen Strichen zwischen St. Paulo und Rio Grande. Dort haben sie einige Dörfer angelegt, unter welchen Rio Negro, Pedropolis, St. Amaros, Itapicerica und St. Pedro d'Alexantara mit der Umgegend die bedeutendsten sind. Don Pedro's Gemahlin war eine östreichische Prinzessin und mit ihr kamen mehrere gebildete Oestreicher herüber, die am Hofe und in der Armee Anstellung fanden.

Seit den letzten zehn Jahren sind noch mehrere Schiffe mit deutschen Auswanderern nach Brasilien gesegelt. Die Meisten blieben in Städten als Handwerker und Kleinkrämer, Andere erwarben sich erst Geld durch Arbeiten an den Straßen und kauften sich dann Land. In der Nähe von Rio de Janeiro finden

sich zahlreiche Gehöfte von Deutschen und auch ein paar kleine Ansiedlungen, zu welchen der Plan schon in Deutschland gemacht war. In dieser Stadt, sowie in Bahia, Pernambucco, Rio Grande, giebt es die meisten Deutschen. Auch in Buenos Ayres und Montevideo finden sie sich. Unter den Beamten der Regierung, im Heere und bei Straßenbauten, endlich unter den Fabrik-Unternehmern trifft man Deutsche durch das ganze Land zerstreut.

Unserer Landsleute Geschick und Fleiß hat zum Gedeihen und zur Sittigung Brasilien's nicht wenig beigetragen, sie sind eine Wohlthat für das Land geworden. Daß sie aber selbst sich da wohl fühlten, läßt sich im Allgemeinen keineswegs sagen. Die Krankheiten rauben Viele weg, die Arbeit fällt ihnen bei der Ermattung in der Sonnengluth doppelt schwer, und der feige tückische Charakter der Landeseinwohner, von welchen die Deutschen ihrer Vorzüglichkeit wegen gehaßt werden, macht ihnen oft genug das Leben leid.

In den Hauptplätzen am stillen Meere haben die englischen und schottischen Kaufleute das Uebergewicht. Hier und da, wie in Lima, giebt es auch deutsche Häuser.

In der letzten Zeit hat eine belgische und eine preußische Gesellschaft in Mittel-Amerika mit Deutschen eine Ansiedlung zu gründen unternommen. Der Platz wäre staatlich und an der künftigen Verbindungsstraße zwischen den beiden Weltmeeren vortrefflich gelegen und der ausgezeichnetste für eine selbstständige deutsche Ansiedlung; aber die mörderische Natur des Landes fordert von dem Deutschen die höchste Vorsicht oder das Leben. Bis jetzt sind die Versuche einer Ansiedlung dort fehlgeschlagen, und die armen Auswanderer haben mit Tod und Seuchen dafür gebüßt.

Deutsche Söldlinge.

Edle Kämpfer für die Freiheit schickte Deutschland nach America, aber es war auch genöthigt, Söldnerheere zu senden, welche die aufstrebende Freiheit wiederum in den Staub treten sollten. In Amerika kämpften die Deutschen gegen Deutsche. Männer, welche aus Liebe zu ihrem neuen Vaterlande oder aus freier Wahl das Banner der Freistaaten erhoben, standen im Felde gegen Landsleute, welche die Geldgier der Fürsten

an Engländer verkauft hatte. Ein schmählicher Anblick! Was kann die Schande wieder abwaschen, welche jene Menschen, die fürstlichen Seelenverkäufer, auf den deutschen Namen gebracht haben! Daß andere Völker, wie die Franzosen unter Moncey, der 1791 zur Freiheit in Spanien aufrief und 1822 die Freiheit dort wieder zertrümmerte, sich zur Knechtung fremder Völker unter deren einheimisches Joch haben mißbrauchen lassen, kann die Deutschen nicht entschuldigen. Daß ein großer Theil der eingebornen Amerikaner, die Tories, die schändlichsten Mordthaten und Verräthereien gegen die Freiheitsmänner begingen, wird vergessen oder möglichst verdeckt. Aber für die Deutschen erbt jener Fluch noch fort, der Name „Hesse!" ist noch heute ein Brandmal für den Deutschen in Amerika, noch heute wirft der rohe Amerikaner dieses Wort dem ehrlichen Deutschen mit Verachtung in's Gesicht.

Deutschland war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein großes Heereslager und eine Sammlung von Fürstenhöfen, Adelsgesellschaften, Stadträthen, Zünften und gelehrten Universitäten. Das Volk im Ganzen war gebunden und gebrochen, und hatte nirgends mehr Selbstständiges und Schönes als in seinen Familien. Seine Kraft suchte sich in dicken Büchern oder im dichten Kriegsgetümmel Luft zu machen. Die deutschen Kriegsknechte waren damals in allen Ländern Europa's berühmt und gefürchtet. Ihre Haufen hatten die Schlachten in den französisch-spanischen, deutsch-französischen, polnisch-schwedischen, östreichisch-türkischen, preußisch-östreichischen Kriegen geschlagen; sie hatten es gethan nach dem Willen der Fürstenhöfe. Deutsche Rottenführer dienten in allen Heeren und waren die Meister der Kriegskunst. — Warum sollte man nicht auch einige Tausende dieser Kriegsknechte nach Amerika bringen können? Die Engländer hatten ja Geld und die kleinen deutschen Fürsten brauchten das Geld zu ihren Hoffesten. Die Engländer handelten mit ihnen und zeigten, wie viel blankes Geld sie für jedes Landeskind geben könnten. Der Landgraf von Hessen schlug freudig ein; er hatte damals seine kostbaren Anlagen auf der Wilhelmshöhe im Kopfe, — das Blutgeld, — 30 Reichsthaler für den Mann und noch 20 Pfund Sterling mehr, wenn er nicht zurückkehre, — kam ihm wie geschenkt. Noch ein paar deutsche Fürsten meinten ebenfalls, bei solchem Handel könnten sie sich etwas zu Gute thun. Und nun ging die Menschenjägerei los.

Die brauchbaren Landeskinder wurden zum Kriegsdienste gezogen und die Werber strichen durch das Land. Es gab Soldaten die Menge, welche gleich den alten Landsknechten für gutes Tractament in den Krieg zogen. Auch viel schlechtes Volk ließ sich anwerben. Von der Bande des berüchtigten Räuberhauptmanns Hannikel, der damals gerade eingefangen war, sollen an 300 Mann nach Amerika mitgegangen sein. Auch wo man sonst einen von den wandernden Handwerksburschen, Handlungsdienern oder Studenten erhaschen konnte, steckte man ihn in die Soldatenjacke und beförderte ihn mit den Uebrigen auf die Schiffe. Seume hatte das Schicksal und hat in seinen Schriften die Erlebnisse auf dieser Reise erzählt.

In folgenden Zahlen werden die Mannschaften angegeben, welche „die fürstlichen Schlächter Deutschland's," wie man diese Herren damals im englischen Unterhause nannte, nach Amerika schickten, und welche davon nicht wieder kamen.

Hessen schickte 16,992 Mann und verlor davon 6500; Braunschweig schickte 5723 Mann und verlor davon 3015; Hanau schickte 2422 Mann und verlor davon 281; Anspach schickte 1644 Mann und verlor davon 461; Waldeck schickte 1225 M. und verlor davon 720; Zerbst schickte 1160 M. und verlor davon 176.

In Allem wurden 29,166 Mann hingeschickt und 11,843 davon kamen nicht wieder. Auch während des Krieges wurden noch deutsche Regimenter nachgesandt.

Ein englisch-amerikanisches Blatt in St. Louis veröffentlichte vor zwei Jahren einen Brief des Grafen von Schaumburg, Prinzen von Hessen-Kassel, an den Frhrn. v. Hohendorffen, Oberbefehlshaber der hessischen Truppen in Amerika. — Der Brief ist vom 8. Februar 1777 und soll in Eugene Regnault's Denkwürdigkeiten stehen. — Wir wollen zur Ehre der Menschheit hoffen, daß er erdichtet ist, oder daß der Prinz vorsichtigerweise von Gefallenen statt von Gefangenen redet. Die Veröffentlichung dieses Briefes in Amerika aber lehrt uns, welche Gedanken die Amerikaner von einem Volke hegen müssen, dem man solche Scheußlichkeiten aufdrang. Das Schreiben lautet:

„Baron Hohendorff! — Ich erhielt zu Rom bei meiner Zurückkunft von Neapel Ihren Brief vom 27. Dezember letzten Jahres. Ich ersah daraus mit unaussprechlichem Vergnügen, welchen Muth meine Truppen bei Trenton entfalteten, und Sie kön-

nen sich meine Freude denken, als ich las, daß von 1950 Hessen, welche in dem Gefechte waren, nur 300 entflohen. Da waren denn gerade 1950 erschlagen, und ich kann nicht genug Ihrer Klugheit anempfehlen, eine genaue Liste an meine Bevollmächtigten in London einzusenden. Diese Vorsicht würde um so mehr nöthig sein, als die dem englischen Minister zugesandte Liste aufweis't, daß nur 1455 gefallen seien. Auf diesem Wege sollte ich 160,050 Gulden verlieren. Nach der Rechnung des Lords von der Schatzkammer würde ich blos 483,450 statt 643,500 Gulden bekommen. Sie sehen wohl ein, daß ich in meiner Forderung durch einen Rechnungsfehler gekränkt werden soll, und Sie werden sich daher die äußerste Mühe geben, zu beweisen, daß Ihre Liste genau ist und seine unrichtig. Der brittische Hof wendet ein, daß da 100 verwundet seien, für welche er nicht den Preis von todten Leuten zu bezahlen brauche .... Erinnern Sie sich daran, daß von den 300 Lacedämoniern, welche den Paß bei Thermopylä vertheidigten, nicht Einer zurückkam. — Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden mit seinem Benehmen bin, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche von Trenton entflohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht zehn von seinen Leuten gefallen."

Das deutsche Thermopylä

im Freiheitskriege Nord-Amerika's.

(Nach J. Ruppe's Geschichte von Berks und Lebanon.)

Wer hat nicht von dem schönen Wyoming-Thale gehört, dem oft besungenen, reich gesegneten Landstriche Pennsylvanien's, der größtentheils und zuerst von Deutschen besiedelt worden? Diese herrliche Ebene, wo reiche Bauernhöfe, Gärten und Fluren mit anmuthigen Waldparthien wechseln, wurden im J. 1778 von einem Heerhaufen amerikanischer Tories, Engländer und Indianer zu einer Zeit mit Feuer und Schwert heimgesucht, als sich die Männer der Ansiedlungen, deren Gesammtzahl etwa 350 zählte, bei Washington's Heere, einige Tagereisen entfernt, befanden, woselbst die Hauptmacht des Feindes erwartet wurde. Der Oberst dieser Wyoming-Deutschen war der Friedensrichter Hollenbach.

Er war ein vertrauter Freund Washington's, der seine ausgezeichneten Eigenschaften und seltene Bildung zu schätzen wußte, obschon er in religiöser Beziehung nicht mit ihm harmonirte, da Washington bekanntlich ein strenger Bibelgläubiger, Hollenbach dagegen ein Anhänger Paine's, ein Naturphilosoph und Freigeist war. — Der Nothschrei ihrer Eltern, Weiber und Kinder drang bald aus der Heimath herzzerschneidend zu den Ohren der Wyoming-Freiwilligen und mit Blitzesschnelle sah sich Hollenbach von seinen Leuten umgeben, die ihn drängten, dem mehr als 2000 Mann starken Feinde zu begegnen. Umsonst waren Washington's Vorstellungen, der Allen bei der Uebermacht dieser sengenden und plündernden Horden ein sicheres Ende prophezeihte; die deutschen Männer besaßen nicht die klassische Größe eines Franz von Sickingen, der, mit seinen Reisigen auf einem Kriegszuge begriffen, um sich schaut und seine Burg, worin Weib und Kinder zurückgelassen, in Flammen und von Feinden besetzt sieht, und der dennoch nicht umkehrt, weil er einem Freunde das Wort gegeben. — Angst und Schrecken wogten in Aller Herzen bei dem Gedanken an ihre zurückgelassenen Lieben, aber auch die Fäuste ballten sich im Kampfeseifer und Ingrimm bei der bittern Aussicht auf ihr zerstörtes Glück; an ein Bleiben bei'm Heere war nicht mehr zu denken. Unter dem Schmettern der Hörner traten die erschütterten Männer, ihren Obersten an der Spitze, im Sturmschritt den Heimweg an; sie marschirten Tag und Nacht, bis sie durch die Lichtungen der Gränzmarken statt ihrer friedlichen Wohnungen einer rauchenden Brandstätte, dem rauchenden Trümmerhaufen ihrer Heimath entgegentraten, wobei die Feinde behaglich ihre Zelte aufgeschlagen hatten und ihre Morgenfeuer jubelnd in die Lüfte flammen ließen. Sie unterschieden bald Brand's rothe Horden, die berüchtigten Verwüster der „German Flats," die sich den raub- und mordsüchtigen Tories und Britten beigesellt hatten, die erst in Cherry Valley ein schreiendes Zeugniß ihrer Barbarei gegeben hatten. Hollenbach's düsterer Blick schweifte über seine wackere Schaar, die zähneknirschend und wuthschnaubend bei diesem Schauspiel der Verwüstung stand und dieser Blick verkündete ihm die innersten Gedanken ihrer Herzen. Da war Keiner, der vor einem Ansturme gegen die Räuberhorde zurückgebebt wäre. „Brüder!" rief Hollenbach aus„ „von solchen Memmen, die unsere Abwesenheit erlauert, die nur über Weiber und Kinder Siege zu feiern verstehen, gehen acht auf E'=

nen Mann. Laßt uns die Brut auf eine Art zur Hölle senden, daß selbst der Teufel vor den Deutschen im Wyoming-Thale Respekt kriegt." — Und sich im Sattel erhebend, schwenkte er seinen Degen in der Luft, gab seinem Pferde die Sporen — ein donnerndes Hurrah folgte seinen Worten und heran stürmten die Männer in heißer Kampfeswuth. Vor ihrer ersten Salve wälzten sich gleich hundert Rothhäute, welche, die Avantgarde des Feindes bildend, in Ruhe gelagert waren, in ihrem Blute. Wie ein Laufeuer drang die Kunde des Ueberfalls durch das Lager hin und von allen Seiten eilten die Feinde gegen das kühne Häuflein herbei. Die Sonne ging auf und warf ihren belebenden Strahl auf die müden Deutschen, die sich im Nu anschickten, hinter einer Reihe von Trümmerhaufen Posto zu fassen und ihren Feind zu erwarten. Der erste Anlauf derselben wurde zurückgeschlagen und Viele küßten den Boden unter dem dichten Kugelregen der sicher Verschanzten. — Diese Verhöhnung ihrer Streitkraft und Tapferkeit, die das Erscheinen des kleinen Häufleins den Feinden so offen verkündete, riß bald ihr ganzes Heer zum wilden Kampfeseifer hin; doch auch es vermochte nicht, vor den Feuerschlünden Stand zu halten, die prasselnd seine Reihen lichteten. Oft zurückgeworfen und wieder zum Kampfe eilend, konnten die Feinde keinen Fuß breit Grund gewinnen, obschon ihre Büchsen unter ihren heldenmüthigen Gegnern mächtig zu räumen begannen. — Zwölf Stunden hielten sich diese deutschen Spartaner mannhaft gegen die feindliche Uebermacht. Erst mit dem letzten Glühen des Abendrothes entschied sich das Geschick des Tages; 300 Deutsche waren gefallen und 50 schwer Verwundete, die keinen Pardon nehmen wollten, rangen noch mit der letzten versiegenden Krafe gegen ihre durch solchen Widerstand in Wuth versetzten Feinde. — Welch' glänzende Waffenthat! Welch' ausdauernder Heldenmuth! Wären diese Männer Amerikaner gewesen, sie würden in dem Munde der Nation als die "immortal Wyoming Boys" noch heute fortleben, es waren aber nur Deutsche und ihr Andenken, das so sehr der Unsterblichkeit werth ist, als das der Hellenen bei Thermopylä, verkümmert lautlos in dem Geschichtsbuche zweier pennsylvanischer Grafschaften.

☞ Auf den Wunsch vieler Subscribenten der „Didaskalia" werden in diesem und den folgenden Heften auch die neuesten Ereignisse der alten Welt in den historischen Bildern mitgetheilt werden. D. R.

Europa,

seine

Bewegungen u. Revolutionen.

Historische Bilder der jüngsten Vergangenheit

von

S. Maclea.

I.

Fürst Metternich und seine Politik.

Monsieur de Metternich prend
l'intrigue pour la politique.
Napoleon.

Eine lange Reihe von Jahren hatte der östreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürst Metternich, mit seinem fluchbeladenen „Systeme" die Reiche Europa's und besonders Oesterreich, Deutschland und Italien umsponnen und sie langsam, mit offenen Augen und täuschender Gutmüthigkeit, bei'm ruhigsten politischen Horizonte endlich dem fürchterlichen Strudel entgegengeführt, der gegenwärtig seine Völker erfaßt hat und sie nun unaufhaltsam mit sich fortreißt, vielleicht dem Einen oder dem Andern zum Grabe werdend. Aber worin besteht oder bestand das Metternich'sche System? Einfach zusammengefaßt in: Befestigung des Absolutismus, Steigerung desselben bis zur Despotie und Tyrannei, und zur Bewerkstelligung desselben Tödtung aller Nationalitäten und Vernichtung aller Volksfreiheit. Dieses waren die Grundzüge des Metternich'schen Strebens, womit er glaubte, die europäischen Völker in ewige Fesseln schlagen und in Europa, wenigstens in Deutschland und Italien, die Ruhe des Friedens erzwingen zu können. Um dieses Streben zu verwirklichen, war ihm kein Mittel zu schändlich und keines zu gewaltsam. Daß indessen diese Kirchhofsruhe in Europa nicht erzwungen werden konnte; daß er so ganz und gar die den europäischen Völkern inwohnende moralische Kraft verkannte oder wegläugnete, zeigt, daß Fürst Metternich wohl ein gewandter

hinterlistiger Diplomat, aber kein großer Staatsmann war, wie er und sein serviler Anhang die Welt glauben machen wollten. Die Völker haben wenigstens die traurige Genugthuung erhalten, sein System in wenigen Tagen gestürzt und ihn selbst verjagt zu sehen. Die convulsivischen Krämpfe, an denen gegenwärtig Europa leidet, werden am Ende doch, früher oder später, die gänzliche Vernichtung derjenigen Grundsätze und Doctrinen herbeiführen, welche Fürst Metternich als unantastbar und ewig dauernd aufgestellt hatte.

Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von Metternich, Herzog von Portella, wurde am 15. Mai 1773 zu Koblenz geboren. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er bei dem Rastadter Friedens-Congresse als Gesandter des westphälischen Grafen-Collegiums. Er wurde 1801 östreich. Gesandter in Dresden, war im Winter von 1803—4 in Berlin, wo er, als der dritte Coalitionskrieg ausbrach, den Allianzvertrag zwischen Oestreich, Preußen und Rußland zu Stande brachte, und ging 1806 als Botschafter nach Paris, wo er in einem sehr vertraulichen Verhältnisse zu den napoleonischen Ministern Talleyrand und Fouché gestanden haben soll. Sein diplomatisches Wirken von vornherein zeigte, daß er von einem patriotischen Gefühle, welches wirklich große Staatsmänner aller Nationen charakterisirt, nichts wußte. Er schloß sich in Dresden an jene Männer, welche das Interesse Deutschland's verriethen, oder wenigstens verwahrlosten und ließ sich von ihnen als Marionette gebrauchen, während er sich von ächt patriotischen Männern zurückzog. Dieselbe Politik befolgte er bei seiner ersten Mission nach Paris. Eine Sorge um Deutschland drückte ihn nicht, selbst seine Liebe zu Oestreich, in dessen Dienst er stand, erhob sich nicht über das allergewöhnlichste Maaß. Mit der höchsten Kälte verhandelte und unterschrieb er vielmehr jedes östreichische Unglück. Er wähnte Oesterreich am besten zu dienen, wenn er dasselbe in Napoleon's Bienenmantel möglichst versteckte. Vollendete Thatsachen waren ihm so heilig wie das Recht.

Im Jahre 1809 übernahm Fürst Metternich das Steuer der östreich. Monarchie, um bald die Geißel von Oestreich, Deutschland und fast von ganz Europa zu werden. Kaiser Franz, den die Geschichte, trotz seines äußern Anscheines von Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit, als einen hinterlistigen, mißtrauischen und eigensinnigen Monarchen schildert, hatte drei Jahre zuvor die

deutsche Kaiserkrone niedergelegt und gegen eine östreichische umgetauscht. Metternich war ganz der zu einem solchen Herrn passende Diener. Der „gute Vater Franz" ließ ihn so ziemlich frei schalten und walten, und was er that, galt ihm in der Regel für gut. Metternich's Politik war damals, die österreichische Monarchie in's Schlepptau von Napoleon's Glück zu binden, mit dem diplomatischen Hintergedanken gerüstet, Napoleon sofort zu verlassen und ihn zu verrathen, wenn der Stern dieses Cäsar's einmal erbleichen sollte. In diesem doppeltsichtigen diplomatischen Geiste wirkte auch Metternich während des Krieges von 1813 und 1814 im östreich. Hauptquartiere. — Doch als Oesterreich im August 1813, als der Stern Napoleon's bereits stark im Sinken war, wirklich der englisch-preußisch-russischen Allianz beitrat, legte er nicht, wie Preußen und Rußland, die wesentlich nationale Richtung, die Volksbegeisterung für Freiheit und das Abschütteln der Fremdherrschaft in die Waagschale, sondern nur den Willen seines souverainen Kaisers; von der östreichischen Nation wurde erwartet, daß sie mit der Armee ihre Schuldigkeit thun würde. In Consequenz dieses ersten Schrittes Oestreich's, welches nunmehr an der Spitze der Allianz stand, wurde dann der Grundsatz aufgestellt, daß in jenem Riesenkampfe nicht die Völker die Schlachten gegen Napoleon, den gewaltigen und genialen Unterdrücker der Nationalitäten, geschlagen, sondern die Souveraine. In diesem Sinne handelte denn auch der gegen Schluß Septembers 1814 zusammentretende Wiener Fürsten- und Minister-Congreß, wo die Monarchen oder ihre Gesandten sich mehrere Monate nur um ihre Interessen und Vortheile herumstritten und sich beinahe darüber in die Haare gefallen wären; während man des armen Volkes, das sich in edler Begeisterung für Freiheit und Recht und für seine Fürsten halb aufgeopfert hatte, kaum gedachte, und demselben nur so nebenbei einige Vergünstigungen versprach, aber in der That nur spärlich oder gar nicht hielt.

Allein für das reichlich gesäete Blut wollten die Völker auch erndten, und zwar mit Recht. Durch schöne Verheißungen hatte man sie begeistert in den Kampf getrieben, und jetzt wurden diese Verheißungen gleichsam ignorirt. Die Völker sahen sich betrogen und die Anzeichen ihrer Unzufriedenheit wurden bald bemerkbar. Ohne die undankbare und schändliche Politik Metter-

nich's, welche fortwährend die europäischen Cabinette zu beherrschen wußte, würden ohne Zweifel die meisten Fürsten den gerechten Wünschen und Forderungen ihrer Völker willfahrt haben, und die gegenwärtigen Völkerbewegungen würden wenigstens nicht so bald und nicht so gewaltsam und furchtbar herbeigezwungen worden sein; der östreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler verachtete jedoch die Stimme der Völker und Nationalitäten; er kannte nur Unterthanen, und die hatten, seiner Meinung nach, kein Recht zu fordern.

Indessen trotz dieses diplomatisch-stolzen Nichtanerkennens des erwachten und fordernden Volksgeistes, konnte Metternich seine drohenden Symptome, welche hie und da hervorbrachen, nicht wegläugnen; allein er glaubte — oder schien zu glauben, daß diese drohenden Symptome nur von einigen „Uebelgesinnten" von einer „geheimen, wühlerischen Propaganda" herrührten, daher sein jahrelanges Fahnden nach den „Rädelsführern," mit deren Unschädlichmachen auf gewaltsame oder bestechliche Weise er dem immer deutlicher und drohender hervortretenden Volksgeiste den Kopf abschlagen zu können vermeinte. Er glaubte, durch künstliche Dämme die immer höher steigende Fluth in seiner Gewalt behalten zu können. Während den Conferenzen der Fürsten zu Aachen, Carlsbad, Wien, Troppau, Laibach, Verona, Töplitz, Prag, London u. s. w., deren Seele Fürst Metternich war, wurden die Ketten und Stricke gedreht, welche den erwachten Volksgeist bändigen, niederhalten und erwürgen sollten. Der nunmehr unselig entschlafene sogenannte „Bundestag" zu Frankfurt war dabei zum Schergen und Henker ersehen, welches verächtlichen Amtes sich dieser dann auch mit großer Dienstbeflissenheit zu entledigen suchte.

Der nicht mehr einzuschläfernde und höchst unzufriedene Volksgeist offenbarte sich zuerst durch die Elite der deutschen feurigen Jugend bei'm Wartburgfeste, am 18. Oktober 1817. Mehrere hundert Studenten hatten von zwölf Universitäten sich eingefunden, und die seit 1813 verbotenen burschenschaftlichen Farben: Schwarz-Roth-Gold, erschienen hier zum erstenmale als Symbol deutscher Volks-Einheit. Am Siegesfeuer der Oktoberschlacht wurden auf dem der Wartburg nahe gelegenen Wartenberg 28 dem Volksstreben reactionaire Schriften verlesen und das Verzeichniß derselben verbrannt. Der Grundgedanke des Festes war die Gründung einer allgemeinen Burschenschaft und die Beseiti-

gung aller landsmannschaftlichen Spaltungen auf den Hochschulen und die Reinigung der Sitten im Studentenleben. Die Reaction (Rückschrittspartei) fand hierin einen guten Vorwand zur Verfolgung, welcher durch den Mord des reactionairen Kotzebue's durch den Jenaer Studenten Karl Ludwig Sand von Wunsiedel am 23. März 1817 neue Nahrung erhielt. Das Wiener Kabinet überließ hierbei zunächst der preußischen Regierung, gegen Jugend und Volk mit Proscriptionslisten, Einkerkerungen und Criminalsentenzen einzuschreiten. Die berüchtigte Immediat-Commission wurde errichtet und die besten Patrioten in eine Untersuchung gezogen, in welcher sie wegen der Vaterlandsliebe, die Preußen und Deutschland 1813 gerettet, sechs Jahre später — verurtheilt wurden.

Nach dem Tode Kaiser Franz I., am 2. März 1835, blieb Fürst Metternich, zum Unglück Europa's, nicht allein unter dem folgenden Kaiser Ferdinand I. in allen seinen Aemtern, sondern er gewann auch noch größern Einfluß, und konnte freier schalten und walten denn zuvor. Ueberall, wo es die Freiheit der Völker galt, war er der intriguirende Opponent; der Absolutismus und selbst der Despotismus fand allezeit in ihm einen Vertheidiger und Beschützer. In dem Befreiungskriege Griechenland's gegen die Pforte beschwor er die dabei zu Gunsten Griechenland's intervenirenden drei Mächte, England, Rußland und Frankreich, ihm und seinem Systeme, um der zukünftigen Seligkeit der Dynastien willen, treu und folgsam zu bleiben. Glücklicherweise zerhieb der brittische Vice-Admiral, Sir Edward Codrington, vermuthlich nach der geheimen Instruction des damaligen Groß-Admirals, Herzog von Clarence, nachherigem Könige Wilhelm IV., den gordischen Knoten durch die gloriöse Seeschlacht im Hafen von Navarino und rettete dadurch Griechenland's Selbstständigkeit. Die neapolitanischen Wirren im Jahre 1820 hatte allein das östreichische Cabinet herbeigeführt. Oestreich's Waffen hatten 1815 den König Ferdinand auf den Thron von Neapel zurückgeführt und ihn zu der Uebereinkunft genöthigt, das Repräsentativsystem oder die Volksvertretung der früheren liberalen spanischen Constitution von 1812 auf keinen Fall mehr zuzulassen. Die Carbonari und Freimaurer wurden auf brutale Weise von der Polizei, unter der Leitung des Prinzen Canosa verfolgt, vertrieben und zu vernichten gesucht, was die Ungeduld der Liberalen reizte und sie nur um so schneller zur offenen

Empörung trieb. Am 20. Juli 1820 wurde von dem Cavallerie-Lieutenant Michele Morelli und dem Priester Luig Minichini die liberale spanische Constitution von 1812 ausgerufen und in wenigen Tagen stimmte ihnen das Volk und die Armee des ganzen Königreichs beider Sicilien bei. König Ferdinand und die Prinzen beschworen am 13. Juli die Constitution von 1812. — Allein der Monarchen-Congreß zu Troppau und Laibach im Januar 1821 verwarf die von den Carbonaris und dem Militair bewirkte Umwälzung. Der König von Neapel wurde nach Laibach eingeladen und ihm eröffnet, daß die königliche Gewalt, sowie sie vor dem 5. Juli gewesen, wieder herzustellen sei. Oesterreich war bereit, dies mit Waffengewalt zu bewirken. Ein österreichisches Heer unter Frimont rückte gegen die Abruzzen vor, schlug die schlecht disciplinirte neapolitanische Armee unter General Peppe am 7. März selben Jahres bei Rieti, besetzte Aquila, Neapel, Gaeta und Pescara — und der Krieg hatte ein Ende. König Ferdinand erklärte von Florenz aus die von ihm kurz vorher beschworene liberale Constitution für ungültig und kehrte nach Neapel zurück, um sich, von östreichischen Bajonetten geschützt, in der Verfolgung des Carbonarismus und Begünstigung der Jesuiten für den ausgestandenen königlichen Schrecken eclatant zu rächen. Michele Morelli und Jose Silvati, welche nicht entflohen waren, wurden hingerichtet. Doch Zeitideen lassen sich weder todtschießen noch wegguillotiniren, und die trotz aller Gewaltmaßregeln, Unterdrückungen und Verfolgungen, im Geheimen arbeitenden Freiheitsbestrebungen und zeitweise hervorbrechenden Revolutionsversuche, hätten den Wiener Staatskanzler längst überzeugen sollen, daß der Geist der Zeit sich durch List und Gewalt wohl auf eine kürzere oder längere Frist aufhalten läßt; aber endlich um so furchtbarer sich Bahn bricht.

„Ich bin der Beichtvater aller Cabinette," erklärte Metternich seinem Biographen, Hrn. Capefigue. Dieses mag die Wahrheit gewesen sein; aber eben so wahr ist es auch, daß Metternich der böse, der negative oder verneinende Geist aller Cabinette gewesen ist. In Portugal bekämpfte er sogar eine Dynastie (Regentenfamilie) durch den Usurpator und Despoten Dom Miguel, weil sie sich freisinnig zeigte; während die englischen Tories Wellington und Aberdeen und der französische Reactionair Minister Polignac seine unterwürfigsten Beichtkinder waren. — Selbst der heilige Vater, Gregor XVI., fand es nicht unter sei-

ner Würde, bei Herrn Metternich zeitweise zur politischen Beichte zu gehen; denn es ist über allen Zweifel und fast augenscheinlich dargethan, daß Metternich theils durch Lambruschini und den Oratorier Theiner, theils durch den verrufenen Gaetano Moroni den Papst in Betreff der gemischten Ehen zu den bekannten Mißhelligkeiten mit der preußischen Regierung bis zum Jahre 1841, sowie im November 1839 zu der berüchtigten Allocution über die kirchlichen Verhältnisse in Lithauen und Weiß-Rußland, und zu der zweiten Allocution und dem apostolischen Sendschreiben gegen die Kloster-Aufhebung in der Schweiz antreiben ließ, während er selbst (Metternich) diese Geschäfte durch den Lemberger Metropoliten, Michael Lewicki, wider Rußland und durch die Münchener Ultramontanen, mit denen er durch Jarke und Hurter verkehrte, wider Preußen und die Schweiz leitete.

Fürst Metternich hatte sich gewissermaßen als Wächter eines Systems aufgestellt, welches, nach dem Ausdruck des Grafen Münster, „überall das Schlechte beschirmte, wenn solches nur zum Absolutismus führte;" welches alle Fürsten und alle Throne zu schirmen verhieß und keinen Fürsten, nicht einmal einen von Hechingen, Ebersdorf und Waldenburg, und keinen Thron, weder den Karls X., noch den Karls von Braunschweig, noch den Belgien's in der That zu schützen im Stande war, und welcher zuletzt selbst verjagt ward und sich nicht zu schirmen vermochte.

Als in den Julitagen 1830 das Pariser Volk Karl X. und die Creaturen Metternich's, Polignac und Peyronnet, vertrieben und der edle, aber beschränkte Lafayette in Louis Philipp von Orleans „die beste der Republiken" proklamirt hatte, kümmerte sich Metternich wenig mehr um die Dynastie Bourbon und verstand sich bald mit der constitutionellen Heuchelei des französischen „Bürgerkönigs"; denn Frankreich war eine härtere Nuß als das neapolitanische Reich, zu hart für seine diplomatischen Zähne. Ihm war es genug, daß Frankreich einen König behielt, und das Bürgerthümliche dieses Königs wußte er mittelst der Schwester desselben, Madame Adelaide, und seiner ergebenen Creatur Guizot langsam und nach und nach zu untergraben. So oft der Bürgerkönig Louis Philipp in's Lager seiner Julifreunde desertiren wollte, ließ ihn Metternich durch Madame Adelaide, die bekanntlich sehr vielen Einfluß auf den König hatte, ganz leise an die Zukunft seiner königlichen Familie erinnern.—

Das war die schwache Seite Louis Philipp's, die Gründung einer festen Dynastie, der er Alles opferte und die ihn grade zu einem ganz entgegengesetzten Ziele führte. Die geheime Correspondenz der Schwester des Bürgerkönigs mit dem Fürsten Metternich datirte schon von der Mitte des Jahres 1829 her, und wurde durch Fieschi's Attentat auf Louis Philipp immer lebhafter.

Nachdem Louis Philipp für die reactionaire Politik gewonnen war, hatte man mit den Freiheitsbestrebungen anderer Länder, und besonders Deutschland's, leichteres Spiel, und der Sturm, den die Juli-Revolution heraufbeschworen hatte, und welche schon hie und da zum Ausbruche gekommen war, wurde mit Schlauheit und Gewalt wieder zu einer fast gänzlichen Windstille herabgestimmt. Doch hatte der kurze Durchbruch des Frühlingshauches der Freiheit einige Blüthen getrieben: Kurhessen, Hannover, Braunschweig, Sachsen und fast alle kleineren Staaten Deutschland's erhielten Volksvertretung oder Repräsentativ-Verfassungen, die sich, mit Ausnahme Hannover's, bis 1848 erhielten, freilich durch Metternich und sein Organ, den deutschen Bundestag, sehr verkümmert und wenig respectirt. — Vergebens demonstrirte der erwachte Geist der Freiheit, der früher in der Burschenschaft hervorgetreten, in politischen Flugblättern und Journalen, durch das Hambacher Fest 1832 und durch das Attentat 1833 und durch das „junge Deutschland," welches für längere Zeit ein Asyl in der Schweiz fand, gegen die immer schroffer auftretende Reaction; er mußte noch einmal derselben weichen; doch that er's nur grollend und wartete auf gelegenere Zeiten, welche nicht ausblieben.

II.

Die Schweiz und der Sonderbund.

Im Hochland fiel der erste Schuß,
Und, die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam in's Rollen!
F. Freiligrath.

„Der Schweiz gebührt der Ruhm in neuerer Zeit, bei den grundsätzlichen Kämpfen, welche gegenwärtig Europa bewegen

auf ihre Weise immer einige Schritte vorausgegangen zu seyn, und in ihren Kreisen die nachfolgenden größern Begebenheiten im kleineren Maßstabe vorgebildet zu haben," sagt der Professor J. Fröbel in seiner geschichtlichen Darstellung des Sonderbundes der ultramontanen Schweizerkantone.

Schon 1830 hatten sich in verschiedenen Kantonen liberale Bewegungen gegen die von den Großmächten seit 1815 begünstigte Beschränkungen der Preßfreiheit, des Asylrechts, der Volkswahlen in die Großen Räthe, der Berufung der Jesuiten nach Freiburg, der Anordnung strenger Polizeimaßregeln, der Erhebung der Oligarchien und Aristokratien, der Herstellung und Erweiterung der Vorrechte der Geistlichkeit in den katholischen Kantonen u. s. w., kundgegeben, welche durch die späteren Zeitereignisse, besonders durch die Juli-Revolution, sich immer weiter verbreitete. Von Thurgau aus wurde die Idee einer Berufung frei gewählter Verfassungsräthe für die Bearbeitung der einer Abstimmung des Volkes zu unterwerfenden Reformvorschläge ausgesprochen und fand großen Anklang. Zwei Drittheile der Schweiz erklärten sich für den Liberalismus und freisinnige Einrichtungen. Bei diesem Parteikampf trennte sich der Kanton Basel in zwei Theile, in Baselstadt und Baselland. Baselstadt mit Uri, Schwyz, Unterwalden und Neuenburg blieben conservativ und reactionär.

Während einer Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande, besonders wegen dem Asyl zahlreicher politischer Flüchtlinge, des „Jungen Europa" und wegen dem in der Schweiz wohnenden französischen Kronprätendenten Louis Buonaparte, suchte die niedergeworfene Reaction wieder ihr Haupt zu erheben. Die Züricher Reaction von 1839 eröffnete die religiösen Bewegungen, welche seitdem eine so große Bedeutung erlangten. Das liberale System, welches von 1830 an den Kanton Zürich beherrscht und mit vielen trefflichen Institutionen beschenkt hatte, wurde gestürzt; die Früchte einer aufgeklärten Periode von neun bis zehn Jahren schienen durch die Verfinsterungssucht von Aristokraten, Pietisten, Jesuiten und bethörten Bauern bedroht. Doch während Luzern seine guten Einrichtungen preisgab, seine Presse, sein Schulwesen und seine Gerechtigkeitspflege zu Grunde richtete, erhoben sich die Züricher Liberalen von Neuem gegen ihren Feind. Der Aufstand des Freienamtes gegen die liberale Regierung des Aargau wurde unterdrückt, die aargauischen Klöster, welche ihn geschürt hatten, aufgehoben und — trotz aller Einsprache und Bemühungen der ultramontan-gesinnten Stände — nicht wieder

hergestellt. Die ganze westliche Schweiz stand unter dem Einfluß der demokratischen radicalen Partei oder der jungen Schweiz.

Die aristokratische altschweizerische Partei, von den Vertretern der auswärtigen Reaction, von Pfaffen und Diplomaten gehetzt und unterstützt, warf sich in die Arme eines ehrgeizigen, schlauen Verräthers — Siegwart-Müllers — und es wurde der Plan gefaßt, Luzern zu einer „Festung des *) Ultramontanismus" zu machen. Die Berufung der Jesuiten und die Stiftung des Sonderbundes sollten den abenteuerlichen Plan verwirklichen helfen. Vergebens hatte der Große Rath des Kantons Aargau auf der Tagsatzung am 19. Aug. 1844 einen Antrag auf Aufhebung und Ausweisung des Ordens der Jesuiten aus der gesammten Schweiz gestellt; die Mehrheit der Stände wollte nicht einschreiten. Jetzt dachten die Jesuitengegner daran, der Berufung der Jesuiten nach Luzern sich gewaltsam zu widersetzen, allein das planlose Unternehmen scheiterte am 8. Dec. und die Reaction in Luzern erzwang nun eine Schreckensregierung. Zu Ende März brach ein neuer Freischaarenzug der Jesuitengegner, unter der Anführung des Hauptmanns Ochsenbein aus dem Kanton Bern, etwa 4000 Mann stark, in den Kanton Luzern ein, welche aber am 1. April total geschlagen und zerstreut wurden. Die Jesuitenpartei befleckte ihren Sieg, wie früher, durch Grausamkeiten und Terrorismus.

Ermuthigt durch diese Erfolge einerseits und durch den im Volk und bei den Regierungen im größeren Theile der Schweiz sich kundgebenden Jesuitenhaß mit neuer Besorgniß erfüllt, traten die ultramontanen Kantone Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis im Sept. 1845 in einem Sonderbund zusammen, zuerst heimlich, dann offen, und gaben sich eine vollständige Organisation, beschützt durch eine eigene Militairmacht. Da jedoch dieses Schisma den Bestimmungen des Bundesvertrages der Eidgenossenschaft zuwider war, und sich durchaus mit dem allgemeinen Bunde der Eidgenossenschaft nicht vereinen ließ, so brachte der Vorort Zürich diese Angelegenheit vor die ordentliche Tagsatzung des Jahres 1846. Für die Auflösung des Sonderbundes stimmten anfänglich nur 10½ Kantone; da

*) Ultramontanismus bedeutet so viel wie unbedingte und blinde Ergebung an den Papst, und besonders das Bestreben, die katholischen Nationalkirchen dem Papste und dem römischen Hofe mehr zu unterwerfen, als bischöfliche und Landesrechte gestatten und die Wirksamkeit der im Katholicismus enthaltenen christlichen Elemente duldet.

jedoch zu einer entscheidenden Majorität 12 Stimmen erforderlich waren, so konnten die liberalen Kantone nichts gegen den Sonderbund bezwecken. Die Revolution in Genf, im radical-demokratischen Sinne, verschaffte dem Antrag gegen den Sonderbund die eilfte Stimme, und ganz unerwartet trat auch St. Gallen auf die Seite der Liberalen, und ergänzte dadurch die zwölfte Stimme. Am 20. Juli 1847 sprachen 12 2/2 Stimmen, oder zwölf ganze und zwei halbe Kantone sich für die Auflösung des Sonderbundes aus; am 3. Sept. ging ein zweiter Antrag mit derselben Stimmenmehrheit durch, welcher die Ausweisung der Jesuiten für eine Angelegenheit des Bundes erklärte. Als die friedlichen Versuche von den Sonderbunds-Kantonen schroff zurückgewiesen wurden, und das Volk derselben von seinen Führern auf beispiellose Weise bearbeitet, aufgehetzt und fanatisirt wurde, und die Machthaber von Luzern sich sogar Gewaltmaßregeln gegen die Commissäre des eidgenössischen Kriegsraths erlaubten, entschloß sich endlich die Tagsatzung zu Gewaltmaßregeln. Der Sonderbund seinerseits, unter der Dictatur Siegwart-Müllers, wagte die offene Empörung gegen die gesetzmäßige eidgenössische Gewalt, und verließ sich dabei auf die Hülfe Oestreich's u. Frankreich's, auf erwarteten Ungehorsam der Executionsmacht und auf den Fanatismus seiner Bevölkerung, welche durch Reliquien und heilige Amulette schuß- und stichfest zu seyn glaubte. Die Tagsatzung zögerte nicht, ihre Drohung zu verwirklichen. Am 24. Okt. wurde die Aufstellung einer Executionsarmee von anfänglich 50,000 Mann beschlossen, die später auf 101,500 Mann erhöht wurde. Der eidgenössische Oberst W. H. Dufour von Genf erhielt den Oberbefehl. Der Sonderbund stellte 25,000 Mann reguläre Truppen und einen massenhaften Landsturm, mit Hellebarden, Morgensternen und andern rohen Waffen versehen und vom äußersten Fanatismus erhitzt, in's Feld. Der berüchtigte Oberrichter Ammann von Luzern, der Quäler aller politischen Gefangenen, versammelte einen freiwilligen Haufen um sich, der sich die Rächerschaar nannte, und Rache für die Ermordung des Rathsherrn Leu an den Radicalen nehmen wollte, denen dieser Mord als Parteisache Schuld gegeben wurde.

Die Feindseligkeiten wurden von Seiten des Sonderbundes eröffnet. Am nämlichen Tage, an welchem die Tagsatzung die Execution zu vollziehen beschloß, am 4. November, besetzten sonderbündische Truppen auf dem Gotthard das auf tessinischem Gebiete liegende Schutzhaus am Anfange des Tremolathales, und

es floß auf diesem kleinen Schauplatze das erste Blut. Unterdessen leitete Dufour das complicirte Unternehmen mit der Ruhe und Umsicht des sichern und erfahrenen Talentes, und mit den humanen Rücksichten eines echten Republikaners und Bürgersoldaten. Sein Plan war nicht allein auf das sichere Gelingen des Hauptzweckes gerichtet, sondern auch darauf, daß dieses Gelingen mit der geringsten Menge von Blut auf beiden Seiten erkauft werde, so daß die Anwendung der Gewalt nicht den Haß und die Theilung der Eidgenossen vermehren, sondern ein Mittel des Friedens für die Zukunft werden möchte. Dies gelang ihm auch auf die vollständigste Weise. Während die Observationsarmee von allen Seiten ruhig sich nach den Divisionsstationen zog und den Sonderbunds-Kantonen die Lebensmittelzufuhren abgeschnitten wurden, erschöpfte man in diesen seine Kräfte in einer unvernünftigen Aufregung und in nachtheiligen und wirkungslosen Maßregeln. Man zerstörte Straßen und Brücken, fällte Bäume zu Verhauen, stach Kanaldämme durch und setzte Gegenden unter Wasser, baute Schanzen und grub Minen. Bei allem Dem gelang es nicht, überall dem Hasse die von den Anstiftern gewünschte Höhe zu geben. Hier und da reichten die Schildwachen der beiderseitigen Vorposten sich die Flasche und Taback über die Grenze, und bei der Sinserbrücke tanzten sie gemeinschaftlich unter Begleitung der beiderseitigen Feldmusik.

Dufour wollte zuerst das isolirt liegende Freiburg zum Gehorsam zurückbringen. Am 10. Nov. begann der Einmarsch in diesen Kanton, am 13. war die Einschließung der Stadt vollendet. Obgleich sie die Mittel zu einem hartnäckigen Widerstande besaß, war ihr doch im entscheidenden Augenblick der Muth dazu gesunken. Die Stadt begehrte Waffenstillstand bis zum nächsten Morgen, wo sie capitulirte und von den eidgenössischen Truppen besetzt wurde. Die Regierung hatte sich aufgelöst und war verschwunden. Eine provisorische Regierung bildete sich und erklärte, was später der Große Rath bestätigte, die ewige Verbannung der Jesuiten und ihrer affiliirten Körperschaften — der Ligorianer, Marianer, Brüder der christlichen Lehre, Schwestern vom heiligen Joseph, Schwestern des heiligen Vincent von Paula und Schwestern vom heiligen Herzen. Sie mußten in 24 Stunden den Kanton verlassen und ihre Güter fielen dem Staate für die Zwecke des öffentlichen Unterrichts zu. Der Kanton Freiburg trat vom Sonderbunde zurück.

Auf die Capitulation von Freiburg folgte am 21. die von Zug, wo die eidgenössischen Brigaden mit Jubel empfangen wurden. Am 23. und 24. bezwangen die Executionstruppen, die sich nach einem guten Kriegsplan bewegten, von allen Seiten her die Hindernisse, welche der Einschließung Luzern's entgegenstanden. Es fielen ziemlich hitzige Gefechte vor. Der sonderbündische Kriegsrath fand sich in die Enge getrieben und daher für gut, sich heimlich zu entfernen; die Regierung von Luzern folgte, mit Ausnahme von drei Mitgliedern. Ein Dampfschiff führte, ohne Wissen des sonderbündischen Oberbefehlshabers, die sonderbündischen Notabilitäten in Gesellschaft von Jesuiten, Capuzinern, Priestern und Nonnen mit der Kriegs- und Staatskasse, den Urkunden und Siegeln, Vorräthen und persönlichen Habseligkeiten nach Uri, wo augenscheinlich Sigwart-Müller seine Dictatur fortsetzen wollte. Aber die Hülfstruppen der kleinen Kantone zogen sich nun ebenfalls schleunig zurück, und Luzern wurde auf unbedingte Unterwerfung von den eidgenössischen Truppen besetzt. Die so lange Zeit terrorisirte Bevölkerung der Stadt, welche in ihrer Mehrheit dem Sonderbund nie zugethan gewesen war, brach in Jubel aus, und die eidgenössischen Farben wehten von den Thürmen und von allen Häusern. In der Nacht auf den 25. capitulirte Unterwalden und nahm eidgenössische Besatzung auf. Schwyz folgte am 26. Das Volk demolirte hier das Gebäude der Jesuiten, zu dessen Errichtung es einige Jahre zuvor freiwillige Frohndienste geleistet hatte. Am 27. capitulirte Uri und verpflichtete sich dabei, die verschleppten Kassen, Siegel, Documente und Vorräthe zurückzugeben. Am 29. endlich ergab sich auch Wallis, wo die Regierung, als Tags darauf die eidgenössischen Truppen einrückten, wie die von Freiburg und Luzern, verschwunden war. Alle Glieder des Sonderbundes waren in den Capitulationen einzeln von demselben zurückgetreten. Der Sonderbund war nicht mehr, und der demokratische Geist der Neuzeit hatte in seinem begonnenen Kampf gegen das System des Absolutismus den ersten glänzenden Sieg errungen; er war das Signal des hervorbrechenden Völkersturmes.

III.

Pius IX. und Italien.

„Doch es war schlimmer, o! viel schlimmer Freund!
Als sie's in Wien sich hatten träumen lassen."
Schiller's Wallenstein.

Ehe noch das Drama in der Schweiz zu seiner vollständigen Entwickelung gekommen, stand schon die Demagogik der Masse schlagfertig gerüstet da, trotz Metternich und der Reaction. In diesem verhängnißvollen Augenblick starb Gregor XVI., Mauro Capellari, der Brennpunkt des Ultramontanismus, und Pius IX. bestieg den Stuhl Petri. Wer in aller Welt hätte erwarten können, daß vom Vatican aus, vom Nachfolger eines Gregor's XVI. die ersten Blitze gegen die Bollwerke des Absolutismus geschleudert werden würden. Und doch war dem so. Pius stellte sich an die Spitze der Völker, nicht als Papst von Rom, sondern als Erbe der alten republikanischen Roma. Der ungeheure Jubel, mit welchem der neue liberale Pontifex von den Römern und allen bis dahin geknechteten Völkern der westlichen Hälfte Europa's begrüßt war, enthält das härteste Verdammungsurtheil, das über seine Vorgänger und die Partei des finstern Rückschritts ausgesprochen werden kann.

Joseph Maria Graf von Mastai-Ferreti wurde am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia geboren und ist der Sohn einer begüterten Familie. Da er in seiner Jugend große Neigung zum Militairstande hatte, so suchte er um Aufnahme in die Nobelgarde Pius VII. nach, wurde jedoch wegen seiner schwächlichen Gesundheit zurückgewiesen. Er widmete sich nun dem geistlichen Stande und studirte im Collegium zu Volterra seit 1816 mit großem Eifer Theologie, obgleich ihm auch hierbei seine Körperschwäche sehr oft hinderlich war. Endlich war er jedoch vollständig genesen, erhielt die Weihen, wurde in Rom Priester und schloß sich unter Leo XII. im Jahre 1823 der Mission nach Chili in Südamerica an. Nach seiner Rückkehr im J. 1825 unterzog er sich als Stiftsherr in Rom mit vieler Aufmerksamkeit der Armenpflege, namentlich im großen Hospitale von San Michele am Tiberufer. 1827 wurde er vom Papste Leo XII. zum Erzbischof von Spoleto, 1833 von Gregor XVI. zum Erzbischof von Imola und 1840 zum Cardinal erhoben. Nach Gregor's XVI. Tode wurde er nach dreitägigem Conclave am 16. Juni als dessen

Nachfolger erwählt und erhielt den Namen Pius IX. Er wird als ein milder, liebenswürdiger wohlwollender Mann geschildert, mit einer sehr einnehmenden Persönlichkeit, die sehr vortheilhaft zu dem starren, specifisch-mönchischen und hierarchischen Wesen seines Vorgängers abstach; daß er auch von einem ganz entgegengesetzten Geiste beseelt war, zeigte er sogleich bei seinem Regierungsantritte. Eine seiner ersten Handlungen als Regent und Pontifex maximus war, daß er unbeschränkte Amnestie für alle politischen Gefangenen erließ, Abstellung vieler Mißbräuche und durchgreifende Reformen im Staats- und Kirchenwesen versprach. Obgleich die Amnestie nur eine Handlung der Gerechtigkeit war, denn mindestens die Hälfte von den Tausenden, die in den Kerkern schmachteten, waren schuldlose Opfer der geheimen Polizei gewesen, welcher Gregor XVI. Angebergebühren nach festgesetzter Taxe hatte zahlen lassen, so erfüllte sie doch ganz Italien, ja die ganze Christenheit mit unbeschreiblichem Enthusiasmus; selbst in den protestantischen Ländern wurde Pius IX. ein gefeierter Name.

Pius ließ es indessen nicht bei'm bloßen Versprechen bewenden, wie so viele Regenten es gethan; er begann die Reformen gleich thatsächlich einzuführen, soviel die Umstände es erlaubten. Zu diesem Behufe umgab er sich mit freisinnigen Cardinälen und Staatsmännern; Cardinal Gizzi wurde Cardinal-Staatssecretair. Die Anlage von Eisenbahnen durch den Kirchenstaat, gegen die sein Vorgänger sich so sehr als gegen eine Neuerung gesträubt hatte, die Entlassung der verhaßten Schweizer-Regimenter, welche der Regierung stets als Henker gegen das Volk in seinen gerechten Forderungen gedient hatten, Aufhebung des Preßzwangs, Einschränkungen im Staatshaushalte, Emancipation der Juden, Verbesserung der Civil- und Criminalgesetzgebung, der Provinzial- und Gemeindeverfassung, des Schul-, Armen-, Verwaltungs-, Justiz- und Militairwesens und viele andere wohlthätige und zeitgemäße Reformen wurden projectirt und größtentheils ausgeführt.

Wer vermag sich das Erstaunen und den innern Grimm des Fürsten Metternich und seines ganzen reactionairen Anhanges vorzustellen, als ihnen die Nachricht von den kühnen und raschen Reformen des Papstes ward. Metternich sah ein, daß er nun rasch handeln müsse, wenn er nicht alles Terrain verlieren wolle; denn sein Verrath und Imstichlassen an dem ultra-katholischen

Sonderbunde hatte selbst den Feinden seines Systems die tiefste Verachtung eingeflößt. Schon ward in den angränzenden Ländern des Kirchenstaates die Idee für ein einiges Italien rege. Metternich ließ sein ganzes Heer Intriguen los, gab gute Worte, drohte, ließ Truppen marschieren, um den Papst von der für die Volksfeinde so gefahrvollen Bahn abzulenken oder ihn wenigstens einzuschüchtern. Pius IX. ließ sich nur wenig beirren und das italienische Volk eben so wenig; noch ehe das Jahr 1847 geschieden, war ganz Italien ein bereits ausbrechender Vulkan, und über Neapel und Sicilien ergoß sich zuerst die glühende Lava der Revolution. An der Gränze des Kirchenstaates standen alsbald 30,000 Oestreicher, um auf Befehl Metternich's dem bedrängten neapolitanischen Könige Ferdinand II. zu Hülfe zu eilen und wie früher Alles wieder in statu quo (in bisherigen Zustand) zu bringen; allein Pius IX. erwiederte dem Ansinnen eines östreichischen Durchmarsches mit entschiedenem Veto und zeigte, daß auch ein Papst das Metternich'sche System mißbilligen kann. Was sollte nun der östreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler thun? Krieg mit dem heiligen Vater, dem Oberhaupte der katholischen Christenheit, anfangen, mochte ihm nicht räthlich dünken, da dieß die Katastrophe beschleunigen mußte, und er liebte nur da Gewalt anzuwenden, wo sie seiner Politik nicht gefährlich schien. Er sah sich also vorläufig zum Temporisiren genöthigt und ließ nun die gährende Lombardei seinen Ingrimm fühlen, die er mit einer ungeheuern Armee unter Radetzky förmlich zu erdrücken drohte. Doch nicht in der Lombardei, nicht in Neapel und Sicilien, nicht im Kirchenstaate sollte das Haupt der sich keck und fröhlich erhebenden Demokratie zertreten werden; in Frankreich, in Paris hoffte er den ersten, den entscheidenden Schlag wider sie thun zu können. Dort überwunden, würde sie auch bald an den Gräbern der Apostel der Freiheit sieghaft niedergeschmettert worden sein — so mochte er voraussetzen; — an Deutschland — an Oestreich scheint Metternich gar nicht gedacht zu haben. Wohl! In Paris wurde eine Emeute bei den Haaren herbeigezogen — und eine furchtbare Revolution geerndtet; der Funke zündete, die künstlich und listig gegrabene Mine explodirte, allein in einer andern Richtung, als Metternich und Ludwig Philipp und die ganze finstere Partei des Rückschrittes gehofft und erwartet hatten.

IV.

Der Sturz der Einherrschaft und die Erkämpfung der Republik am 22., 23. und 24. Februar 1848 zu Paris.

Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie,
L'étandard sanglant est levé.
Entendez vous, dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Il viennent jusque dans vos bras
Egorger vos fils vos compagnes.

Aux armes citoyens!
Formez-vos bataillons!
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Marche des Marseillais.

"L'état c'est moi!" (der Staat bin ich!) sagte einst Ludwig XIV., König von Frankreich. Dieser Grundsatz galt bei den europäischen Monarchen und Fürsten als unverletzlich, bis die Revolution von 1789 das Einherrschaftsprincip von „Gottes Gnaden" guillotinirte. Von 1815 bis 1830 schien es jedoch, als sei jenes furchtbare, für unwiderbringlich gehaltene Princip des sogenannten Geburts-, historischen und herkömmlichen Rechts wieder neuerdings aus dem Grabe erstanden, um mit derselben alten Wucht wie ein Alp auf den civilisirten Völkern Europa's zu lasten; als könnten nur einzelne Geschlechter und Personen, nicht aber Nationen das Recht der Unabhängigkeit und das Recht des Regierens und Herrschens besitzen. Die Spuren jener blutigen Revolution von 1789 schienen verwischt, und nur das Andenken an ihre Auswüchse davon übrig geblieben zu sein. Der Donner der drei Julitage von 1830 indessen verkündete der Welt zur Beruhigung, daß jene erste französische Revolution einen weltgeschichtlichen Zeitabschnitt bilde, in welchem, etwas früher oder später, das Princip der Einherrschaft von Gottes Gnaden dem der Volkssouverainität Rechnung ablegen und demselben weichen muß. Die drei Februartage von 1848 haben diese Lehre sanctionirt.

In Louis Philipp von Orleans finden wir ein überzeugendes Beispiel, daß die Gewalt der Throne eine moralisch-verderbende und unverbesserliche ist; daß sonst verständige und kluge, selbst freisinnige und humane Menschen nur zu leicht auf dem Throne, selbst auf einem constitutionellen, Gewaltherrscher und Tyrannen werden können. Kaum war Louis Philipp, Herzog von Orleans, durch die drei Julitage von 1830 zur königlichen Gewalt gelangt, als er nicht lange darnach schon die Beweggründe vergessen zu haben schien, welche ihn auf den Thron gehoben hatten. Die Regierung der ersten zehn Jahre des Bürgerkönigs war ein fortwährender Widerstand gegen jeden politischen und socialen Fortschritt und Anmaßung einer Art persönlicher Machtausübung, außerhalb jedes constitutionellen Grundsatzes. Louis Philipp schien nur deshalb sich zum König von Frankreich erhoben zu sehen, um der Gründer einer mächtigen Regentenfamilie zu werden und seine königliche Gewalt als eine Quelle zur Erwerbung ungeheurer Reichthümer zu betrachten. Die Erbärmlichkeit der französischen Deputirtenkammer kam ihm hierin willfährig zu Hülfe; denn ob er gleich die Landesverfassung mit Füßen trat, wagte doch nur eine ohnmächtige Minderheit der Kammer ihm erfolglosen Widerstand zu leisten. Durch seine Schwester Adelaide, unter dem geheimen Einflusse des östreichischen Cabinets stehend, umgab er sich mit Ministern, welche zum größern Theile ihm in seinen Absichten willfährig waren. Der Publicist und Geschichtsschreiber Francis Pierre Guill. Guizot war die Seele dieses Ministeriums, der den Geist desselben am besten zu repräsentiren verstand, und welcher sich nicht entblödete, in den öffentlichen Verhandlungen selbst das Motto aufzustellen: „Bereichert Euch!" Daß dieses System der Bereicherung von den hohen und niedern Staatsbeamten verwirklicht wurde, wo sich nur irgend Gelegenheit dazu bot, und Bestechung und Verkäuflichkeit, Betrug und Corruption an der Tagesordnung waren, davon konnte sich, besonders in den letztern Jahren des Königthums, das französische Volk augenscheinlich überzeugen. Die höchsten Staatsbeamten wurden als gemeine Verbrecher entlarvt. Die Prozesse gegen Teste und Cubieres, der Praslin'sche Mord, die Anklagen Girardin's, die Angelegenheiten wegen der Kriegslieferungen der Marine u. s. w. folgten sich Schlag auf Schlag, und öffneten dem Volke die Augen über die Verdorbenheit und Entsittlichung der obern Klas-

sen, von der Regiererung größtentheils selbst veranlaßt oder doch wenigstens geflissentlich übersehen. Ein Geist der Entrüstung durchdrang die ganze französische Nation; sie fühlte, sie war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es so nicht bleiben könne, nicht bleiben dürfe; daß eine durchgreifende Reform unumgänglich nothwendig sei. Das Jahr 1848 sollte die Frage entscheiden.

Die constitutionelle Opposition der Deputirtenkammer eröffnete die Demonstrationen mit einem Reform-Banquet im Chateau-Rouge, ihm folgten sechzig andere durch das ganze Königreich, bei welchen sich in Trinksprüchen, Reden und Besprechungen die ganze Erbitterung der öffentlichen Meinung gegen die zum Grundsatz erhobene Verdorbenheit der Regierung offenbarte. Das zwölfte Arrondissement von Paris wollte gleichfalls am 20. Febr., einem Sonntage, ein solches Reform-Banquet veranstalten. Die Mitglieder der Opposition in der Deputirtenkammer, kurz zuvor durch die Thronrede des Königs bei der Kammereröffnung, wo sie wegen ihrer Theilnahme an früheren Reform-Banquetten aufrührerisch, leidenschaftlich und blind genannt worden waren, auf das Tiefste verletzt, beschlossen, dem Reform-Banquet unter allen Umständen beizuwohnen. Als die Regierung das Banquet, sich auf ein zweideutiges Gesetz von 1790 stützend, mit einem Verbote verhindern zu können glaubte, kam es in der zweiten Kammer zu einer heftigen Debatte. Die Opposition erklärte das Auftreten des Ministeriums und der Mehrheit der Kammer für eine Herausforderung, die sie annehme, für ein Benehmen, welches noch über dasjenige der Minister Karl's X., Polignac und Peyronet, hinausgehe. Hr. v. Lamartine schloß seine glänzende Rede mit den Worten: „Denken wir an das Ballspielhaus in Versaille, aus welchem die Revolution und die Freiheit mit ihren schrecklichen Folgen hervorgegangen. Auch damals war das Recht der Versammlung an einem öffentlichen Orte in Frage. Das Ballspielhaus war ein Versammlungsort, den die Minister schlossen und die Nation selbst wieder öffnete." Alle diese Erklärungen und Reden halfen nichts. Die Opposition, welche in der zweiten Kammer nur 138, während die Partei der Regierung 225 Mitglieder zählte, sollte gezüchtigt, gedemüthigt und dadurch ihr Einfluß auf das Volk gebrochen werden. Das Ministerium verkündete von der Tribüne der zweiten Deputirtenkammer herab, daß sie dem beabsichtigten Reformban-

quet zwar keine vorbeugende Maßregeln entgegensetzen, insofern die öffentliche Ordnung nicht gestört werden sollte, allein gegen diejenigen gerichtlich einschreiten werde, welche an demselben Theil nehmen würden. Die Unternehmer des Banquets und 108 Deputirte der Opposition waren jedoch entschlossen, dem Ministerium Trotz zu bieten und vor der Androhung gerichtlicher Verfolgungen nicht zurückzuweichen. Das Volk nahm bereits den lebhaftesten Antheil an allen diesen Vorgängen. Ludwig Philipp und sein Ministerium hatten keine Ahnung von dem hervorbrechenden Sturme, denn sie glaubten sich vollkommen unter den zahllos herbeigezogenen Bajonetten und Kartätschen sicher. Sie hatten ganz geflissentlich einen Aufstand heraufbeschworen, um desto sicherer die Volkspartei niederschmettern zu können, aber nicht vermuthet, daß der Aufstand zu einer großartigen Revolution getrieben werden würde.

Das Reformbanquet im 12. Arrondissement war inzwischen auf den 22. Februar verschoben worden. Am 20. wurde das Programm des Banquets erlassen und darin bemerkt: „Da das Ministerium auf der Tribüne erklärt und behauptet hat, daß die Ausübung dieses Rechts (nämlich sich zu einer gesetzmäßigen und friedlichen Manifestation zu versammeln,) von der willkührlichen Bestimmung der Polizei abhängig sei, so haben die Deputirten der Opposition, einige Pairs von Frankreich, frühere Deputirte, Mitglieder des General-Conseils, Magistratspersonen, Officiere, Unterofficiere und Soldaten der Nationalgarde, Mitglieder des Central-Wahl-Comite's der Opposition, Pariser Journal-Redacteure, die ihnen zugeschickte Einladung, an der Manifestation Theil zu nehmen, angenommen, um Kraft des Gesetzes gegen eine ungesetzmäßige und willkührliche Anmaßung zu protestiren." Als Local, wo das Banquet stattfinden sollte, war ein dem General Thiars angehöriges, in den elysäischen Feldern belegenes Grundstück erkoren, wo ein ungeheures Zelt errichtet wurde. Am Abend des 21. erließ der Justizminister Duchatel eine Polizeiverordnung, und der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, General-Lieutenant Jacqueminot, einen Tagesbefehl, und in beiden war der Entschluß der Regierung ausgesprochen, jede Ansammlung von Menschen auf öffentlicher Straße mit Waffengewalt verhindern zu wollen. Der ganzen Bevölkerung von Paris und Insbesondere den Nationalgardisten wurde jede Betheiligung an der beabsichtigten Manifestation untersagt. Zu gleicher Zeit

zog die Regierung, um dieser Erklärung Nachdruck zu verschaffen, bedeutende Truppenmassen, über 100,000 Mann, zusammen, welche sie auf den Kriegsfuß setzte. Das Volk antwortete auf seine Weise, indem es die Marsellaise singend und "Vive la Reform!" "A bas Guizot!" („Es lebe die Reform!" „Nieder mit Guizot!") rufend, in großen Massen die Straßen durchzog; die Deputirten der Opposition indessen, bei den furchtbaren Zurüstungen der Regierung bedenklich geworden, schoben ihr Banquet auf, beschlossen aber einmüthig, die Minister am folgenden Tage in Anklagestand zu versetzen.

Der 22. Februar.

Die Aufregung hatte bereits einen ernstlichen Charakter angenommen. Gedrängte Volksmassen zogen am Morgen dieses Tages über die Quais und Boulevards (Wälle) und vereinigten sich bei der Madelainenkirche, dem Platze de la Concorde und den elysäischen Feldern. Die Menge strömte besonders dem für das Banquet bezeichneten Orte, Rue du Chemin de Versaille in Chaillot zu, wo sie die Theilnehmer des Banquets mit den Deputirten der Opposition erwarten wollte; sie fand wohlgerüstete königliche Truppen vor. Das Volk, in seinen Erwartungen getäuscht, stimmte die Marsellaise an und zog unter dem Geschrei: "Vive la Reform! A bas Guizot!" dem Ministerium des Auswärtigen zu, wo die Fenster eingeworfen wurden. Gegen 12 Uhr zog eine Prozession einer bedeutenden Anzahl Blousenmänner (Männer mit Kitteln angethan,) vor das Hotel auf dem Magdalenenplatze, wo die Opposition ihre Sitzungen zu halten pflegte; sie zog aber auf die Entfaltung der dreifarbigen Fahne und auf die gewöhnliche Aufforderung eines Civil-Beamten, sich zu zerstreuen, ruhig von dannen. Alles rief jedoch: „Nieder mit Guizot!" und da die übrige Volksmenge sich nicht zerstreute, wurden an mehreren Punkten, Insbesondere aber an den Ecken der Straßen St. Honoré und Richelieu, einige Escadronen Municipal-Cavallerie in Bewegung gesetzt, welche die Volksmassen in die Straßen Mauconseil und St. Martin zurückdrängten. Auf der andern Seite der Seine hatte sich die Bevölkerung des linken Ufers in großer Masse dem Palaste der Straße de Bourgogne (Deputirtenkammer) zugewendet, während eine dichte Masse über die Brücke de la Concorde zu dringen suchte. Ein

Detachement Soldaten, welches sie besetzt hielt, kreuzte das Bajonet und machte Miene, zu feuern; aber einige junge Leute traten vor, entblößten die Brust und riefen: „Schießt, wenn Ihr wollt, auf Eure Brüder!" Das Militair ließ sie passiren. Man brach das Gitter des Säulenganges der Kammer ein, und Einige drangen selbst zu der nach den öffentlichen Gallerien führenden Treppe vor. Die Oberhuissiers eilten jedoch mit einigen Deputirten herbei, eine Escadron Cavallerie kam ihnen zu Hülfe und das Volk zog sich wieder zurück. Kurz darauf, gegen 3 Uhr, kam es auf dem Platze de la Concorde (der Deputirtenkammer auf dem andern Ufer gegenüber,) zu Conflicten zwischen Volk und Militair. Die Municipalgarde zu Fuß und zu Pferde chargirte auf die elysäischen Felder, sie bedienten sich der blanken Waffen und das Volk vertheidigte sich mit Steinwürfen. Mehrere Bürger waren genöthigt, sich in die Gräben des Platzes de la Concorde zu werfen, um der Brutalität der Municipalgarden zu entgehen. Nationalgarden ohne Waffen, aber in Uniform, drangen zwischen den Haufen und den Angreifenden vor und protestirten laut gegen diese Gewaltthätigkeiten. Die Linie sah unbeweglich und Gewehr im Arme diesem traurigen Schauspiele zu. Mehr als 200 Verhaftungen fanden statt.

Während diesen Vorgängen wurde in der 2. Kammer mit scheinbarer philosophischer Kaltblütigkeit die Frage einer Nationalbank berathen. Kein einziges Wort über die trostlosen Kämpfe, welche ein paar Schritte davon zwischen den Truppen und dem Volke stattfanden. Indessen war eine schwüle Stimmung in der Kammer nicht zu verkennen. Guizot, 3 oder 4 seiner Collegen und Marschall Bugeaud, als neuernannter Militair-Commandant von Paris, saßen auf der Ministerbank. Die Deputirten waren sparsam gesäet und die Sitze der Opposition leer. Da trat gegen 3 Uhr Odillon Barrot, der Führer der Opposition, begleitet von Duvergier de Hauranne, Thiars, Garnier Pages und andern Herren ihrer Farbe, in die Versammlung. Die bisher Anwesenden wurden auf ihren Sitzen unruhig, besonders als Duvergier dem Präsidenten ein Papier einhändigte, welches dieser sofort Guizot übergab, der bei Uebernahme dessen sichtlich zusammenschauerte. Indessen wurde die angefangene Discussion über das Bankgesetz bis 5 Uhr ruhig fortgesetzt. Jetzt bestieg Odillon Barrot die Tribüne und legte auf die Tafel folgende Erklärung der Opposition: „Wir tragen darauf an, die

Minister in Anklagestand zu versetzen, als schuldig 1.) Die Ehre und die Interessen Frankreich's im Auslande blosgestellt; 2.) die Principien der Constitution verfälscht, die Bürgschaften der Freiheiten verletzt und die Rechte des Volkes angegriffen; 3.) durch planmäßige Verkäuflichkeit statt des freien Ausdrucks der öffentlichen Meinung die Machinationen schmutziger Selbstsucht befördert und hierdurch einen Versuch zum Umsturz der Repräsentativ-Verfassung gemacht; 4.) zu ministeriellen Zwecken mit öffentlichen Aemtern und mit den Vorrechten der Gewalt Handel getrieben; 5.) zu demselben Zwecke die öffentlichen Gelder verschleudert und hierdurch die Macht und die Größe des Reiches blosgestellt; 6.) die Bürger gewaltsam des von jeder freien Constitution untrennbaren, durch die Charte, durch die Gesetze und die frühere Uebung sichergestellten Rechts beraubt; 7.) endlich durch eine offenbar contrerevolutionaire Politik alle Eroberungen unserer zwei vorangegangenen Revolutionen in Frage gestellt und das Land zu einer tiefen Erschütterung gebracht zu haben." Unterzeichnet hatten dieses Document Odillon Barrot, Duvergier de Hauranne, Gen. Thiars, Dupont (de l'Eure), Isambert, Léon de Malville, Garnier Pages, Chambolle, Bethmont, Lherbette, Pages (Ariege), Baroche, Havin, Leon Faucher, Ferd. de Lafeyrie, de Courtais, Hort. de St. Albin, Cremieur, Gaultier de Rumilly, Rainbault, Boisel, de Beaumont (Somme), Luneau, Barre, Georges de Lafayette, Marie, Carnot, Bureaux de Puzy, Dusollier, Matthieu (Saone und Loire), Druye de Lhuys, d'Aragon, Cambaceres, Drault Marquis, Bigot, Quinette, Maichain, Lefort Gouffolin, Tessie de la Motte, Demarcay, Bonnin, Larabit, Garnon, Maurat, Ballanche, Taillandier, Abbatucci, Breton, Lesseps, Mauguin, Bavin, Jouvencal.

Unmittelbar nach der Verlesung der beantragten Anklageakte erhob sich der Legitimist de Genoude, Deputirter von Toulouse, und überreichte im eigenen Namen folgende Anklage: „Da die Minister durch ihre Weigerung, ein Gesetz für die Wahlreform vorzuschlagen, Unruhen herbeigeführt haben, so schlage ich vor, daß der Conseils-Präsident (Guizot) und seine Collegen in Anklagestand versetzt werden." Der Präsident hob sofort die Sitzung auf, mit der Erklärung, die Anklagen sollten den betreffenden Bureaux überwiesen werden. Das war der erste Tag. Das Ministerium hatte den Fehdehandschuh hingeworfen, das Volk hob ihn auf.

Der 23. Februar.

Während der Nacht vor diesem für Frankreich und ganz Europa so verhängnißvollen Tage trafen Volk und Regierung ihre Vorbereitungen; denn die aufgehende Sonne sollte nicht mehr einen Straßenauflauf beleuchten, sondern von der einen Seite ein zum Kampf gerüstetes Volk und von der andern eine schlagfertige Armee. Die Regierung hatte ungeheure Streitkräfte entwickelt und schien ihre Kraft rücksichtslos gebrauchen zu wollen. Die Hauptpunkte der Stadt wurden mit allen Truppengattungen stark besetzt, aber die Haltung derselben war ernst und düster; sie sympathisirten im Innern mit dem Volk, zu dem sie ja eigentlich gehörten.

Die Nationalgarde, deren Dienst die Regierung am vorhergehenden Tage aus Mißtrauen nicht in Anspruch genommen hatte, ward nun durch den Rappel durch die ganze Stadt zusammengerufen. Sie strömte zahlreich auf ihre Sammelplätze, aber nicht geneigt die Regierung in ihrem Trotze zu unterstützen, sondern eher den Vermittler zwischen dem Militair und dem Volke zu machen und das letztere nöthigenfalls zu schützen. In allen diesen Bewegungen war durchaus kein vorbereitender Plan, oder eine geheime Volk und Militair leitende und bestimmende Macht bemerkbar; ein Jeder schien nur seinem inneren Triebe zu folgen und entschlossen, vorkommenden Falles Alles zu wagen. Die sogenannte constitutionelle Opposition war bereits neutralisirt und sollte bei dem bevorstehenden großen Drama bald in den Hintergrund treten. Die constitutionelle Opposition hatte nur eine Demüthigung und wohl auch den Sturz des Ministeriums Guizot beabsichtigt, aber keineswegs eine Revolution, die dem Königthum in Frankreich ein Ende machen sollte.

Als am Abend vorher die Kunde von dem Anklageact gegen die Minister mit Blitzesschnelle durch die Stadt ging, schien das Volk bereit, demselben Nachdruck geben zu wollen. Im Viertel St. Denis fingen die Massen des Volkes an sich zu vervielfältigen, Waffenläden wurden erbrochen, das Pflaster und die Schienen von den Eisenbahnen wurden aufgerissen, Eisengitter aus dem Thor Denis ausgebrochen, Laternen und Gasleitungsröhren zertrümmert, Karren, Wagen und Omnibusse angehalten, und von diesen und abgehauenen Baumstämmen Barrikaden errichtet. Das Signal zum Kampf war gegeben und er begann sofort. Man schlug sich trotz Regen und Finsterniß in den Stadttheilen

Prouvaires und Marais, in den Straßen St. Louis, St. Honoré, Tivoli, Beaubourg, Bourg l'Abbe u. a. und auf den Plätzen Concorde und Madelaine.

Gegen 10½ Uhr des Morgens am 23. vertrieb ein Piquet Municipalgardisten, welche durch die Straße Clery heraufkamen, die noch schwache Besatzung der Barrikaden zwischen dem Boulevard und den Straßen St. Denis, Montmartre und den Hallen (Markt); doch die Vertriebenen kehrten verstärkt zurück und bauten für die weggeräumten neue Barrikaden. Endlich wurden bedeutende Truppenabtheilungen entwickelt und Kanonen aufgefahren. Der Kampf wurde erbitterter, aber nur die Municipalgarde ließ sich als willenlose Maschine der Regierung gebrauchen und warf das Volk ohne Rücksicht und Erbarmen nieder; während das Linien-Militair, ungeachtet seiner bedeutenden Uebermacht und unangreifbaren Stellung, sich mit der größten Mäßigung betrug, das Volk an vielen Punkten gewähren ließ, in mehreren Fällen sogar Munition und Waffen mit ihm theilte, und dadurch zeigte, daß es unter der Uniform nicht aufhörte, französisch zu denken und zu fühlen. Die Nationalgarde trat anfänglich als Vermittlerin, dann als Beschützerin des Volkes auf und fraternisirte (umarmte brüderlich das Volk,) zuletzt offen mit demselben. Auf diese Weise konnten die Corps der Armee, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, überall den Kampf gegen die Nationalgarde vor Augen, von der Niedergeschlagenheit, welche ihnen dieser brudermörderische Kampf verursachte, nur zur Unentschlossenheit übergehen.

Unterdessen verbreitete sich der Aufstand in Paris immer weiter. Um 1 Uhr Nachmittags waren bereits starke, kunstgerecht gebaute Barrikaden zwischen der Straße du Temple und St. Martin, ferner in den Straßen Jean-Robert, du Cimetier-St.-Nicolas, Montmorency, Chapon, des Geavilliers, Michel le Comte und Grenier-St.-Lazare. Das Centrum des Widerstandskernes war die Straße Transnonain. Auch in der Vorstadt St. Antoine, auf dem Marrais und in der Cité wurden Barrikaden abwechselnd errichtet und zerstört. Der Kampf tobte bald durch fast ganz Paris. Die Lärmglocken tönten von allen Seiten, unterbrochen von einzelnen Schüssen und Pelotonsalven. Die Brücke de la Concorde und das Hotel der Invaliden strotzten von Kanonen, das Hotel Guizot's war von starken Abtheilungen Cavallerie und Infanterie umgeben. Die Tuilerien

waren geschlossen und durch all' dies Getümmel dröhnte der unausgesetzte Ruf: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!"

In der Deputirtenkammer, wo ununterbrochen Berichte über den erbitterten Straßenkampf einliefen, herrschte unterdessen die höchste Aufregung. Der Deputirte Cremieux empfing von der 1. Legion der Nationalgarde eine Bittschrift, welche auf Anklage und Entlassung der Minister drang; Cremieux legte die Bittschrift der Kammer vor, welche mit einstimmigem Beifallrufe der Kammer aufgenommen wurde. M. Vavin, einer der Deputirten von Paris, forderte Rechenschaft von den Ministern, warum sie am vorhergehenden Tage nicht die Nationalgarde habe zusammenrufen lassen, deren Wahlspruch: „Oeffentliche Ordnung und Freiheit" sei, und welche den traurigen Kampfscenen zwischen dem Volke und den Truppen würde Einhalt gethan haben. Der Minister Guizot, welcher mit seinen Collegen Hebert, Salvandy, Jayr, Dumon und Cunin-Gridaine auf der Ministerbank saß, wendete sich gegen die Tribüne; seine Haltung war düster, sein Blick hatte nichts von jenem Feuer und jener Zuversicht, welche ihn sonst charakterisirten; er fühlte, daß die rächende Nemesis ihn erreicht und er dem Volkszorne erlegen war. „Meine Herren," erwiederte er, „ich glaube, daß es weder dem öffentlichen Interesse angemessen, noch der Kammer annehmlich sein würde, in diesem Augenblicke in einen Streit über die Rechenschaftsforderungen einzugehen, welche der ehrenwerthe Redner soeben an uns gerichtet hat." In diesem Augenblicke wurde Graf Mole zum Könige beschieden. Beifallruf erfolgte zu gleicher Zeit von einigen Bänken und von einer der Gallerien. Der Minister fuhr fort: „Die eben stattgehabte Unterbrechung wird mich weder bewegen, etwas zu meinen Worten hinzuzufügen noch hinweg zu nehmen. Der König läßt in diesem Augenblicke den Grafen Molé zu sich rufen, um ihn mit der Bildung eines neuen Cabinets zu beauftragen." Das Centrum der Kammer, aus Leuten bestehend, welche so lange Zeit die Herren der Macht gewesen, welche sie aber nur zu ihren persönlichen Vortheilen auszubeuten gewußt, ohne das Geringste für ihre Ehre und Volksbeliebtheit zu thun, wurden bei dieser Mittheilung von einem jähen Schreck ergriffen und waren noch mehr niedergeschmettert als Guizot selbst. Der größte Theil der Linken der Kammer hielt mit dem Sturze des Ministeriums die Frage für gelöst und den Kampf für beendigt.

In der Pairskammer fand gleiche Aufregung, gleiche Interpellationen und ähnliche Scenen, wie in der Deputirtenkammer, statt.

In den Straßen und auf den Plätzen hatte der Kampf ununterbrochen fortgedauert; gegen 1 Uhr Nachmittags hörte er auf vielen Punkten auf, da das Gerücht sich verbreitete, das Ministerium sei gestürzt und die Linie ausrief, Alles sei zu Ende. Man erwartete es unter Waffen ab. Eine der Schattirungen dieser Volksbewegung fing aber nun an, sich auf die bestimmteste Weise abzuzeichnen. Es war dies keine Emeute, kein Aufstand mehr; es war eine moralische Revolution, welche Ludwig Philipp, der Verbündete Metternich's, mit allem Vorbedacht und aller Ueberlegung herbeigeführt, und welcher er nunmehr erliegen sollte. Viele der Kämpfenden hielten die Frage durch den Sturz des Ministeriums gleichfalls für gelöst; die Nachricht davon wurde allerwege mit Freude und frohlockendem Händeklatschen empfangen; allein überall täuschte man sich über die Bedeutung einer Bewegung, welche in wenigen Stunden eine so unglaubliche Wendung nehmen sollte. Dem Ministerium Guizot war ein Ministerium Molé gefolgt, an welchem die Herren Remusat Dufaure, Passy, St. Marc Girardin, La Place und Billaud Theil nehmen sollten; der Sturm war jedoch nicht mehr zu beschwören. Ein unerwartetes blutiges Ereigniß beschleunigte den Umsturz des Julithrones. Obgleich bei der Nachricht von der Abdankung des Ministeriums Guizot auf vielen Punkten gewissermaßen Waffenstillstand eingetreten war, so dauerte doch auf andern der Kampf, besonders gegen die Municipalgarde, ununterbrochen fort; zahlreiche Truppenmassen rückten noch fortwährend in die Stadt. Es war Nacht geworden, die Gasröhren zerstört und tiefe Finsterniß lagerte über dem Schauplatze des Kampfes. Zahlreiche Volkshaufen durchzogen unter dem Geschrei: „Illuminirt! Illuminirt! Vive la Reforme!" die Straßen. Einer derselben war auf den Boulevard des Capucins gezogen und hatte sich vor dem Hotel des Auswärtigen aufgestellt. Plötzlich öffnete sich der Thorweg des Hotels, Detachements der Linientruppen stellten sich in Schlachtordnung und eins derselben richtete ein Pelotonfeuer auf die Menge. Eine große Anzahl von Personen fiel, von Kugeln durchbohrt; man füllte zwei Karren mit den Leichen und durchzog die Straßen, mit dem erschütternden Gesange: „Für das Vaterland zu sterben, welcher Ruhm und welche Wonne!" Ein furcht-

barer Schrei der Rache donnert durch ganz Paris bei der Nachricht dieses Vorfalles, und der Kampf, welcher überall schon nachgelassen hatte, beginnt mit erneuerter Wuth. In den Straßen Transnonain, Rambuteau, im Viertel der Hallen, in der Cité, auf dem Greveplatze, schlug man sich mit größter Erbitterung. Die Bevölkerung bewaffnete sich nun in Masse und der Aufstand ward nun zur vollständigen Revolution,

Der König erhielt mitten in der Nacht von dem neuen Minister Molé die Anzeige, daß es ihm nicht gelungen sei, ein für diesen kritischen Augenblick geeignetes Cabinet zu bilden. Thiers war darauf in den Tuilerien erschienen, um die Präsidentschaft des Conseils zu übernehmen; ihm zur Seite standen als Minister Odillon Barrot, Duvergier du Hauranne, de Remusat und Gen. Lamoricière, Alle zu der sog. gemäßigten Partei gehörend; zwei Ordonnanzen, welche jedoch sogleich wieder zurückgenommen wurden, verkündigten den Marschall Bugeaud als Ober-Commandanten der Nationalgarden des Seine-Departements und zum Befehlshaber der Linientruppen; allein die Stunde der Zugeständnisse war schon vorbei. Alle Straßen wurden während der Nacht von ungeheuern Pflastersteinen und von Fuhrwerken errichteten Barricaden gesperrt, vom Boulevard des Italiens bis zum Thore St. Denis. Die Bäume der Boulevards wurden gefällt und zu Barricaden verwendet, die Säulen umgestürzt, alle Bänke aufgehoben. Die Volkskämpfer besetzten die Eingänge aller dahin führenden Straßen. Die Vorbereitungen zur Vertheidigung waren besonders großartig von der Straße St. Denis ab. Die ganze Breite des Boulevards war daselbst durch eine Barricade, solide wie eine Mauer, versperrt; eine noch höhere und noch undurchdringlichere vertheidigte den Eingang in die Straße; auf dem Boulevard bis zum Bastillenplatze, und von den beiden Seiten des Thors St. Denis ab bis zur Capelle und bis zum Flußufer zogen sich in Zwischenräumen Barricaden. Die Linientruppen, welche längs den Boulevards aufgestellt waren, sahen, Gewehr bei'm Fuß, den Arbeiten der Barricadenmänner von Weitem zu, ohne sich zu rühren; sie schienen den Kampf mit dem Volke zu scheuen.

Der 24. Februar.

Das demokratische Wahlcomitee hatte sich während der Nacht

versammelt und ließ bei anbrechendem Morgen eine Veröffentlichung durch die Stadt verbreiten, worin es eine Bittschrift allen Bürgern zum Unterzeichnen empfahl. Die Forderungen derselben waren: daß das ganze Volk in die Nationalgarde aufgenommen, daß die Municipalgarde aufgelöst und gesetzlich bestimmt werde, daß in Zukunft die Armee nicht zur Unterdrückung bürgerlicher Unruhen angewendet werden dürfe. Das Publicandum war von eilf Wählern und Abgeordneten unterschrieben, darunter Louis Blanc. Zu gleicher Zeit erschien eine Declaration der 4. Legion der Nationalgarde vom 23. Februar, worin die Mitglieder derselben erklären, daß sie als Beschützer der Ordnung zwar dahin gehen würden, wohin man sie führe, um Blutvergießen zu verhindern; daß sie jedoch als Beschützer der Freiheit keineswegs zum Zweck hätten, die ministerielle Politik nach Innen oder nach Außen zu billigen oder irgendwie einem Ministerium Unterstützung zu leihen. Diese beiden Bekanntmachungen, sowie die Nachricht von der Metzelei vor dem Hotel des Auswärtigen machten einen ungeheuren Eindruck. Von allen Orten und Enden der weitgedehnten Stadt strömte die bewaffnete Bevölkerung nach den Kampfplätzen; das Volk fühlte, daß es jetzt um etwas mehr gelte, als um einige Zugeständnisse der Regierung, oder um einen Ministerwechsel.

Die Regierung entwickelt ihrerseits beträchtliche Streitkräfte. Jäger, Dragoner und die Linie marschiren auf. Auf den Boulevards und in der Vorstadt St. Denis, in der Straße Montmartre entspinnen sich mörderische Gefechte. Fortwährend werden Barricaden errichtet. Das Volk verschafft sich Waffen und Munition. Zwischen dem Schloß und den Kampfplätzen sprengen zahlreiche Ordonanzoffiziere hin und wieder; nach neun Uhr bringen sie den Truppen den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. Sogleich nimmt die Linie das Gewehr auf die Schulter, und die Truppen defiliren im Schritt an dem Volk vorüber, welches sie mit Vivats empfängt und sogleich bis in das Centrum der Stadt in guter Ordnung vordringt.

Odillon Barrot; Horace Vernet, im Costüm eines Officiers der Nationalgarde, Oscar Lafayette, Quinett und einige andere Mitglieder der Deputirten kommen den Boulevard herab und O. Barrot sucht die wildaufgeregte Menge durch die Worte zu besänftigen: „Meine guten Freunde, unsre gemeinsamen Anstrengungen haben gesiegt. Wir haben die Freiheit wieder erobert, und was mehr sagen will, die Ehrlichkeit — —“ Seine Stim̃e

wird vom Geschrei übertäubt. „Das ist nicht genug! Wir sind zu oft betrogen!" antwortet ihm von allen Seiten die tobende Menge. Von diesem und ähnlichem Zuruf begleitet kehrt Odillon Barrot zurück.

Um 10½ Uhr wird folgende Proclamation verbreitet und angeschlagen: „Bürger von Paris! Der Befehl ist gegeben, das Feuer einzustellen. Wir haben vom König den Auftrag ein Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst. Eine Berufung an das Land findet statt. General Lamoricière ist zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Herren Odillon Barrot, Thiers, Lamoricière, Duvergier de Hauranne sind Minister! — Freiheit! — Ordnung! — Einheit! — Reform! — Gezeichnet: Odillon Barrot und Thiers."

Diese Proclamation wurde sogleich abgerissen und die Bewegung ging fort. Das Volk und die Nationalgarde drangen vereint nach den Tuilerien vor, und wollten die Waffen nicht eher niederlegen, „bis sie jenen Ehrlosen (infame) vom Throne gejagt hätten, welcher seit 17 Jahren Verrath auf Verrath gehäuft und aus dem Juli-Frankreich einen Gegenstand des Hohnes für alle Völker Europa's gemacht habe." Diese Erklärung gaben insbesondere die Nationalgarden von Paris und der Bannmeile. Die Truppen, welche sich auf dem Platz du Carroussel, den angrenzenden Quais und um die Deputirtenkammer aufgestellt hatten, fraternisirten jetzt mit dem Volke und zogen endlich sogar auf die Ordre ihrer Generale in friedlicher Haltung nach ihren Quartieren oder Cantonnements zurück, begleitet von dem unendlichen Jubelruf: "Vive la ligne! vive l'Artillerie!"

Um 12 Uhr statten Deputirte, vom Volk begleitet und von Adjutanten der Nationalgarde über den Platz du Carroussel geführt, in den Tuilerien Bericht über den Zustand der Hauptstadt ab. In diesem Residenzschloß des Königs ist Alles in größter Verwirrung. Generale, Staatsbeamten, Mitglieder der beiden Kammern füllen die Salons, ohne Rath in dieser Verlegenheit geben zu können. Das Toben des Volkes kommt dem Schloß jeden Augenblick näher. Thiers, Lasteyrie, Dupin, Emil de Girardin kommen der Reihe nach an. Girardin macht den König auf die nahe Gefahr aufmerksam und bewegt ihn zur Abdankung. Um ein Uhr wird folgende Proclamation angeschlagen: „Bürger! Abdankung des Königs. Regierung der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie." Einige Augenblicke nachher verbreitet sich die Nachricht dieser

Abdankung in der Umgegend des Carroussel, aber in diesem Augenblick haben die auf dem Platz des Palais Royal aufgestellten Municipalgardisten Feuer auf die Bürgergruppen und die sich jetzt gegen die Tuilerien entwickelnden Nationalgarden gegeben; jeder Versuch zur Versöhnung ist nun unmöglich geworden. Das Volk und die Nationalgarden dringen über den Platz du Carroussel bis dicht vor die Tuillerien. Der König und die Königin traten um 12½ Uhr aus dem Schloß. Ludwig Philipp ist im schwarzen Frack, rundem Hut und ohne das geringste Abzeichen, die Königin in voller Trauer. Es hieß, sie wollten sich in die Deputirtenkammer begeben, um dort die Abdankungsacte niederzulegen. Der König will das Volk vor den Tuillerien ansprechen; Geschrei des Zornes und der Wuth unterbricht ihn; bebend tritt er zurück. Er sieht jetzt das ganze Gefährliche für ihn in der Scene vor ihm ein. Am Arm seiner Frau, von Cavallerie und Artillerie begleitet, durchschneidet er den Garten auf der Seite, die sich am Fluß hinzieht. Auf dem Platz de la Concorde, wo der Bourbone, König Ludwig XVI., hingerichtet worden, schaut Ludwig Philipp noch einmal nach dem Schloß der Tuilerien zurück, das er nicht wiedersehen sollte. Auf dem Platz standen mehrere kleine, schwarze, niedrige Wagen, jeder mit einem Pferd bespannt, welche den entthronten König, seine Gattin und mehrere Mitglieder seiner Familie aufnahmen, eiligst Paris verließen und den Weg nach Neuilly einschlugen. Von da eilten die Flüchtlinge nach Versailles, von wo sie aus Frankreich nach England zu entkommen suchten, was sie auch einzeln und nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten. Keiner der Harpyen, deren Habgier seinen Thron untergraben hatte, schenkte ihm bei seinem Fall die geringste Sympathie oder Dankbarkeit; sie hatten ihn alle verlassen. Die Minister der gefallenen Regierung waren noch am Mittag im Hotel des Ministers des Innern versammelt, als sie die Nachricht von der Abdankung und Entweichung Louis Philipp's erreichte; sie nahmen sogleich alle die Flucht durch ein abgelegenes Fenster. Am Thorweg der Straße de Varennes angekommen, zerstreuten sie sich in verschiedenen Richtungen. Guizot entfloh in der Verkleidung eines Lakayen, Duchatel hatte sich tief in einen Mantel gehüllt, Hebert einen Schnurrbart angeklebt. Das Volk suchte ihre Flucht nicht zu hindern.

Der patriotische Grimm der pariser Bevölkerung hatte die mißbrauchte Gewalt des Juli-Königs hinweggefegt, allein noch war

die Bewegung nicht beendigt. Die Revolution pochte an die morschen Thore des Königthums und zermalmte zuvörderst dessen Embleme und Abzeichen. Das Volk drang stürmend durch den Hof und durch den Garten der Tuilerien, das Residenzschloß so vieler französischer Könige und auch des Kaisers Napoleon. — Nichts wurde verwüstet, nichts entwendet, köstliche Schmuck- und andere werthvolle Sachden wurden nach den Mairien gebrachi. Das Volk war gekommen, das Königthum zu stürzen, aber nicht zu plündern.

Wie die Tuilerien nach einem kurzen Gefechte auf dem Chateau d'Eau, wobei Gen. Lamoriciere eine Verwundung erhielt, wurde, auch das Palais Royal eingenommen, die kostbaren Möbel desselben in den Hof geworfen und sammt den königlichen Kutschen verbrannt, doch jedem Diebe der Tod angedroht. Die Gemäldegallerie des Palais Royal verschonte man als einen Gegenstand der Kunst. Als das Linienmilitair, welches noch das Hotel des Auswärtigen bewachte, seine Kameradschaft unter dem Rufe des Volkes: "Vive la ligne!" über den Boulevard defiliren sah, räumte es gleichfalls das Hotel. Zwei Officiere der Nationalgarde, welche gegenwärtig waren, beeilten sich, eine Schildwache der Nationalgarde und eine aus dem Volke genommene Schildwache zum Schutz des Einganges hinzustellen, um die wichtigen Archive dieses Ministeriums zu retten. Auf den einen Thorflügel wurde mit großen Buchstaben mit Kreide geschrieben: Hotel des Volks! auf den andern: Nationaleigenthum! und links davon auf einen Zettel die Inschrift: Ein Laden zu vermiethen! In demselben Augenblicke richtete das Volk das Königthum in einer großartigen symbolischen Scene. Mehrere Blousenmänner hatten den vergoldeten Thronsessel des Königs in den Tuilerien auf ihre Schultern genommen und trugen ihn im Triumphmarsche, bei dem Klange einer einzigen Trommel und Becken, die hartnäckig denselben einförmigen Takt schlugen und von einem endlosen Zuge Barricadenkämpfer begleitet, welche sich fast Alle mit ein paar aus der Garderobe oder von den Tapeten der Gemächer losgerissenen Flittern behängt hatten, längs den Boulevards, über die Barricaden hin nach dem Platze der Bastille. Am Fuße der Julisäule angekommen, machte der Zug in größter Ordnung die Runde um das Gitter. Hierauf hoben die Träger den Sessel auf die Vase von weißem Marmor, während der Tambour und

Beckenschläger auf dem Sockel Platz nahmen. Hierauf wurde das unter den Thronsessel gelegte Stroh angezündet, und unter dem Beifalljubel einer ungeheuern Menge und bei dem Lärm von Tausenden von Freudenschüssen der letzte Sitz des französischen Königthums verzehrt.

Der Kampf hatte um 2 Uhr überall aufgehört, das Volk und die Nationalgarde durch brüderliches Zusammenwirken den Sieg gesichert, die polytechnische Schule alle Gefahren und allen Ruhm des Tages getheilt, desgleichen 3000 Einwohner von Rouen, welche am Morgen auf der Eisenbahn angelangt waren.

Der sinnbildliche Auftritt auf dem Platze der Bastille sollte fast um dieselbe Zeit in der Deputirtenkammer von einigen entschlossenen Volksmännern verwirklicht werden. Um 1 ½ Uhr hatte sich die Herzogin von Orleans zu Fuße mit dem Grafen von Paris und ihrem zweiten Sohne, dem Herzog von Chartres, unter dem Schutze von Ordonanzofficieren, einfachen Nationalgardisten und Oppositions-Deputirten, worunter man Dupin und Lacrosse bemerkte, sich nach der Deputirtenkammer begeben. Lacrosse trat in den Hof des Palastes Bourbon, in welchem sich die Deputirtenkammer befindet, und rief ganz laut: „Benachrichtigen Sie den Herrn Präsidenten! — Es ist kein Augenblick zu verlieren!" Die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen, alle Drei in Schwarz gekleidet, traten nun im Geleite der Herzöge von Nemours und Monpensier ꝛc. ꝛc. in den Saal, wo etwa 300 Deputirte anwesend waren. Sie ließ sich in einem großen Sessel nieder, den man unten an die Tribüne hingestellt hatte. Der Deputirte Dupin bestieg hinter ihr die Tribüne und kündigte der Kammer an, daß König Louis Philipp I. abgedankt habe, und daß er seine Gewalt auf den Grafen von Paris, seinen Enkel, und auf dessen Mutter, die Herzogin von Orleans, in der Eigenschaft einer Regentin übertrage. Eine große Anzahl der Deputirten rief: „Es lebe Louis Philipp!" — „Es lebe die Regentin!" — Einige Deputirten der Linken jedoch, sowie die Legitimisten de Laroche Jacquelin und Genoude riefen: „Sie haben kein Recht dazu!" Die Opposition beruft sich auf das im Jahre 1842 von der reactionairen Mehrheit der Kammer selbst durchgeführte Gesetz, wonach dem Herzog von Nemours die Regentschaft gebühre; man könne in diesem wichtigen Augenblicke dieses Gesetz nicht umstoßen und willkührlich handeln. — Eine starke Stimme ruft den Vertheidigern einer Regentschaft

zu: „Es ist zu spät!“ — Ungeheure Aufregung und ein unbeschreiblicher Lärmen charakterisirte nun die Scene. Die Deputirten Marie und Cremieux bestiegen nach einander die Tribüne und beantragten eine provisorische Regierung. Ihre Worte wurden von den Gallerien und einzelnen Deputirten mit Bravorufen begrüßt. Odillon Barrot, der Führer der Gemäßigten, tritt herein, besteigt die Tribüne und versucht noch einmal mit aller Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote steht, das monarchisch-constitutionelle Princip in der Annahme der Regentschaft der Herzogin von Orleans zu retten. Der größte Theil der Deputirtenkammer stimmte ihm lebhaft bei, nur Volksstimmen von den Gallerien protestirten dagegen, ebenso de la Roche Jacquelin.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke bricht ein großer Haufen Bewaffneter sich Bahn in den Sitzungssaal und dringt bis zum Halbkreis vor. Es sind Arbeiter, Nationalgardisten, Studenten, zum Theil von Pulverdampf geschwärzt und mit Blut bespritzt. Mehrere tragen Fahnen. Bei dem Einbruche der Menge hatten die Herzogin von Orleans, ihre Kinder und ihre Begleitung sich schleunigst durch die Thüre der Rednerbühne entfernt, in der Ueberzeugung, daß ihre Sache nun verloren sei. Der Gang war so überfüllt, daß die Herzogin von ihren Kindern getrennt wurde, welche für den Augenblick ein Officiant der Kammer zu sich nahm, und ihnen, um ihre Entweichung zu erleichtern, eine Blouse oder Kittel über ihre schwarze Kleidung werfen ließ. Endlich traf die Herzogin wieder mit ihren Kindern zusammen; sie gingen durch den Garten des Hotels des Präsidenten, stiegen in eine Droschke und eilten nach Neuilly, von wo sie die Gränze gewannen. Die übrigen Glieder der Familie Orleans suchten gleichfalls so schnell als möglich das Reich zu verlassen.

In der Deputirtenkammer herrschte nach der Entfernung der Herzogin von Orleans die wildeste Aufregung. Die eingedrungenen Bewaffneten nahmen Platz neben den Mitgliedern der Linken; die Mitglieder des Centrums strömten nach den obern Sitzen zurück. Das Geschrei ertönt: „Wir wollen den Rechtsverlust des Königs, den Rechtsverlust, den Rechtsverlust!“ Es kommt von den Anführern der Bewaffneten. Der Ruf ertönt: “Vive la Republique!” — Sauzet, der Präsident der Kammer, setzt den Hut auf und erklärt die Versammlung für suspendirt.

Die Scene erinnerte an die stürmischen Sitzungen des Convents in der ersten französischen Revolution.

Jetzt erschienen die Deputirten Ledrü Rollin, Lamartine und Cremieux zu gleicher Zeit auf der Tribüne. Das Geschrei schallt ihnen entgegen: „Keine Bourbons mehr!" „Nieder mit den Verräthern!" „Eine provisorische Regierung auf der Stelle!" Ledrü Rollin beruft sich auf das Volk in Waffen, das gegenwärtig Herr von Paris sei; er protestirt gegen den Antrag der Regentschaft der Herzogin von Orleans und gegen jede andere und beantragt eine vom Volke ernannte provisorische Regierung. Ungeheurer Beifall der Menge. Viele der Deputirten entfernen sich. Lamartine spricht sich ganz im Sinne seines Collegen Ledrü Rollin aus. Inmitten seiner Erklärungen hört man draußen heftige Schläge gegen die Thüren einer der öffentlichen Gallerien. Die Thüren geben unter den Flintenkolbenschlägen nach. Männer aus dem Volke, mit Nationalgardisten untermischt, dringen ein und schreien: „Nieder mit der Kammer!" „Nieder mit den Deputirten!" Einer von diesen Leuten legt sein Gewehr in der Richtung der Rednerbühne an. Furchtbares Geschrei erschallt: „Schieß nicht! schieß nicht! es ist Lamartine!" Der Mann setzt sein Gewehr wieder ab. Der Präsident Sauzet klingelt heftig und sucht Ruhe herzustellen; da ihm dieses nicht gelingt, erklärt er die Sitzung für aufgehoben und verläßt seinen Sessel, den kurz darauf Dupont (de l'Eure) einnimmt.

Die Versammlung der Deputirtenkammer hatte hiermit ein Ende; aber das Volk, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, und eine gewisse Anzahl Deputirte der Linken bleiben im Saale zurück. Unter dem Vorsitze des Deputirten Dupont de l'Eure gehen die Verhandlungen ihren weitern Gang. Das Volk verlangt die Republik. Dupont de l'Eure und Ledrü Rollin legten nach einander die Namen der Mitglieder der zu ernennenden provisorischen Regierung der Versammlung vor, um durch Abstimmung in Masse dieselben anzunehmen oder zu verwerfen. Die Namen waren: Dupont de l'Eure, Arago, Lamartine, Ledrü Rollin, Garnier Pages, Marie, Cremieux. Das Volk nahm sie mit lebhaftem Beifall an. Die Mitglieder der provisorischen Regierung begaben sich hierauf nach dem Hotel de Ville, von dem Volke unter anhaltendem donnernden Rufe: "Vive la Republique!" begleitet.

Während die Mitglieder der provisorischen Regierung, welche sich noch durch einige Andere — Armand Marast, Louis Blanc, Ed. Flocon und den Arbeiter Albert — ergänzt hatte, von 5 Uhr Abends an im Berathungssaale des Hotel de Ville (Stadthaus) über die zuerst zu ergreifenden Maßregeln beriethen, drang die Masse in das ganze Stadthaus ein. Es giebt keinen menschlichen Ausdruck, um den Anblick dieser unerschrockenen Streiter zu schildern; bedeckt mit Kleidern, die der Kampf zerrissen, noch schwarz vom Pulverdampfe, Diese Flinten, Jene Hacken oder Schwerter schwingend; ein einziger Schrei drang aus dem Munde Aller: „Die Republik! Wir wollen die Republik!" Plötzlich wurden die Thüren des Berathungssaales heftig erschüttert. Das Volk verlangte mit lautem Schreien Mittheilung des ersten Beschlusses. Louis Blanc verkündigte hierauf von den Stufen des Hotel de Ville herab im Namen des französischen Volkes und dessen provisorischer Regierung die Republik. Unendlicher Beifalljubel schallte ihm rings umher entgegen.

Als Lamartine, dem Dupont de l'Eure das Präsidium abgetreten, erschöpft von Anstrengungen, die Stufen des Hotel de Ville herabstieg, ward er mit einem weithin tönenden: „Vivat Lamartine! Vivat die provisorische Regierung!" empfangen. Lamartine, nach einer kurzen Rede, worin er dem Volke das erhabenste Decret anzeigte, was jemals aus dem Munde einer von eben geliefertem Kampfe noch zuckenden Nation hervorgegangen, nämlich den Beschluß der Aufhebung der Todesstrafe in politischen Angelegenheiten, schloß mit den Worten: „Damit werden wir den Segen des Himmels herabrufen, dessen Werke die Menschen bedürfen, um ewig zu sein." Ein heftiger Donnerschlag, der in diesem Augenblicke erscholl, schien diesen edlen Worten die himmlische Weihe ertheilen zu wollen. Die Monarchie in Frankreich war gestürzt und die republikanische Freiheit errungen durch die Tapferkeit und die Ausdauer der Bevölkerung der Hauptstadt.

Am 25. Februar erließ die provisorische Regierung an das französische Volk folgende Proklamation: „Die retrograde und oligarchische Regierung ist gestürzt worden von dem Heroismus des Volkes von Paris. Diese Regierung ist entflohen und hat eine Blutspur hinter sich zurückgelassen, welche ihr die Rückkehr für immer verbietet. Des Volkes Blut floß wie im Juli; al-

lein diesmal soll dieses edle Blut nicht vergeblich geflossen sein; es hat sich eine nationale und populaire Regierung in Harmonie mit den Rechten, dem Fortschritt und dem Willen dieses hochherzigen Volkes erobert. Eine provisorische Regierung, hervorgegangen aus dem Zurufe und dem Drange, der Stimme des Volkes und der Departementsdeputirten in der Sitzung des 24. Februar ist momentan mit der Sorge beauftragt, den Sieg zu organisiren und zu sichern. Sie wird gebildet von den Herren: Dupont (de l'Eure), Lamartine, Cremieux, Arago (vom Institut), Ledrü Rollin, Garnier Pages, Marie, Louis Blanc, Armand Marast, Ferd. Flocon, Albert (Arbeiter), Secretair bei den Berathungen, Dumont, Alexander, de Montaigu und Maurin, Untersecretair bei den Berathungen. Hr. Dupont de l'Eure ist zum Ministerconseils-Präsidenten ohne Portefeuille ernannt worden. Die Herren de Lamartine zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Arago der Marine, Cremieux der Justiz, Bedeau des Kriegs, (später dahin berichtet, daß Gen. Suberais Kriegsminister, Bedeau Commandant der ersten Division sei,) Marie der öffentlichen Arbeiten, Ledrü Rollin des Innern, Bethmont des Handels, Carnot des öffentlichen Unterrichts, Goudchaux der Finanzen, (durch Garnier Pages ersetzt). Ferner ernannt: Gen. Cavaignac zum Gouverneur von Algerien, Garnier Pages zum Maire von Paris. Die andern Maires sind provisorisch beibehalten, ebenso wie die Adjuncten unter dem Namen Maire-Adjuncten des Arrondissements. Die Polizei-Präfectur ist unter den Befehlen des Maire's von Paris. Sie wird unter einem andern Titel constituirt. Die Municipalgarde ist entlassen und ihr Dienst der Nationalgarde anvertraut, unter dem Befehle des Ober-Commandanten derselben, de Courtais. Ernannt Hr. Etienne Arago zum Commissair der provisorischen Regierung für die General-Direction der Posten; Guinard zum Chef des Generalstabes der Nationalgarde von Paris; Buches zum Adjuncten des Maire's von Paris. Recurt, Adjunct des Maire's von Paris, ist Deputirter des Maire's von Paris an der Präfectur. Commissaire, um der Republik Anerkennung in den Departementen zu verschaffen, darunter A. Thouret und Delecluze für Lille, Em. Arago für Lyon und Reuson für Nimes.

Unmittelbar nach diesen Ernennungen wurden „im Namen des französischen Volkes" folgende Decrete veröffentlicht: „Die republikanische Verfassung ist die ge-

genwärtige Verfassung von Frankreich, mit Vorbehalt der Ratification des Volkes. Abschaffung des Königthums. Die Deputirtenkammer ist aufgelöst, der Pairskammer verboten, sich wieder zu versammeln. Berufung einer Nationalversammlung. Die Beamten des Civil-, Militair-, Gerichts- und Verwaltungsstandes der vorigen Regierung sind ihres Amtseides entbunden; die von der vorigen Regierung aufgelöst'te Nationalgarde reorganisirt. Die dreifarbige Flagge ist die Nationalflagge mit der Inschrift: „Französische Republik, Freiheit, Gleichheit, Brudersinn." — Die Kinder der im Kampfe gefallenen Bürger sind vom Vaterlande adoptirt (an Kindesstatt angenommen). Die Republik wird den Schlachtopfern der Monarchie und deren Familien jede erforderliche Hülfe leisten Die Tuilerien sollen fortan zum Asyl für die Invaliden der Arbeit dienen. Errichtung von Nationalwerkstätten. Zweckmäßige Verfügungen im Betreff des Handels, der Industrie und Arbeit. Befreiung aller politisch Verurtheilten. Regelmäßige Bewaffnung der Bevölkerung von Paris. Alle öffentlichen und königlichen Gebäude und Besitzungen Nationaleigenthum."

Die klugen Maßregeln der provisorischen Regierung sicherten den besten Erfolg des Tags zuvor erkämpften blutigen Sieges. Die Armee, die Provinzen, die Colonien traten bei der ersten Nachricht von den in der Hauptstadt stattgefundenen Ereignissen der Revolution bei; die Geistlichkeit huldigte der provisorischen Regierung und die so sehr gefürchteten Communisten und Socialisten schlossen sich derselben an und suchten durch eine feierliche öffentliche Erklärung durch ihren Führer Cabet die Gemüther über ihre Absichten und Lehren zu beruhigen. Mit einem Worte, Jeder hatte Vertrauen in die Zukunft und schien zur Devise genommen zu haben: „Gott und Vaterland; Vergessenheit des Vergangenen; religiöse Toleranz; Wachsamkeit für die Zukunft."

V.

Deutschland und die Wiener Revolution.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los —
Wer legt noch die Hände feig in den Schoos?

Theodor Körner.

Das Siegsgeschrei der Pariser Barricadenmänner der drei blutigen Februartage fand durch fast ganz Europa ein gewaltiges Echo und besonders in Deutschland. Das Morgenroth der Freiheit schien angebrochen und der Zeitpunkt für die Völker gekommen, um über ihre seitherigen Dränger und Peiniger zu Gericht zu sitzen.

Im westlichen Deutschland, als dem Schauplatze der politischen Umwälzung am nächsten, war die Bewegung am lebhaftesten. Baden, die beiden Hessen, Nassau, Frankfurt, Würtemberg, Bayern und Rhein-Preußen waren wie mit einem Zauberschlage in die höchste Aufregung versetzt. Die Machthaber der Gewalt zitterten und sahen mit Entsetzen ganz unerwartet das nahe Ende ihrer Herrschaft vor sich; während die Bevölkerung dieser Länder jubelnd den Tagesanbruch der Freiheit begrüßten. Schon am 5. März hatten sich aus verschiedenen deutschen Ländern in Heidelberg 51 Männer versammelt, welche bis dahin fortwährend als Freunde des Volkes und Vertheidiger ihrer Rechte gegolten hatten. Von Würtemberg waren gekommen: Bantlin, Barchet, Becher, Fetzer, Redwitz, Römer, Schweickart, Wiest, Witzemann; von Baden: Bassermann, Bissing, Brentano, Buhl, Gervinus, Häusser, Hager, Hecker, Helmreich, von Itzstein, Kapp, Mathy, Peter, Sachs, Regierungsrath Schmitt, v. Soiron, Stößer, v. Struve, Welcker, Weller, Winter; von Frankfurt: Binding I., Dr. Jucho; von beiden Hessen: Brunk, Franck, v. Gagern, Dr. Heldmann, Langen, Lehne, Wernher; von Rhein-Preußen: Carové, Hansemann, Rauffauf, Stedtmann; von Bayern: Christmann, Eppelsheim, Kirchgeßner, Stocklinger, Willich; von Nassau: Dresel (Vater), Emil Leisler; von Oestreich: Wiesner.

In den Händen dieser Männer lag, so zu sagen, das nächste Geschick Deutschland's. In ihrer Hand lag es, das deutsche

Volk zu einer Revolution zu begeistern, um sich binnen wenigen Wochen von seinen, von den Pariser Februar-Ereignissen in Schrecken gelähmten constitutionellen und unconstitutionellen Tyrannen zu befreien, und Deutschland zu einer einzigen Republik oder zu einem Bunde von Republiken, nach dem Muster der Ver. Staaten, zu erheben. Allein diese Versammlung begriff ihre Aufgabe durchaus nicht. Nur Wenige, wie Friedrich Hecker, Gustav v. Struve, v. Itzstein, Brentano und einige Andere, erkannten in der republikanischen Verfassung das wahre Heil der deutschen Völker; die große Mehrzahl, obgleich die Meisten als Mitglieder von Ständekammern das Unzulängliche der constitutionellen Verfassung hätten einsehen können, besonders unter den obwaltenden Umständen, hielten dieselbe doch nur für das Höchste, was zu erringen sei. Anstatt den äußerst günstigen Augenblick zu benutzen und kühn das Banner der Republik aufzupflanzen, beschränkte sich diese Versammlung darauf, bedächtig auf der Bahn des „gesetzlichen Fortschritts" langsam voranzuschreiten. Man hielt das deutsche Volk noch nicht reif für die Republik und wollte Blut schonen, vermuthlich das der Monarchisten. Diese Männer hätten in ihrer Mehrzahl besser gethan, sich nicht an die Spitze des deutschen Volkes zu drängen und dasselbe seine Revolution auf eigene Faust machen zu lassen; während sie durch ihre verächtliche Saumseligkeit und phantastischen Theorien nur ein Hemmschuh der deutschen Freiheitsbestrebungen wurden und mehr verdarben, als Andere je wieder gut machen können. Der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen haben bewiesen, wie sie es mit dem „constitutionellen, gesetzlichen Fortschritt" gehalten wissen wollten. Die Mehrzahl dieser Heidelberger Versammlung bestand aus Volksverräthern. Die Geschichte wird ihre Namen brandmarken.

Die Versammlung beschränkte sich darauf, ein Klagelied über die unglücklichen Zustände des deutschen Vaterlandes anzustimmen, gegen eine Einmischung Deutschland's in die französischen Angelegenheiten und gegen eine Nichtanerkennung desselben der in Frankreich stattgefundenen Staatsveränderung zu protestiren; die Vertheidigung der Deutschen und ihrer Fürsten nur in der Treue der Nation und nicht in einem russischen Bündnisse zu suchen, und in allen deutschen Landen eine nach der Volkszahl gewählte Nationalvertretung zu berufen. Zu diesem Ende wur-

den sieben Mitglieder der Versammlung auserwählt, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge zu bereiten und die Einladung deutscher Männer zu besorgen. Zu diesen Siebenern wurden auserwählt: Stedtmann aus Preußen, Willich aus Bayern, Römer aus Würtemberg, Welcker aus Baden, Gagern aus Hessen-Darmstadt, Binding I. aus Frankfurt und Itzstein als Vorsitzender. Diese Männer sollten das deutsche Parlament in Frankfurt zusammenberufen. Die leitenden Grundsätze, von welchen die Versammlung der sogenannten Volksmänner zu Heidelberg ausgingen, waren folgende:

1. Das Volk hat das Recht, sich selbst diejenige Verfassung zu geben, welche es, durch ein freigewähltes Parlament vertreten, für die seinen Zuständen entsprechendste erachtet.
2. Alle Volksmänner jedweder politischer Schattirung erkennen die Beschlüsse der Mehrheit des Parlaments an und fahren fort, dem Vaterlande ihre Dienste zu widmen, es erhalte diese oder jene Verfassung, es werde diese oder jene Person an die Spitze des Landes berufen.

Entschlossener als die Mehrzahl seiner Führer trat das deutsche Volk in den verschiedenen Landen selbst auf, als sich die Nachricht von den Vorgängen in Paris über dasselbe verbreitet hatte. Das Volk fühlte instinktartig, daß jetzt der günstige Augenblick zum Handeln gekommen sei, und erhob sich überall all überall gegen seine seitherigen Unterdrücker. Wäre das Volk in diesen entscheidenden Augenblicken von seinen bisherigen, mit blindem Vertrauen geehrten Führern nicht schmählich verrathen worden, so war die Einherrschaft gestürzt und jedes deutsche Land ein Freistaat der That nach, so schnell als Frankreich es geworden war. In den kleinen Staaten Hohenzollern, Schwarzburg, Hessen-Homburg, Bremen, Hamburg, Frankfurt u. s. w. gaben die Regierungen dem ersten entschiedenen Auftreten des Volkes nach. Die dringendsten Forderungen des Volkes in allen deutschen Staaten stimmten fast ganz überein, nämlich: Unbedingte Preßfreiheit, Schwurgerichte, allgemeine Volksbewaffnung, allgemeines deutsches Parlament, staatsbürgerliche Gleichheit, ohne Unterschied des Glaubens, freies öffentliches Versammlungsrecht, politische Amnestie ꝛc. Außerdem wurden in den verschiedenen Staaten noch verschiedene Localforderungen gestellt. In Bayern, Würtemberg, Sachsen, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt und

Hessen-Kassel gährte es, trotz aller dem Volke gemachten Zugeständnissen, unaufhörlich fort. Das Vertrauen des Volkes, nicht blos zu diesem oder jenem Minister, zu diesem oder jenem Fürsten, sondern zu allen Fürsten war längst untergraben. Nicht ein Fürst hatte sich von dem Systeme ausgeschlossen, welches in Karlsbad gegründet, in Frankfurt fortgesetzt und zu Wien vollendet wurde, und welches in Aussaugung, Verdummung und Knechtung des Volkes und in Aufhäufung von Ehren, Macht und Schätzen für die Fürsten und ihre Kreaturen bestand.

Auch für Metternich, den Schöpfer, die Seele dieses fluchwürdigen Systems, war die Stunde der Vergeltung gekommen, obgleich nicht in demselben Maaße, als er es verdient hatte. Der Tyrann, welcher seit 50 Jahren die Geschicke des östreichischen Kaiserstaats gelenkt, und auf diejenigen von ganz Deutschland den größten Einfluß übte, mußte endlich dem Volkszorne weichen und entfliehen. Seine Wohnung am Rennwege in Wien wurde zerstört. Die revolutionaire Bewegung in Wien begann alsbald nach dem Eintreffen der Nachrichten von Paris sich besonders durch den Einfluß der Freimaurer, zuvörderst an der Universität, bemerkbar zu machen. Die Studirenden in der Aula hatten bald die Forderungen des Volkes festgestellt, die ganze Bevölkerung von Wien schloß sich ihnen an. Als Metternich von diesen Vorgängen hörte, ließ er den Professoren andeuten, daß jede Unterschrift eines Professors unter erwähnte Forderungen Entlassung und die eines Studenten Ausweisung zur Folge haben würde. Man ließ sich nicht abschrecken. Die Bittschrift wurde nacheinander bei der niederöstreichischen Regierung, bei'm Einreichungs-Protokoll-Amt, bei der Studien-Hof-Commission, bei der Censur-Hofstelle, bei der Hofkanzlei, bei'm Staatsrath, bei'm Hofkabinet eingereicht und jedesmal sehr artig, sehr trocken, aber immer entscheidend abgewiesen: das Gesuch sei gegen die Ordnung und könne nicht angenommen werden. Die Leiter der Bewegung wurden dadurch etwas außer Fassung gebracht; da rief ein 13-jähriger Polytechniker, vielleicht mehr im Scherz wie im Ernst: „Tragen wir die Bittschrift zu den Ständen, wenn sie sich nächstens versammeln, und bitten wir sie um Hülfe!" Binnen 24 Stunden war dieser Rath das Losungswort aller Studirenden und einiger tausend Bürger. Man schwieg unterdessen und befestigte seinen Entschluß zu den Ereignissen, welche nun Schlag auf Schlag folgten.

Metternich und der Hof konnten die drohenden Symptome nicht mehr hinweg decretiren; man berieth sich, wie dem hereinbrechenden Geschick am besten zu begegnen sei. Die Böhmen forderten eine außerordentliche Berufung der Stände, ein Congreß sämmtlicher deutscher Staaten wurde in Dresden angesagt, ein Nothschrei nach dem andern ertönte aus Schlesien und Galizien; Ungarn und die Lombardei drohten mit Abfall, ganz Deutschland verhöhnte durch seine Bewegungen das ruhig duldende Oestreich; dazu die Erschöpfung des Schatzes, der Mangel an Credit, das Land ausgesogen — die Camarilla zeigte sich geneigt, dem Volke einige unbedeutende Zugeständnisse zu machen; Metternich blieb seinem Systeme getreu: Nichts gewährt! nichts nachgegeben! Das Standrecht eingeführt! Die Canaille zusammengeschossen! Am 10. März ließ man den Kaiser ein Decret in diesem Sinne unterschreiben und erschöpfte endlich dadurch die Geduld des Volkes.

Am 13. verlasen die Professoren in den Hörsälen eine salbungsvolle Ermahnung, daß man sich ruhig verhalten möge, indem man sich sonst dieser und jener Unannehmlichkeit aussetzen würde. Sie fügten aber aufrichtig hinzu, daß sie dies nur auf hohen Befehl thäten, übrigens entschlossen seien, mit den Studenten nach der Herrengasse zu spazieren, wenn diese Lust dazu hätten. Mit einem Hurrah stürzte Alles hinaus. Ein Jurat aus Preßburg, der mit der ungarischen Deputation nach Wien gekommen war, sprang auf den zwischen der Universität und dem Stadt-Convict stehenden Brunnen und hielt eine lateinische Rede, die alle Anwesenden electrisirte. Im Nu war Alles in Bewegung; man zwang die Pedelle, die Universitäts-Insignien auszuliefern, und setzte sich mit denselben in geordneten Reihen durch den Schwibbogen und die Bogner Gasse in Marsch. Hier schlossen sich dem Zuge einige hundert Polytechniker an. Man zog durch den Stephans- und Stock am Eisen-Platz, den Graben, den Kohlmarkt ruhig bis vor das Landhaus, wo die Stände bereits ihre Sitzung eröffnet hatten. Die Herrengasse war wie ausgefegt. Graf Montecuculi, der als Marschall fungirte, fragte vom Balcon herab nach dem Begehren des Zuges. Vier Professoren von den verschiedenen Facultäten gingen mit der Bittschrift hinauf. Montecuculi nahm sie an und kam wieder heraus auf den Balcon, laut erklärend, daß die Stände entschlossen seien, sich dem gerechten Begehren anzuschließen. Da rief

Jemand aus der Menge: „So mögen sie mit zum Kaiser gehen!" Der Marschall verschwand und die unten Wartenden fingen an, die in immer dichteren Massen herzuströmende Menge über die Ursache des Aufzuges zu belehren. Alles war froh und guter Dinge, man rief: „Gut! Bravo! Es lebe der Kaiser!" Da vernahm man auf einmal Trommelschlag, durch ein Gäßchen neben dem Schwarzenberg'schen Schlosse marschirte ein Bataillon italienischer Grenadiere auf, es formirte sich vier Mann hoch quer durch die Gasse und in demselben Augenblicke hörte man es dahinter rasselnd wie schweres Geschütz. Eine Todtenstille trat ein, welche nur von dem Commando: „Habt Acht! Laden!" unterbrochen wurde. Tausend Ladstöcke klirrten. Der junge Erzherzog Albrecht, Sohn des Erzherzogs Karl, ritt nun vor und rief: „Platz da! Auseinander!" Und ehe das Volk noch recht wußte, was er wollte, noch wohin es gehen sollte, commandirte er wieder: „Habt Acht! Feuer!" In einem Nu waren die weichlichen Kinder Wien's zu stählernen Männern umgeschaffen; ehe noch das zweite: „Habt Acht, man wird scharf laden!" aus der Kehle des jungen Wütherichs drang, warf sich die ganze wehrlose Masse wie ein einziger Knäuel auf die Soldaten. Jemand aus der Menge rief mit Donnerstimme: „Bajonette ab!" und maschinenmäßig nahm das Bataillon die Bajonette ab. Im Augenblick waren die Reihen durchbrochen und Volk und Soldaten so dicht mit einander vermengt, daß weder die zurückstehende Artillerie feuern, noch die Cavallerie einen Angriff ausführen konnte. Dies dauerte 10 Minuten. Zwanzig Personen waren auf Seiten des Volks gefallen, und während das Militair sich wieder ordnete, tönte aus tausend Kehlen der wüthende Ruf: „Zum Zeughaus!" Da fielen wieder Schüsse und eine Abtheilung Cavallerie sprengte scharfeinhauend unter die Menge. Nun rettete sich zwar Jeder, so gut er konnte, durch die Seitengassen, aber man nahm die Getödteten und Verwundeten mit und schrie: „Rache! Zum Zeughaus! Nieder mit Metternich! Zur Polizei! In den Rennweg!" u. s. w. In der Biegung der Gasse zum Ballplatze und an der Ecke der Treinfaltstraße wurden mit wunderbarer Schnelligkeit Barricaden errichtet und hinter ihrem Schutze waren in 10 Minuten an 10,000 Menschen beisammen, die sich mit dem Rufe: „Nieder mit Metternich!" auf die Staatskanzlei warfen. Ein Graukopf zeigte sich mehrmals an dem Fenster, man hielt ihn für

Metternich nnd schrie: „Das ist der Hund!“ und warf mit Steinen nach ihm. Endlich erschien ein alter Kanzleidiener auf dem Balcon und sagte: „Seine k. k. apostolische Majestät läßt seinen geliebten Kindern verkünden, daß alle ihre Wünsche berücksichtigt werden sollen.“ „Was da! faule Fische das! Wo ist Metternich!“ schrie die Menge. Der Kanzleidiener verschwand und eine Schwadron Dragoner säuberte den Platz. Die zurückgeworfene Menge eilte nun durch den Michaelsplatz über die Bastei und durch die engen Gassen daneben zum Kärnthner Thor hinaus und über die Glacie nach der Villa Metternich's, die bis auf den Grund zerstört wurde.

Während dieses auf der einen Seite vorging, drang ein Volkshaufen durch das Schottenthor hinaus und verbreitete den Aufstand bis zu der Hernalser Linie; ein anderer drang zum städtischen Arsenale am Ende der hohen Brückengasse, wo schon eine unabsehbare Volksmenge mit einer starken Cavallerie-Abtheilung handgemein war; ein dritter Theil warf sich durch die Freiung auf den Platz am Hofe, wo er ohne alle Aufforderung mit Kartätschenschüssen aus den vor dem Hofkriegsrath-Palaste stehenden Kanonen und mit Säbelhieben und Huftritten der vom Judenplatze im Carriere anrückenden Cavallerie begrüßt wurde. Ein eben im Bau begriffenes Haus diente jedoch hier dem Volke nicht nur zur Zuflucht, sondern auch dessen Ziegeln zur Waffe; die Artillerie wurde durch einen Haufen, der mitten durch das Hofkriegsraths-Gebäude sich Bahn gebrochen, von hinten gepackt und überwältigt. Dieser Haufen, der soeben in dem Polizeigebäude das Oberst zu Unterst gekehrt hatte, warf sich, siegestrunken, auf die Reiterei und diese, vorn und hinten angegriffen, retirirte auf den Judenplatz. Da wurde sie aber von den Bürgern und Studirenden empfangen, die soeben das Arsenal erbrochen und sich bewaffnet hatten. Der Ruf erscholl: „Zieht die Kanonen heraus!“ Von den Fenstern flogen Töpfe, Ziegel und Möbel auf die Soldaten. Die Zahl der Kämpfenden wuchs zusehends in's Ungeheure auf allen Punkten. Jetzt sah man Feuer auf der Marie Hülfer Linie. Die Alarmglocken ertönten, die ganze Bevölkerung der Vorstadt Lerchenfeld wälzte sich jetzt über die Glacis. Alle Thore wurden augenblicklich geschlossen und mit Kanonen besetzt. Als die Lerchenfelder die Thore verrammelt sahen, suchten sie die kaiserlichen Stallungen gegenüber dem Burgthore anzuzünden, und warfen sich dann durch die Gla-

cien zwischen das Stuben- und rothe Thurmthor. Die Generäle hatten diesen Punkt vergessen, zu besetzen. Die Lerchenfelder, verstärkt durch Zehntausende aus der Wieden, der Landstraße, der Leopoldstadt und der Alser-Vorstadt, brachen nun wie eine Lawine in die Stadt herein. Die Generäle versteckten sich, die Officiere verloren den Kopf, ein Commandiren, ein Zusammenwirken des Militairs ward unmöglich. Da wurde der Befehl gegeben, daß das Militair an verschiedenen Punkten der Glacis und am Ende der Jägerzeile, bei'm Prater, sich aufstelle. Das Volk nahm diese Bewegung für einen Rückzug des Militairs. Es begann zu dunkeln; wie auf gegebenen Befehl ward die ganze Stadt illuminirt; es regnete Fahnen, Schärpen, Cocarden aus allen Fenstern, Freudenrufe ertönten von allen Seiten, und die bewaffneten Bürger und Studenten wurden von einer unübersehbaren Volksmenge von allen Seiten in die Burg geradezu auf den Händen getragen. Kein Linienmilitair ließ sich jetzt mehr sehen; nur die Hellebardierer der deutsch-italienischen Garde versahen noch den Palastdienst. Die ungarische Garde hatte sich zurückgezogen.

Während diesen Vorgängen hatte sich Graf Montecuculi an die Spitze der Ständemitglieder gestellt, welche Arm in Arm grade auf die Phalanx der Grenadiere zuschritten, welche noch den Eingang zur Burg versperrt hielten. Sie begehrten mit lauter Stimme Einlaß zu dem Kaiser. Der General Mertauschek wagte keine Weigerung und ließ die Ständemitglieder durch die geöffneten Reihen des Militairs passiren. In der Burg wollte sie der Erzherzog Ludwig mit dem Bedeuten abweisen: daß mit dem Aufruhr nicht unterhandelt werde. Die Ständemitglieder ließen sich jedoch nicht abweisen; durch die angesehensten Bürger Wien's verstärkt, drangen sie in die Hofburg, wo sie endlich den Kaiser, die kaiserliche Familie und die Minister versammelt fanden. Der Kaiser war so in Furcht und Schrecken versetzt, daß er um keinen Preis zu bewegen war, sich dem Volke zu zeigen. Er wiederholte nur beständig: „Gebt ihnen, was sie wollen, Alles, was sie wollen!" Die Deputation der Stände und Bürger verlangten vor Allem die Absetzung Metternich's. Dieser, im schwarzen Frack, an der rechten Seite des Kaisers stehend, entgegnete: „Ich trete *nicht* ab! Ich leite seit 50 Jahren das Wohl des Kaiserhauses." Seine Gegner, denen auch der Erzherzog Johann beitrat, erwiederten ihm jedoch dringend:

„Blut ist geflossen! Sie müssen unverzüglich abtreten; treten Sie ab!" Die Erzherzöge, ausgenommen Johann, und die Erzherzoginnen waren dagegen; Kolowrat schwieg. Da trat Metternich zwischen die Streitenden und sagte: „Muß ich wirklich abtreten, so sei es." Dann wandte er sich an den Kaiser und bat mit spöttischem Lächeln, ihn zu entlassen. Montecuculi sagte mit schneidender Kälte: „Eure Durchlaucht retten Oesterreich." „Vielleicht!" tönte es aus einem Winkel. Alles schwieg; der Kaiser schlug die blöden Augen weit auf, Metternich war verschwunden; die bisherige Umgebung des Kaisers entfernte sich bis auf Kolowrat. Ohne allen Auftrag lief Einer aus der Deputation auf den Balcon und verkündigte dem Volke die Abdankung Metternich's, die Freiheit der Presse, die Gewährung einer Constitution, die allgemeine Bewaffnung u. s. w. Alles ging jubelnd nach Hause; aber der Kaiser war die ganze Nacht nicht zu Bett zu bringen. Montecuculi und Kolowrat machten sich selbst an die Bildung eines Cabinets, und als es hieß, daß mit Tagesanbruch die Studenten und die Bürger sich im Zeughause förmlich waffneten, wußte man nichts Besseres zu thun, als die unberufene Verkündigung vom Balcone am vorangegangenen Abende amtlich zu bestätigen. Um 11 Uhr Vormittags wurde der Kaiser im Triumphe durch die Stadt gefahren. Das Militair zog sich von Wien zurück und die Bürgergarde sorgte für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung. Die Creaturen Metternich's, besonders Sedlnitzky und der ungarische Hofkanzler Appony, wurden von ihren Aemtern entfernt. Graf Louis Bethany wurde zum ersten, der feste Abgeordnete Kossuth zum zweiten Minister Ungarn's ernannt. Das neue Cabinet, welches Kolowrat und Montecuculi bildeten, war jedoch nicht besonders Vertrauen erweckend; es bestand aus Kolowrat, Kübeck und Taaffe, den alten Amtsgenossen Metternich's, Ficquelmont, seiner rechten Hand, und Pillersdorf, gleichfalls einem Anhänger des alten Systems. Die Thüre des Augias-Stalles war gesprengt, aber derselbe noch lange nicht ausgefegt.

Metternich selbst hatte mit seiner Gemahlin nach seiner Abdankung schleunigst Wien verlassen und in England eine Zuflucht gesucht, wie der treue Anhänger seines Systems, Louis Philipp. Auch wie dieser, hatte er ungeheure und zwar sehr schmutzige Schulden hinterlassen. Seit 5 bis 6 Jahren hatte

er Schuhmachern, Zimmer-Reinigern, Tapezierern, Maurern, Lehrern, Kammerdienern, Künstlern u. s. w. die schuldige Bezahlung vorenthalten und sie mit Versicherungen auf Officier-, Kanzlei- und Beamtenstellen vertröstet. Dies war das Ende der Herrlichkeit und Macht des Fürsten Metternich's, aber noch lange nicht seines Systems. Das Volk hatte aber selbst in dem wegen seiner Geduld so oft verhöhnten Oestreich gezeigt, was es vermag, wenn es einig und thatkräftig auftritt.

Robert Blum.

Unter einem unglücklichen Gestirn ward ein Kind geboren — es war Robert Blum — als Mann einer der einflußreichsten Leiter der deutschen republikanischen Partei. Seine Geschichte, vollständig geschrieben, lieferte einen neuen Beweis, daß der Mensch, auch unter ungünstigen Umständen geboren, durch Fleiß, festen Willen und mit einigem Talent begabt, die Stufen des Ruhms ersteigen und ein Liebling seines Volkes werden kann. Wenn aber dies schon das von der Geburt an in Staub gedrückte Kind des Proletariers vermag — und Robert Blum ist nicht der Einzige dieser Art, — was dürfte man erst von den Nachkommen der vom Glück Begünstigten in Deutschland erwarten können? Und doch ist Deutschland so arm an wirklich großen Männern.

Robert Blum wurde am 10. November 1807 (auf Luther's Geburtstag) zu Cöln geboren. Sein Vater war ehedem ein Student der Theologie gewesen, welcher bei seinem Examen durchfiel, darauf Faßbinder und zuletzt Nadler wurde, als welcher er seine Kinder sehr nothdürftig ernährte; als er starb, hinterließ er drei Kinder, daher der kleine Robert schon sehr frühzeitig die Leidensschule der Armuth kennen lernte. Seine Mutter, ehemals ein Dienstmädchen vom Lande, heirathete bald darauf einen Schiffsknecht, welcher ebenfalls Wittwer war und Kinder hatte. Die Vereinigung der beiden Familien erschwerte den Unterhalt dieser noch mehr, und der Stiefvater ließ den Mißmuth

der Noth oft auf brutale und rohe Weise an dem kleinen Robert aus. In den furchtbaren Hungerjahren 1816 und 1817 erreichte das Elend der Familie den höchsten Grad und der Knabe Robert wurde angehalten,, zu — betteln. Schon in diesem frühen Alter zeigte er eine gewisse Gabe der Beredtsamkeit, eine Gewalt der Ueberredung, welche sich von keiner Schwierigkeit zurückschrecken ließ. Durch seine pathetische und furchtbare Schilderung des traurigen Zustandes der Familie öffnete er das Herz eines alten reichen Oheims, welcher früher der Familie keinen Pfennig Unterstützung hatte zufließen lassen, der aber nun, durch die tragische Beredtsamkeit seines kleinen Neffen gerührt, denselben mit einem Stück Geld und mit Lebensmitteln beladen, nach Hause schickte. Eine Schwester seines verstorbenen Vaters nahm sich seiner nun auch etwas mehr an und unterstützte ihn mit einer kleinen Summe, um die Jesuitenschule besuchen zu können, da die Familie katholisch war; hier machte er sehr schnelle Fortschritte, und er wurde bald als einer der Knaben auserwählt, welche den dienstthuenden Priester während der Messe zu bedienen und während der Pausen des Gottesdienstes die offene Kirche zu bewachen haben. In diesen einsamen Stunden, anstatt durch die Localität zu religiösen Gefühlen gestimmt zu werden, stiegen Religionszweifel in seinem bereits nachgrübelnden Verstande auf, und über einen der vornehmsten Lehrbegriffe der katholischen Kirche, der Verwandlung des Brodes und Weines bei'm Abendmahl in den Leib und das Blut Christi, regte sich der Unglaube in ihm. Er war aufrichtig genug, seine Scrupel dem Priester mitzutheilen; allein anstatt sich wegen seiner Zweifel der ihm auferlegten Buße und Strafe zu unterwerfen, verließ er lieber Priester und Kirche, um irgend anderswo sein Glück zu suchen. Er versuchte es erst mit der Goldschmiedekunst, zeigte hierin aber wenig Geschick und ging zu einem Gürtler in die Lehre, wo er die ganze Hölle des deutschen Lehrjungenstandes geduldig durchmachte. Endlich wanderte er als Geselle in die Fremde, wo er in seinem Fache noch sehr Vieles zu lernen hatte. Als er nach Köln zurück kam, erhielt er eine Stelle in der Laternen-Fabrik von F. W. Schmitz, der bald seine Rechtschaffenheit und seine bedeutenden Fähigkeiten erkannte und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Er begleitete seinen Gönner auf einer Reise durch das südliche Deutschland und verweilte ein halbes Jahr zu München, wo er zum Erstenmale erkannte, daß das Leben auch schöne

Blüthen und nicht lauter Dornen treibe. — Später folgte er Schmitz nach Berlin, und suchte während dieser Periode durch unabläſſiges Selbſtſtudium den noch dürftigen Schatz ſeines Wiſſens möglichſt zu erweitern. Da die Militairpflicht ihn nach Köln rief, ging er mit einem ſehr geringen Reiſegelde nach dorthin zurück; ſeine Eltern fand er mit dem bitterſten Mangel kämpfend und nahm, um ſie unterſtützen zu können, bei dem Theater-Director Ringelhardt die Stelle eines Theater-Dieners an, wurde jedoch bald deſſen rechte Hand, und als derſelbe das Stadttheater zu Leipzig übernommen hatte, dorthin als Secretair, Bibliothekar und Hülfs-Caſſier berufen. Hier kam er in Umgang mit Schriftſtellern und fing bald ſelbſt an, mit Erfolg als Literat aufzutreten. Er ſchrieb mehrere freiſinnige Novellen, darunter „Giovanni Cerachi, oder eine Verſchwörung unter dem Conſulate," ein dramatiſches Werk, Kritiken, und betheiligte ſich an dem von Markgraff und Herloßſohn herausgegebenen Theater-Lexicon. Von 1833 an wohnte er beſtändig in Leipzig und etablirte dort ſpäter eine Buchhandlung; doch erſt im J. 1837 ſchloß er ſich mit Energie den politiſchen Bewegungen der neueren Zeit an. 1840 gründete er mit Dr. Steger den „Verfaſſungsfreund," welcher bald der Cenſur erlag; 1843 gleichfalls mit Br. Steger das Taſchenbuch „Vorwärts;" an den ſächſiſchen „Vaterlandsblättern" arbeitete er fleißig mit. 1845 trat er als einer der Erſten dem Deutſch-Katholicismus bei und betrieb eifrig die Bildung der erſten deutſch-katholiſchen Gemeinde daſelbſt. Sein bedeutender Einfluß als Redner auf das Volk zeigte ſich zum Erſtenmale bei dem bekannten Ereigniſſe am 10. Auguſt 1845, wo das Militair aus einem „Mißverſtändniſſe" auf die vor dem „Hotel de Pruſſe" verſammelte Volksmenge ſchoß; nur ihm hatte man es zu danken, daß das wüthende Volk nicht Rache nahm und in offene Empörung überging. Die Bürger von Leipzig wählten ihn zum Dank in die Reihe ihrer Stadtverordneten. Als die drei Februartage vergangenen Jahres zu Paris Europa in revolutionaire Bewegungen ſtürzte und auch in Deutſchland das lichte Morgenroth der Freiheit angebrochen zu ſein ſchien, da nahm auch Robert Blum an den politiſchen Bewegungen des deutſchen Vaterlandes lebhaften und entſchiedenen Antheil und erwarb ſich beſonders an deren Errungenſchaften in Sachſen großes Verdienſt, weßhalb ihn die Stadt Zwickau zu ihrem Ehrenbürger machte und als ihren Stellver-

treter zu der in Frankfurt am Main zusammentretenden deutschen Nationalversammlung erwählte, in welcher er sich der republikanischen Partei anschloß und kräftig gegen die bald in dieser Versammlung sich kundgebende Reaction mit anstrebte. Als der Kaiser Ferdinand nach der am 6. Oktober v. Js. zu Wien ausgebrochenen Revolution aus seiner Hauptstadt floh und die Armee des Windischgräz und Jellachich's Horden gegen dieselbe sandte, wurde Robert Blum und einige Andere der Linken der Frankfurter Reichsversammlung von den Republikanern nach Wien geschickt, um die dortige Bevölkerung in ihrem Widerstande zu ermuthigen und anzufeuern; allein Wien wurde von der ungeheuern kaiserlichen Armee völlig umzingelt und fiel nach furchtbaren Kämpfen endlich in deren Hände und mit ihr — Robert Blum. Da Blum nicht allein sich als einen Mann des Worts gezeigt, sondern auch an dem Kampfe selbst thätigen Antheil genommen hatte, so wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Hängen verurtheilt. Da Oestreich die Frankfurter Reichsversammlung nicht anerkannt hatte, so hielt sich das kaiserliche Kriegsgericht befugt, keine Ausnahme mit einem ihrer Mitglieder zu machen. Das Urtheil des Hängens wurde in den weniger schimpflichen Tod des Erschießens umgewandelt und der unglückliche Freiheitskämpfer um 6½ Uhr am Morgen des 9. Novembers durch drei Jäger im Stockgraben erschossen; zwei Kugeln trafen ihn durch eines der Augen, eine dritte durch die linke Seite der der Brust. Seine letzten Worte waren: „Ich sterbe für Deutschland's Freiheit, für welche ich gefochten habe; Vaterland, vergiß mich nicht!" Er hatte grade das 41. Jahr erreicht. Kurz vor seinem Tode nahm er in wenigen Zeilen rührenden Abschied von seiner Gattin und seinen drei Kindern und traf einige Anordnungen hinsichtlich seines kleinen Vermögens. Robert Blum war ein Mann von mittlerer Größe, starker Figur, blondem, gelocktem Haar und scharf markirten Gesichtszügen. Sein dieser Nr. beigefügtes Portrait ist nach einem Lichtbilde gezeichnet, welches in seinen letzten Stunden von ihm genommen worden sein soll. Möge uns jeder Tropfen seines vergossenen Blutes einen neuen Kämpfer der Freiheit erwecken, dann darf Deutschland noch auf eine bessere Zukunft rechnen.

Der Abschiedsbrief Robert Blum's

an seine Gattin lautet: „Mein theures, gutes, liebes Weib, lebe wohl! wohl für die Zeit, die man ewig nennt, die es aber nicht sein wird. Erziehe unsere, jetzt nur Deine, Kinder zu edlen Menschen, dann werden sie ihrem Vater nimmer Schande machen. Unser kleines Vermögen verkaufe mit Hülfe unserer Freunde, Gott und gute Menschen werden Euch ja helfen. Alles, was ich empfinde, rinnt in Thränen dahin, daher nur nochmals: Leb' wohl, theures Weib! Betrachte unsere Kinder als ein theures Vermächtniß, mit dem Du wuchern mußt und ehre so Deinen treuen Gatten. Leb' wohl, leb' wohl! Tausend, tausend, die die letzten Küsse von Deinem Robert. — Wien, den 9. Novbr. 1848, Morgens 5 Uhr; um 6 Uhr habe ich vollendet. P. S. Die Ringe hatte ich vergessen; ich drücke Dir den letzten Kuß auf den Trauring. Mein Siegelring ist für Hans, die Uhr für Richard, der Diamantknopf für Ida. Die Kette für Alfred, als Andenken. Alle sonstigen Andenken vertheile Du nach Deinem Ermessen. Man kommt! Leb' wohl, wohl!!"

Gedankenspähne.

Zerschlagt nur, ihr Feinde jeder Freiheit, jeden Bund ihrer Freunde, und zerstückt jedes Buch sogar mit dem, der es hinstellte, um darin die Geistessonne, die Freiheit, im Aufgange zu zeigen; nun glänzt die Sonne nicht mehr aus einem Spiegel, sondern neu aus jeder Scheibe des Zertrümmerten. Die ruhige Meerebene, mit einer stillen Sonne im Busen, lodert aufgethürmt mit verworrenen zahllosen Sonnen auf den zahllosen Wogen.

Nur die sind des Jahrhunderts Glanz,
Die Menschenglück erwerben;
Nur diese schmückt ein Lorbeerkranz,
Die für die Freiheit sterben.

Die ersten Kentuckier.

Erzählung aus dem nordamerikanischen Gränzleben in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

IX.

Die Schlacht bei Blue Licks.

— Ihr führt
Das erste Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebst Eurem edlen Sohn — indessen wir
Und dieser würd'ge Held nach unser'm Plan
Das Uebrige besorgen.

Schiller's „Macbeth."

— Ein Pferd — ein Pferd — mein Königreich
für ein Pferd.

Shakespeare's „Richard III."

An demselben Morgen, wenige Stunden nach der Aufhebung der Belagerung von Bryant's Standposten durch die Indianerhorden unter Anführung Black Eagle's, Girty's, Bärenklaue's und anderer Häuptlinge, und deren Rückzug mit den Gefangenen von der Farm am Elkhorn, trafen an dem Fort Hülfstruppen aus allen Richtungen ein. Der alte Col. Daniel Boone, von seinem jüngsten Sohne begleitet, kam an der Spitze einer starken Abtheilung von Boonsborough; Col. Trigg brachte die Streitmacht aus der Nachbarschaft von Harrodsburg, und Colonel Todd befehligte die herbeieilende Miliz aus der Umgegend von Lexington. Auch viele Officiere der regulairen Armee trafen mit diesen bürgerlichen Truppen ein, um, da der Krieg mit den Engländern siegreich zu Ende gefochten war, gegen die rothen inneren Feinde zu kämpfen und neue Lorbeeren zu ernten.

Francis Reynolds, welcher, hoch zu Pferde, an der Spitze seiner tapfern Besatzung die eintreffenden Abtheilungen mit militairischen Ehrenbezeugungen empfing, überflog mit einem ra-

schen Blicke die Schaar des zuerst eintreffenden Col. Boone, um darunter die Gestalt seines Freundes Ludwig Wetzel herauszufinden; allein die kräftige und sonst stark hervorstechende Gestalt des kühnen Jägers fehlte.

„Colonel, wo ist Ludwig Wetzel? Ich vermisse ihn in Eurer Schaar!" rief Reynolds Boone entgegen.

Ueber das verwitterte Gesicht des alten Bärenjägers flog ein Ausdruck tiefen Mitleidens. „Der arme Junge liegt in Boonsborough schwer an den Blattern erkrankt darnieder; wird schwerlich mehr einen Indianer skalpiren oder einen Büffel schießen." war die Antwort.

Reynolds erbleichte. „Ist denn unser guter Stern völlig untergegangen?" murmelte er düster vor sich hin; dann berichtete er dem Obersten das Unglück der Familie Böhler, daß sie in der Gewalt der Indianer und gefangen davon geführt seien.

Der alte wurde bei dieser Nachricht höchst betroffen. „Schade, schade!" brummte er still für sich hin. „Der Mann war eines bessern Looses werth, wenn er auch unklugerweise auf seine Bücher und andern unnützen Kram mehr hielt, als auf Pulver und Blei. Sie werden ihn skalpiren und wer weiß, was den beiden armen Mädchen bevorsteht. Gott schütze sie!" Er machte sich schnell mit seiner Mannschaft zu schaffen, um seiner innern Bewegung Herr zu werden.

Das Officiers-Corps hielt nun Kriegsrath, wie bei obwaltenden Umständen am besten zu verfahren sei; ob man die Indianer sogleich verfolgen oder Verstärkung abwarten solle. Man wußte, daß General Logan bemüht war, eine bedeutende Militairmacht am Ohio und im nördlichen Kentucky zu sammeln und spätestens in 24 Stunden eintreffen müsse, um sich mit ihnen zu vereinigen; auch wußte man, daß der Feind ihnen, bei ihrer gegenwärtigen Stärke, wenigstens doppelt, wohl gar dreifach überlegen war. Man sah, daß ihre Spur breit und deutlich war; nach den Berichten der ausgeschickten Kundschafter konnte man sogar annehmen, daß sie geflissentlich nur langsam weiter zögen, als wünschten sie verfolgt zu werden. Trotz dieser warnenden Anzeichen waren jedoch viele der Officiere, von ihrer Kampfbegierde unaufhaltsam fortgerissen, welche auf augenblickliche Verfolgung des Feindes drangen, dem man, wenn auch nicht an Zahl, doch in der Kriegskunst und an Tapferkeit weit überlegen sei. Am eifrigsten bevorwortete Capitain Francis Reynolds die

ungesäumte Verfolgung der Indianer; er hoffte durch den, als gewiß vorausgesetzten, Sieg über den Feind die gefangene Familie Böhler wieder befreien zu können und in den Besitz seiner geliebten Braut Katharina zu gelangen, während im Zögerungsfalle dieselbe vielleicht unerrettbar für ihn verloren war.

Nach langem Hin- und Herreden wurde endlich die sofortige Verfolgung der Indianer einmüthig beschlossen und ungesäumt ausgeführt. Todd und Trigg erhielten, als die ältesten Colonels im Dienste, das Commando der ganzen Colonne. Fast alle Officiere und die meisten Milizen waren beritten.

Die Indianer waren der ganzen Büffelspur gefolgt, welche sich nach dem Flusse Licking zog; sie hatten, als wenn sie darauf bedacht gewesen wären, ihre Spur recht deutlich hinterlassen, viele Bäume an beiden Seiten des Weges, den sie eingeschlagen, mit ihren Schlachtbeilen oder Tomahawks gezeichnet. Boone, welcher diese geflissentlich hinterlassenen Spuren nur zu wohl bemerkte, wurde sehr nachdenklich, allein es war zu spät zum Umkehren. Die Streitmacht der Kentuckier lagerte die erste Nacht in einem nicht sehr dichten Gehölze und erreichte am folgenden Tage das südliche Ufer des Licking. In diesem Augenblicke wurden sie eine kleine Anzahl Indianer an den niedern Blue Licks gewahr, wie sie eben am jenseitigen Ufer die felsige Erhöhung hinan stiegen. Als sie die Kentuckier gewahrten, blieben sie stehen, und sahen ruhig und still zu ihnen hinüber, dann verschwanden sie gemächlich hinter der Spitze des Hügels.

Die Kentuckier machten Halt und die höhern Officiere sammelten sich vor der Fronte und hielten abermals Kriegsrath. — Das Land umher hatte eine wilde, öde Scenerie, jeder Haltpunkt und Schutzort lag ferne — und gegenüber ein wahrscheinlich mehrfach überlegener Feind. Die Stimmung wurde ernsthaft, bei Einigen fing die Furcht sich zu regen an. Aller Augen richteten sich auf den erfahrenen alten Boone, und Oberst Todd bat ihn, seine Meinung offen auszusprechen.

„Unsere Lage ist allerdings sehr bedenklich," erörterte der alte Waldmann mit seinem unerschütterlichen rauhen Ernste. „Alle Zeichen sprechen dafür, daß der Feind uns an Zahl überlegen und zum Gefecht bereit steht. Ich bin mit dem Boden der umliegenden Gegend wohl bekannt und zweifle nicht, daß in der Entfernung von einer Meile, wo sich an jeder Seite des Hügels eine Kluft befindet, die Rothhäute einen starken Hinterhalt liegen ha-

ben, der uns, von den Klüften geschützt, angreifen kann, sobald es ihm gefällt und er es vortheilhaft findet. Es bleiben uns nur zwei Wege übrig, um der Gefahr mit Erfolg begegnen zu können. Entweder wir erwarten die Ankunft Gen. Logan's, der mit seinen Truppen jedenfalls auf dem Marsche ist, um sich schleunigst mit uns zu vereinigen; oder, wenn der Angriff ohne Aufschub beschlossen ist, daß wir unsere Mannschaft hier theilen, und die eine Hälfte an dem Wasser, das hier in einer länglich-runden Form sich krümmt, hinauf marschieren und über die obere Strömung, welche sich dort befindet, gehen lassen, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, während die andere Hälfte ihn in der Fronte angreift. Jedenfalls ist es nöthig, das Terrain genau zu untersuchen, ehe das Hauptcorps über den Fluß geht."

So lautete des alten Boone weiser Rath; allein er wurde widersprochen. Den Rückzug anzutreten oder Logan's Ankunft abzuwarten, schien Vielen zu gewagt, da sie in der kommenden Nacht alsdann jedenfalls den Angriff der Indianer erwarten müßten. Die Mannschaft zu theilen, schien den Meisten noch unzulässiger, indem sie auf das traurige Beispiel Estill's hinwiesen. Man konnte zu keinem Entschluß gelangen. Jetzt ritt Major McGary, der bisher sehr eifrig und angelegentlich mit Capitain Reynolds gesprochen hatte, in ziemlich aufgeregter Stimmung in den Kreis der Officiere.

„Ich habe auf Fort Bryant darauf gedrungen, nur 24 Stunden auf die Ankunft Logan's zu warten," hob er mit lauter Stimme an, „da wir in Vereinigung mit ihm stark genug gewesen wären, den Feind nöthigen Falls bis nach Chillicothe zu verfolgen, allein man hat meinen Rath verächtlich behandelt und behauptet: daß, wenn nur ein einziger Tag verloren ginge, die Indianer nicht mehr eingeholt werden könnten, sondern über den Ohio zurückgehen und sich zerstreuen würden; daß nun die Zeit sei, sie zu schlagen, da sie in einer Masse versammelt, daß, von ihrer Anzahl sprechen, Unsinn sei, und daß tapfere Männer genug vorhanden, um zu ihrer Verfolgung aufbrechen zu können. Wohl, Gentlemen, ich blieb nicht zurück; aber da wir durchaus einmal unverzüglich fechten wollten, so *sollten* wir auch fechten und nicht mehr, da wir den Feind nun uns gegenüber haben; von Anzahl, Stellung, Logan und Warten sprechen und die Zeit verlieren. Wer also kein Feigling ist, wird mir folgen!" Nach diesen Worten erhoben der Major und Capitain Reynolds

ein furchtbares Geschrei, ähnlich dem Kriegsgeschrei der Wilden, schwenkten ihre Hüte, drückten ihren Pferden die Sporen in die Weiche und folgten graden Weges in den Fluß.

Das Beispiel dieser beiden Tollkühnen machte mit einem Schlage allen Berathungen ein Ende. Reiter und Fußgänger folgten mit einem donnernden Hurrah und drangen durch die Furth, wild und bunt durcheinander. Kein Befehl wurde gegeben, keiner befolgt. Boone, Garland, McGary, Francis Reynolds erstiegen mit dem Vortrab unaufhaltsam den vor ihnen liegenden Hügel, welcher von den Tritten der Büffel bis auf wenige Zwergcedern von allen Pflanzen entblößt war, und mit seinen schwärzlichen Felsen die Oede der Gegend noch erhöhte. Die ganze Colonne folgte in ungestümer Hast. Kein Kundschafter war ausgeschickt, Keiner erforschte die Seitenschluchten; Officiere und Mannschaft schienen durch das ansteckende Beispiel toll gemacht. Alles drang vorwärts, Reiter und Fußgänger, Jeder wollte der Erste sein.

Jetzt hielt der Vortrab an. Sie hatten die Stelle erreicht, von welcher der alte Boone gesprochen. Sie standen auf der Spitze des kahlen Hügels, zu beiden Seiten die gefürchteten mit Gebüsch bewachsenen Klüfte. Eine Parthie Indianer wurde sichtbar und griff den Vortrab mit einem furchtbaren Pelotonfeuer an. Der Vortrab gab das Feuer augenblicklich zurück, aber mit schlechtem Erfolge. Das Centrum und der Nachtrab, den Beginn des Gefechtes hörend, wollte zum Beistand des Vortrabs schleunigst herauf dringen; doch mit dem Terrain völlig unbekannt, wurden sie von einem heftigen ununterbrochenen Feuer aus der Kluft zu beiden Seiten in den Flanken gefaßt und zum Stehen gebracht. Die kleine Armee stand wie von einem Netz umsponnen, den Schüssen ihrer Feinde bloßgestellt, während dieser von ihrem Angriffe geschützt war. Trotzdem hielten die tapfern Kentuckier immer noch unerschütterlich Stand.

Das Gefecht wurde von Minute zu Minute blutiger. Jetzt stiegen unter furchtbarem Geschrei und ein mörderisches Musketenfeuer unterhaltend, die Indianer aus den beiden Seitenklüften empor. Die Kentuckier geriethen in eine immer gefährlichere Stellung, und ihre Gefallenen bedeckten bereits den kleinen Schauplatz des Kampfes. Todd, Trigg, Garland und mehrere andere tapfere Officiere, sowie eine beträchtliche Anzahl Milizen waren erschossen, darunter der junge Boone, welchen die

Todeskugel an der Seite seines Vaters erreicht hatte. Die Schlacht schwankte immer noch unentschieden zwischen den kämpfenden Feinden. Plötzlich gewahrten die Kentuckier aus dem Feuern der Indianer, daß dieselben ihre Schlachtlinie ausdehnten, um ihre rechte Flanke zu überflügeln und ihnen den Rückzug nach der Furth abzuschneiden. Dies entschied ihre Niederlage. Der Nachtrab begann sich in Hast und Unordnung zurückzuziehen, um noch den Strom gewinnen zu können. Diese übereilte rückgängige Bewegung wirkte augenblicklich auf die ganze Colonne und löste sich in wilder Flucht auf. Jetzt sprangen die Indianer mit einem weithin tönenden Siegesgeschrei zur Verfolgung vorwärts und warfen sich mit ihren Schlachtbeilen auf die Fliehenden. Viele der Flüchtigen erlagen den furchtbaren Streichen des Tomahawks und wurden skalpirt. Von der Spitze des Hügels bis zum Strome war es eine Scene des Mordes und verzweiflungsvollen Kampfes. Am wüthendsten tobte die Schlacht am Ufer der Furth und im Strome. Weiße und rothe Streiter, Reiter und Fußgänger waren hier wild durcheinander gemengt und kämpften um jeden Fußbreit Terrain. Die Reiter entkamen zum größten Theile, die Fußgänger hingegen, welche sich nicht durch fertiges Schwimmen zu retten vermochten, wurden am Ufer erbarmungslos von ihren Feinden erschlagen.

Niederland, der deutsche Farmer von Bryants, welcher wakkern Antheil an dem Gefechte genommen hatte, war mit etwa 20 andern Reitern durch die Furth und glücklich auf das jenseitigen Ufer angekommen. Als er zurückschaute und viele Fußgänger mit der Strömung kämpfend und von den Indianern hart bedrängt sah, hielt er seine Begleiter an. Alle waren mit guten Büchsen bewaffnet und von Haus aus vortreffliche Schützen; ein Jeder nahm einen der Rothhäute auf's Korn und in wenig Secunden wälzten sich diese, von den Kugeln durchbohrt, auf dem blutgedränkten Flußufer. Mit furchtbarem Geschrei stoben die Indianer auseinander und zogen sich eiligst zurück, so daß eine große Anzahl der verfolgten Kentuckier Zeit gewann, über den Strom zu entkommen; doch währte diese Hülfe nur wenige Minuten. Die Indianer drangen zahlreich ober- und unterhalb der Furth über den Strom und Niederland und seine Begleiter, sowie die anlangenden Fußgänger mußten so schnell

als möglich das Weite suchen, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

Der alte Oberst Boone, nachdem er seinen Sohn und einige seiner theuersten Freunde an seiner Seite hatte fallen sehen, sah sich an der Spitze der Kentuckier bei'm Beginne des Rückzuges fast gänzlich vom Feinde umringt und völlig von dem Wege nach der Furth abgeschnitten. Da er jedoch mit dem Grund und Boden, worauf gekämpft wurde, ziemlich vertraut war, so setzte er, von einigen Freunden begleitet, mit seinem Roß gradezu in die Kluft, welche die Indianer größtentheils in Verfolgung der Weißen verlassen hatten. Nachdem er mit seinem kleinen berittenen Häuflein zweimal ein heftiges Feuer des Feindes ausgehalten und eine Parthie Indianer, welche ihn verfolgten, getäuscht hatte, erreichte er unterhalb der Furth den Strom, welchen er mit seinen Begleitern leicht durchschwamm. Hier nahm sie der schützende Wald auf, und auf einem halbzirkelförmigen Wege entkamen sie, vom Feinde nicht weiter belästigt, glücklich nach dem Fort.

Schlimmer erging es Francis Reynolds. Der improvisirte junge Capitain war gut beritten. Als die Flucht bereits allgemein geworden war, brachte ihn sein Pferd schnell aus dem Bereiche der feindlichen Kugeln und der rettenden Furth nahe. Auf dem halben Wege vom Schlachtfelde zum Strome traf er einen alten Hinterwäldler seiner Bekanntschaft, Capt. Patterson. Der alte Mann hatte sein Pferd durch einen feindlichen Schuß verloren und konnte in Folge erhaltener Wunden und der Anstrengung des Tages ermattet, nicht weiter. Der Tod unter den Schlägen des Tomahawks schien ihm gewiß. Als Reynolds die hülflose Lage des alten Mannes sah, konnte er sich nicht überwinden, vorüber zu jagen und ihn seinem Schicksale zu überlassen.

„Ho! Captain, hurtig in meinen Sattel!" rief er ihm zu, indem er sich vom Pferde schwang und dem Alten hinauf half.

„Und Ihr?" fragte Patterson überrascht und gerührt von dem Edelmuthe des jungen Mannes.

„O sorgt Euch nicht um mich," erwiederte Reynolds lakonisch. „Ich habe junge Beine, die mir forthelfen werden. Aber eilt, die Rothhäute sind uns schon auf den Fersen."

Der alte Miliz-Capitain ließ es sich nicht zweimal gesagt sein und jagte der Furth zu, die er nun glücklich in wenigen Minuten

erreichte und durchwatete. Bald hatte er das jenseitige Ufer erreicht und einen so weiten Vorsprung, daß er bald aus dem Bereiche der Gefahr war.

Reynolds bog augenblicklich in die von den Feinden verlassene Seitenschlucht ein, in deren Gebüschen er sich schnell bis zum Strome fortschlich. Schon hatte er das Ufer glücklich erreicht, als er plötzlich auf dem Felsen über ihm das furchtbare Geschrei eines Haufens Indianer vernahm. Im Augenblicke schwirrten ein halbes Dutzend Kugeln an seinem Kopfe vorüber. Ohne sich zu besinnen, warf er sich in den Fluß und erreichte von den ihm nachgesandten Schüssen unverletzt, das jenseitige Ufer. Aber zu seinem Unglück hatte er wildlederne Beinkleider an, welche sich voll Wasser gesogen und ihm schnelles Fortkommen unmöglich machten. Er mußte sich niedersetzen, um sich ihrer zu entledigen. Ehe er dieses jedoch bewerkstelligen konnte, waren seine Verfolger gleichfalls über den Strom geschwommen und hatten ihn eingeholt. Da er bei'm Ueberschwimmen des Stromes die ihn hindernden Waffen von sich geworfen, war er nun völlig vertheidigungslos und es blieb ihm nichts übrig, als sich seinen Feinden auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die übrigen Flüchtlinge, welche glücklich über den Strom gekommen waren, hatten sich sogleich im dichten Walde zerstreut, und obwohl noch 20 Meilen von den Wilden verfolgt, wurden doch nur wenige mehr eingeholt und getödtet oder gefangen genommen. Den größten Verlust hatten die Kentuckier vom Gipfel des Hügels bis zur Furth erlitten. Ihr Vortrab war fast gänzlich aufgerieben worden. Es waren im Ganzen 60 Mann in der Schlacht geblieben oder auf der Flucht getödtet worden, für ein so dünn bevölkertes Land, wie damals Kentucky, allerdings ein schwerer Verlust. Der Verlust der Indianer war bei Weitem geringer.

Die Nachricht der unglücklichen Schlacht von Blue Licks verbreitete sich schnell über das Land und erfüllte ganz Kentucky mit Schmerz und Trauer. Auf Fort Bryant war großes Wehklagen, da von diesem Standposten allein 15 tapfere Männer geblieben waren, besonders wurde der kühne und liebenswürdige Francis Reynolds, den man unter den Getödteten glaubte, allgemein bedauert. Mistreß Reynolds, seine Mutter, war untröstlich, und selbst sein Vater, die bleiche Yankeegestalt, mit der himbeer-rothen Nase, seufzte zerknirscht vor sich hin: „O Lord,

warum betrübst Du also meine Seele und raubst mir meinen einzigen Reichthum, die Stütze meines Alters?" Dann wandte er sich zu seinem Negersclaven, der ein noch kläglicheres Gesicht als sein Gebieter schnitt: „Cäsar," fragte er mit einem traurigen Seufzer, „hast Du das Faß frisch aufgeschlagenen Zuckers gehörig mit röthlichen Sand vermischt?" „Yes, Sir." „Den gestern über Charlestown importirten chinesischen Thee mit getrocknetem Fliederlaub gemengt?" „Yes, Sir." „Die von Baltimore eingetroffenen Corinthen mit dürren Heidelbeeren vermehrt?" „Yes, Sir." „Dann komme herein und lasse uns Buße thun vor dem Herrn im Gebet, ob der großen Trübsal, die mir widerfahren." Gesenkten Hauptes und mit trübseliger Miene schlichen der Yankee und sein Diener in die anstoßende Kammer, um zu wehklagen.

X.

Die Flucht.

An jener unaeheuern Wälder heil'ger Stille,
Wo nie zuvor des Weißen Axtschlag noch erklungen,
An stolzer Eiche die Catawba rankt in Fülle,
Da ward zum Erstenmal ein deutsches Lied gesungen.
Rückert.

Am frühen Morgen des Schlachttages von Blue Licks zogen vier gut bewaffnete Indianer durch den dichten Urwald in der Richtung des Elkhorns dem Ohio zu. In ihrer Mitte führten sie zwei weiße Gefangene mit sich, einen jungen rüstigen Mann und eine wunderliebliche Jungfrau. Es war die unglückliche Braut des jungen Reynolds, Katharina Böhler, und der junge Mann kein Anderer als ihr Vetter Philipp Claud. Katharina hatte noch das weiße Brautgewand an, welches sie gerade anprobirt hatte, als die Farm ihres Vaters von den Indianern war überfallen worden. Ihr Haupt war in einen weiten weißen Schleier verhüllt, aus welchem nur das engelschöne Gesichtchen, sonst so frohsinnig und schelmisch, jetzt bekümmert und wehmüthig hervorschaute. Sie saß auf einem sanft gehenden Pferde und wurde von den Indianern mit einer gewissen Achtung und

Sorgfalt behandelt. Es waren Wyandotten, welche zu der Abtheilung gehörten, deren Häuptling der tapfere und kluge, aber auch ebenso grausame Bärenklaue war, welcher vor mehreren Tagen den Capitain Estill und seine Milizen bei Hinston Fork geschlagen und den Ersteren eigenhändig getödtet hatte. — Die Indianer hatten ein äusserst komisch-abenteuerliches Aussehen, und würden unter andern Umständen der Gegenstand ungemeiner Heiterkeit gewesen sein. Sie waren offenbar bei der Plünderung auf der Farm am Elkhorn mit thätig gewesen, denn die Kleidungsstücke und Geräthe, mit denen sie sich nach ihrer Weise herausgeputzt hatten, gaben hinlängliches Zeugniß davon; für Frauenkleider besonders schienen sie eine große Vorliebe zu hegen. Der Jüngste derselben, mit Namen Annanzies, ein junger Krieger von kaum 18 Jahren, marschirte stolz vor Katharina her in einem Kleide der schlanken Elisabeth von schwerem großblumigem Seidenstoffe; da er jedoch nicht die niedliche Taille der schönen Elisabeth hatte und offen stand, so hing dasselbe lose und ungraciös um ihn herum; sein Kopfputz bestand aus einem großen Strickbeutel von gelbem Seidenzeuge, welcher Katharinen als ihr früheres Eigenthum nur zu wohl bekannt war. Der Zweite, Istiggowechhing, ein schon bejahrter Mann mit häßlichen und wilden tückischen Zügen, schritt in einem Rocke von Vater Böhler einher, den er sich jedoch verkehrt auf dem Rücken hatte zuknöpfen lassen; ein Sommerhut Elisabeth's schwebte ihm wie ein kleiner Thurm auf dem rothen glattgeschorenen Schädel. — Die andern beiden Rothhäute, Namens Aumoyt-Hahne und Watrok, bildeten in ihrer wunderlich zusammengesetzten Garderobe nicht weniger groteske Figuren. Istiggowechhing oder Zahnbrecher, der alte Indianer, also geheißen, weil er einmal einem gefangenen americanischen Capitaine, bevor er ihn gemordet und skalpirt, alle Zähne mit einer Zange ausgebrochen hatte, schien das Commando über die kleine Abtheilung zu führen. Sein durchdringender Tigerblick schweifte fortwährend nach allen Seiten umher, ob nirgends Gefahr oder ein Angriff von den weißen Männern drohe. Den Zug schloß ein starkes Maulthier, welches mit einem Theile des Raubes von Böhler's Farm beladen war.

Philipp Claud ging resignirt zwischen den Indianern und Katharine's Roß. Er hatte einigemal versucht, an die Seite Katharinen's zu gelangen, um ihr Trost und Muth einzuflößen,

allein er war jedesmal durch einen kräftigen Kolbenstoß eines der Indianer bedeutet worden, daß man dergleichen Unterhaltungen nicht dulden wolle. Philipp that bei den Mißhandlungen der Indianer weder zornig noch verzagt, sondern nahm sie mit stoischem Gleichmuthe hin; er dachte in seinem deutschen praktischen Sinne: „Wohl, ihr rothen Bestien, ich bin unbewaffnet und bin froh, daß ich wenigstens noch in der Nähe Katharina's sein kann, und daß sie mir den Schädel mit ihren verfluchten Beilen noch nicht eingeschlagen haben; aber ich gebe d'rum auch die Hoffnung noch nicht auf, daß ich Katharina von euch rothen Schurken befreie. Kommt Zeit, kommt Rath!"

Katharina saß still auf ihrem Pferde und ritt in tiefes Nachgrübeln versunken und traurig durch den schönen Frühlingsmorgen dahin. Welche schreckliche Umwandlung ihres Schicksals binnen wenigen Stunden! Gestern noch die glückliche, fröhliche Braut des liebenswürdigen Francis, geschäftig noch in dem sichern Schooße ihrer Familie, für das bevorstehende Hochzeitsfest Anordnungen treffend; heute, an dem bestimmten Freudentage, der sie auf immer mit dem Geliebten vereinen sollte, die Gefangene roher und grausamer Wilden. Und die Ungewißheit, was aus ihrem Vater und ihrer Schwester geworden, die in der Nacht von ihr getrennt worden waren. Sie mußte bitterlich weinen. Ein Trost für sie war noch, daß sie ihren Vetter Philipp in der Nähe wußte, und obgleich er auch nur ein hülfloser Gefangener war, so fürchtete sie sich doch weniger, als wenn sie sich allein in dem unheimlichen Geleite dieser furchtbaren Männer befunden hätte.

Als die Sonne im Meridian stand, hielt die kleine Caravane eine kurze Mittagsrast unter einer großen freistehenden Platane, von welcher man nach allen Seiten hin eine ziemliche Entfernung freie Aussicht hatte. Die Indianer legten ihre geladenen Gewehre, mit denen die philantropischen Engländer zum Verderben der Kentuckier und überhaupt der Amerikaner sie versehen hatten, vorsichtig und behutsam vor sich hin, und langten aus ihren Schnappsäcken grobes Welschkornbrod und getrocknetes Bärenfleisch, von welchem man auch der Gefangenen ein reichliches Theil zukommen ließ; Philipp wurde nur ein Brocken Brod zugeworfen, den dieser mit philosophischer Ruhe verzehrte. Philipp hatte überhaupt hinlänglich Gelegenheit, zu bemerken, daß

er von den Rothhäuten nicht mit den günstigsten Augen betrachtet wurde.

Als die Indianer ihr frugales Mahl verzehrt hatten, nahte sich Aunwight-Hahne dem Hessen mit einem verdächtig-freundlichen Grinsen. Er betrachtete mit lüsternen Blicken und verholenem Wohlgefallen einige Minuten dessen mit Pelz verbrämte Mütze. Endlich streckte er den langen rothen Arm aus, ergriff mit habgierigen Fingern das pelzverbrämte Kleinod und übertrug es ganz phlegmatisch von Philipp's auf seinen eigenen unbedeckten Kopf. Claud machte zum bösen Spiel gute Miene, lächelte und nickte zum Zeichen seiner Einwilligung dem Indianer zu, obgleich er ihn lieber hätte erwürgen mögen. Jetzt nahte sich Annanzies, der junge Krieger im seidenen Gewande Elisabeth's, mit dem gelbseidenen Strickbeutel auf dem trotzig-blickenden Haupte, und gab durch Pantominen und die barbarischen Laute seiner Sprache zu verstehen, daß er ein außerordentliches Wohlgefallen an dem bunten Tuche trage, welches Philipp um den Hals trug. Der Deutsche löste mit größter Gelassenheit das Tuch von seinem Halse und reichte es ihm hin. Jetzt kam auch Istiggowechhing herbei und heftete seinen gierigen Tigerblick auf die fast noch neuen Schuhe Philipp's, welche mit hellblinkenden Stahlschnallen verziert waren.

Philipp, welcher glaubte, daß sich Zahnbrecher in die funkelnden Stahlschnallen verliebt habe, löste sie von den Schuhen ab und reichte sie ihm hin. Allein der alte Indianer bedeutete ihn, daß er auch für sein Leben gern die Schuhe dazu haben möchte, und wies auf seine ziemlich zerrissenen Moccasins. „Oho, sie werden am Ende mich noch ganz ausziehen und mir zumuthen, wie Adam im Paradies, im Stande der Unschuld einherzugehen," murmelte der Bedrängte vor sich hin. Er erhob sich daher entschlossen und machte der unverschämten Rothhaut durch Gestikulationen begreiflich, daß er ohne Schuhe nicht marschiren könne und deshalb keine Lust habe, seine Schuhe abzuliefern. Istiggowechhing blickte ihn grimmig an und ging knurrend zu seinen Gefährten zurück, welche wenige Schritte von ihm am Stamme der Platane sich niedergekauert hatten und behaglich ihre Pfeifen schmauchten. Philipp bemerkte, daß sie jetzt lebhaft sich berieth, und aus den drohenden Blicken, welche sie öfters auf ihn herüberwarfen, nahm er mit Unruhe wahr, daß er der Gegenstand ihres heftigen Gespräches war. Er hätte gern die Flucht

ergriffen, allein ein Blick auf Katharina machte ihm jeden Versuch unmöglich, und zudem durfte er kaum hoffen, seinen gewandten und bewaffneten Gegnern entrinnen zu können. Plötzlich legten die Indianer ihre Pfeifen weg und erhoben sich, grade auf ihn losgehend. Zahnbrecher war der Vorderste; der Ausdruck seines Gesichts war äußerst drohend und mit der rechten Faust hielt er fest den furchtbaren Tomahawk umspannt. Philipp erkannte das ihm von den Barbaren zugedachte tragische Schicksal; auch Katharina nahm die Gefahr ihres Vetters wahr und stieß einen lauten Schreckensruf aus. Philipp überkam eine furchtbare Angst, er sah den gewissen Tod vor Augen und wußte nicht, sollte er schreien, jammern oder den Todesstreich in ruhiger Ergebung hinnehmen. In dieser verzweiflungsvollen Lage fiel ihm die Geschichte von einem wandernden Musikanten ein, der mitten im Walde von einem halben Dutzend Bären bedroht, dieselben durch das Spiel auf seiner Baßgeige verscheucht hatte. Nun hatte Philipp zwar keine Baßgeige, um damit dieses Manöver auch bei diesen raubsüchtigen und blutdürstigen Rothhäuten versuchen zu können; aber er konnte singen und so begann er denn, ohne sich eine Sekunde weiter zu besinnen, mit lauter, wohltönender Stimme das folgende, nichts weniger als zu diesem tragischen Augenblick passende, Lied:

„Es wohnt ein Müller an jenem Deich —
Lauf', Müller, lauf'!
Der hat 'ne Tochter, die war reich —
Lauf', Müller, lauf'! wie die Katz', Müller lauf'
Potz Himmeldonnerwetter, Müller! lauf', lauf', lauf'!
Mein lieber Müller, lauf'!
Mein lieber Müller, lauf'!"

Die Indianer, ob dieser unerwarteten musikalischen Expectoration höchlichst überrascht und verwundert, blieben mitten in ihrem Mordanlauf stehen und lauschten auf die Töne, wie sie in ihren Urwäldern noch nie welche vernommen hatten, sehr aufmerksam und schienen angenehm davon berührt. Im Verlauf der folgenden Strophen klärten sich allmählig die finstern, drohenden Gesichtszüge der Indianer auf und nahmen mehr und mehr einen heitern Ausdruck an; sie blickten sich öfters an und nickten sich sehr befriedigt zu. Als Philipp sein Liedlein geendigt, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. Aumoyght-Hahee, welcher etwas gebrochen das Englische sprach, rief mit lachendem Gesicht: „Bruder, Bruder, mehr machen Wau wau wau!" Philipp, welcher glücklicherweise das Mittel gefunden hatte,

diese wilden Naturen zu sänftigen, ließ sich nicht lange bitten und gab sehr bereitwillig noch das: „Es reiten drei Reiter zum Thore herein," „Prinz Eugenius der edle Ritter" und Verschiedenes, was in damaliger Zeit die deutsche Dicht- und Tonkunst Volksthümliches geliefert hatte, zum Ergötzen der rothen Unholde zum Besten. Er hatte sich es nie geträumt, als er diese Lieder einst im Wirthshaus zum gelben Hirsch in Trendelburg, seiner Heimath, im Kreise lustiger Gesellen mitgesungen, daß sie ihm einmal im fernen Amerika das Leben retten würden.

Die Indianer waren nun mit unserm Hessen Gutfreund; seine deutschen Melodien hatten ihm ihre ganze Zuneigung gewonnen; er mußte mit ihnen die Friedenspfeife rauchen. Selbst der mürrische Zahnbrecher suchte ihn freundlich anzugrinsen, obgleich er noch verschiedene Male seine lüsternen Blicke auf die verhängnißvollen Schuhe warf. Der alte Krieger gab endlich das Zeichen zum Aufbruch, Katharina bestieg wieder ihr Roß und der Zug setzte sich in Bewegung. Der junge Krieger eilte eine Strecke voraus, um den Weg zu recognosciren. Claud suchte während des mühsamen Marsches die Indianer durch Singen, Pfeifen und allerlei Possen zu ergötzen und zu unterhalten, da es ihm darum zu thun war, sie bei guter Laune zu erhalten. Trotzdem aber, daß ihm dieses vollkommen gelang, war es ihm doch nicht möglich, sich Katharina so viel zu nähern, um mit ihr sprechen zu können. Die Indianer schienen ihn geflissentlich von ihr entfernt halten zu wollen und er wagte es nicht, sich ihr geradezu zu nähern, da er fürchtete, den Verdacht seiner rothen Gefährten zu erregen. Da verfiel er auf ein sinnreiches Mittel, das ihm so ziemlich nahe lag und der Aufmerksamkeit der Indianer entgehen mußte. Philipp war vor Jahren in dem gemüthlichen Trendelburg als gewandter Improvisator oder Stegreifdichter bekannt und beliebt gewesen, der seine Einfälle in die drolligsten Knittelverse einzukleiden und nach irgend einer beliebigen Melodie zu singen wußte. Seit dem Tage, wo ihn sein allergnädigster Landesvater von Kurhessen um schnödes englisches Gold mit Tausenden seiner hessischen Brüder verkauft hatte, um in Amerika die Freiheit bekämpfen zu helfen, war ihm die Lust zum Improvisiren vergangen; jetzt erinnerte er sich dieses seines Talents und er hielt es für das beste Mittel, sich der lieblichen, von ihm so hochverehrten Katharina mittheilen zu können, und sie für einen Fluchtversuch, im Fall sich Gelegenheit dazu böte, vorzubereiten. Katharina ritt ohngefähr zehn

Schritte vor ihm her, an ihrer Seite der tückische Zahnbrecher. Er wandte sich daher mit drolliger Geberde an Aumoyght-Hohee, der zwar das Englische etwas verstand, aber natürlich kein Wort Deutsch, und sang, als gälte es ihm:

„Wenn die Rothhaut schlafen geht
Und der kühle Nachtwind weht,
Fliehen wir, mein liebes Kind,
Durch den Wald, durch Nacht und Wind.
Halte Dich darum bereit,
Bietet sich die rechte Zeit."

Philipp hatte die Freude, zu bemerken, wie die bisher wie eine geknickte Lilie mit gesenktem Haupte dahinreitende Jungfrau sich wieder wie lebensmuthig und hoffnungsvoll im Sattel emporrichtete und, als wenn sie ihren Schleier ordnen wollte, den rechten Arm von sich weg reckte und das eine Ende ihres Schleiers mehrere Secunden in der Frühlingsluft flattern ließ.

„Oh, mein weißer Bruder, singen gut — sehr gut," kauderwelschte Aumoyght-Hahee und schlug ein herzliches Gelächter auf.

Philipp, durch seinen Erfolg immer heiterer, unbesorgter und dreister werdend, improvisirte weiter, indem er sich, komische Gesichter schneidend, abwechselnd an seine unwillkommenen Begleiter wandte:

„Rothe Schufte, böse Stänker,
Hol' zusammen euch der Henker!
Wäret ihr zu allernächst
Wo der schwarze Pfeffer wächst."

In dieser Weise fuhr Claud noch eine geraume Weile fort, die Rothhäute zu mystificiren und seiner Base Verhaltungsmaßregeln für die Nacht zu ertheilen. Die Indianer schienen von diesem musikalischen Complotte in Knittelversen eben so entzückt, wie nur irgend ein Kunstenthusiast bei der meisterhaften Aufführung einer Piece von Mozart oder Meyerbeer es sein kann.

Als die Nacht hereinbrach, waren die Indianer mit ihren beiden Gefangenen bereits am linken Ufer des Licking angekommen und näherten sich dem Ohio. Wenige Schritte von dem Strome, unter einer anmuthigen Baumgruppe, wurde Halt gemacht. Aumoyght-Hahee bedeutete Claud, daß sie hier lagern würden, bis ihre rothen Brüder vom obern Licking herab kämen, welcher in der Nacht oder am kommenden Tage geschehen würde.

„Bärenklaue komme auch und nehmen Blaue-Augen mit," erzählte Aumoyght-Hahee, indem er auf Katharina wies. „Bärenklaue lieben Blaue-Augen — nehmen zu Squaw sie," fuhr

er fort und schnitt ein Gesicht dabei, von dem man nicht wußte, sollte es Freude oder Schauder ausdrücken. „Bärenklaue großer Krieger, aber grausam, oft — erschlagen haben zwei Bleich-Gesicht-Squaw mit Tomahawk — zornig."

Katharina, von den Indianern Blaue-Augen genannt, verstand das in gebrochenem Englisch Mitgetheilte besser als Claud; sie entsetzte sich vor dem Schicksale, das ihrer wartete, wenn ihr nicht mittelst ihres Vetters die Flucht gelang, ehe der barbarische Indianerhäuptling ankam, zu dessen Gattin sie sich nun bestimmt wußte. Die schreckliche Zukunft, welche sie vor sich sah, wenn sie sich nicht der Gefangenschaft entzog, flößte ihr einen solchen heroischen Muth ein, dessen man am Tage zuvor das sanfte, lebensfrohe Mädchen nicht fähig gehalten hätte. Sie war entschlossen, sich im schlimmsten Falle lieber in die Fluthen des Licking oder des Ohio zu stürzen, als Bärenklaue in seinen Wigwam zu folgen.

Philipp zeigte sich auf dem für die Nacht bestimmten Lagerplatze sehr thätig und dienstfertig, um sich in dem Zutrauen und der Neigung der Indianer immer mehr zu befestigen. Er half von dem Lastthiere die wollenen Decken der Indianer und einen Theil des Raubes von der Farm seines Vetters, darunter ein Fäßchen Whisky, abladen und ein großes Feuer für die Nacht anzünden. Katharina wurde von Aumoyght-Hahee aus einigen feinen wollenen Decken, welche sich gleichfalls unter den geraubten Effekten befanden, unter einem mächtigen, in voller Blüthe stehenden Kirschbaume, in kurzer Entfernung von dem Lager der Uebrigen, ein weiches Nachtlager bereitet, und sie überhaupt mit einer Art Ehrfurcht von ihm bedient. Unter diesen Vorbereitungen kehrte der junge Krieger von einer kurzen Jagd zurück und brachte zwei geschossene Racoons als Beute mit, die man sogleich abstreifte, an einen hölzernen Bratspieß steckte, den man aus einem starken Hickoryzweige sich zurecht geschnitzt hatte, und an der Gluth des hellauflodernden Feuers briet.

Nachdem die Indianer und ihre Gefangenen sich reichlich gesättigt hatten, wälzte Aumoyght-Hahee zu unaussprechlichem Vergnügen Philipp's das Fäßchen Feuerwasser, wie die Indianer den Whisky nannten, herbei. Claud rechnete mit Zuversicht darauf, daß sie sich alle in dem starken Branntwein berauschen, und ihm die beabsichtigte Flucht mit Katharina um so leichter gelingen würde. Der Spund des Fäßchens wurde auf-

geschlagen und eine ziemliche Quantität in einen kleinen kupfernen Kessel gelassen, aus dem die Indianer mit ihren Trinkgefäßen die geistige Flüssigkeit schöpften und begierig tranken und auch Philipp einluden, der auch that, als mache er von der Einladung reichlich Gebrauch, jedoch den Inhalt seines Bechers jedesmal größtentheils unbemerkt wegschüttete, um nicht dem Einflusse des geistigen Getränkes zu erliegen, obgleich er dasselbe besser vertragen konnte, als seine indianischen Zechbrüder. Die Indianer schwelgten ganz sorglos im Genusse des Trinkens und Rauchens, da sie ihre Krieger zwischen sich und den Weißen wußten und deßhalb keinen Ueberfall zu befürchten hatten. Von der bleichen Jungfrau, welche dort unter dem Blüthenbaume ruhig zu schlafen schien, fürchteten sie nichts und Philipp hatte sie durch sein Singen und unbefangenes freundliches Benehmen ganz sicher gemacht. Nur der tückische Zahnbrecher schien von Argwohn nicht ganz frei zu sein, er genoß den Branntwein nur sehr mäßig, im Vergleiche zu seinen Genossen, was Philipp große Besorgniß einflößte.

Die Wirkung des in Masse genossenen Whisky zeigte sich bei drei andern Indianern sehr bald. Sie sangen, schrieen, heulten, tanzten, balgten sich, bis Einer nach dem Andern zu Boden taumelte und besinnungslos liegen blieb. Philipp, welchem nicht entging, daß er von dem alten mißtrauischen Indianer beobachtet wurde, stellte sich gleichfalls völlig betrunken und taumelte an einem Baumstamme nieder, wo er sich eine so geschickte Stellung zu geben wußte, daß er, mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt, den ganzen Lagerplatz vor sich und den nahen Fluß überschauen konnte. Er hatte noch nicht lange in dieser Stellung verbracht, als er in seinem Gesichte den warmen Hauch eines vor ihm knienden Menschen verspürte. Er wußte sogleich, daß es Istiggowehhing war, der sich genau überzeugen wollte, ob er auch schliefe. Er rührte keine Wimper und athmete tief wie ein Schlafender. Er entdeckte bald, daß der Lauscher sich wieder entfernt habe, aber wie erschrak er, als er nach wenigen Minuten fühlte, wie sich ein Strick um ihn und den Baum wand und ihn an diesen festband Philipp machte eine schlaftrunkene Bewegung und wagte mit dem einen Auge zu blinzeln; da gewahrte er, wie ihn Zahnbrecher mit todtdrohenden Blicken beobachtete und den Tomahawk zum Todesstreiche bereit hielt; er nahm daher sogleich wieder die Miene eines schlafenden Menschen an.

Nach einer kurzen Weile verspürte er, wie ihm der alte Indianer ganz leise die Schuhe auflöste und abzog; ein kalter Schauer des Entsetzens überrieselte ihn bei diesem verhängnißvollen Raube, aber er rührte sich nicht. Endlich wagte er es, nach einer langen Pause, zu blinzeln und bemerkte zu seiner großen Erleichterung, daß Istiggowehhing ein Bündel Reißig auf das Feuer warf, um es zu unterhalten, und sich dann im hellen Schein desselben nach dem Ufer entfernte, hinter dessen Abhang er verschwand.

Jetzt versuchte Philipp, sich seiner Bande zu entledigen, indessen wurde er mit Schrecken gewahr, daß er dieses nicht vermochte. Der Strick war mehrmals fest um ihn und den dicken Baum geschlungen und auf der Rückseite desselben befestigt, wo es ihm unmöglich war, hinzureichen. Zahnbrecher hatte ihm seine alten zerrissenen Moccasins zu Füßen hingestellt und dafür die vortrefflichen Schuhe des Gefangenen angezogen. Er blickte hinüber nach der Lagerstätte Katharina's; dort rührte sich nichts und er mußte annehmen, daß auch sie, von den Schrecken und Mühseligkeiten der letzten 24 Stunden erschöpft, in tiefen Schlaf versunken sei. Doch jetzt durchzuckte ihn ein freudiger Schreck, er bemerkte, daß sich Katharina bewegte und vorsichtig erhob. Sie hatte die ganze Scene bei'm Feuer von ihrem Lager aus still beobachtet, und als sich Zahnbrecher nach dem Ufer entfernt hatte, den günstigsten Augenblick wahrgenommen, ihre und ihres Vetters Befreiung und Flucht zu bewerkstelligen. Sie schlüpfte jetzt, geisterähnlich wie eine Fee, hinter den Bäumen hin, bis zu den schlafenden Indianern und löste, nicht ohne Mühe und Anstrengung, die Schlinge des dünnen Taues, mit dem ihr Vetter an den Baum gefesselt war. Philipp erhob sich rasch, drückte freudezitternd die Hände des schönen heroischen Mädchens, dann nahte er sich den in todesähnlichen Schlaf versunkenen Indianern, deren Erwachen nicht so leicht zu befürchten war, zog ihnen behutsam den Tomahawk und das Skalpmesser aus den Gürteln, nahm die neben ihnen stehenden Büchsen und Flinten weg, und versteckte sämmtliche überflüssige Waffen, die er nicht zu seiner eigenen Bewaffnung gebrauchen konnte, in einem nahen Gebüsche. Da er barfuß war, so zog er dem jungen indianischen Krieger, der am meisten sich in Whisky berauscht hatte, die neuen Moccasins von den Füßen, mit welchen er seine eigenen bekleidete, als Entschädigung für die ihm von Zahnbrecher geraubten Schuhe.

Alles dieses war das Werk weniger Minuten. Jetzt war Philipp für den schlimmsten Fall zur Vertheidigung gerüstet.

„Ehe wir mit Sicherheit fliehen können," flüsterte er Katharinen zu, „muß ich zuvor den alten indianischen Teufel aus dem Wege räumen."

„Um Gotteswillen, laß ihn," entgegnete leise das Mädchen; „Du wirst Dich in neue Gefahr stürzen."

„Sei unbesorgt, Base Kätchen," beruhigte Philipp. „Mit diesem einen rothen Schufte will ich es jederzeit schon aufnehmen; wir dürfen ihn aber nicht im Rücken behalten, denn er ist schlau und gewandt wie eine Schlange. Fliehe indessen nach jenem dunkeln Gebüsch dort, am Saume des dichten Waldes und verbirg Dich, bis ich zurückkomme. Sollte dies innerhalb einer Viertelstunde nicht geschehen, dann setze Deine Flucht in Gottes Namen nach dem Süden zu allein fort; der Himmel und seine Engel mögen Dich in diesem Falle geleiten und schützen."

In diesem Augenblicke vernahm man aus der Entfernung vom Strome herab ein sonderbares Geräusch, wie das Gemurmel vieler Menschen; bald entschied man auch einzelne ferne Flintenschüsse.

„Es ist kein Augenblick zu verlieren, Katharina," flüsterte Philipp dringend. „Ich fürchte, die Armee der Indianer auf ihrem Rückzuge ist uns schon ziemlich nahe."

Jetzt hörte noch ganz aus der Ferne das laute Skalpengeschrei der Indianer. Katharina floh jetzt wie ein gescheuchtes Reh nach dem dichten Buschwerke, das ihr Vetter ihr angedeutet, wo sie sich zitternd und mit hochklopfendem Herzen verbarg, und zagend und hoffend der Rückkunft desselben entgegen sah. Philipp aber suchte so schnell als möglich nach dem Uferabhange hinzuschleichen. Als er denselben erreicht hatte, legte er sich flach auf die Erde und schob sich soweit vor, daß er mit dem Kopfe über denselben hinabschauen konnte. Er wurde dicht unter sich am Rande des dahin gleitenden Flusses die dunkeln Umrisse des Indianers gewahr, welcher auf das immer näher kommende Getöse, welches vom Licking herab kam, aufmerksam zu lauschen schien. Philipp legte behutsam die seinem Freunde Aumoyght-Hahee entwendete treffliche Flinte an und nahm den rothen Teufel unten scharf auf's Korn. Allein Zahnbrecher wurde durch einige herabrollende Steinchen gewarnt, Philipp hörte ein lautes „Ugh!" der Ueberraschung, dann folgte ein Blitz — ein Knall — und

die Kugel des Indianers flog ihm dicht am Kopfe vorbei; allein in dem nächsten Augenblicke folgte von oben gleichfalls ein Blitz — ein Knall — und der Indianer stürzte mit einem lauten Schrei in die Fluthen des Stromes. Eine Minute darauf ward an der nahen Biegung des Stromes ein großes Canoe, mit dunkeln Indianergestalten gefüllt, sichtbar, welche ihr furchtbares Kriegsgeheul ausstießen. Philipp sprang auf und rannte an den bei dem unerwarteten Lärm auftaumelnden und noch halbtrunkenen Indianern vorüber nach dem Gebüsche zu, wo sich Katharina verborgen hielt. Die beiden Flüchtlinge eilten nun geradezu in den dichten Urwald hinein, und ehe ihre bisherigen Führer und die bald darauf eintreffenden Wyandotten mit ihrem Häuptlinge Bärenklaue Anstalten zu ihrer Verfolgung machen konnten, hatten sie bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

XI.

Der Gefangene.

Schicksal, du spielender Scharfrichter!
Jean Paul.

Ohngefähr acht Tage nach der Niederlage der Kentuckier an den Blue Licks herrschte in dem Indianerdorf Cayahawga am am Erie-See lärmende Freude und ungemessener Jubel. Aumoyght-Hahee war als Läufer eingetroffen, um die Botschaft des glorreichen Sieges über die Langmesser oder Bewohner des „blutigen Grundes" den zurückgelassenen Squaws, alten Männern und Kindern zu überbringen. Die Krieger des Dorfes mit ihrem Häuptling Bärenklaue sollten schon binnen einer Stunde eintreffen, reich an Scalps, Beute und im Besitze eines weißen Gefangenen. Als die zurückgebliebene Bevölkerung von dem Gefangenen hörte, steigerte sich ihr Freudengeschrei und sie beeilte sich, sich mit irgend einem Werkzeug zum D'raufschlagen zu versehen, um das Bleichgesicht nach indianischer Weise zu bewillkomnen. Endlich hörte man in der Ferne ein lautes, langgedehntes: „Qua-ah!" den Siegesruf, den der Häuptling der zurückkehrenden Krieger als Signal seiner Ankunft mehrmals erschallen ließ. Alt und Jung strömte nun vor das Dorf. Alles

hatte sich mit Ruthen, Stöcken, Hackenstielen, Tomahawks bewaffnet und stellte sich zu beiden Seiten des Weges, der in das Dorf führte, auf, eine Gasse bis zum Rathhaus bildend.

Unter den Squaws, welche mit freudiger Erwartung in den Gesichtern sich zu beiden Seiten dicht hinter diesen Reihen anschlossen, stand auch ein schlankes, reizendes, weibliches Wesen, im Alter von ohngefähr sechszehn Jahren. Obgleich ihrer Kleidung, Manieren und Sprache nach Indianerin, so schien doch ihre lichtere Hautfarbe, ihr schönes und edelgeformtes Antlitz, ihre herrliche graziöse Gestalt weißes Geblüt zu verrathen. Sie ragte unter den übrigen Squaws hervor, wie eine blühende Rose in einem Felde voller Disteln. Ihr phantastisches Indianercostüm erhöhte noch die Schönheit ihrer imponirenden Erscheinung, indem sie ihre körperlichen Reize nur wenig verhüllte. Sie trug von blüthenweißen, krauswolligen Lämerfällen einen Ueberwurf, welcher bis an die Knie reichte und mit kleinen Wildzähnen besetzt war, auf der einen Schulter befestigt, derselbe war um die Taille mit einem mit Stachelschweinkielen verzierten Gürtel zusammengehalten und ließ die eine Hälfte ihres Nackens und Busens entblößt. Gamaschen und Sandalen, sowie eine bunte Federkrone, unter welcher eine Fülle glänzender schwarzer Locken herabwallte, sowie ein reicher Wampumgürtel um den Hals vollendeten das malerische Costüm. Sink-ho-leek-can-nack, so hieß das reizende Geschöpf, war die Tochter des tapfern, aber eben so grausamen Häuptlings Bärenklaue und die Tochter einer Pennsylvanierin, welche der wüste Häuptling gefangen, geheirathet und nachmals in einem Anfall tollen Argwohnes und ungegründeter Eifersucht ermordet hatte.

Jetzt langte der Zug der Krieger beim Dorfe an. Voran schritt ein Mann von grauenhaftem Ansehen. Er hatte um die Hüften ein braunes Tuch geschlagen, lange lederne Gamaschen und Moccasins bedeckten Beine und Füße; Brust, Nacken und Arme waren völlig unbekleidet und samt dem häßlichen Gesicht mit rothen und grünen Farben reichlich bemalt; einen Büschel falscher rothgefärbter Haare hatte er auf der Wölbung seines ganz nackten Schädels befestigt. Das Schreckliche seines Anblicks wurde noch durch ein großes dreieckiges Stück Silberblech erhöht, welches unter seiner Nase befestigt war und die obere Lippe ganz verdeckte; während seine Ohren auf sonderbare Weise beschnitten und mittelst Drahtwerk auswärts geschoben waren. Auf seiner Schulter

trug er eine lange Stange, an welcher alle Skalpen oder Kopfhäute, welche diese Abtheilung des indianischen Kriegszuges von den gefallenen Weißen erbeutet hatten, befestigt waren. Diese abschreckende Erscheinung war Bärenklaue, der Häuptling des Dorfes. Hinter dem Häuptling schritt, finster und bleich, kaum mehr sich ähnlich, der Gefangene — Francis Reynolds. Dann folgten, Einer hinter dem Andern, die übrigen Krieger in oft seltsamen und possierlichen Aufzügen, darunter auch der tückische Zahnbrecher, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche umwunden war, und die andern Indianer, denen Philipp Claud und Katharina glücklich entkommen waren.

Sink-ho-leek-can-nack, welcher Name so viel bedeutet als Cherubim oder Bote des Himmels, betrachtete den bleichen, jungen Krieger mit vieler Aufmerksamkeit und innerer Bewegung. Als Francis Reynolds, nach dem barbarischen Gebrauche der Indianer, als Gefangener halb nackt durch die geöffnete Gasse bis zum Rathhause in der Mitte des Dorfes, unter dem einförmigen Tone einer Art Kesselpauke Spießruthen laufen mußte, rannen ihr dicke Thränenperlen über die Wangen. Sie sah dieses gräßliche Schauspiel nicht zum Erstenmale; aber nie hatte sie für einen Gefangenen solches Mitgefühl gehegt, wie für diesen schönen, blassen Jüngling. Der Entschluß ward in ihr reif, ihn zu retten, koste es, was es wolle. Sie kannte zwar die unbegränzte leidenschaftliche Rachsucht ihres Volkes und die studierten Grausamkeiten, mit denen es seine Gefangenen in der Regel zu martern und zu tödten wußte; doch hoffte sie, durch den Einfluß ihres Vaters auf seine Krieger und durch ihren eigenen Einfluß auf diesen das fast Unmögliche möglich zu machen und ihn zu retten. Sie eilte deshalb sogleich auf ihren Vater zu und bewillkommte ihn mit einschmeichelnder herzlicher Freude. Sink-ho-leek-can-nack war das einzige Wesen, für welches dieser rauhe, unbändige und grausame Charakter ein väterliches Gefühl hegen konnte; er liebkos'te sie und sie begleitete ihn nach dem Rathhause, wo die übrigen Krieger bereits versammelt waren.

Francis war vor der Thüre des Rathhauses an einen Pfahl fest gebunden worden und von einem Haufen Weibern und Kindern umgeben, die ihn neugierig angafften, verhöhnten und schlugen. Während der Häuptling zur Versammlung hinein ging, trat seine Tochter zu dem Gefangenen hin. Da sie von ihrer Mutter die englische Sprache gelernt hatte und ihrer voll-

kommen mächtig war, sagte sie ihm einige Worte des Trostes und der Hoffnung; seinen Quälern aber verwies sie ihr Betragen in der Indianersprache.

„Großer Muth," sprach sie entrüstet, „Bleichgesicht höhnen, schlagen, wenn gefangen."

Sinkholeekcannack stand, trotz ihrer Jugend, bei den Squaws ihres Stammes in großem Ansehen; sie hielten sie wegen ihres scharfen Verstandes und der klugen Rathschläge, die sie ihnen häufig gab, für eine besonders Auserkorene Owamaneeyos, des großen Geistes.

„Meine schöne Schwester spricht gut, sehr gut. Paprose Langmesser genug gequält haben," wandte sich eine der Frauen an die Uebrigen, obgleich sie wenige Augenblicke vorher Paprose, oder ihren kleinen rothen Schlingel, am meisten angereizt hatte, den Gefangenen zu verspotten und zu schlagen.

Francis Reynolds, welcher bisher in stumpfer Gleichgültigkeit wenig Notiz von der ihm widerfahrenen schmählichen Behandlung genommen und seine Gedanken weit weg nach dem fernen, schönen Kentucky hatte schweifen lassen, erhob verwundert und aufmerksam die Augen, als er die Silberstimme Sinkholeekcannack's vernahm, die ihn in der Sprache seines Volkes anredete. Als er die junge reizende Indianerin vor sich stehen sah, welche ihn mit ihren großen schwarzen Augen voller Theilnahme anblickte, da war es ihm, als sei eines jener Wesen, mit welchen die Mythe den Himmel bevölkert, zu ihm herniedergestiegen.

„Verzage nicht, Fremdling," sprach sie sanft und mit ungeschminkter Natürlichkeit, „der große Geist hat mein Herz bei Deinem Anblick berührt und mir geboten, Dich zu lieben; er wird mich Mittel ersinnen lassen, Dich zu retten, was auch die Krieger über Dich beschlossen haben mögen."

„Wer bist Du, Jungfrau?" fragte Francis tief ergriffen, „und wie kommst Du Engel unter diese Legion rother Teufel?"

„Ich bin Sink-ho-leek-can-nack, die Tochter des Häuptlings; meine Mutter war von Deinem Stamme," erwiederte sie, nicht ohne einen Anflug von Schwermuth in dem lieblichen Gesichte; „aber Du thust meinem Stamme Unrecht. Die Wyandotts sind nur Teufel gegen ihre Feinde, unter sich selbst sind sie Brüder und Schwestern; die Weißen sind aber die Feinde der rothen Männer und wollen sie von ihren Jagdgründen vertreiben und ihre Städte einnehmen und zerstören. Doch weiß ich auch, daß

unsere Stämme viele unschuldige Weiße quälen und tödten; meine Mutter war selbst eine Weiße und in meinen Adern fließt weißes Blut, darum will ich Dich retten."

In diesem Augenblicke trat Istiggowehhing mit einem andern Indianer aus dem Rathhause. Zahnbrecher hatte einen kleinen Topf schwarzer Farbe in der Hand, mit welcher er dem Gefangenen einen dicken Strich auf die Stirne zeichnete, dann kaltblütig in die Versammlung zurückkehrte und den andern Indianer als Wache zurückließ. Die Weiber und Kinder stießen ein schrilles Freudengeschrei aus. Sinkholeekcannack erbebte, als sie das verhängnißvolle Zeichen auf der Stirne ihres Schützlings erblickte, denn sie wußte nun, daß Francis zum Feuertode verurtheilt worden war. Sie nahm sich jedoch zusammen und fragte anscheinend ganz kalt: „Wann sterben muß Bleichgesicht?" „Morgen die Sonne untergeht," war die lakonische Antwort des Kriegers. Das Mädchen war für den Augenblick beruhigt, sie heftete noch einen langen bedeutungsvollen Blick auf den Gefangenen und eilte dann in das Wigwam ihres Vaters zurück.

Nachdem die Versammlung der Krieger die Hinrichtung ihres Gefangenen wegen Ermüdung durch den stattgehabten Tagesmarsch auf den komenden Tag verschoben hatte, um dieses indianische Freudenfest mit mehr Muße begehen zu können, richtete sich der Häuptling in dem um ihn auf dem Boden sitzenden Kreis der Krieger auf und hielt den drei Kriegern Aumoyght-Hahee, Annanzees und Watook, die das Bleichgesicht-Mädchen und das Langmesser von der Farm am Elkhorn hatten entfliehen lassen, eine donnernde Strafrede. Er hatte das weiße schöne Mädchen als seine Squaw in seinen Wigwam einführen wollen, und durch die Trunkenheit dieser Krieger war sie ihm entkommen und in ihrem Begleiter ein anderes Opfer ihrer Rache entgangen. Die Versammlung beschloß, diesen drei Kriegern ihre Flinten abzunehmen und sie mit dem gewöhnlichen Pfeil und Bogen zu bewaffnen, bis sie sich die Ersteren wieder durch irgend eine rühmliche That verdient haben würden. Diese herabwürdigende Entwaffnung betrachteten die Indianer als die härteste Strafe, über die es keine höhere mehr gab. Um jedoch die also Gestraften nicht gänzlich niederzubeugen und zu demüthigen, wurde ihnen die Bewachung der Gefangenen die Nacht über im Rathhaus anvertraut, und sollten sie auch bis nach dessen Hinrichtung noch im Besitz ihrer Feuergewehre bleiben. Nach diesem Beschluß brach die Versam-

lung auf und jeder Krieger ging nach seinem Wigwam, um den ungeduldig harrenden Frauen und Kindern die mitgebrachte Beute zu übergeben und die von den Feinden genommenen Scalpen oder Kopfhäute als so viel Beweise ihrer Tapferkeit von ihnen anstaunen zu lassen. Die drei auf Bogen und Pfeile degradirten Indianer waren wegen des harten Urtheils in keine rosenfarbene Laune versetzt, und der arme Francis, der ihrer Bewachung anvertraut war, hatte für die Nacht nicht die freundschaftlichste Behandlung zu erwarten. Sie führten ihn mit finsterer Miene in die große geräumige Zelthütte, welche das Rathhaus bildete und in deren Mitte ein kleines Feuer von Kiefenholz brannte, um sie hinlänglich zu erhellen, da bereits die Nacht hereinbrach.

Sink-ho-leek-can-nack harrte im väterlichen Wigwam mit brennender Ungeduld der Ankunft des Häuptlings Bärenklaue, ihres Vaters. Der Häuptling war in jeder Hinsicht der Erste seines Stammes zu Cayahawga; er war nicht allein ein Held und kluger Anführer im Kriege, sondern auch der beste Jäger weit und breit. Er war reich an Biber-, Otter- und Hirschfellen und reich an Silber und Gold, das er gegen Kriegs- und Jagdbeute eingetauscht und wovon er wieder nach Bedarf Waffen, Pulver, Blei, nothwendige Kleidungsstücke und Geräthschaften anschaffte. Seit dem Tode seiner zweiten Gattin besorgte Sink-ho-leek-can-nack seinen Haushalt in einfacher indianischer Weise; doch war das Schalten und Walten dieses feenartigen Wesens in dem Wigwam des Häuptlings nicht zu verkennen, indem sich derselbe sehr durch größere Bequemlichkeit, Reinlichkeit und gewisse Eleganz vor den übrigen auszeichnete. Auch etwas Ackerfeld ließ der Häuptling durch seine Tochter bestellen, mehr, um sie mit den übrigen Squaws des Stammes, welche alle dieses mühselige Geschäft besorgen mußten, gleichzuhalten, als der Nothwendigkeit halber. Sink-ho-leek-can-nack war das einzige Wesen, wie schon früher bemerkt wurde, für welches der rauhe, unbändige und grausame indianische Kriegsheld das zärtliche Gefühl eines Vaters hegte, welches fast an Schwäche gränzte. Sie war freilich auch nur das einzige Geschöpf, welches ihn mit der innigen Anhänglichkeit einer Tochter wieder lieben konnte.

Endlich hörte Sink-ho-leek-can-nack den Häuptling vom Rathhaus kommen; sie eilte vor das Wigwam, ihn zu empfangen. Ein Roß, mit Kriegsbeute schwer beladen, folgte ihm und wurde von einem weißen Gefangenen, den er in einem früheren Kriege ge-

macht und der von ihm als Sklave gehalten und behandelt wurde, sogleich abgepackt, während der Häuptling mit seiner Tochter in das Wigwam trat. Sink-ho-leek-can-nack setzte ihm gekochtes Hominy mit Ahornzucker, gebratenes Hirschfleisch und Bärenöl vor, welches seine Lieblingsgerichte waren. Dabei stand ein silberner Becher, mit altem gutem, mit raffinirtem westindischen Zucker versüßten, Whisky; denn Bärenklaue liebte den Genuß des „Feuerwassers," wenn er sich innerhalb seines Wigwam's befand.

„Wah! Bärenklaue ist ein großer Krieger, viel Beute und Scalpen genommen von den Langmessern," fing der Häuptling in guter Laune an, nachdem er die vor ihm stehenden Speisen vollständig aufgezehrt und einige tüchtige Züge aus dem silbernen Becher gethan hatte; „Sink-ho-leek-can-nack nicht sehen will Beute und Scalpen? Wah! sehr viele schöne Dinge will ich Dir schenken."

Jetzt flog Sink-ho-leek-can-nack auf ihren Vater zu, schlang ihren wundervollen Arm um seinen Hals, während sie auf seinen Schoos sich niederließ und mit freundlichen Blicken ihm in's Antlitz schaute. „Bärenklaue ist ein großer Krieger, ein guter Vater," erwiederte sie mit sanftem einschmeichelnden Tone; „er schenkt Sink-ho-leek-can-nack den jungen Krieger, der gefangen im großen Wigwam des Stammes schläft.

Der Häuptling riß die Augen weit auf bei der ganz unerwarteten Bitte seiner Tochter. „Verdammt, wenn ich thue!" schrie er zornig und suchte das Mädchen von sich zu drängen; allein sie ließ ihn nicht so leicht los.

„Sink-ho-leek-can-nack liebt Bleichgesicht-Krieger, der gefangen; sie wird sterben, wenn sie ihn verbrennen," erwiederte sie ernst, immer noch ihren Vater umschlungen haltend.

„Oho, oho! mein Tomahawk ist scharf! Sink-ho-leek-can-nack wird sterben von ihres Vaters Hand!" tobte Bärenklaue, indem er mit funkelnden Blicken aufsprang und das Mädchen von sich schleuderte.

„Wenn nicht vom Tomahawk ihres Vaters — Sink-ho-leek-can-nack wird doch sterben, wenn der Weiße stirbt," erwiederte sie gelassen und ernst. „Der Erie-See ist tief — Sink-ho-leek-can-nack wird schlafen gehen in seinen blauen Fluthen, wenn Bleichgesicht-Krieger stirbt."

Der Chief blieb vor seiner Tochter stehen und sah sie mit düstern Blicken an, dann fragte er in einem tiefen, grollenden Tone:

„Sink-ho-leek-can-nack Langmesser mehr lieben, als ihren Vater?“

„Sink-ho-leek-can-nack lieben ihren Vater, aber der Häuptling nicht lieben seine Tochter,“ versetzte das Indianermädchen; „sonst würde er sie nicht zwingen, ihren Schmerz in den Fluthen des Sees zu begraben.“

Bärenklaue ging in dem beschränkten Raume seines Wigwams einigemal nachdenklich auf und nieder und überlegte. Er kannte nur zu gut den hartnäckigen und unbeugsamen Sinn und Willen seiner Tochter, das einzige Erbstück, welches von seinem eigenen Charakter auf sie übergegangen war; er wußte, daß sie im Stande sey, ihre Drohung zu verwirklichen, wenn der gefangene Weiße getödtet würde, dessen Rettung sie sich einmal in den Kopf gesetzt zu haben schien; seine Vaterliebe, welche an Leidenschaft grenzte, trug den Sieg über seine Lust an Grausamkeiten davon.

Er blieb vor Sink-ho-leek-can-nack stehen und sagte in gemildertem Tone: „Was kann Bärenklaue für den Weißen thun? Seine Brüder tödteten viele unserer Krieger auf dem blutigen Grunde; der Stamm will dafür seine Söhne haben und seinen Skalp nehmen; sie wollen ihn verbrennen und Squaw und Paprose freuen sich auf das Fest.“

„Mein Vater ist ein großer Krieger und Häuptling,“ erwiederte Sink-ho-leek-can-nack nicht ohne Stolz; „seine Worte gelten viel im Reiche des Stammes; wenn er will, kann er den Gefangenen retten.“

Nach einem kurzen Zögern versetzte der Chief: „Meine Tochter spricht sehr gut. Ich will reden vor den Kriegern und der Langmesser soll nicht sterben.“

Sink-ho-leek-can-nack flog in stürmischer Freude an ihres Vaters Hals und überhäufte ihn mit Liebkosungen. „Mein Vater ist ein Liebling des großen Geistes, der ihm gute Gedanken schenkt,“ sagte sie einschmeichelnd. Der Häuptling leerte den Rest seines silbernen Bechers und streckte sich darauf ermüdet auf seinem weichen Lager von Bärenfellen aus, auf dem er nach wenigen Minuten fest eingeschlafen war.

XII.

Die Rathsversammlung.

Nein, hör' mich, Bruder; ich bin älter, weiser
Und heiliger denn Du. Verstand und Weisheit
Und Heiligkeit besitzen großes Recht,
Das heischt, daß man sie hört.

Altes Schauspiel.

Am kommenden Morgen waren die Wyandott-Krieger von Cayahawga abermals auf ihrem Rathhause versammelt, um sich über die Art und Weise der Hinrichtung des gefangenen Kentukkiers zu berathen. Francis Reynolds saß äußerst traurig und niedergeschlagen auf dem Boden in ihrer Mitte, jeden Augenblick erwartend, hinausgeführt zu werden zum Martertode. Die Indianer saßen schweigend um ihn herum, die Ankunft ihres Häuptlings erwartend; ihre finstern Mienen und feindseligen Blicke, die sie auf ihn warfen, raubten ihm jeden Funken der Hoffnung, der am Abend zuvor Sink-ho-leek-can-nack's liebliche Erscheinung und freundlich-tröstenden Worte in seiner Brust entzündet hatte. Jetzt trat Bärenklaue, der Häuptling, seine Tochter an der Hand, in die Mitte seiner Krieger. Die Indianer waren nicht wenig verwundert über die Gegenwart des Mädchens, da es in der Regel nicht gebräuchlich ist, daß Frauenzimmer ihren Rathsversammlungen beiwohnen, doch verharrten sie in tiefem Schweigen, um zu hören, was ihr Chief ihnen zu sagen haben würde. Bärenklaue hielt in ernstem, feierlichem Tone eine lange Rede, in welcher er für das Leben des Gefangenen sprach. Er zeigte darauf hin, daß der Krieg mit den Lang-Messern noch nicht als beendigt zu betrachten sei, trotz ihrer demüthigenden Niederlage bei Blue Licks; daß sie wahrscheinlich ihre ganze Macht sammeln und in die Gebiete der Indianer einfallen würden; daß dann leicht Einer oder der Andere der rothen Männer in ihre Gewalt gerathen könne und es deshalb klug und gerathen sei, für diese Fälle Geißeln als Austausch der Gefangenen in Händen zu haben.

Als der Häuptling seine Rede vollendet, folgte eine lange Pause. Zum Erstenmale vernahmen die Krieger eine solche Rede aus dem Munde ihres Chiefs, der sonst nie von Schonung eines Gefangenen etwas wissen wollte, und schon Manchen ei-

genhändig erschlagen und scalpirt hatte, der unbewaffnet von ihnen überrascht und in ihre Gewalt fiel, und nach ihrem Gebrauche hätte als Unbewaffneter verschont werden sollen. Zum Erstenmale erhielten daher seine Worte keinen Beifall. Der alte Istiggowehhing nahm endlich das Wort und erklärte, daß kein Weißer Schonung verdiene, daß alle Bleichgesichter ein tückisches Volk seien, welches die Nachsicht und Güte des rothen Mannes stets verhöhne, verspotte und mit Undank lohne. Er erinnerte an den kürzlich stattgehabten Vorfall am Lickingflusse, wo ihre gütige Behandlung die beiden Gefangenen (Philipp und Katharina) nur zu Verrath, Undank und zur Flucht verleitet hätten; wo er selbst beinahe ihr Opfer geworden wäre, wenn nicht glücklicherweise die ihm geltende Kugel nur blos seinen Kopf stark gestreift hätte. Er behauptete, daß die gestrige große und feierliche Rathsversammlung bereits das Schicksal des vor ihnen sitzenden Gefangenen beschlossen und daß, sie gleich Weibern handeln würden, wenn sie ihre Meinung jeden Augenblick veränderten.

Aus den Augen des Häuptlings blitzte der furchtbarste Zorn, er zog den Tomahawk aus dem Gürtel, und würde den beleidigenden Sprecher unfehlbar damit erschlagen haben, was dann ohne Zweifel eine Scene der Verwirrung, des Mordes und der augenblicklichen gewissen Tödtung des Gefangenen herbeiführt haben würde, wäre ihm Sink-ho-leek-can-nack nicht besänftigend in den Arm gefallen.

„Krieger von Cayahawga, wollt Ihr einer jungen Squaw, der Tochter eures Chiefs, erlauben, einige Worte in dieser ehrwürdigen Versammlung zu sprechen?" fragte sie rasch und laut.

„Ke-hel-lah!" (Ich höre Dir aufmerksam zu!) erwiederte der Aelteste in der Versammlung im tiefen Gutturaltone. Sink-ho-leek-can-nack stand, wie schon früher bemerkt, bei ihrem Stamme wegen ihres hohen Verstandes in weit höherem Ansehen, als in der Regel Frauen bei den Indianern zu stehen pflegen; Viele hielten sie sogar für eine Prophetin, da sie, mit vielem Scharfblick begabt, schon oft den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen vorausgesagt hatte. Diese Meinung ihres Stammes von ihr kannte sie recht gut, und auf ihn baute sie die Rettung ihres Schützlings. Sie hielt eine feurige Rede an die Versammlung und verkündigte in prophetischem Tone, daß die Tödtung des Gefangenen über sie Alle großes Unglück bringen, daß aber im Falle seiner Schonung er einst der Retter

und Wohlthäter des Stammes werden würde; Owananeeyo, der große Geist, habe ihr dieses Alles im Traume offenbart.

Als Bärenklaue den günstigen Eindruck bemerkte, den die begeisterte Rede seiner Tochter bei den Meisten der Anwesenden hervorgebracht, erhob er sich von seinem Sitze und sprach: „Meine Brüder, Ihr habt die verständige Rede dieser jungen Squaw gehört; Owananeeyo hat sie erleuchtet. Ich biete für das Leben des Gefangenen dreißig meiner besten Hirschhäute den Kriegern, welche dieses Bleichgesicht gefangen nahmen und Matchemaneto, der böse Geist, möge sie auf ihren Jagdzügen leiten, wenn sie mein Anerbieten verschmähen."

Die Indianer wagen selten ein Gebot, wie Bärenklaue soeben gethan, abzulehnen, weil sie fürchten, alsdann weder im Kriege, noch auf der Jagd Glück zu haben. Diejenigen, welche Francis Reynolds gefangen genommen hatten, erklärten sich auch sogleich bereit, für diesen Preis ihre Ansprüche auf den Gefangenen aufzugeben, wenn die Versammlung damit einverstanden sei, welcher sie schon gestern den Gefangenen übergeben habe. Ein Theil der Krieger war bereits durch die Fürsprache ihres Häuptlings und der schönen, geistreichen Sink-ho-leek-can-nack zu Gunsten des Gefangenen gestimmt; der andere Theil hingegen bestand immer noch hartnäckig auf der Hinrichtung desselben. Eine lange, heftige Debatte entspann sich nun, zu deren Ende sich jedoch die anscheinend größere Zahl für die Erhaltung des Gefangenen aussprach. Bärenklaue ergriff bereits die Kriegskeule, um die gebräuchliche Abstimmung mit derselben vorzunehmen, als unerwartet ein neuer und zwar der grimmigste Feind Reynolds, den Unglücklichen abermals an den Rand des Todes schleuderte. Es traten nämlich zwei Männer in die Versammlung, Simon Girty und ein sehr alter Indianer von ehrwürdigem Ansehen. Beide waren eben von Wanghcotomoco angelangt, hatten im Dorfe von dem Gefangenen gehört und waren nach dem Rathhause geeilt, um an der Versammlung Theil zu nehmen. Der alte Indianer war ein leiblicher Bruder Bärenklaue's und folglich der Oheim der reizenden Sink-ho-leek-cannack, welche ihn mit stürmischer Freude bewillkommte.

Nachdem die beiden Angekommenen jedem der Krieger die Hand geschüttelt, ließen sie sich gleichfalls auf dem Boden nieder; Tecaughretanego, so hieß der Bruder des Häuptlings, an der Seite seiner Nichte, welche mit anscheinend vieler Wärme leise

und viel mit ihm sprach und ihn von allem Vorgefallenen unterrichtete.

„Mein Bruder, Du kommst zur rechten Stunde," hob Istiggowehbing, gegen Girty gewendet, an, als die unterbrochene Stille wieder eingetreten war. „Laß uns Deinen immer weisen Rath in einem Streite vernehmen, der unsere Versammlung in zwei Hälften gespalten." Er theilte demselben nun umständlich den Gegenstand ihrer getrennten Ansichten mit, und schloß mit der Bemerkung, daß Bärenklaue und seine Tochter durch ihre Fürsprache für den Gefangenen die Trennung ihrer Meinungen veranlaßt habe. Simon Girty warf einen flammenden Blick auf Sink-ho-leek-can-nack, welcher das Mädchen im Innern erbeben machte, denn sie wußte, daß das Schicksal ihres Schützlings in der Hand dieses Unholdes, dessen Liebeswerbung sie noch kürzlich mit kaum verhehltem Abscheu von sich gewiesen, das Allerschlimmste sei. Girty stand auf und näherte sich dem Gefangenen, um ihn besser in Augenschein nehmen zu können, mit langsamem, bedächtigem Schritte. Als er das bleiche Gesicht desselben im Strahle der Tageshelle, welcher durch die offene Thüre hereinfiel, erkennen konnte, stürzte er plötzlich, wie ein Tiger auf seine Beute, auf den Unglücklichen los, fuhr mit dem Eisengriffe seiner Faust in die schlaff herabhängenden Locken desselben und bog seinen Kopf etwas zurück, um ihn noch besser anstarren zu können, während satanische Freude aus seinen Augen blitzte.

„Oho! oho! treffe ich Dich hier, kentuckische Schlangenbrut?" keuchte Girty mit racheschnaubender Stimme; dann ließ er ihn fahren und wandte sich in stolzer Haltung an die Versammlung: „Wyandotten, Ihr wollt meine Meinung hören? Nun, ich sage Euch, daß wir einige Zeit verwenden müssen, um genügende Qualen zu ersinnen, diesen kentuckischen Schurken zu Tode zu martern. Wißt, es ist der Sohn des Ladenhalters zu Bryants, der Capitain des Standpostens, als wir denselben nehmen wollten; auf seinen Befehl gab die Besatzung Feuer auf unsere Brüder, von denen eine Unzahl den ewigen Jagdgründen zugesendet wurde; nur ihm haben wir es Schuld zu geben, daß Bryants Standposten mit seiner reichen Beute uns entging."

Eine große Anzahl der anwesenden Krieger stieß das furchtbare, unheilschwangene Scalpengeschrei aus.

„Wyandotten!" rief Girty, durch dieses Geschrei noch mehr

in seinem Rachedurst erhitzt, und eine noch stolzere, gebieterischere Haltung annehmend, „ich sage euch, dieser Kentuckier muß sterben, und sollte ich mit eigener Faust den Tomahawk in seinen Schädel schlagen. Wer wagt es noch, davon zu sprechen, daß er leben soll? Es möge ihm ergehen, wie diesem verdammten Langmesser!"

Girty, welcher den indianischen Charakter sonst so gut kannte, hatte sich offenbar von seiner irischen Rachsucht in der letzten Rede zu weit hinreißen lassen, und dadurch die Wirkung ganz verfehlt, die er beabsichtigt hatte. Nur wenige Stimmen wiederholten das Scalpengeschrei; unter dem bei Weitem größeren Theil der Versammlung erhob sich ein Murren des Unwillens.

„Mein Bruder, ich will Dir etwas sagen," ließ sich nach einer kurzen Pause ein alter Indianer ruhig vernehmen, „wir haben Dich blos gebeten, uns Deine Meinung über diesen Gefangenen mitzutheilen, nicht aber der Vollstrecker unsers Urtheils zu seyn, noch weniger uns zu drohen. Ich bitte nun meinen Bruder Tecaughretanego, uns auch seinen Rath in dieser Sache hören zu lassen, denn er ist ein weiser Mann und ein alter Häuptling unseres Stammes."

Jetzt erhob sich Tecaughretanego. „Meine Brüder," sprach er in bewegtem Tone, „Ihr wollt mir erlauben, meine Meinung in eurem ehewürdigen Rath hier auszusprechen; ich will sie in einer Bitte euch vorlegen. Es sind noch Einige unter euch, die mich als einen tapfern Krieger und Häuptling kannten, als ich noch im kräftigen Mannesalter stand. Ich bin nun alt und schwach geworden, und muß vor der Thüre des Wigwams sitzen, wenn die Starken hinausziehen, um Feinde zu scalpiren oder Bären und Büffel zu jagen. Ich hatte noch vor wenigen Tagen einen Sohn, der Letzte von sechs Brüdern, die Alle im Kampfe gegen unsere Feinde gefallen. Es war ein hochgewachsener, stolzer Krieger, die Freude meines Alters. Er zog in eurer Reihe mit hinab zum blutigen Grunde; eine feindliche Kugel tödtete ihn, als Leiche brachtet ihr ihn zurück; sein Geist floh zu Owananeeyo in die unvergänglichen Jagdgründe. Meine Brüder, ihr solltet mir für diesen letzten Sohn einen Ersatz geben, der die Zuversicht meiner alten Tage würde und mich meinen großen Verlust vergessen ließe. Meine Brüder, gebt mir den gefangenen Bleich-Gesicht-Krieger, den ihr tödten wolltet, ich will ihn an Sohnesstelle annehmen. Daß er feindlich uns

gegenüberstand und seinen und seiner Freunde Wigwam muthig vertheidigte, sollte ihn in euren Augen nicht herabsetzen; ein Jeder von euch würde an seiner Statt dasselbe gethan haben; und wir dürfen daher mit Zuversicht annehmen, daß, wenn wir ihm das Leben schenken und ihm zu einem der Unsern machen, ihn die Dankbarkeit eben so fest an uns binden wird, wie Moschking-vong und andere weiße Männer, die unser ganzes Vertrauen besitzen."

Die einfache herzliche Rede des alten Häuptlings, der wegen seiner Weisheit und früheren Verdienste in hohem Ansehen bei ihnen stand, machte auf die ganze Versammlung, Girty ausgenommen, den besten Eindruck, sie beschloß einmüthig, der verständigen Bitte zu willfahren.

Als Simon Girty die Wendung der Sache einsah, ergoß er sich in Schmähungen, Hohn und Drohungen, und wandte sich plötzlich gegen den Gefangenen, um ihn inmitten der Versammlung, ihrem Beschlusse zum Trotz, zu ermorden. Bärenklaue hatte ihn jedoch unausgesetzt unter der Miene der Gleichgültigkeit scharf beobachtet. Als Girty sein langes Messer herausriß und sich auf den Gefangenen stürzte, war er mit der Schnelle des Blitzes bei ihm, und versetzte mit dem Stiele seines Tomahawks dem Irländer einen Schlag wider die Schläfe, daß dieser zu Boden taumelte; Girty raffte sich jedoch schnell wieder auf und stürzte brüllend, wie ein angeschossener Büffel, aus der Thüre, warf sich auf sein Pferd und hatte in wenigen Minuten das Indianerdorf in seinem Rücken. Es war jedoch für Girty auch die höchste Zeit gewesen, wenn er nicht das Opfer der beleidigten und gereizten Indianer, seiner alten Freunde und Kampfgenossen, werden wollte.

Francis Reynolds hatte von der ganzen Verhandlung nichts verstanden, die in der Sprache der Alonquie's, deren sich die Caughnewagoes und Wyandotten bedienen, geführt wurde, und in der stummen Resignation der Verzweiflung, seit der Ankunft seines furchtbarsten Feindes Simon Girty, jeden Augenblick den schrecklichsten Martertod erwartet. Als daher im Augenblick der Flucht Girty's Sinkholeekcannack im höchsten Entzücken auf ihn zueilte, mit freudezitternder Stimme ihm in englischer Sprache zurief: „Weißer Fremdling, Du bist gerettet, Du wirst nicht getödtet, Du sollst nicht sterben!" da übermannte den jungen starken Mann, der die bisherigen unsäglichen Leiden mit spartani-

schem Gleichmuth ertragen, der Effekt des Augenblicks, er ward ohnmächtig und sein Haupt sank bewußtlos auf den jungfräulichen Busen seines Schutzengels.

XIII.

Indianische Adoption.

Mein Heimathland, gut' Nacht!
Byron.

Die Sonne stand am andern Morgen schon hoch am Himmel, als Francis Reynolds aus seinem todähnlichen Schlaf erwachte, in den ihn Erschöpfung und die am vorigen Tage stattgefundenen erschütternden Ereignisse versenkt hatten. Er fand sich in einem reinlichen Wigwam, auf einem weichen Lager von Bärenfellen; die Schmerzen seiner Wunden und Verletzungen waren gelindert, seine Brust athmete wieder frei. Und an seiner Seite, auf dem Boden, saß des Häuptlings Tochter, die reizende Sinkholeekcannack, welche ihn während seines bewußtlosen Zustandes gepflegt und verbunden hatte, und nun ängstlich auf jeden seiner Athemzüge lauschte. Als Francis die Augen aufschlug, stieß die junge Indianerin einen lauten Schrei der Freude aus. Reynolds richtete sich auf seinem Lager empor.

„Wie soll ich Dir danken, mein holdes Mädchen? Du hast nicht allein mein Leben gerettet, Du hast auch meinen Wunden und mißhandelten Gliedern durch heilende Kräuter und Oele die Schmerzen benommen und in jeder Hinsicht für mich gesorgt, wie eine liebende Schwester für ihren Bruder," sagte er mit sanfter Stimme, indem er ihre kleine Hand ergriff, die sie ihm ohne Sprödigkeit überließ, ihr freundlich in das reizende Antlitz blickend.

„Mein weißer Bruder, Du sollst mir nicht danken. Sinkholeekcannack hat Dich gerettet, weil sie nicht anders konnte; der tiefe Erie-See wäre jetzt ihr Grab, wenn die Krieger ihres Stammes Dich getödtet hätten," erwiederte die Tochter der Natur mit dem zärtlichsten Ausdruck und ohne alle Ziererei. „Sinkholeekcannack liebt Dich, aber nicht wie eine Schwester den Bruder, sondern wie eine Squaw ihren Herrn. Auch in meinen Adern fließt weißes Blut; meine Mutter war von Deinem Stamme."

Francis seufzte still vor sich hin, er dachte an — Katharina.

„Du bist traurig — Sink-ho-leek-can-nack ist Dir zuwider.“

„Nein, mein süßes Kind, Du bist meinem Herzen unendlich lieb,“ erwiederte Francis freundlich, um das plötzlich aufgeregte Mädchen zu beruhigen.

„Hast Du schon eine Squaw unter Deinem Stamme?“

„Nein,“ erwiederte Francis. „Ich liebte ein Mädchen, schön und gut wie Du. Am Abend vor dem Tage, wo sie meine Squaw werden sollte, überfielen die rothen Männer den Wigwam ihres Vaters und führten sie gefangen davon.“

„O dann muß sie die Squaw eines Häuptlings werden, wie einst meine Mutter. Vergiß sie; sie konnte Dich so fest nicht in ihrem Herzen tragen, wie Sink-ho-leek-can-nack es thut,“ versetzte das Indianermädchen in leidenschaftlichem Tone.

Stimmen der Indianer aus der Ferne näherten sich dem Wigwam und machten diesem für Reynolds so gefährlichen wie peinlichen Gespräch ein Ende. Der gewöhnliche Allarmruf: Coowich! ertönte mehrmals schnell hintereinander durch das Dorf und rief dessen Bewohner zusammen.

„Komm' und iß,“ sagte Sink-ho-leek-can-nack jetzt hastig, indem sie nach einer Binsenmatte hinwies, auf welcher die schmackhaftesten Indianerspeisen ihn zum Mahle einluden. „Die Gefahr ist für Dich erst dann ganz vorüber, wenn Du zum rothen Mann gemacht und der Sohn meines Oheims bist.“ Nach diesen Worten schlüpfte sie aus dem Wigwam und ließ Francis allein.

Der junge Kentuckier, während er das reiche Indianermahl mit großem Appetite verzehrte, ließ die Bilder der jüngsten Vergangenheit an seinem Gedächtniß vorüberfliegen — Katharina und Sink-ho-leek-can-nack waren die Endpunkte seiner Gedanken. Katharina, nach seiner Meinung noch in der Gewalt der Indianer, vielleicht schon die Squaw eines rohen Häuptlings — das Blut wollte ihm in den Adern erstarren — und Sink-ho-leek-can-nack, die reizende Indianerin mit der fast weißen Farbe seines Volkes, dieses süße Naturkind, das ihn tiefe Blicke in ihr leidenschaftliches, liebeglühendes Herz hatte thun lassen — was sollte er thun oder lassen? Am Besten ist's, in schwierigen Lagen gar keinen bestimmten Entschluß fassen; der Zufall trifft immer die beste Wahl, sagt irgendwo der philosophische Jean Paul.

Kaum hatte Francis sein Mahl beendigt und sich erhoben, als Bärenklaue, Tecaughretanego und mehrere andere Indianer in

den Wigwam traten, Reynolds bei der Hand faßten und ihn nach der Versammlung der Männer, Weiber und Kinder führten, bei welcher auch Sink-ho-leek-can-nack sich bereits eingefunden hatte. Alumoyght-Hahee aber trat dicht zu dem jungen Kentuckier, der jetzt zu einem Indianer gemacht werden sollte, heran. Er hatte in seiner linken Hand ein Stück Holzrinde mit Asche, in welche er öfters die Finger der rechten Hand tupfte, und begann dem Einzuweihenden ein Büschel Haare nach dem andern aus dem Kopf zu raufen, als rupfe er einen Truthahn. Francis unterwarf sich geduldig dieser etwas schmerzhaften Ceremonie, bis sein Haupt völlig kahl war, mit Ausnahme einer viereckigen Stelle auf dem Wirbel, wo ihm die Haare, bis auf drei Locken, mit einer Scheere abgeschnitten wurden. Zwei dieser Haarlocken wurden sodann mit einem mit Korallen besetzten Band eingewickelt, die dritte aber ihrer ganzen Länge nach geflochten und mit einem silbernen Kleinod verziert. Hierauf wurden ihm Nase und Ohren durchbohrt und mit Ringen geschmückt, um den Hals ein reicher Wampumgürtel gehängt, an die Hände silberne Ringe gesteckt und um den rechten Arm ein silbernes Armband gelegt. Bärenklaue faßte ihn nun bei der Hand und stellte ihn der Versammlung als ihren adoptirten Bruder und als den angenommenen Sohn Tecaughretanego's vor, wobei er eine lange feierliche Rede hielt, bei deren Schluß er den Adoptat an Sink-ho-leek-can-nack und zwei andere junge Indianermädchen übergab, welche ihn, begleitet von der ganzen Versammlung, nach dem Ufer des Erie-Sees führten. Hier sagte ihm die überglückliche Tochter des Häuptlings auf Englisch, daß er sich nur getrost in die Fluthen des Sees führen lassen möchte, indem er nichts zu befürchten habe und nur ihrem Gebrauch sich fügen müsse. Sie führten ihn darauf in den spiegelglatten See, bis das Wasser ihnen an die Brust reichte, hier hieß ihn die Tochter des Häuptlings dreimal tief unter das Wasser tauchen, was er auch mit vieler Fertigkeit zu allgemeiner Zufriedenheit that. Als er wieder an's Ufer kam und Jeder der Krieger ihm die Hand geschüttelt hatte, führten sie ihn zurück in das Rathhaus, wo ihm Indianerkleider übergeben wurden, welche aus einem reinen weißen, schön gefalteten Hemde bestand, aus ledernen Leggins, mit seidenen Bändern und Korallen verziert, Schuhen von Wildleder, Strumpfbänder mit Korallen eingelegt und einer goldbordirten Mütze, die sie irgendwo erbeutet haben mochten. Als er diese Kleidungsstücke angezogen hatte, bemalten sie sein Gesicht

mit verschiedenen Farben, nahmen ihm die Mütze wieder ab und hefteten eine Anzahl rother Federn an einen seiner fünf bis sechs Zoll in die Höhe stehenden Haarbüschel. Nachdem sie ihn so nach dem Aeußern vollständig zum Indianer umgewandelt hatten, setzten sie ihn auf eine Bärenhaut, gaben ihm Tabackspfeife, Tomahawk und einen Beutel von Iltisfell, in welchem sich Taback mit Sumachblättern vermischt befand, gleichfalls Zündschwamm, Feuersteine und Stahl. Jetzt traten Bärenklaue, Tecaughretanego und viele Krieger, welche sich während seines Ankleidens entfernt hatten, in ihren schönsten Kleidern herein und setzten sich um ihn her. Ein Jeder rauchte seine Pfeife, und auch Francis die seine, in tiefster Stille. Endlich stand der Häuptling auf und hielt an den Adoptaten folgende Anrede, die ihm ein alter Indianer, welcher der englischen Sprache ziemlich mächtig war, dolmetschte, ungefähr folgenden Inhalts:

„Mein Sohn! Du bist nun Fleisch von unser'm Fleisch und Bein von unser'm Bein. Durch die Ceremonie, die heute an Dir verrichtet wurde, ist jeder Tropfen weißes Blut aus Deinen Adern gewaschen worden. Du bist nun in die Nation der Wyandotten aufgenommen worden. Du gehörst jetzt zu einer großen Familie und hast unter großer Feierlichkeit die Stelle eines tapfern Mannes und großen Kriegers eingenommen. Du bist nach einem alten Gesetze und Gebrauche nach dem heutigen Ereignisse einer der Unsern geworden. Mein Sohn! Du hast nichts mehr zu fürchten. Wir haben nun die Verpflichtung, D i c h zu lieben, zu unterstützen und zu vertheidigen, wie wir verpflichtet sind, u n s untereinander zu lieben und zu vertheidigen. Betrachte Dich daher von nun an als Einen unseres Volkes. Dies ist Tecaughretanego, Dein neuer Vater, den Du ehren wirst als ein guter Sohn; er wünscht, daß Du Peettil (Peter) heißt, wie sein letzter Sohn."

Der junge Adoptiv-Indianer wurde hierauf noch einigen Verwandten vorgestellt, worauf der Häuptling ihn und seinen Bruder mit nach seinem Wigwam nahm, wo Sink-ho-leek-can-nack sie mit großer Freude empfing und sich an ihrem stattlichen Schützling in seiner Indianertracht nicht satt sehen konnte. Die Feier des Tages wurde am Abend mit einem großen Feste beschlossen. In der Nähe von des Häuptlings Wigwam flackerten lustige Feuer, auf denen mächtige Kessel mit gekochtem Hirschfleische und Welschkorn standen, zu denen sich Jeder mit einem hölzernen

Teller und Löffel begab, seinen Theil empfing und auf irgend einem beliebigen Platze, unter einem Baume oder auf dem grünen Rasen, Platz nahm. Nach einer kurzen Rede des Häuptlings fingen Alle an zu essen. Nach dem einfachen indianischen Mahle musicirten ihre Musiker auf Rohrpfeifen, Trommeln und mehreren andern ihrer gebräuchlichen Instrumenten, und ihre Tänzer producirten sich gleichfalls in ihrer Kunst; Alt und Jung überließ sich der ausgelassensten Fröhlichkeit. Reynolds, gestern noch ein Bild des Elends und des Jammers, heute der König eines Festes in rein-communistischem Style, fühlte sich durch die allgemeine lärmende Fröhlichkeit mit fortgerissen, und besonders trug die schöne Sink-ho-leek-can-nack nicht wenig dazu bei, ihn aufzuheitern. Allein mitten in dieser geräuschvollen Fröhlichkeit tauchte zuweilen Katharina's Bild in seiner Seele empor, und versenkte ihn so lange in wehmüthiges Nachdenken, bis es der reizenden Tochter des Häuptlings wieder gelang, das Bild der Geliebten zu verdrängen.

(Fortsetzung folgt im dritten Hefte.)

Ueber die deutschen Schulen in Amerika, von J. S.

Wirke Gutes, du nährest der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streuest Keime des Göttlichen aus.

Unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten machen die Deutschen einen höchst wichtigen Theil aus; denn sie zählen etwa 4 Millionen, also den fünften Theil unseres Staates.

Der Deutsche ist in Amerika zu allen Zeiten willkommen; denn er ist fleißig, redlich und meistens besser erzogen, als die Emigranten anderer Nationen. Wie aber das Streben unserer ganzen Bevölkerung dahin geht, sich zu bereichern, so ist auch der Deutsche von allen andern derjenige, dem dieses Ziel vor Augen schwebt. Wir tadeln es nicht; denn eben durch dieses Streben werden dem Boden die edelsten und reichsten Produkte abgewonnen; es werden Mechanik und Kunst dadurch befördert und ein reges Leben gibt sich kund in allen Zweigen der zur Erhaltung des Lebens so nöthigen Beschäftigung.

Der Kaufmann ist unermüdlich in seinen Spekulationen; seine Schiffe umkreisen den Erdball und machen Flüsse und Seen im Lande lebendig; Eisenbahnen und Kanäle durchkreuzen den Staat, schwer beladen mit Gütern zur Erhaltung und Bequemlichkeit. Der Mechaniker unterläßt nicht, seine Körper- und Geisteskräfte in der angestrengtesten Thätigkeit zu erhalten, um aus schwerfälligen Maschinen leichte Werkzeuge zu fabriciren, damit dem Menschen immer mehr die schweren Arbeiten entzogen und dem gefühllosen Werkzeuge übertragen werden. Der Handwerker treibt sein Geschäft bis zur Kunst hinauf und ist rastlos Tag und Nacht, um seinem Ziele näher zu rücken und der Bauer lauscht der Natur Alles ab; er dringt in ihre Geheimnisse und zwingt sie, ihn mit reichem Segen zu überladen. Kurz, durch alle Klassen der Arbeiter, vom Holzsäger bis zum größten Spekulanten hinauf, hat sich eine solche Thätigkeit entwickelt, daß der ruhige Zuschauer entzückt darüber erstaunen muß.

Der Wohlstand steigt sichtbar von Tag zu Tag, die Güter vermehren sich und mit Freuden sieht man den im Bewußtseyn seiner Thätigkeit stolzen Bürger an den Werktagen die Straßen raschen Fußes durchschreiten, während er an Sonntagen des Morgens wohlgekleidet die Kirche besucht und Nachmittags seinen Spaziergang nimmt; sich seiner Thätigkeit, wie seiner erworbenen Habe freuet und sinnet, wie er diese seine Güter weiter vortheilhaft verwenden könne. Das Alles ist schön und erfreulich und doch bei näherer Prüfung nicht beruhigend. Ein Gut besitzt der deutsche Bürger, das er sein höchstes nennt; für dieses arbeitet er; für seine Erhaltung will er sorgen; dasselbe ist der Gegenstand, wofür er spart; für es übernimmt er alle Lasten und jede Mühe; dieses Gut gesichert zu sehen, ist seine Hoffnung und das Ende seiner Wünsche; für es opfert er im Nothfalle sein Leben; — und doch ist es gerade das Gut, welches er auffallender Weise am meisten vernachlässigt; gegen das er die gröbsten Fehler und die größten Sünden begeht; das er im Wahn der Fürsorge in die tiefsten Abgründe stürzt und es auf ewig verdirbt; für das er von den sechs Arbeitstagen der Woche auch nicht einen halben Tag besonders arbeiten mag und sich dennoch rühmt, für dasselbe Alles gethan und gesorgt zu haben! — Und dieses Gut ist — seine Familie, seine Kinder.

Freund, der du dieses lieseſt, blicke mit mir über die Vereinigten Staaten; betrachte die Schulen und Lehrer; schaue in die

häusliche Erziehung, nehme die älterliche Liebe zu den Kindern wahr und bemerke zugleich, wie jedes kleine Opfer für deren geistige Ausbildung gescheuet wird; siehe die Zwietracht in religiöser Hinsicht; beobachte die Verfolgung und gegenseitige Verdammung derer, die da für das Heil der Seelen zu sorgen sich ausgeben; siehe, wie diese vorsätzlich alle bessere Erziehung der Jugend einer dogmatischen Nullität opfern, und wenn dein Herz für wahres Menschenwohl glühet, wenn deine Seele nach Wahrheit und Tugend strebt, wenn die Wohlfahrt unserer gesegneten Republik der innige Wunsch deines Herzens ist: — dann Freund! weine mit uns eine Thräne des Jammers, eine Thräne des Schmerzes über die arme vernachlässigte Jugend, die nach wenigen Jahren die Zügel der Republik in ihre Hände nehmen wird! —

Einige Beispiele mögen als Rechtfertigung zu dem eben Gesagten hier folgen:

In Pittsburg, der von Deutschen sehr bevölkerten Stadt, sind drei Schulen mit Kirchen verbunden, deren Prediger in dogmatischer Beziehung sich feindlich gegenüberstehen, wie uns von dorten berichtet ist. Eine dieser Schulen zählt 80 Kinder mit einem Lehrer, der als solcher nicht gebildet wurde. Der gewissenhafte Prediger hat den unschuldigen Kinderfreund von Wilmsen als ketzerisch verboten und dafür den Heidelberger Katechismus eingeführt. Die andere Schule zählt 40 Kinder; eigentlich, sagt unser Berichterstatter, ist dies keine Schule, sondern eine rechtgläubige Katechismusanstalt. Die 3. Schule hat 200 Kinder unter zwei Lehrern, welche Sorge tragen, daß ihre Zöglinge einige Gebete und kirchliche Ceremonien neben mechanischem Lesen und Schreiben erlernen. Rechnen steht auf der untersten Stufe.

Alleghany City, der neuere Theil von Pittsburg, hat auch drei Kirchenschulen. Die eine zählt 35 Schüler unter einem nicht qualificirten Lehrer; die andere hat 30 Kinder unter denselben Verhältnissen. Maschinenmäßig wird hier auf das Gedächtniß und auf mechanische Fertigkeiten gewirkt. Die 3. Schule zählt 60 Kinder und ist frei von kirchlichem Einfluß, obgleich sie einer Kirchengemeinde angehört. Sie steht unter der Leitung eines für das Schulfach gebildeten tüchtigen Lehrers und einem Schulcomité von sechs Mann. Alle Elementargegenstände werden hier so gelehrt, daß die sämmtlichen Geisteskräfte der Kinder in Thätigkeit kommen; das Herz wird gebildet durch Sittenlehre

und die Liebe zu Gott erweckt durch naturgeschichtliche Vorträge. Auch wird hier neben der deutschen Sprache — englisch gelehrt, was bei den zuerst besprochenen Schulen nicht geschieht. Also von 445 Kindern haben nur 60 das Glück, in den Händen edler Erzieher zu seyn! O, welch ein Jammer! und wie Viele werden sich in der großen Stadt noch finden, die ganz und gar dem Zufalle überlassen sind, und nicht einmal nothdürftig lesen und schreiben lernen?

Dergleichen Bilder könnten wir von New-York, Philadelphia, Baltimore, St. Louis und andern Städten viele anführen, der vernachlässigten Landschulen und des Umstandes nicht zu gedenken, daß bei der letzten Volkszählung im Ohiostaate sich fand, daß daselbst etwa 60,000 erwachsene Menschen leben, die ihren Namen nicht zu schreiben vermögen. Doch solche Bilder sind zu traurig, um noch mehr dem Leser vor die Seele zu führen; wir wollen uns darum zu den erfreulichen Ausnahmen wenden und demnächst eine Ansicht über die Art und Weise geben, wie allenthalben gute Schulen entstehen können.

Die Schulen in Cincinnati sind durchgängig mit guten Lehrern besetzt, werden durch ein Comitè von der Stadt untersucht und sind in einem solchen Stande, daß sie mit den besten Schulen wetteifern.

Die Privatanstalt Marpe's in New-York zählt über 150 Kinder und ist in einem blühenden Zustande. Die Schule an der Matthäuskirche daselbst soll ziemlich gut seyn. Die große deutsche Schule zu Philadelphia steht unter den günstigsten Umständen, leistet aber dennoch nicht das, was man unter so günstigen äußeren Verhältnissen zu erwarten berechtigt ist. Die Schule der Dreieinigkeitskirche zu Baltimore hat hat sich durch die Anstellung eines wohlgebildeten Lehrers sehr gehoben.

Unter allen uns bekannten Schulen ziehen wir aber die Zionsschule in Baltimore vor und halten es der Mühe werth, Etwas über deren Verhältnisse hier zur Nachahmung zum Besten zu geben.

Das Schulhaus steht von der Straße weit ab, hat einen großen Hof und ist Eigenthum der Zionsgemeinde. Zwölf Directoren werden jährlich von dem Schulverein (Bürger, welche Kinder zur Schule schicken,) gewählt. Sie leiten mit Zuziehung des würdigen Geistlichen der Zionsgemeinde die Angelegenheiten der Schule und stellen die Lehrer an, welche nur dann zugelassen

werden, wenn sie nachweisen können, daß sie in einem Schullehrerseminar gebildet wurden. Die Lehrer entwerfen den Lehrplan, der dem Directorium zur Genehmigung vorgelegt wird. Katechismuslehre bleibt ausgeschlossen, weil Kinder von allen Glaubensbekenntnissen ohne Ausnahme aufgenommen werden. Alle Gegenstände des Wissens, die geeignet sind, den Geist zu bilden und das Herz zu veredeln, werden in den Lehrplan aufgenommen und nach rein pädagogischen Grundsätzen gelehrt.

Die Kirche bezahlt alle Schulhausreparaturen und Apparate; sie hat eine kleine Bibliothek angelegt, wofür alljährlich etwa $50 zur Vergrößerung verwendet werden, und zahlt außerdem noch $100 pro Jahr an die Schulkasse. Die physikalischen Instrumente: Luftpumpe, Electrisirmaschine, magische Laterne mit Gasbeleuchtung, sammt allen nöthigen Apparaten sind vom Bildungsvereine der Schule zum Gebrauche überlassen und eine kleine Naturaliensammlung findet sich vor. Gegenwärtig zählt die Schule 220 Kinder, die in 4 Klassen von 3 Lehrern und einer Lehrerin unterrichtet werden, so daß ein Lehrer stets dem andern in die Hände arbeitet und jährlich der Uebertritt aus einer Klasse in die andere stattfinden kann. Die englische Sprache wird von einem, in einem englischen Schullehrerseminar erzogenen Lehrer gelehrt. Das regelmäßige Schulgeld ist für's Vierteljahr $3. Arme zahlen nichts; wenig Bemittelte $ 1,50; Reiche nach Belieben 4, 5, 6—10 Dollars. Nachdem die Kinder durch Denkübungen aller Art, durch Sittensprüche, durch allgemeine und biblische Geschichte, durch Belehrung über die große und herrliche Gottesnatur für den höhern geistigen Unterricht empfänglich geworden sind, begibt sich jedes Kind zu dem respektiven Geistlichen seiner Kirche, um seinen Religionsunterricht zu empfangen. Diejenigen, welche den Unterricht des Hrn. Pastors der Zionsgemeinde genießen wollen, haben dazu Gelegenheit in der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr.

Das Bild dieser Schule schwebt uns beständig vor, sobald die Rede von Unterricht und Erziehung ist und oft dringt sich uns die Frage auf: „Könnten denn nicht alle Schulen in den Städten der Vereinigten Staaten eben so eingerichtet seyn? Sind denn die im Wege stehenden Hindernisse so groß, daß sie nicht beseitigt werden könnten?"

Und die Antwort ist: „es kann, es muß so seyn;" denn die Hindernisse sind zu unerheblich, als daß sie zu einem so

großen, göttlichen Zwecke nicht schnell beseitigt werden sollten.

Deutsche Bürger! Ihr seyd in staatlicher und bürgerlicher Beziehung einig mit einander; ihr fragt bei Geschäften nicht: hast du dies oder jenes politische oder religiöse Glaubensbekenntniß; ihr kauft und verkauft, ohne hiernach zu fragen; denn ihr findet es vortheilhaft und thut recht daran. Ihr Alle sehet ein, daß gute Erziehung das Glück eurer Kinder, das Wohl des Staates ist; ihr wünscht diese gute Erziehung und Manche bringen sogar auch große Opfer dafür, doch vergeblich, weil sie es unrecht anfangen. Aber das Verlangen ist ein gerechtes, ein gutes.

Bürger der verschiedenen Confessionen! Ihr Alle gehet auf verschiedenen Wegen Einem großen Ziele entgegen; ihr glaubt Alle an Einen Gott, lasset aber Jeden ungestört seinen Weg gehen, wie er zu ihm gelange. Vereinigt euch aber in dem Punkt, daß ihr euch Schulen gründet, worin eure Kinder vernünftig erzogen werden können. Lasset alle Sectenfragen aus euren Schulen bis zum 14. Lebensjahre, wo euer Geistlicher Zeit genug finden wird, seine Lehrsätze zu pflanzen.

Tretet auf diese Weise zusammen und ihr stiftet mit geringen Mitteln Heil für euch, für den Staat und für den Himmel!

Und Ihr, ehrwürdigen Herren Prediger! die Ihr berufen seyd, das wahre Heil der Menschen begründen und befördern zu helfen, an Euch liegt es vor Allem, den hohen Zweck der Menschenbildung zu befördern; Ihr seyd es, die die Schulvereinigungen leicht zu Stande bringen können. Ihr könnt Euch unsterbliche Denkmäler der Liebe und Dankbarkeit setzen, wenn Ihr dieses heilige Unternehmen fördert. Ihr seyd nur dann erst wahre Nachfolger von Jesus Christus, wenn Ihr den Kindlein nicht die Geistesbildung vorenthaltet. Ihr habt bei der Confirmation Gelegenheit, die traurige Unwissenheit der Kinder kennen zu lernen.

Blutet Euch, Freunde des Himmels! nicht das Herz bei solchen Gelegenheiten? Blutet Euch nicht das Herz, sehen zu müssen, daß Eure Bemühungen fruchtlos und vergeblich sind? Seyd Ihr nicht in der Seele betrübt über die Zwietracht und Ungerechtigkeit, welche die Zöglinge der Kirchen ausüben? Oder freuet Ihr Euch mit jesuitischer List über dieses Elend, um Vortheil daraus zu ziehen? O nein, das thut Ihr nicht, diese Zeit ist vorüber. Gewiß, Ihr empfindet darüber tiefen Schmerz und

wünscht das Bessere. Greift darum das Uebel an der Wurzel an; erzieht die Jugend vernünftig und gut. Ihr werdet dann für Eure Lehren einen fruchtbaren Boden finden. Darum einigt Euch in jeder Stadt über diesen Punkt; dann streuet Ihr Saamen des Göttlichen aus! Wenn Ihr aber selbst Zwietracht, Unduldsamkeit und Unfriedfertigkeit in Euerm Herzen traget, wo soll der Saamen des Göttlichen hergenommen werden? Jesus aber sprach: „Weß Glaubens und weß Volkes du auch seyest; thue recht, so bist du Gott angenehm!“ —

Und ihr Mütter! Euch möchte ich in einem Posaunenton, der auf dem ganzen Erdball wiederhallt, zurufen: „Sorget für die Erziehung Eurer Kinder, die ihr ja so sehr liebt.“

Geld und Gut können sie sich erwerben; aber Erziehung muß gegeben werden.

Verwendet allen Euren Einfluß darauf, daß Eure Männer, Eure Prediger und Ihr selbst zu Schulvereinen zusammentreten, nicht um ihnen unverständliche Dinge einzupfropfen, sondern um ihre Geisteskräfte zu wecken und edle Menschen aus ihnen zu erziehen. Segen wird diese Bemühung krönen!

Aquarellen.

Von S. Maclea.

II.

Philadelphia.

Philadelphia ist die Stadt der Bruderliebe, deren Bewohner sich ihre Bruderliebe gelegentlich mit Kartätschen, Flinten- und Pistolenkugeln einzubläuen suchen. Zwar entspringt diese zweifelhafte Zärtlichkeit eigentlich nicht grade aus der Bruderliebe, sondern aus dem leidigen egoistischen Native-Geist einerseits und religiöser Unduldsamkeit andererseits; allein die Stadt hat einmal ihren Ehrennamen weg, wie Louis Napoleon seinen Familiennamen, wenn sie auch eben so wenig philadelphisch, als jener

ein Napoleon ist. Philadelphia kann, trotzdem daß es das Head-quarter des nunmehr ohnmächtigen Native- oder Eingeborenthums ist, als die Hauptstadt des amerikanischen Deutschlands betrachtet werden; denn bei Weitem der größere Theil der Einwohner Pennsylvaniens ist deutscher Abkunft und in Philadelphia sollen über 60,000 Deutsche leben. Glaubt man aber, daß unter diesen 60,000 Deutschen wenigstens die Bruderliebe regiere, so ist man im Irrthum; alle Diejenigen, welche bis jetzt Entdeckungsreisen unter sie nach jener Bruderliebe gemacht haben, konnten sie ebenso wenig finden, als man Einigkeit in dem einigen deutschen Reich finden kann. Aber warum sollte man von unsern lieben Landsleuten in der Stadt der Bruderliebe erwarten, daß sie eine Ausnahme von den auf der ganzen Erde zerstreuten Deutschen machten? Wir Deutsche sind und bleiben doch die „gemüthlichen" Deutschen; wenn wir uns auch mitunter, und zwar oft, in den Haaren liegen; wir würden vielleicht nicht die „intelligente" Nation geworden seyn, für welche uns andere Nationen in der Regel halten, wenn wir nicht also thäten, denn Opposition schärft den Verstand — wie der passive Widerstand der preußischen Nationalversammlung zu Berlin klar bewiesen; nur jammerschade, daß wir Deutsche vor lauter Gründlichkeit nur selten auf einen festen Grund kommen können.

In Gewerbsthätigkeit und Unternehmungsgeist verdienen, wie überall, auch die Deutschen in Philadelphia ungeheucheltes Lob. Es befinden sich unter ihnen nicht Wenige, welche ihre Geschäfte sehr klein anfingen und jetzt größtentheils wohlhabende, einige sogar reiche Leute sind. Ein sehr bedeutendes Geschäft ist die Posamentir-Fabrik von Wm. H. Horstmann, welche in der Regel 200—220 Personen beschäftigt und seit einer Reihe von Jahren der Armee der Vereinigten Staaten ihren hauptsächlichsten Bedarf an Posamentir-Arbeiten liefert; eine ähnliche Fabrik von Bedeutung ist die von Döhring. Ein anderes bedeutendes Geschäft ist die Zuckersiederei und Raffinerie von Tobias Bieler, seit vielen Jahren mit dem besten Erfolg betrieben, was um so erfreulicher ist, da der Besitzer desselben vor einigen dreißig Jahren in sehr dürftigen Umständen nach Philadelphia kam und sich durch Fleiß, Umsicht und vom Glück begünstigt zu Reichthum und Ansehen emporschwang. Herr Bieler ist auch außerdem noch eine originelle Persönlichkeit und wird von seinen Landsleuten

oft scherzweise der „Schwabenkönig" genannt, vielleicht deshalb, weil die Kinder des gemüthlichen Schwaben sich sehr zahlreich in der Stadt der Bruderliebe niedergelassen haben, er der reichste unter ihnen ist und von den Deutschen bei ihren Versammlungen in der Regel das höchste Ehrenamt erhält; auch besitzt er eine majestätische Figur, äussert sich gerne dictatorisch und mag sonst noch königliche Eigenschaften besitzen, die ihm den Scherztitel erwarben! — Ein großartiges Geschäft ist die Tuch- und Baumwollenzeug-Fabrik von Rippka; nicht unbedeutend die Glashütten von Sturm, Fuchs & Co., die Eisengießerei von Leibrand, die chemischen Fabriken von Helmolt, Lenich, Kurlbaum, Geiser, die Etui-Fabrik von Eickmeyer, die Leimfabriken von Bäder, Berker.

In Philadelphia wird bis jetzt das beste bairische Bier in Ameriea gebraut. Im Sommer sind in fünf Felsenkellern vor der Stadt, nahe der Columbia-Brücke am Schuylkill, wohin man auf der Eisenbahn für einige Cents gelangt, dickbäuchige Fässer aufgethürmt, um die zahlreichen Jünger Gambrinus mit dem köstlichen Naß zu erfrischen. Vorzügliches bairisches Bier liefert die Actien-Brauerei, von einer Anzahl Bierliebhabern gegründet, welche sich gut rentirt. Die Gesellschaft besteht aus ungefähr 150—160 Mitgliedern, die Actie kostet $25 für ein Jahr und hat jedes Mitglied außerdem noch einen monatlichen Beitrag von einem Dollar zu zahlen, welcher zum Reservefond geschlagen wird; für die erste Einrichtung des Locals, Keller, Fässer u. s. w. verausgabte sie $6000, ungerechnet der Ausgaben für den Betrieb. Außer dieser Brauerei liefern noch ganz vorzügliche bairische Biere die Brauereien von Wolf & Engel, Pfotta, Brem, Lipps u. s. w.

Vereine für Geselligkeit und Unterhaltung, wie z. B. die „Germania" und „Concordia" in Baltimore, bestehen unter den Deutschen in Philadelphia keine. Die Wein- und Bier-Locale sind die ausschließlichen Orte der geselligen Unterhaltung. Als einer der besuchtesten Orte mag in dieser Hinsicht das bekannte „Hermanns-Haus" des Hermann Kraft in Race-Street gelten, wo man gutes Getränke und Abends in der Regel eine zahlreiche Gesellschaft recht unterhaltender Leute findet. Berühmt ist die Tafelrunde im Hinterstübchen, wo gewöhnlich politisirt, kritisirt, raisonirt und zuweilen auch ein wenig chicanirt wird. Außer dem genannten Local wird auch die „Social-Hall" F. W. Bin-

der's in Carters Alley, Hartmann's „Tamany-Hall" in Race-Street, Emmert's „Penn Hotel" in Latitia Court, Hinkel's „Star Hotel" in Harmony Court und mehrere andere von den Deutschen fleißig besucht, wo es dann an Unterhaltung nicht fehlt. Für Sommer-Vergnügen und Geselligkeit der Deutschen hat sich besonders der Wirth Zimmermann vieles Verdienst erworben. Er war der Erste, welcher vor 5 Jahren in New-Jersey, Philadelphia gegenüber, am Delaware, eine Gartenwirthschaft nach deutscher Art einrichtete, darin die Lieblings-Erfrischungen der Deutschen servirte und wöchentlich zweimal seine Gäste mit guter Gartenmusik erfreute. Vor 2 Jahren errichtete er in einer andern Gartenwirthschaft, in dem „Columbia-Garden," einen Tanzsalon in Kreisform, welcher bald unter dem Namen „Zimmermann's Faß" bekannt und berühmt und wo ausschließlich Deutsch getanzt wurde, was jedoch mehrmals die Unzufriedenheit der nichtdeutschen Gäste erregt haben soll. Auch eine andere Gartenwirthschaft, die „Yellow Cottage," des Wirths Sacher, im südlichen Theile der Stadt, ist im Sommer der Sammelplatz der deutschen Lebenslustigen.

Hinsichtlich der Künste und Wissenschaften leisten die Deutschen Philadelphia's in einigen Zweigen sehr Lobenswerthes. Die deutsche Journalistik wird durch zwei gut gehaltene tägliche Blätter repräsentirt. Der „Philadelphia Demokrat," von L. A. Wöllenweber seit Jahren herausgegeben und von v. Romberg redigirt, ist ein unermüdlicher Kämpfer der demokratischen Partei; die „Freie Presse," von F. W. Thomas herausgegeben und von Wm. Rosenthal redigirt, vertheidigt gleichfalls demokratische Grundsätze, hat jedoch mehr ihre Haupttendenz auf die gegenwärtig in den Vordergrund tretenden Socialreform-Fragen gerichtet. Die „Freie Presse" wird als das Organ des an Mitgliedern zahlreichen „Arbeiter-Vereins" betrachtet. Für Lesefreunde besteht die „Hermann Literatur-Gesellschaft," welche eine artige Bibliothek besitzen soll.

In der Musik wird von den Deutschen in Philadelphia ziemlich viel und recht Wackeres geleistet. Als Compositeur wird P. M. Wolsieffer rühmlichst genannt. Das ohnlängst von ihm zur Aufführung gekommene großartige Oratorium "The Captivity" (die Gefangenschaft,) dessen Text das schöne Gedicht Goldsmith's zur Grundlage hatte, wurde von den verschiedenen deutschen und englischen Blättern sehr günstig beurtheilt. Auch

als praktischer Lehrer auf dem Pianoforte erwirbt sich P. M. Wolsieffer in Verbindung mit Anton May großes Verdienst. Beide haben eine gediegene Clavierschule herausgegeben und ein vortreffliches Institut errichtet, in welchem eine größere Anzahl Schüler zugleich theoretischen und praktischen Unterricht genießen können, und zwar auf eine Weise, daß Alle bei einigem Fleiß und Talent tüchtige Fortepianospieler werden müssen. Es ist nur zu beklagen, daß von dem größern Theile der deutschen Geldleute für derartige löbliche Unternehmungen, sowie überhaupt für Kunst und Wissenschaft nur wenig oder gar nichts gethan wird; selbst die reichsten derselben setzen meistens ihren öffentlichen Ruhm nur darein, hier oder dort eine lustige Gesellschaft mit Champagner oder andern kitzelnden Getränken zu regaliren, was doch keinen weitern Werth hat, als höchstens, daß der Wirth einige Dollars dabei verdient. Wenn auch solche Geldleute, in der Erziehung ihrer Jugend oft vernachlässigt, zu roh sind, um Sinn für Künste und Wissenschaften haben zu können, so sollte sie wenigstens der Ehrgeiz des reichen Mannes stacheln, das Ihrige für dieselben zu thun, sonst kann man ihnen dieselbe Biographie wie dem bekannten Jakob Astor schreiben: Er lebte, machte Geld und — starb. Die reichen Amerikaner, selbst wenn sie auch ungebildet und roh sind, thun weit mehr für deutsche Kunst als, mit wenigen Ausnahmen, die deutschen Geldleute in Amerika. — Als ausgezeichnete Fortepianospieler sind bekannt: A. May, Thorbeck, sen.; als Violinspieler: Reinhardt, Breiter, Keller, Landmann, Heidenroth. Sämtliche Künstler sind Conzertisten und Lehrer auf ihren Instrumenten. Vorzügliche Solospieler und Lehrer sind: Stoll auf der Clarinette, Keller auf der Oboe, Rudolph auf der Posaune und auf dem Fortepiano, Hedrich auf dem Horn, Rellig auf der Trompete, Viereck und Tschirner auf dem Contrabaß, Stolte auf dem Violoncell und auf dem Horn, Dr. F. Wurm auf dem Violoncell, Schubert, Schmidt auf der Guitarre, Rasche auf vielen Instrumenten; auch hält sich der berühmte Violoncellist Knoop seit längerer Zeit in Philadelphia auf, dessen eigentlicher Wohnort jedoch Cincinnati ist. — Die beiden deutschen Singvereine, der „Männerchor," unter der Leitung Wolsieffer's, und die „Liedertafel," unter der Leitung Mahlig's, sind ziemlich stark, gut einstudirt und leisten das Mögliche. Als gute Solosängerin im Sopran ist die ausgezeichnete Fortepianospielerin Mad. E. May bekannt. Noch besonders zu erwähnen ist das verdienstvolle, von dem

deutschen Musiker Friedländer gegründete und zweckmäßig eingerichtete Blinden-Institut, in welchem derselbe den Blinden mit dem besten Erfolg Unterricht in der Musik ertheilt. Ausser den Obengenannten giebt es noch eine ziemliche Anzahl Musiker, welche die Seele der Orchester in den verschiedenen Theatern, Salons und der Musikchöre der Militair-Compagnien bilden. Die "Musical Fond Society' besteht zu drei Viertheilen aus Deutschen und wurde gebildet, um aus dem Erlös ihrer Concerte arme Musiker zu unterstützen. Die „Germania-Musik-Gesellschaft besteht aus den besten deutschen Musikern der Stadt, executirt in ihren Concerten meistens classische Musikstücke und wird von der öffentlichen Kritik sehr gerühmt. Fabriken für Musik-Instrumente bestehen mehrere. Die bedeutendsten für Pianoforte's mögen seyn die von Schumacher oder Schoemacker, Chr. Meier, (welche Beide auf der Industrie-Ausstellung in Baltimore im November v. J. mit ihren ausgestellten Kunstproducten große Ehre erwarben,) Scherer, Reinhart, Scherr, Reichenbach, Feuering u. s. w.; auch die Blas-Instrumente von Pfaff werden sehr lobend anerkannt.

Die deutsche Thalia und Melpomene bleibt nicht zurück, und wird in dem deutschen Liebhaber-Theater in „Franklin Hall" recht artig repräsentirt.

Von deutscher Malerkunst ist in Philadelphia noch wenig bekannt; ausser dem Maler Greiner mag es wenig andere namenswerthe geben. Doch sollen ohnlängst die beiden tüchtigen Decorationsmaler Haberstroh und Kaiser von München angelangt seyn. Als Daguerrotypisten oder Lichtbildner sind die beiden Brüder W. und F. Langenheim berühmt und ohnstreitig die besten in Philadelphia, vielleicht in ganz America. Sie haben in diesem Fache mehrere Verbesserungen erfunden, und wurden von der Königin Victoria, dem Könige von Belgien und andern hohen Autoritäten mit Verdienstmedaillen und sonstigen Zeichen der Anerkennung beehrt. In der Lithographie zeichnen sich besonders F. Kuhl und Rabyn sehr vortheilhaft aus.

Die deutschen Schulen liefern wenig lichte Farben zu einem erfreulichen Gemälde. Ausser mehreren rationell gehaltenen guten Schulen und Instituten und der lutherischen Schule von Gentner mögen wenige sonst nennenswerthe vorhanden seyn. Viele Deutsche schicken ihre Kinder in die englischen Freischulen des Staates, wo dieselben Unterricht und Bücher unentgeltlich erhalten.

Deutsche Kirchen gibt es in Philadelphia von verschiedenen Confessionen, darunter die lutherische Zionskirche, wo Dr. Deme predigt, die lutherische Paulskirche und die reformirte Kirche; in Ersterer predigt Pastor Reichert, in Letzterer Pastor Liebig. Ausserdem gibt es noch zwei deutsche katholische Kirchen, eine deutsche Methodisten-Kirche, eine deutsche Synagoge. Der geistreiche Rationalisten-Prediger Ginal hält seine picanten und lehrreichen Vorträge seit einiger Zeit in dem Local der deutschen „Hermann-Literatur-Gesellschaft." Kein aufgeklärter und gebildeter Deutscher, welcher durch Philadelphia kommt, sollte es versäumen, wenigstens einem dieser Vorträge beizuwohnen.

Wie in allen bedeutenden Städten der Vereinigten Staaten, gibt es auch in Philadelphia zahlreiche deutsche Vereine und Gesellschaften zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Die Orden der „Odd Fellows," „Good Fellows" u. s. w. haben mehrere deutsche Logen. In neuerer Zeit haben sich auch deutsche „Bau-Sparkassen-Vereine" gebildet, deren Zweck ist, den Mitgliedern auf eine leichte und schnelle Weise zu eigenen Häusern zu verhelfen. Die etwas schwierige Buchhaltung führt bei einigen derselben der umsichtige Secretair G. Lembert, welcher dafür verhältnißmäßig anständig salarirt wird. Da die Hausmiethe, besonders in den volkreichen Städten, zu den drückendsten Ausgaben gehört, so verdienten diese Vereine Berücksichtigung und Nachahmung, und wir zweifeln nicht, daß obengenannter Secretair auf Anfragen gerne Auskunft über die innere Einrichtung dieser Vereine gibt.

Sehr zahlreich an Mitgliedern ist der „Arbeiter-Verein," welcher sich hauptsächlich mit der Lösung von Socialfragen beschäftigt, und seine Versammlungen in dem obern Local der Actien-Brauerei hält. Der Verein hat mehrere gute Redner. Daß der „Arbeiter-Verein" in seiner jetzigen Tendenz von manchen Seiten angefochten wird, ist nicht anders zu erwarten; doch scheint grade diese Opposition ihm eine festere Consistenz verliehen zu haben, als so manchen andern deutschen Vereinen, die fast eben so schnell wieder untergingen, als sie entstanden waren. Der Verein hat eine rationalistisch-demokratische Färbung mit einem Anflug von Communismus; er giebt gewöhnlich den ersten Impuls zu dieser oder jener politischen Bewegung. Auch der jetzt cirkulirende Plan: Geld zu sammeln und einen Preis auf die Köpfe der deutschen Monarchen zu setzen — soll von ihm

ausgegangen seyn. Ein solches Project kann und wird sich jedoch nie in unserer Union realisiren.

Die deutschen Volontair-Compagnien der Stadt sind die „Washington Leichte Infanterie," unter Capitain Fr. W. Binder; die „Washington National-Garde," unter Capitain J. Ries; die „Independent Rifle Company," unter Capt. Fr. Zimmermann; die „Washington Volontair Compagnie," unter Capt. Karl Wilhelm.

Im Fache der Heilkunde zeichnen sich viele deutsche Aerzte sehr vortheilhaft aus; in der Allopathie werden unter Andern die Doctoren C. G. Schwarz, Fricke, C. Wittig, Keller, Seidensticker, jun., rühmlichst genannt; in der Homöopathie die Doctoren C. Hering, Schmöle, Behrens, A. Fellger u. s. w. Auch befinden sich in der Stadt einige gute deutsche Apotheken.

Die Geschichte der Stadt Philadelphia ist mit der Geschichte des Staates Pennsylvanien und der Vereinigten Staaten überhaupt so innig verwebt und in den darüber zahlreich bestehenden Geschichtswerken detaillirt, daß es für die meisten unserer Leser nur eine unnütze Wiederholung wäre, sich noch einmal in alle ihre einzelnen Parthien zu vertiefen, und wird deshalb ein kurzer Umriß genügen.

Im Jahre 1681, nachdem bereits schon Florida von den Spaniern, Virginien, Maryland von den Engländern, New-York, Delaware und New-Jersey von den Holländern und Schweden gegründet waren, legte der Quäker William Penn, Sohn des englischen Admirals Sir William Penn, den ersten Grund von Philadelphia, da er einen Freibrief von König Karl II. von England für das Gebiet erhalten, welches jetzt den Staat Pennsylvanien bildet und welches er den Indianern auf friedlichem Wege abhandelte. Ein Theil des jetzigen „William Penn Hotel," in der Lätitia Court, wird als das erste Haus bezeichnet, welches William Penn bewohnte, und der große Hausschlüssel, mit dem Penn eigenhändig sein Haus verschloß, ist gleichfalls in demselben noch vorhanden und jedenfalls eine werthvolle historische Reliquie. Philadelphia blühte, wie alle Städte der Ostküste von America, schnell empor, und war bei'm Ausbruch der Revolution schon die zweite Stadt der sich von England losreissenden Colonien. Am 4. Sept. 1774 trat hier der Colonial-Congreß zusammen, als Vorspiel des bald darauf folgenden republikanischen Drama's. Als bereits bei Concord,

Lexington und auf dem Bunker's Hill das Blut americanischer Bürger geflossen war, kam der National-Congreß, am 10. May 1775 abermals in Philadelphia eröffnet, zu der Einsicht, daß eine gütliche Ausgleichung mit dem Könige von England nicht mehr möglich sey und ihnen nur noch die Wahl bleibe, sich zu unterwerfen oder mit den Waffen in der Hand Widerstand zu leisten. Da aber diese Volksrepräsentanten glücklicherweise nicht bloße Maulhelden, sondern Männer der That waren, die lieber jedes Opfer bringen, als sich zu Sclaven machen lassen wollten, so entschlossen sie sich zu dem Letzteren, und übertrugen einmüthig die Leitung dieses bewaffneten Widerstandes Georg Washington als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte der Colonien, welche sich bald auf 14,500 Mann beliefen. Nach den verschiedenen Wechselfällen des begonnenen Krieges, die mehr und mehr zu Gunsten der revolutionairen Armee ausfielen, brach endlich der Congreß zu Philadelphia am 4. Juli 1776 durch die berühmte „Unabhängigkeits-Erklärung" die Brücke einer Versöhnung mit England vollends ab. Wenige Tage darauf erhielten die Engländer zu New-York Verstärkung von England, und der Krieg wurde mit erneuerter Erbitterung und Anstrengung geführt. Die Americaner geriethen in große Nachtheile und am 12. Dec. mußte der Congreß sogar vor dem anrückenden Feind von Philadelphia nach Baltimore flüchten; allein er verlor trotzdem den Muth nicht und bekleidete den hochherzigen General Washington mit fast dictatorischer Gewalt. Die glorreiche Schlacht bei Trenton am 26. December belebte auf's Neue den Muth der Americaner; nach der unglücklichen Schlacht am Brandywine war am 11. Sept. 1777 jedoch ihre Armee genöthigt, auf Philadelphia sich zurückzuziehen. Als die siegreiche Armee sich der Stadt näherte, mußte der Congreß, der sich nach kurzem Aufenthalt wieder dahin begeben hatte, dieselbe zum Zweitenmale verlassen, und sich zuerst nach Lancaster und sodann nach York zurückziehen. Der entmuthigte und ärmliche Zustand der americanischen Armee erlaubte Gen. Washington nicht, dem überlegenen und wohlausgerüsteten Feinde die Spitze zu bieten, und dieser zog unter dem Befehle Sir William Howe's, unter großem Jubel der wirklichen und scheinbaren Freunde der Engländer, in Philadelphia triumphirend ein. Als Washington Verstärkung erhalten hatte, griff er die Engländer am 4. Oktbr. unverzüglich in Germantown an, wurde jedoch mit bedeutendem

Verlust zurückgeschlagen. Dieses Unglück wurde indessen durch die Gefangennahme des englischen Armecorps unter General Burgoyne durch die Americaner unter Gen. Gates doppelt wieder entschädigt. Der Feldzug von 1778 nöthigte die Engländer, Philadelphia wieder zu verlassen, und der Congreß kehrte zum Drittenmal dahin zurück, von dort aus die Angelegenheiten des Landes leitend. Die Gefangennahme des englischen Heeres unter Gen. Cornwallis durch Gen. Washington machte endlich die englische Regierung zum Frieden und zur Anerkennung der Unabhängigkeit ihrer Colonien unter dem Namen: „Vereinigte Staaten von Nordamerica," geneigt. Am 30. Novbr. 1782 wurde unter Vermittelung Frankreichs zu Paris Friede geschlossen. Als die Armee aufgelöst war, begab sich Washington nach Annapolis in Maryland, wo damals der Congreß versammelt war, um seine von demselben erhaltene Gewalt in dessen Hände zurückzugeben. In Philadelphia verweilte er auf dieser Reise einige Tage, um mit dem Schatzmeister des Rechnungswesens abzurechnen. Nach dem Friedensschlusse fingen Handel und Wandel durch die ganze Union sich wieder zu heben an und Philadelphia schwang sich bald zu einer großen blühenden Stadt empor. 1790 starb Philadelphia's größter Bürger, der große, unvergeßliche Benjamin Franklin, 84 Jahre alt, nachdem er in einer langen Reihe von Jahren seinem Vaterlande und der ganzen Welt durch seinen Patriotismus und seine Gelehrsamkeit die wichtigsten Dienste geleistet hatte. In demselben Jahre beschloß der unter dem ersten Präsidenten Georg Washington in New-York versammelte Congreß, daß Philadelphia für die ersten zehn Jahre der Sitz der Regierung und sodann Georgetown am Potomac es seyn solle. 1793 wüthete das gelbe Fieber in furchtbarer Weise in Philadelphia drei Monate lang; Dr Rush, Stephan Girard, ein geborner Franzose, und Rippberger, ein geborner Deutscher, bewährten sich in dieser Schreckenszeit an den Kranken als edle Menschenfreunde. 1799 wurde der Sitz der Allgemeinen Regierung von Philadelphia nach dem von Washington am Potomac auserseheuen Platze verlegt. Von da an bietet die Geschichte der Stadt keine hervorragenden Punkte von allgemeiner Bedeutung mehr; auf geräuschloser Bahn schritt sie zu ihrer jetzigen Bedeutung.

Der Streit über den Gebrauch der Bibeln in den öffentlichen Schulen mit den römisch-katholischen Priestern erweckte den Letztern in Philadelphia eine gefährliche, feindliche Partei, die

Partei der Natives oder Eingebornen, deren Angriffe scheinbar gegen alle Einwanderer, der That nach aber gegen erwähnte Priester und ihre getreuesten Anhänger, die Irländer, gerichtet waren. Im Laufe des Sommers 1844 machte sich der Haß der Nativisten in einem wüthenden Aufstande, besonders in der Vorstadt Kensington, Luft, in welchem mehrere katholische Kirchen verbrannt und die Irländer scharf attakirt wurden; nur mit äusserster Mühe konnte die Bürgerwehr den Aufruhr unterdrücken. Daß die Deutschen von der Wuth der Nativisten verschont blieben, ist ein Zeichen, daß das aufgepflanzte Banner des Nativismus gegen alle Eingewanderte nur eine Maske war, um den schlimmern Grundsatz religiöser Unduldsamkeit gegen die den römischen Priestern eifriger ergebenen und verhaßten Irländer zu verdecken. Doch der Schrei der Entrüstung, welcher über diese ungesetzlichen Gewaltthätigkeiten durch die ganze Union erschallte, brach schnell die Kraft der Nativisten-Partei, deren vollständige Entwickelung leicht das Losungswort zu allgemeinen Religions- und Bürgerkriegen in der Union hätte geben können. Seit der Niederlage der Nativisten ward der Friede der Stadt der Bruderliebe in keiner so bedeutenden Weise mehr gestört. Philadelphia behauptet heute noch den Rang der zweiten Stadt in der Union.

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico von 1846 bis 1848.

Historische Skizze von S. Mackea.

IV.

Kriegsmaßregeln der Regierung der Vereinigten Staaten. Bewegungen der Armee am Rio Grande. Erstürmung von Monterey und Rückzug der Mexikaner.

Als die Nachricht vom Beginn der mexicanischen Feindseligkeiten, diesseits des Rio Grande, durch die Gefangenschaft Ca-

pitain Thornton's und seiner Leute, in den Vereinigten Staaten und insbesondere in Washington, dem Sitze der Regierung, eintraf, verbreitete sich Anfangs Bestürzung und eine ungeheure Aufregung durch die Union. Präsident Polk sandte unverzüglich eine ausserordentliche Botschaft an den Congreß, welcher noch in Sitzung war, in welcher er mittheilte, daß mexicanische Truppen in das Gebiet der Union eingefallen seyen und das Blut amerikanischer Bürger auf dem Grund und Boden der Union vergossen hätten. Nach einer Berathung von weniger als zwei Tagen kam der Congreß zu dem Beschluß, daß durch diese Handlung der mexicanischen Regierung ein Zustand des Krieges zwischen ihr und den Vereinigten Staaten factisch bestehe. Der Präsident empfahl die schleunigste Aufbringung einer bedeutenden Streitmacht als das beste Mittel, den Krieg alsbald zu einem befriedigenden Ende zu bringen. Der Congreß glaubte ihm hierin hinlänglich zu willfahren, indem er ihm die Anwerbung von 50,000 Mann Freiwilliger und 10,000,000 Dollars zur Führung des ausgebrochenen Krieges bewilligte. Grade zwei Tage vor dieser Entscheidung des Congresses waren die Schlachten von Palo Alto und Resaca de la Palma glorreich geschlagen.

Präsident Polk, vom Congreß ermächtigt, entwickelte, im Verein mit dem Kriegssecretair Marcy, nunmehr eine große Thätigkeit. Sofort ward an Mexico förmlich der Krieg erklärt, die Gouverneure der verschiedenen Staaten aufgefordert, unverzügliche Anstalten für Organisirung freiwilliger Bataillone und Regimenter zu treffen; die Contingente wurden nach der Volkszahl der verschiedenen Staaten bestimmt, welche jedoch die allenfallsigen unvermeidlichen Auslagen für Truppenerhebungen von der Allgemeinen Regierung wieder zurückerstattet erhielten. Mit General Winfield Scott, dem Oberbefehlshaber der Armee der Ver. Staaten, gerieth die Regierung, vornehmlich der Kriegssecretair Marcy, in einen unerquicklichen und unfruchtbaren kurzen Federkrieg, welcher hauptsächlich aus einem am 20. May im Congreß gestellten Antrag des Senators Dix von New-York, den Präsidenten zur Ernennung zweier Generalmajore zu ermächtigen, veranlaßt, jedoch schließlich wieder gütlich beigelegt wurde.

Von dem Zeitpunkt an, wo die amerikanische Armee nach den Schlachten von Palo Alto und Resaca de la Palma die Stadt Matamoras besetzt hatte, waren sowohl die Offiziere der Armee, sowie das Kriegsdepartement zu Washington sehr eifrig mit Vorbereitungen beschäftigt, den Krieg in das Innere von Mexico

zu tragen. Der Rio Grande wurde als Basis der militairischen Operationen angenommen. Die Quartiermeister und Commissariat-Departemente kamen in lebhafte Bewegung; Wagen, Pferde, Lebensmittel wurden in dem weiten Thale des Ohio aufgekauft und in den atlantischen Arsenalen Waffen und sonstige Kriegsausrüstungen angefertigt. Binnen drei Monaten waren die meisten dieser Anordnungen bewerkstelligt und die Bedürfnisse für eine ansehnliche Armee auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatz. Während dieser Zeit hatte die Armee am Rio Grande die mexicanischen Ortschaften Reinosa, Comargo, Mier, Sevilla genommen und besetzt. Comargo, ohngefähr 180 englische Meilen von der Mündung des Rio Grande gelegen, wurde zu einer Hauptniederlage der Kriegsbedürfnisse ausersehen. Hier concentrirten sich die verschiedenen Divisionen, aus welchen die Armee Gen. Taylor's bestand. Diese ganze Armee hatte sich ohngefähr auf 9000 Mann verstärkt, wovon etwa der dritte Theil für Garnisonen und Besatzungen der genommenen Städte und Ortschaften verwendet wurde; das Hauptcorps der Armee war für den Marsch nach Monterey, die starkbefestigte Hauptstadt des mexicanischen Staates Neu-Leon, bestimmt und in drei Divisionen getheilt. Die erste, unter Brigadier Twiggs, hatte 2,080 Mann, enthaltend Capitain May's 2te Dragoner in 4 Compagnien oder 250 Mann; Ridgeley's und Webster's Batterien, 110 Mann; 1stes, 3tes und 4tes Infanterie-Regiment und Bragg's Batterie, 1320 Mann; das Baltimore Bataillon, 400 Mann. Die Zweite, unter Brigadier Worth, enthielt 1,780 Mann, nemlich Duncan's und Taylor's Batterien, 100 Mann; 5tes, 7tes und 8tes Infanterie-Regiment, 1,500 Mann; Blanchard's Louisiana Volontaire, 80 Mann; Texas Rangers, 2 Compagnien, 100 Mann. Die dritte Division, unter Generalmajor Butler, bestand ganz aus Freiwilligen, und enthielt das 1ste Ohio Regiment unter Colonel Mitchell, 540 Mann; das 1ste Kentucky Regiment, unter Col. Ormsby, 540 Mann; das 1ste Tennessee Regiment, unter Col. Campbell, 540 Mann; das Mississippi Regiment, unter Col. Davis, 690 Mann; das Texas Regiment, unter Col. Hays, 500 Mann. Im Ganzen 6670 Mann.

Gen. Taylor brach am 20. September 1846 von Comargo auf, wo er 2000 Mann Besatzung ließ, und marschirte gegen Monterey. Gen. Worth war mit seiner Division am 25. Au-

guft schon 70 Meilen bis Seralvo vorgedrungen. Von hier aus sandte er Streifparthien zur Recognoscirung aus, welche die Nachricht zurückbrachten, daß in Front sich starke feindliche Abtheilungen erblicken ließen. Worth zog hinlängliche Verstärkung an sich und rückte nach dem Dorf Morin vor, bei welchem in wenigen Tagen General Taylor mit der ganzen Armee eingetroffen war und sein Lager aufschlug. Am 19. Sept. rückte die Armee bis zu den „Walnut Springs," drei Meilen von Monterey, vor, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen.

Die Stadt Monterey liegt in dem Thal von San Juan; im Hintergrund und rund um dasselbe erheben sich die Berggipfel der Sierra Madre; hinter der Stadt und am Fuße der nahen Hügel und Anhöhen fließt der San Juan. Im Osten, oder auf der linken Seite der Straße, welche von Morin herein führt, macht der Fluß eine Krümmung und fließt so nahe an der Stadt hin, daß er diese Seite derselben vollkommen deckt. Die Straße von Monterey nach Sadaireta kreuzt den Fluß. An der rechten, der gegenüberliegenden Seite, wo die Armee vorrückte, liegt die Straße nach Saltillo, welche durch das Thal San Juan führt. In Front führte die Straße von Ceralvo und Morin in die Stadt. Auf den Anhöhen im Hintergrund der Stadt und jenseits des Flusses waren Schanzwerke errichtet, welche das Thal und die Zugänge von Norden her beherrschten. Oberhalb der Straße nach Saltillo liegt die Anhöhe mit dem „Bischofs-Palast," welcher ein starkes Bollwerk bildet, desgleichen waren alle anderen nahegelegenen Hügel hinlänglich befestigt. In Front der Stadt befindet sich das „Cathedral-Fort," oder die Citadelle, welche eine regelmäßige Fortification bildet, etwa 2000 Yard breit ist und unter dem Bischofs-Palast liegt. Auf der gegenüberliegenden Seite, wo die Amerikaner vorrückten, waren gleichfalls Fortificationen errichtet, und die Straßen der Stadt waren mit Tranchéen oder Graben durchschnitten. Die Stadt war im besten Vertheidigungszustand. Doch weder die natürlichen, noch künstlichen sehr starken Vertheidigungswerke schreckten die Sieger von Palo Alto und Resaca de la Palma ab; der Sturm auf dieselben war bereits beschlossen und wurde alsbald bei dem Eintreffen der Armee vor der Stadt begonnen. Die Besatzung von Monterey, unter dem Befehl des Generals Pedro Ampudia, bestand ohngefähr aus 7000 Mann von der regulairen mexicanischen Armee und 3000 Mann, welche sich aus Stadt und Um-

gegend als Freiwillige angeschlossen hatten; im Ganzen also 10,000 Mann hinter guten Bollwerken. Am Abend des 19. Septembers wurde sogleich der Ingenieur-Major Mansfield von Gen. Taylor beordert, die Befestigungen der Stadt nach Saltillo hin zu recognosciren, was mit dem besten Erfolg ausgeführt wurde; das Gleiche geschah auf der östlichen Seite der Stadt.

Am Nachmittag des 20. Sept. erhielt Gen. Worth Befehl, die Anhöhe des Bischof's-Palastes mit seiner Division zu umgehen, eine Stellung an der Straße nach Saltillo zu nehmen und, wenn es möglich, die Festungswerke der Feinde in diesem Viertel zu erobern. Diese Bewegung wurde während des Abends ausgeführt, und die Truppen verblieben die Nacht durch in ihren Waffen ausserhalb der Schußweite des Feindes. Im Laufe der Nacht wurden zwei 24-Pfünder und ein zehnzölliger Mörser gegen die Batterien der Citadelle aufgepflanzt. Hinter dieser Batterie stand die Division des Gen. Butler.

Am 21. wurde der Angriff ernstlicher. Twigg's und Butler's Divisionen, von der Leichten Artillerie unterstützt, wurden zum Vorrücken beordert, und May's Dragoner und Wood's Texas Cavallerie zu Unterstützung des Gen. Worth Rechts detachirt. Eine Colonne von 650 Mann, mit Bragg's Batterie, erhielt Befehl, sich zur Linken zu wenden, um den untern Theil der Stadt anzugreifen. Der Punkt des Angriffs wurde von Major Mansfield, welcher diese Abtheilung begleitete, bezeichnet. Die Front, oder den Eingang zur Stadt, vertheidigte hier eine starke Redoute, welche den Stürmenden einen Hagel von Kugeln entgegenschleuderte. Die Colonne eilte jedoch schnell an derselben vorüber und begann die Stadt selbst anzugreifen. Hier wurde ihr ein heftiger Widerstand aus den durchstochenen Straßen, sowie aus den verbarricadirten Häusern entgegengesetzt. Capitain Backus gelang es indessen, eines dieser Häuser mit seiner Compagnie zu erstürmen und von da aus sein Feuer gegen die Redoute zu richten, jedoch noch mit wenig Erfolg. Garland mit seiner Abtheilung mußte sich sogar vor dem mörderischen Feuer dieser Verschanzung zurückziehen. Jetzt ließ Gen. Taylor die 4te Infanterie und die Freiwilligen-Regimenter von Ohio, Tennessee und Mississippi vorrücken, angeführt von den Colonels Mitchell, Campbell und Davis. Die beiden letztern Regimenter mit drei Compagnien des 4ten Regiments marschirten gegen die furchtbare Redoute; die drei Compagnien der 4ten Infanterie,

welche an der Spitze der Colonne vordrangen, wurden mit einem niederschmetternden Feuer derselben empfangen, zurückgeworfen und verloren ein Drittel ihrer Mannschaft. Jetzt stürmte Gen. Quitman mit seiner Brigade (Tennessee und Mississippi) gegen die Redoute, von der Compagnie des Capitain Backus vom Giebel des eingenommenen Hauses lebhaft unterstützt, und gewann endlich das Fort mit seinen Kanonen und Schießbedarf.

In derselben Zeit rückte das Ohio Regiment mit Gen. Butler und Col. Mitchell zur rechten Seite in die Stadt und drang gegen die zweite Batterie vor; allein das Feuer derselben war so heftig, daß das Regiment sich schleunigst zurückziehen mußte. General Butler, welcher mit dem Regiment vorgedrungen, war stark verwundet. Die Kanonen der ersten Verschanzung wurden nun auf die zweite gerichtet, dieselbe lebhaft damit beschossen und Col. Garland beordert, mit einer andern Colonne vorzudringen. Dieselbe war genöthigt, sich ihren Weg durch verschiedene mit Gräben durchschnittene und verbarricadirte Straßen zu erzwingen, und mußte sich endlich nach einem hartnäckigen Kampfe wieder zurückziehen, was jedoch in guter Ordnung geschah. Bis dahin war noch kein wichtiger Erfolg in dem niedern Theile der Stadt errungen. Wiederholte Angriffe waren gemacht und eine Batterie erobert. Die Mexicaner hatten jedoch keine bessern Erfolge gegen die Americaner gehabt; verschiedene ihrer Cavallerie-Angriffe waren entschieden zurückgeworfen worden. Worth's Division aber hatte zur Rechten bedeutende Vortheile errungen, den sich ihr entgegenstemmenden Feind geschlagen und einige der befestigten Anhöhen erstürmt. Gen. Taylor beorderte in der Nacht einen großen Theil von Twigg's und Butler's Divisionen zurück nach den Wallnuß-Quellen; ein Theil hielt die eroberte Schanze besetzt.

Mit Tagesanbruch am 22. erhob sich Worth und seine Division, welche während der Nacht an der Straße nach Saltillo bivouakirt hatte, und verfolgte die am vorhergehenden Tag errungenen Vortheile. Die Höhe, auf welcher das Bollwerk des Bischof-Palastes stand, wurde gestürmt und erobert, und dessen Kanonen nun gegen den Feind tiefer unten gerichtet. Die Wendung der feindlichen Stellung durch Worth und die Einnahme des Bischofs-Palastes gab dem bisher zweifelhaften Kampfe plötzlich ein anderes Ansehen; denn dieses war der Schlüssel zu Monterey, und Gen. Ampudia mußte nun seine Truppen im

Herzen der Stadt zusammenziehen. Die Kanonen der Citadelle setzten den Tag über ihr Feuer gegen die americanischen Linien ununterbrochen fort, indessen Gen. Taylor in Front weiter keine wichtige Bewegung ausführte.

Am Morgen des 23. fand Gen. Taylor fast alle Schanzwerke im untern Theil der Stadt verlassen. Er schickte unverzüglich Gen. Quitman zur Einnahme des Platzes ab; allein derselbe stieß mit seinen Truppen auf neuen und sehr heftigen Widerstand. Jedes Haus war gleichsam zu einem Bollwerk verwandelt, und Quitman und seine Leute mußten sich innerhalb von Haus zu Haus Bahn brechen. In dem obern Theil der Stadt hatten Worth und seine Division sich bereits ein Quartier erobert. Das Feuern wurde von beiden Seiten den ganzen Tag über mit gleicher Heftigkeit fortgesetzt; die Americaner jedoch hatten nun den größern Theil der Stadt inne und die Mexicaner beschränkten ihre Vertheidigung hauptsächlich nur noch auf die Citadelle und den Plaza. Um 9 Uhr Abends sandte General Ampudia Vorschläge an General Taylor, welche nach einigen Unterhandlungen den Abschluß eines Waffenstillstandes und die Uebergabe von Monterey zum Erfolg hatten. Die Hauptbedingungen dieses Waffenstillstandes waren: die vollständige Uebergabe der Stadt und Festungswerke mit Geschütz, Munition und allem öffentlichen Eigenthum an den commandirenden General der Vereinigten Staaten-Armee zu Monterey; der ungehinderte Abzug der mexicanischen Truppen mit Rüstung und Waffen, einer Feld-Batterie mit 21 Schuß; der Rückzug der Mexicaner innerhalb 7 Tagen bis hinter die Linie, welche der Paß des Rinconada mit der Stadt Linares und San Fernando de Presas bildet; die Truppen der Ver. Staaten rücken innerhalb acht Wochen nicht über die oben angeführte Linie, oder bis Befehle und Anweisungen der resp. Regierungen empfangen werden können u. s. w. Das betreffende Document war Monterey, den 24. Sept. 1846 ausgefertigt und von Seiten der Ver. Staaten von W. J. Worth, Brigadier-General, S. Pinkney Henderson, Gouverneur von Texas, Major-General und Commandeur der texanischen Freiwilligen, Jefferson Davis, Colonel der Schützen von Mississippi; von Seiten Mexico's von Manuel M. Llano, Ortega, T. Requena und Pedro Ampudia unterzeichnet, und von dem commandirenden Major-General Z. Taylor bestätigt. Gen. Taylor rechtfertigte sich für die Genehmigung dieses für d

Mexicaner so ziemlich ehrenvollen Waffenstillstandes damit, daß denselben immer noch, trotz ihrer bedrängten Stellung, eine sehr bedeutende Streitmacht zu Gebot stand, und die Erstürmung der Citadelle noch bedeutende Opfer an Menschenleben gekostet haben würde; auch hätte eine so bedeutende Anzahl von Gefangenen, welche an Zahl die americanische Armee immer noch überstieg, dieselbe nur in Verlegenheit setzen müssen. Die Armee hatte viele Leute bei'm Sturm verloren, war nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen und 180 Meilen von ihrem Depot entfernt.

Die Mexicaner zogen ab mit ihren Waffen und den ihnen bewilligten Vergünstigungen. In der Regierung von Mexiko hatte abermals eine Veränderung stattgefunden; indem Santa Anna, mit Bewilligung der Regierung der Ver. Staaten, zurückgekehrt war, da er für den Frieden geneigt zu seyn schien, und hatte sich, mit dictatorischer Gewalt bekleidet, neuerdings an die Spitze der Administration der mexic. Republik gestellt. Präsident Polk und sein Cabinet waren von diesem schlauen Intriguanten arg getäuscht worden, da er sich bald darauf nichts weniger als friedfertig zeigte. Der Verlust der Americaner belief sich auf 480 Getödtete und Verwundete, wovon ein großer Theil bei den Angriffen auf die untere Stadt geblieben waren. Der Verlust der Mexicaner war gleichfalls beträchtlich.

Das Cabinet zu Washington schien mit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht ganz einverstanden, und das Kriegs-Departement erließ am 13. October an Gen. Taylor die Weisung, dem Befehlshaber der mexicanischen Armee Nachricht zu geben, daß der Waffenstillstand aufgehoben sey und jeder Theil wieder die Freiheit habe, die Feindseligkeiten zu beginnen. Als Gen. Taylor diesen Befehl seiner Regierung dem General Santa Anna, welcher den Oberbefehl der mexicanischen Armee wieder übernommen hatte, mittheilte, ergriff er die Gelegenheit, demselben den Abschluß eines ehrenvollen Friedens anzurathen; allein Santa Anna ließ ihm die Antwort überbringen: „Ihr mögt jede Idee eines Friedens verbannen, so lange noch ein einziger Nordamericaner auf dem Boden dieser Republik in Waffen steht."

General Taylor verblieb in Monterey, eröffnete die Verbindung mit seinem Depot und den andern besetzten Punkten, ließ die nöthigen Armee-Bedürfnisse von dort kommen, und erfreute sich mit seinen Truppen der herrlichen Früchte und des schönen

Clima's von Monterey. Am 8. November erließ er eine General-Ordre, daß Saltillo, die Hauptstadt des Staates Coahuila, von den Truppen der Ver. Staaten besetzt werden solle. Am 12. setzte sich Gen. Worth mit seiner Division nach dieser Stadt in Marsch, welche er in wenigen Tagen erreichte und ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzte. Zu gleicher Zeit drang eine Colonne unter Gen. Wool, welche zuerst bestimmt war, den Staat Chihuahua zu occupiren, auf Befehl Gen. Taylor's, nach Parras, und von da nach Saltillo, wo er sich mit Gen. Worth vereinigte. Da das Kriegs-Departement zu Washington beabsichtigte, auch Victoria, die Hauptstadt der Provinz Tamaulipas, zu besetzen, so erhielt eine Division Freiwilliger unter General Patterson Befehl, vom untern Rio Grande aus in dieser Richtung vorzurücken; und die Division des Gen. Quitman marschirte, durch eine Feld-Batterie verstärkt, nach demselben Platz und besetzte ihn am 29. December, ohne bedeutenden Widerstand gefunden zu haben. Tampico war bereits durch Commodore Perry genommen und erhielt Landtruppen zur Garnison. Hiermit war der Feldzug am Rio Grande und in diesem Theil von Mexico für dieses Jahr beendigt. Der Erfolg des Krieges für die Nordamericaner war bis jetzt die Besetzung der Provinzen Neu-Leon, Coahuila, Tamaulipas und Neu-Mexico. Die Einzelnheiten der Eroberung des Letzteren werden wir im nächsten Abschnitt mittheilen.

(Fortsetzung folgt im dritten Hefte.)

Deutsch-americanische Journalistik.

Asträa, Blätter für Religion, Politik und sociales Leben, redigirt von J. A. Försch, gedruckt bei J. Uhl, N.-Y. Diese Wochenschrift hat sich folgende Hauptzwecke gesetzt: 1) Die wichtigsten Erscheinungen in dem Gebiete der Religion und Politik aus früheren, wie in den neuesten Zeiten zu beleuchten, weil die Kirche stets einen großen Einfluß auf den Staat ausgeübt hat; namentlich setzt sich der Verfasser die Aufgabe, religiöse Vorurtheile zu zerstören, welche der Haupthemmschuh geistiger und po-

litischer Freiheit und wahrer Sittlichkeit geworden sind. Als einzig wahre Grundlage betrachtet er Natur und Vernunft, aus welchen Quellen auch allein die Gesetze für den Staat herzuleiten seyen, dessen Endzweck das Glück der Menschheit ist. 2) Besprechung der gesellschaftlichen Zustände, in der Absicht, auf die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen hinzuwirken. 3) Unterhaltung und Belehrung aus dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst. 4) Begründung eines heitern geselligen Lebens, besonders durch die Darstellung gemüthlicher deutscher Sitten. Der Redacteur dieser Wochenschrift ist einem großen Theil des freisinnigeren und aufgeklärteren deutschen Publikums als Redner, Schriftsteller und Polemiker längst vortheilhaft bekannt, und läßt sich daher von ihm erwarten, daß er seine Aufgabe, die er sich gestellt, mit Geist und Geschick lösen wird.

Sonntags-Unterhaltungsblatt für alle Stände. — Seit dem 5. Nov. v. J. wird diese Wochenschrift von Klenk in Philadelphia herausgegeben. Ueber den Inhalt äußerte sich die öffentliche Kritik sehr günstig.

Der Kosmopolit, Organ für Staatsleben, Bürgerthum und Demokratie, herausgegeben und redigirt von B. Hauck, M. Groß und E. W. Heemann. Dieses tägliche Blatt erscheint seit dem 1. Nov. v. Js., zuerst in St. Louis, Mo., und in neuerer Zeit in Springfield, Ill., wenn wir nicht irren. Die uns zu Gesicht gekommenen Blätter enthielten zum Theil interessanten Lesestoff und waren gut redigirt.

Minerva, freimüthiges Wochenblatt zur Aufklärung der Vernunft und Veredlung des Herzens, herausgegeben und redigirt von C. J. Koch. Dieses Blatt ist an die Stelle des früher von demselben Verfasser hier in Baltimore herausgegebenen „Maryland Demokrat" getreten, und bespricht nun, mit Beseitigung der Parteipolitik, Gegenstände von allgemeinem Interesse und zwar auf eine freisinnige Weise; auch enthält es zuweilen recht artige Gedichte des Herausgebers und stets interessanten Lesestoff.

Geographisches.

Der Umfang des Erd-Aequators enthält 5400 geographische Meilen; die Länge des Diameters oder Durchmessers der Erde beträgt 1718 ein Achtel geographische Meilen; beides multiplicirt ergibt die Oberfläche der Erde mit 9,281,910 Quadratmeilen. Diese Summe mit dem Diameter des Aequators multiplicirt und das Ergebniß mit 6 dividirt gibt = 2,659,072,000 Kubikmeilen körperlichen Inhalt der Erde.

Eine geographische Meile enthält 1972 rheinländische Ruthen, oder 23,612 rheinländische Fuß, oder 22,840 pariser Fuß, oder 3807 ein Zehntel Toisen (1 Toise ist 6 Fuß,) oder 7 und einundvierzig Hunderttheil metrische Meilen, zu 1000 Meter, oder 3905 und neunundfünfzig Hunderttheil Wiener Klafter, oder 12,000 gemeine Schritte (ein gemeiner Schritt etwas über 3 Schuh gerechnet.) Eine Quadratmeile ist eine Meile breit und eine Meile lang. Eine Kubikmeile ist eine Meile lang, eine Meile breit und eine Meile hoch.

Ein Grad des Aequators hat:

250 (193) chinesische Meilen oder Li,
111 11 Hunderttheile metrische Meilen, zu 1000 Meter die Meile,
104 3 Zehntheile russische Meilen oder Werste, (genauer 104 Werste, 131 ⅓ Saschen (Faden) und 7 1 Zehntel Werschell (Zolle,)
86 neugriechische Meilen,
75 kleine italienische Meilen,
69 12 Hunderttheile englische Meilen,
66 67 Hunderttheile türkische Meilen oder Berri,
60 große italienische Meilen, kleine Seemeilen in der Schiffsrechnung,
56 ⅔ arabische Meilen,
54 ½ irländische Meilen,
50 tamulische Meilen,
42 ¾ indische Koß,
40 ¾ schottländische Meilen,
35 karnatische Meilen,
20 ⅔ kleine spanische Meilen.

25 französische Lieues,
22 ½ (17) persische Meilen oder Parasangen,
20 spanische und polnische Meilen,
20 englische und französische Seemeilen,
19 portugiesische, große spanische und holländische Meilen,
18 portugiesische Meilen,
17 ½ (19, 20, 26 ½) spanische Meilen,
17 liefländische Meilen,
17 schlesische Meilen,
17 Sultansmeilen (in Mysore,)
16 (12) böhmische Meilen,
15 geographische oder deutsche Meilen,
14 6 Siebentheile östreichische Meilen,
14 79 Hunderttheile dänische Meilen,
12 ½ Dresdner Meilen,
12 Meklenburger Meilen,
12 altungarische Meilen,
10 41 Hunderttheile schwedische Meilen,
10 norwegische Meilen,
10 ostfriesische Meilen.

Doch weichen in allen Ländern die Meilen sehr von ihrer bestimmten Größe ab.

Gemeinnütziges.

4. Pomade. — 1 Drachme weißes Wachs, 2½ Drachmen Wallrath, 2 Unzen frisches Mandelöl, zusammengeschmolzen und mit einer Unze Rosenwasser tropfenweise versetzt, liefert ein vorzügliches Haarwuchs-Beförderungsmittel.

Anstrich für gußeiserne Geräthschaften. — Man hängt dieselben an einem zum Haken gebogenen Drahte auf und bestreicht sie so dünn mit Leinöl, daß es nicht abfließt; dann macht man 8—10 Zoll unter den angestrichenen Gegenständen ein Holzfeuer, so daß sie ganz in Rauch gehüllt werden. Sind sie auf diese Weise eine Stunde lang einem lebhaften Feuer

ausgesetzt gewesen, so bringt man sie den glühenden Kohlen nahe, ohne sie jedoch zu berühren. Nach 15 Minuten nimmt man die Gegenstände vom Feuer weg und taucht sie unmittelbar darauf in kalten Terpentingeist. Sollten die Geräthschaften hiernach noch nicht schwarz genug seyn oder nicht Glanz genug haben, so bringt man dieselben nochmals einige Minuten lang über die glühenden Kohlen und taucht sie dann wieder in Terpentingeist. Gegenstände, die auf diese Weise behandelt wurden, widerstehen nicht nur den Einwirkungen der Luft sehr gut, sondern werden auch von schwachen Säuren nicht angegriffen. Derselbe Ueberzug läßt sich auch auf Schmiede-Eisen anwenden, doch wird er auf diesem nicht so fest, als auf dem Gußeisen.

Essig machen. — Der ausgepreßte Saft von einem Buschel Zuckerrüben macht 5 oder 6 Gallonen Essig. Wasche und zerdrücke dieselben, dann presse den Saft heraus und thue ihn in ein Faß (ein altes Essigfaß ist am besten,) und spanne einen Lappen Gaze über das Spundloch. In 12 oder 15 Tagen ist der Essig tüchtig für Gebrauch.

Cur von Kopfweh. — Oberst Marwell schreibt: „Ich hatte ein sehr heftiges Kopfweh, daß ich nicht wußte, was mit mir selbst zu thun. Der Schiffs-Capitain hieß mich niedersitzen, worauf er meinen Kopf ergriff und mit seinen Daumen meine beiden Schläfe, gerade auf die Schlafadern, so sehr drückte, als würde dadurch der Blutumlauf fast ganz gehemmt. Dann hieß er mich einen langen Athemzug thun, so lang oder tief, als ich konnte, worauf ich vollkommen curirt wegging."

Ein vortreffliches Mittel soll weiter seyn, wenn man die Enden von Citronen oder Lemons abschneidet und auf die Schläfe klebt. Sie verursachen ein heftiges Brennen und machen die Schläfe für einige Tage ganz roth.

Ungranzige Butter nicht nur genießbar, sondern sogar völlig gut zu machen, knete man sie in kaltem Wasser, in das man zuvor 20—30 Tropfen Kalk-Chloride gethan hat. Dieses Quantum genügt für 2 Pfund Butter. Wenn man die Butter erst gehörig durchgeknetet hat, bringe man sie abermals in frisches Wasser, wiederhole das Kneten für einige Minuten, und man wird nun die Butter völlig wohlschmeckend finden.

Falsche Silbermünze. — Als eines der sichersten und einfachsten Mittel, falsches Silbergeld zu entdecken, wird das Streifen über die Fläche des Geldes mit der Spitze eines schar-

sen Federmessers angegeben. Ist das Geld gut, so dringt das Messer wie in alten fetten Käs ein. Ist es hingegen falsch, so ritzt das Messer wie auf einer harten, steinartigen Masse.

Schönheitsmittel. — Damen, welche einen feinen Teint zu erhalten wünschen, wollen sich zum täglichen Gebrauch folgende Schönheitsmittel bereiten: Man nehme 2 Unzen feines Benzoeharz, 1 Unze Storax in Körnern, 1 Unze Nelken, 1 Drachme Muscatnüsse, 2 Drachmen Zimmtrinde, stoße Alles zu feinem Pulver und schütte dasselbe in einen Kolben, worin sich 2 Pinten reiner Weingeist befinden nebst einem Quentchen der besten Alkane und schüttle Alles wohl durcheinander; hierauf verbinde man die Oeffnung der Flasche mit einer naßgemachten Blase, die mit einer Stecknadel mehrmals durchstochen wird, lasse den Kolben mehrere Tage in einem erwärmten Sandbad digeriren, wobei der Inhalt öfters umgeschüttelt werden muß. Die Flüssigkeit wird sodann abgegossen, der Rückstand durch Leinwand gepreßt und die Milch durch ungeleimtes Conceptpapier filterirt. Beim Gebrauch schüttet man etwas davon in frisches Regen- oder Flußwasser. — Um eine reine weiße Haut zu erhalten, nehme man zwei Pinten Regen- oder reines Flußwasser, setze es in einem neuen Topf auf's Feuer, werfe ein paar Hände voll Gerste hinein, bedecke den Topf und lasse Alles sieden, bis die Gerste platzt. Die erkaltete Flüssigkeit wird durch dichte Leinwand geseicht und zu einem Pfund 20 Gran peruvianischer Balsam ganz damit vereinigt. Man wäscht sich Morgens und Abends damit. — Um Haare zu locken, nehme man das Weiße von einem Ei, ein Quentchen weißen feingestoßenen Zucker, einen Eßlöffel voll weißen Wein, mische Alles gut durcheinander, feuchte mit dieser Flüssigkeit die Haare an und wickle sie auf. — Um Runzeln aus dem Teint zu entfernen, wenn sie die Zeit nicht zu tief gefurcht hat, lasse man auf einem Kohlenfeuer 2 Unzen Wachs, 2 Unzen Zwiebelsaft, 2 Unzen Liliensaft und 2 Unzen reinen Honig mit einander gelinde sich verschmelzen, rühre vor dem Erkalten hinlänglich Bergamoöl darunter und brauche davon regelmäßig jeden Abend und wenn möglich auch jeden Morgen. — Die Entfernung der Sommersprossen von der Haut kann durch folgendes Mittel bewirkt werden: Man setze klein gestoßenen Alaun mit wohlzerschlagenem Eiweiß auf das Feuer, rühre es fortwährend um, bis es anfängt

zu schäumen. Mit der erkalteten Salbe bestreiche man 5 bis 6 Tage die Flecken und sie werden verschwinden. — Eine vorzügliche den Haarwuchs befördernde Pomade bereitet man aus 1 Drachme weißem Wachs, 2½ Drachmen Wallrath, 2 Unzen frischem Mandelöl; alles wird auf einem gelinden Kohlenfeuer durcheinander geschmolzen und vor dem Erkalten mit einer Unze Rosenwasser unter beständigem Umrühren tropfenweise vermischt.

Champagnerbier. — 2 Loth Hopfen mit 6 Pfund Wasser aufgekocht, dann so lange kaltes Wasser dazu geschüttet, bis 16 Selterser Krüge damit gefüllt werden können; wenn alles noch lauwarm ist, setze man einen Eßlöffel voll Hefe und 1 Pfund Zucker hinzu, fülle das Ganze in Krüge, verstopfe sie gut und stelle oder lege sie in den Keller. In fünf Tagen ist es zum Gebrauch fertig.

Unauslöschliche Dinte zum Zeichnen von Weißzeug. — Man löse 1 Loth salpetersaures Silber in 4 Loth Regenwasser auf, vermische es mit 1 Loth arabischem Gumi und in Regenwasser aufgelöstem Tusch. Die Stelle, worauf geschrieben werden soll, muß vorher mit Leimwasser genetzt, wieder getrocknet und geglättet werden.

Firniß zum Ueberziehen von gemalten Kupfer- oder Stahlstichen. — Man nehme eine Unze Terpentinöl, 1 Loth Mastix, eine Haselnuß groß ganzen Terpentin, mische es durcheinander und lasse es in der Sonne oder auf dem Ofen 2 Tage lang bei öfterm Umschütteln destilliren, doch nicht zu warm, der Firniß ist alsdann zum Gebrauch fertig und kann mit einem hierzu geeigneten Pinsel aufgetragen werden.

Kupferstiche zu malen und zu firnissen. — Der Kupfer- oder Stahlstich wird über einen Rahmen gespannt, sodann zweimal auf der Rückseite mit dem vorstehenden Mastirfirniß überfahren, alsdann auf der gedruckten Seite. Der Firniß muß jedesmal gut trocknen; beim Letztenmal wird alsbald die Farbe auf der Rückseite aufgetragen und gut trocknen lassen.

Die Hoffmann'schen Tropfen (Liquor anodymus mineralis Hoffmanni,) erhält man durch Verbindung eines Theiles Schwefeläther und dreier Theile farblosen, höchst rectificirten Weingeistes.

Bekanntmachungen.

☞ In der Expedition der „Deutsch-americanischen Didaskalia," bei S. Maclea, nördl. Frederick-, nahe Gay-Straße, sind folgende Bücher zum Verkauf vorräthig:

Der ewige Jude, von Eugen Sue, in 26 Heften; do. mit vielen Stahlstichen, elegant gebunden.
Thomas Paine's rationalistische theologische Werke; brochirt.
Allgemeine Uebersicht der Welt, von Mitchell, in's Deutsche übersetzt von G. Remak, mit 1200 Abbildungen, in Prachtband.
Handels-Lexicon, oder Encyclopädie der gesammten Handelswissenschaften, in Heften.
Zweihundert lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder, ein Lesebüchlein für Volksschulen, von Christoph v. Schmidt, gebunden.
Die Constitution der Vereinigten Staaten, in deutscher Uebersetzung, gebunden.
Rosa von Tannenburg, eine Geschichte des Alterthums für Eltern und Kinder, vom Verfasser der Genovefa; brochirt.
Frankfurt am Main und seine Umgebungen, von J. H. Ludewig; mit 6 Stahlstichen und einem Plane der Stadt; gebunden.
Briefe an den hochwürdigsten Herrn John Hughes, römisch-katholischen Bischof von New-York, von Kirwan; aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt; brochirt.
Pharmaceutische Waarenkunde, mit vortrefflichen Abbildungen, von Dr. C. Winkler.
Deutscher Bilderkalender für das Jahr 1849, von Wollenweber.
The illustrated Almanac, 1849.

☞ Alle Bestellungen auf Bücher, welche im deutschen Buchhandel vorkommen, werden in der obigen Expedition schnell und pünktlich besorgt.

☞ Dr. Wm. Worsdell's vegetabilische Blut- und Magenreinigungs-Pillen sind in obiger Expedition stets vorräthig. Das Schächtelchen, 50 Pillen enthaltend, 50 Cents.

Deutsche, englische und französische
Buch- und Kunst-Druckerei
bei
Friedrich Raine,
Herausgeber des dreimal-wöchentlichen und wöchentlichen
„Deutschen Correspondenten,"
Nr. 157, Baltimorestr., gegenüber dem Museum, Baltimore.

Alle dem obigen Etablissement übertragenen Arbeiten, namentlich: Bücher, Pamphlete, Rechnungen, Geschäftszettel, Etiquetten, Geschäfts-, Visiten- und Ball-Karten, (der reichsten Auswahl,) Tabackspapiere, Handels-Formulare ꝛc. ꝛc. werden auf's Eleganteste und Billigste ausgeführt.

C. Frey,
Lehrer der englischen Sprache,
Friedrich-, nahe der Gaystraße.

Abendklassen für Herren und Damen zur Erlernung der englischen Sprache sind fortwährend im Gange. Auch ertheile ich Privat-Unterricht und liefere Uebersetzungen aus dem Englischen in's Deutsche, sowie auch aus dem Deutschen in's Englische.

Gasthof zum Hambacher Schloß in New-York.

Der Unterzeichnete empfiehlt seinen Gasthof seinen Freunden und Bekannten, den Re.senden und allen europäischen Einwanderern auf das Beste. Bei mir findet man jederzeit gute Betten, vortrefflichen Tisch, Getränke von bester Qualität und eine aufmerksame Bedienung.

Heinrich Bick,
Gastgeber zum Hambacher Schloß,
Nr. 139 u. 141, Liberty-Straße in New-York.

Social-Hall in Philadelphia.
F. W. Binder,
Nr. 38, Carter's Alley, zwischen der 2ten und 3ten und Chesnut- und Walnut-Straße.

National-Hotel in Baltimore, Md.,
Frederick-, zwischen Baltimore- und Fayettestraße.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, dem Publikum ergebenst seine Gastwirthschaft an obgenanntem Platz zu empfehlen. Dieselbe ist nicht nur auf das Beste zur Aufnahme von Durchreisenden und Kostgängern eingerichtet, sondern auch die Schenke mit den vorzüglichsten Getränken versehen, welche im Markte zu haben sind. Die delikatesten Austern, jeden Tag frisch bezogen, werden servirt und in jeder beliebigen Weise zubereitet. Die besten deutschen Blätter der Union sind auf dem Tische ausgelegt.

Um gütigen Zuspruch bittet

Wm. Holtzmann,
Wirth zum „National-Hotel"

Heinrich Woldmann,
Tabacks-Cigarren- und Schnupftabacks-Fabrikant,
hat sein Geschäft vom Centre-Markte nach No. 154, Lexingtonstraße, zwischen Howard- und Eutawstrn., Südseite, verlegt. Er hält stets eine große Auswahl der besten und billigsten Tabacke jeder Art vorräthig und bittet, unter Zusicherung der reellsten und aufmerksamsten Bedienung, um geneigten Zuspruch.

E. Wilhelm Boucher's Musikladen,

Hollidaystr., Nr. 7, nahe Baltimorestr.

E. W. Boucher zeigt einem geschätzten Publikum ergebenst an, daß er stets eine Auswahl von allen Sorten Instrumenten, als: Orgeln, Piano's, französische und deutsche Akkordeons, Violinen, Flöten, Guitarren ꝛc. und Musikalien (namentlich Schulen für die verschiedenen Instrumente,) vorräthig hält und solche zu den wohlfeilsten Preisen verkaufen kann.

Unterricht auf dem Akkordeon wird billig von mir ertheilt. Die Reparatur von Akkordeons, Guitarren und allen andern Instrumenten, sowie Pianostimmen wird pünktlich besorgt. Baltimore, 1849.

Deutsche Apotheke in Baltimore,

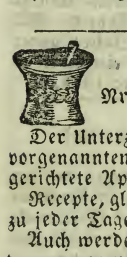
Nr. 34, Nord-Gaystraße, zwischen der Odd-Fellow-Halle und der Zions-Kirche.

Alle sowohl hier als wie auch in Deutschland gebräuchlichen Medicamente sind stets in bester und billigster Qualität bei uns vorräthig, und empfehlen wir uns bei etwa vorkommendem Bedarf einem geehrten Publikum bestens.

Recepte und sonstige Verordnungen werden stets mit besonderer Sorgfalt angefertigt. Die Einrichtung unsers Laboratoriums setzt uns in den Stand, chemisch technische Präparate anzufertigen, sowie auch chemische Analysen mit der größten Genauigkeit zu vollführen.

Leberthran, Kaiserpillen, Universal-Balsam, Kamillen, Flieder, Brustthee, Hustenbonbon, Chocolade, Räucherpulver, Eau do Cologne, Seifen u. s. w. bei großen und kleinen Quantitäten.

Ch. & Wm. Caspari.



Deutsche Apotheke in Baltimore

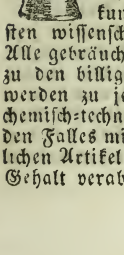
von J. Stehl,

Nr. 131, Nord-Eutawstr., gegenüber dem Neumarkt-Spritzenhaus.

Der Unterzeichnete empfiehlt hiermit dem gesammten Publikum seine an vorgenanntem Platze seit Jahren bestehende und auf's Vollständigste eingerichtete Apotheke.

Recepte, gleichviel ob von deutschen oder amerikanischen Aerzten, werden zu jeder Tages- und Nachtzeit auf's Pünktlichste angefertigt.

Auch werden chemische Untersuchungen (Analysen) irgend einer Art unternommen und auf's Genaueste ausgeführt. J. Stehl.



Deutsche Apotheke in Baltimore,

Nr. 224, Bond-Straße, Ecke von Fleet-Str.

Der Unterzeichnete beehrt sich, dem geschätzten deutschen Publikum seine auf das Vollkommenste und nach den besten und neuesten wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichtete Apotheke zu empfehlen. Alle gebräuchlichen Medicamente sind bei ihm in vorzüglichster Qualität zu den billigsten Preisen stets vorräthig; Recepte und Verordnungen werden zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht, pünktlich angefertigt; chemisch-technische Präparate, sowie auch chemische Analysen vorkommenden Falles mit größter Genauigkeit besorgt. Alle in Apotheken verkäuflichen Artikel werden in großen und kleinen Quantitäten und vom besten Gehalt verabreicht. H. M. Köchling.

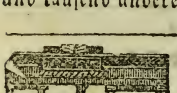
Jewelry & Fancy Store.

J. Prinz,

Nr. 280½, Baltimorestraße, nahe der Sharpstraße,

empfiehlt dem deutschen Publikum sein ausgesuchtes Assortement von goldnen Ohr- und Fingerringen, Brustnadeln, goldnen Ketten und Uhrschlüsseln, goldnen und silbernen Bleifedern, silbernen Fingerhüten, alle Sorten von Brillen, Scheeren, Federn, Taschen- und Rasirmessern, Messern und Gabeln, Thee- und Eßlöffeln, Präsentir-Tellern, allen Sorten Kämmen und Bürsten, Musik-Instrumenten, Guitarre- und Violinsaiten, Pistolen, Einfache und Doppelflinten, Jagdgeräthe, Regenschirme, Spielkarten, Dominos, Schachspiele, alle möglichen Sorten von Spielwaaren und tausend andere Kleinigkeiten, sehr passend zu Geschenken.

Baltimore, 1849.



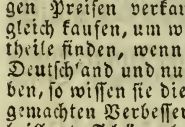
Pianoforte-Fabrik.

Knabe & Gähle,

Nr. 8 u. 9, Eutawstr., nahe Baltimorestr.,

benachrichtigen das geschätzte Publikum hier und auswärts, daß sie fortwährend eine Auswahl schöner, moderner und vorzüglich gearbeiteter Pianofortes von 6 bis 7 Octaven, aus Mahagony- und Rosenholz mit vergoldeten Eisenrahmen gefertigt, an Hand haben und zu den möglichst billigen Preisen verkaufen können. Diejenigen, welche mehrere Pianos zugleich kaufen, um wieder zu verkaufen, werden es besonders zu ihrem Vortheile finden, wenn sie sich an sie wenden. Da sie ihr Geschäft früher in Deutschland und nunmehr seit einer Reihe von Jahren in Amerika betrieben, so wissen sie die in der Fabrikation der Pianos in beiden Welttheilen gemachten Verbesserungen in den ihrigen zweckmäßig zu verbinden. Einige brillante Flügel sind bereits vollendet und noch andere in Arbeit. Sie garantiren für die bei ihnen gefertigten Instrumente 5 Jahre, unter der Zusicherung, daß kein Clima schädlich auf dieselben einzuwirken vermag.

Baltimore 1849.



Buchdruckerei.

Nr. 21, Liberty-Str., zwischen German- und Lombard-Straße, Baltimore.

In der Buchdruckerei des Unterzeichneten werden alle in dieses Fach schlagenden Arbeiten, in deutscher sowohl, als in englischer Sprache, auf das Geschmackvollste und Billigste angefertigt. Um geneigten Zuspruch bittet

J. F. Zetzener.

Im Verlage von Ernst Schäfer in Philadelphia u. Leipzig erscheint:

Zeitung für die elegante Welt.

48r Jahrgang, 1848. 52 Nummern (erscheint wöchentlich) mit 80 Tafeln fein illuminirter Modebilder. Preis: vierteljährlich 1 Dollar.

Dieses einst in der belletristischen Welt so hochstehende Blatt, nimmt jetzt wieder einen neu verjüngenden Aufschwung; dem Verleger ist es gelungen, mehrere der erst n und bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands, sowohl für den Text, als wie für das Feuilleton zu gewinnen: Alles, was Literatur, Kunst, Theater, Musik und sonst an interessanten Neuigkeiten die Welt bewegt, findet hier seine Besprechung. Die Kunstbeilagen sind auf das Sorgfältigste ausgeführt und erscheinen 14 Tage früher, als in den andern Modezeitungen.

Einige der vorzüglichsten

Verlags-Werke

von **Ernst Schäfer** in Philadelphia und Leipzig.

J. Adlerson, Lehrbuch der amerikanischen Mühlenbaukunst. (Unter der Presse.)
Alex. Bestuschew's Werke, 1r—4r Band.
L. Bourdin, der Jesuit, 9te Auflage, 12 Bände.
C. G. Cramer's Romane, 20 Bände.
Caykowsky's Romane, 1r—6r Theil.
Marq. Custine, Rußland im Jahre 1839, 3te Auflage, 4 Bände.
Alex. Dumas' Werke, 1r—30r Band.
L. Fert, Handbuch der Münzkunde. (Unter der Presse.)
V. Gioberti, die neuen Jesuiten, 1te—15te Lieferung.
Handels-Lexicon, oder Encyclopädie der Handelswissenschaften, 5 Bde.
C. Th. Heyne, Geschichte Joseph des Zweiten, 3 Bde.
S. Hirst, Lehrgebäude der englischen Sprache, 2te Aufl.
Alex. v. Humbold, Reisen und Forschungen. Neue Bearbeitung von Eduard Winkler. 4 Bände. (Unter der Presse.)
L. v. Jagemann, deutsche Städte und deutsche Männer, 2 Bde.
Aug. Lafontaine's ausgewählte Romane, 18 Bde.
C. de Linnē, Systema naturae, Editio XIII de J. J. Gmelin, 18 Voll.
Lu ewig des XVIII. Memoiren, 12 Bde.
E. Lionell, Portfolio des Fortschritts, 1r—5r Theil.
G. A. von Maltitz, Sonnenblicke am Wolkenhimmel des Lebens. 10te Original-Auflage.
Mittheilungen antiquarischer Forschungen, 5 Bde.
Th. Mundt's Schriften, 1r und 2r Band.
Museum. Bibliothek der Romane des Auslandes, 1r—80r Theil.
Deutsche Original-Romane, 40 Bände.
J. G. v. Quandt, Briefe aus Italien, 2 Bde.
B. de St. Pierre, Paul und Virginie; mit 10 Stahlstichen.
C. F. Schlegel, vollständige Mühlenbaukunst, 4te sehr verb. Auflage.
Walter Scott's Werke, 78 Theile.
Friedr. Soulie's Schriften. 1s—64s Bändchen.
R. Southey, Geschichte Oliver Cromwell's, 2te Auflage.
Ferd. Stolle's Werke; neue Original-Ausgabe, 25 Bde.
A. Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs, 1r—6r Bd.
A. Thelluck, Leben Georg Whitefield's, 3te Auflage.
Tutti Frutti, 22 Bände.
Volks-Romane, 1r—79r Band.
Ed. Winkler, Handbuch der sämmtlichen Arznei-Gewächse, 3te Original-Auflage. (Unter der Presse.)
" " Handbuch der Gewächskunde.
" " Pharmaceutische Waarenkunde, 1r Band.
" " die homöopathischen Arznei-Gewächse.
" " Deutschland's Arznei-Pflanzen.
Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1848.
(Auch die Jahrgänge 1843—47 sind jetzt mein Verlag.
P. Baillet, praktische Violin-Schule, neue Auflage.
F. Carulli, praktische Guitarren-Schule, neue verbesserte Auflage.
J. B Cramer, praktische Pianoforte-Schule, neue sehr verb. Aufl.
H. Herz, Collection des Gammes, nouvelles Edition.

Vorräthig werden auf meinem Lager stets gehalten:

Flügel's großes englisches Wörterbuch.
Heyse's deutsches Wörterbuch.
Pierer's Universal-Lexicon der Wissenschaften.
Winer's bibl:sches Real-Wörterbuch.
Das Conversations-Lexicon.
Das Haus-Lexicon, oder das nützlichste Buch für das Leben.

Ausgaben der Classiker: Schiller, Göthe, Jean Paul, Shakespeare ꝛc.
Wörterbücher über die meisten europäischen Sprachen.
Die neuern bessern Werke der Theologie und andern Wissenschaften.
Die neuesten und auserwähltesten Romane.
Eine Auswahl illustrirter Prachtwerke und Jugendschriften.
Ein Lager schöner billiger Bibel-Ausgaben, welche sowohl fein gebunden mit Goldschnitt, als wie auch roh zu beziehen sind.
Ferner: Musikalien für das Pianoforte wie für die andern Instrumente.

Jeder, wenn auch noch so kleine Auftrag wird auf das Pünktlichste ausgeführt.

Neu erschien und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden, in Baltimore durch S. Maclea, New-York durch R. Garrigue, Cincinnati durch Eggers & Wulkop und in Philadelphia bei dem Verleger:

Ferd. Stolle's Werke.

Neue Original-Ausgabe. 1r—25r Band. 8. brech. Preis $ 20.
Philadelphia und Leipzig: Ernst Schäfer.

Inhalt:

1r — 3r	Band:	1813. Historischer Roman, 3 Bde.
4r — 6r	=	Elba und Waterloo. Histor. Roman, 3 Bde.
7r — 9r	=	Der Weltbürger. Histor. Roman, 3 Bde.
10r—12r	=	Deutsche Pickwicker. Komischer Roman, 3 Bde.
13r—15r	=	Der neue Cäsar. Histor. Roman, 3 Bde.
16r—17r	=	Camelien. Erzählungen und Novellen, 2 Bde.
18r—20r	=	Die Erbschaft von Cabul. Kom. Roman, 3 Bde.
21r—23r	=	Napoleon in Egypten. Histor Roman. 3 Bde.
24r—25r	=	Erzählungen. 2 Bde.

Kein moderner deutscher Schriftsteller ist gelesener, als der wackere gesinnungstüchtige Ferdinand Stolle. Wem hätte nicht sein schmucker Weihnachtsbaum geleuchtet? Wen ergötzte nicht sein volksthümlicher, neckischer Neuigkeitsträger, so oft er sich mit seiner Bartschüssel bei Sr. Excellenz dem tapfern Pulverrauch blicken läßt?

Gleichwohl sind es nicht seine lyrischen Gedichte und journalistischen Leistungen, welche ihm in der deutschen Schriftstellerwelt einen so hohen Rang sichern, sondern vielmehr seine trefflichen Romane, die sich eben sowohl durch höchst glückliche Wahl, als überaus gelungene romantische Darstellungen welthistorischer Stoffe auszeichnen. Ueber die Letztern sagt er selbst in seinem Vorwort zu dem Roman „1813" sehr treffend: „Die Donnerschläge „der zur Poesie gewordenen Weltgeschichte wurden so gewaltig, daß es der „Verfasser am gerathensten fand, die Geschichte ruhig fortdonnern zu lassen „und vor allen Dingen seinen Lesern eine Loge zu sichern, von wo aus sie „das Weltgewitter am schönsten überschauen könnten." Und hiervon liefert uns, abgesehen von den übrigen historischen Romanen, die Trielogie „1813,

Elba und Waterloo" den gelungensten Beweis. Daß aber unser Stolle seine Leser ebenso sehr zu ergötzen als zu fesseln vermag, das zeigt er in seinen ächt deutsch-genüthlichen „Pickwickern, die Erbschaft von Cabul" ꝛc.

Einzeln genommen ist der Preis für den Band $1.

Dr. Worsdell's

Kräuter-Pillen.

Worsdell's Pillen reinigen das Blut, führen alle Unreinigkeit ab, stärken die Verdauungs-Organe, reguliren Magen und Eingeweide, entfernen alle Krankheitsstoffe und geben Muskelkraft, energische Stärke und Elasticität bei allen körperlichen Thätigkeiten. Vollkommen frei von Merkur und einzig von Pflanzenbestandtheilen zusammengesetzt, können sie selbst die schwächste Körperbeschaffenheit nicht beeinträchtigen.

Preis 25 Cents per Box, 50 Pillen enthaltend. Dieselben sind zu haben bei S. Maclea in der Expedition der „Didaskalia," Frederick-, nahe der Gaystraße; bei A. Robinson, Nr. 142, Baltimorestr.; desgleichen und Kleinverkauf bei J. H. Lepe, Nr. 69, Hannoverstraße; C. J. Petit, Ecke der Gay- und Potterstr., Altstadt, Baltimore.

Gouley's Pflanzen-Bittres.

Die große und stets allgemeiner werdende Popularität dieser berühmten Familien-Medicin macht es beinahe überflüssig, ein Wort zu ihrer Empfehlung zu sagen. Denn wo und von wem immer dieselbe angewandt wurde, da hat sie durch ihre heilenden und Gesundheit herstellenden Eigenschaften sich selbst auf eine unzweideutige Weise so sehr empfohlen, daß die Zweifler ihr Vorurtheil fahren ließen und zum Geständniß genöthigt waren, daß es das beste, dem amerikanischen Volke dargebotene Heilmittel sey. Der Eigenthümer dieser schätzbaren Erfindung will nicht behaupten, daß dieses Medicament alle Krankheiten kurirt, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist, aber er versichert, auf das Zeugniß lebender Personen hin, deren Wahrheitsliebe nicht in Abrede gestellt werden kann, und welche die Tugenden dieser Medizin entweder an sich selbst, oder an dem einen und andern Gliede ihrer Familie kennen gelernt haben, daß es für die Heilung der folgenden Uebel als ausgezeichnet und unübertroffen dasteht:

Kaltes und hitziges Fieber, Gallenfieber, Kolik, Magenschwäche, Leberbeschwerde, rothe Ruhr, Rheumatismus, Geschwulst, Kopf- und Ohrenweh, Krebs ꝛc.

Gouley's Pflanzenbittres hat seine mächtige Einwirkung noch da ausgeübt, wo andere Medizinen sich als nutzlos erwiesen hatten.

Der Eigenthümer besitzt zahlreiche Certifikate von den respektabelsten Bürgern aus Baltimore und der Umgegend, welche die merkwürdigsten Kuren beweisen.

Gouley's Husten-Tropfen.

Diese Medizin wird gegenwärtig als eine der besten für alle Fälle von Husten, Verkältung, Auszehrung, Engbrüstigkeit, Herzdrücken, sowie für den Keuchhusten der Kinder gehalten. Mehrere hundert Bürger Baltimore's haben dadurch während der verflossenen und gegenwärtigen Jahreszeit Erleichterung gefunden. Die Aufmerksamkeit der Leidenden ist auf Zeugnisse hingelenkt. Dieselben sprechen für sich selbst.

Baltimore, 15. August 1847.

„Ich bezeuge hiermit, daß ich während der letzten fünfzehn Jahre an einem sehr starken Husten litt, der in jedem Frühjahre und Herbste, besonders zur Nachtzeit, den höchsten Grad erreichte. Ich habe alle Mittel angewandt, welche gewöhnlich von Aerzten und andern Personen empfehlen werden, allein dieselben hatten nicht die geringste wohlthätige Wirkung. Auf Anrathen eines Freundes versuchte ich Dr. Gouley's Husten-Tropfen, und nach dem Gebrauche von weniger als einer Flasche war ich gänzlich hergestellt und mein Husten kehrte seit den vier letzten Monaten nicht mehr zurück. Ich betrachte es daher als eine Pflicht gegen Dr. Gouley, diese öffentliche Anzeige zu Gunsten seiner unvergleichlichen Husten-Tropfen zu machen, damit Andere, welche an ähnlichen Uebeln leiden, sich derselben bedienen können.

John Davidson,
No. 47, Chatsworthstraße.

Ein anderes Heilmittel.

Diejenigen, welche mit Hämorrhoiden behaftet sind und nicht gerne das Bittere einnehmen, möchte Gouley auf ein anderes Medicament aufmerksam machen, welches er selbst zur Ausrottung des Uebels zubereitet. Es ist in Pillen geformt, welche nach besonderen, bei geschehener Anfrage von ihm näher mitgetheilt werdenden Vorschriften einzunehmen sind. Er legt folgendes Certifikat von einem geachteten Bürger in Bezug auf den Werth dieses Heilmittels vor:

„Ich bezeuge hiermit, daß ich obiges Medicament gebraucht habe, und von den Hämorrhoiden, womit ich seit mehreren Jahren behaftet war, beinahe wieder hergestellt bin. Ich halte dieses Mittel für besser, als jedes seither dem Publikum dargebotene, und möchte Allen, die an diesem traurigen Uebel leiden, den Rath geben, mit dieser Medizin einen Versuch anzustellen, — sie werden, wovon ich fest überzeugt bin, völlig genesen.

D. S. Johnson, No. 78, Lombordstr.

Deutsch-amerikanische

Didaskalia.

Vierteljahrsschrift,

Herausgegeben und redigirt

von

S. Maelen.

Erster Jahrgang.

Drittes Heft.

Baltimore,
Gedruckt bei F. Raine, Nr. 157, Baltimorestraße,
1849.

Der Todtentanz.

Sechsundoreißig deutsche Holzschnitte von S. Maclea.

I.

Der Tod.

Ich mache auf dem Erdenball
Tagtäglich meine Runde,
Und hie und da, und Knall und Fall
Schlägt Jedem seine Stunde.
Wer glaubt, er sey im besten Lauf,
Den ford're ich zum Tanze auf,
Und im Galopp, im Walzerschritt
Muß Alles nacheinander mit.

Wie in der Jungfrau seid'nem Haar
Die grünen Myrthen prangen —
Es zählen wohl kaum siebzehn Jahr
Die rosenrothen Wangen.
Im trauten Stübchen, rein und nett,
Steht schon bereit das Hochzeitsbett;
Doch mein muß seyn der Myrthenkranz —
Ich lad' sie höflich ein zum Tanz.

Mein Fräulein, dürft' ich mir die E.r'
Auf eine Galoppade —

Die Braut.
Bin engagirt — bedaure sehr.
Der Tod.
Ach, das ist jammerschade!
Doch nimmt der Tod kein Körbchen an,
Mein schönes Kind, Sie müssen d'ran —
Wir galoppiren auf und ab
Und ruhen aus im kühlen Grab.

II.

Capitalist.
Gottlob! Ich leb' von meinem Geld,
Und kann mich amüsiren.
Für Geld ist feil die ganze Welt,
D'rum soll mich nichts geniren.
Den Hut zieht Jeder um mich her,
Macht Bücklinge die Kreuz und Quer —
Wie froh bin ich in meinem Sinn,
Daß ich kein armer Teufel bin.

Der Tod.
Mein Herr, ich bitt' um ihre Hand —
Ein Tänzchen, wenn's gefällig.
Capitalist.
Hm! Sind mir wahrlich nicht bekannt, —
Bin auch nicht sehr gesellig.
Ich danke, Herr, ich tanze nicht —
Mich plagt ein Weniges die Gicht.
Der Tod.
Die Ausflucht ist recht gut und schlau,
Doch nimmt's der Tod nicht so genau.

Capitalist.
Der Tod?! Ach! Sie erschrecken mich!
So muß ich wohl gar sterben?
Und all mein Geld soll lassen ich
Dem Beutel meiner Erben?
Zum letzten Tanz ist's viel zu früh —
In hundert Jahren kommen Sie!

Der Tod.

Nicht doch, die Erben wollen auch
Sich endlich freu'n nach altem Brauch.

III.

Betschwester.

Ich danke dir, mein Herr und Gott,
Für deine große Güte!
Ich danke dir, Herr Zebaoth,
In meinem frommen Liede.
Ja, du hast deine Magd erhört,
Ein reiches Erbe ihr beschert,
Daß sie ihr frommes Herz kann zeigen
Und jedem Armen Labung reichen.

Wer klopft und stört mich wieder in
Gottseliger Betrachtung?
Gewiß ist's eine Bettlerin,
Ein Bettelkerl — gieb Achtung!
Ei du gottloses Bettelpack!
Glaubst du, man hat die Hand im Sack
Den ganzen Tag? — hier neben an,
Mein Freund, da wohnt ein reicher Mann.

Der Tod.

Madam, ich bin kein Bettelmann,
Trotz meiner schmalen Wangen;
Ich will, als lustiger Galan,
Im Tanze Sie umfangen.
Ich bin der Tod!

Betschwester.

Herr Jesus Christ,
Der du am Kreuz gestorben bist!
Erbarmen!

Der Tod.

Wie du dich der Noth,
So auch erbarmt sich dein der Tod.

IV.

Liberaler.

Nicht auszuhalten ist es mehr!
Es muß bald anders werden!
Enorme Summen frißt das Heer
Und die Beamtenherden;
Die Fürstenwirthschaft luxuriös,
Die Polizei so maliciös,
Civiliter mortuus ist
Der Bauer, Bürger, Jud' und Christ.

Doch ist des Bürgers erste Pflicht,
In Ruhe zu verharren —
Revolten bessern's wahrlich nicht;
Nur ausgemachte Narren,
Die schlagen für den Pöbel sich,
Der Pöbel läßt sie doch im Stich:
Ich bin und bleibe liberal
Und werde niemals radical.

Gesetzlich muß der Fortschritt seyn —
Passiv das Widerstreben,
Und constitutionell allein
Die Monarchie daneben.
Was? — sie verbrannten Frankreich's Thron?
Und Alles heult: Revolution?! —
Die Republik?! — o harter Tag!
Ich bin des Tod's — mich trifft der Schlag.

V.

Kleines Mädchen.

Wem bin ich wohl im Herzen gut?
Ei, drüben, Nachbars Fritzchen —
Und wenn er mich besuchen thut,
Gefällt mir so sein Mützchen.
Ich sage das für mich nur blos.
Ich wünsche mir, ich wäre groß,

Dann nähm' ich Fritzchen mir zum Mann,
Und ich wär' seine Frau alsdann.

Ei Fritzchen, bist du wieder da?
Komm, laß uns Etwas spielen —
Nein, laß uns tanzen, hopsasa!
Nein, geh'n wir nach den Mühlen;
Da läufst du an dem Mühlenbach
Den bunten Schmetterlingen nach;
Ich pflücke dir mit meiner Hand
Vergißmeinnicht an seinem Rand. —

Da sind wir schon. Gleich will ich mich
Am Rand da niederbücken;
Die schönen Blümchen all' will ich
Zu einem Sträußchen pflücken —
Ach! Fritzchen! Fritzchen! hilf mir! ach!
Mich reißt hinab der tiefe Bach —
Der Tod.
So gieb' das Händchen mir zum Tanz —
Ringele-Ringel-Rosenkranz.

VI.

Skeptiker.
Auf jenen Sternen ohne Zahl —
Ob dort auch Menschen wohnen?
Ob Himmelslust und Höllenqual
Auch ihre Thaten lohnen?
Ob Gott in seinem Schöpfungskreis
Von jedem Erdenwürmchen weiß?
Ein Sandkorn ist die Erde kaum
Im grenzenlosen Weltenraum.

Die Zeit — der Tod — die Ewigkeit —
Wer kann die Räthsel lösen?
Was ist Verdammniß — Seligkeit? —
Was kommt — was ist gewesen? —
Schließt uns nach kurzem Lebenslauf
Das Grab die Pforte endlich auf?

Bedeckt es uns mit ew'ger Nacht,
Eh' wir zum lichten Tag erwacht?

Der Tod.

Wär' ich nicht ein verschwieg'ner Mann,
Dem könnt' ich viel erwiedern,
Der nicht das Ganze fassen kann,
Und will's durchaus zergliedern.
Komm', schwinge dich mit mir im Kreis,
Dann weißt du was ich selber weiß;
Denn hinter meiner lust'gen Art
Liegt manch Geheimniß offenbart.

VII.

Soldat.

Ich bin Soldat — Soldaten-Ehr',
Die geht mir über Alles.
Es gäb', wenn der Soldat nicht wär',
Kein Ende des Krawalles.
Ich schieße Jeden — schwere Noth!
Den Bruder wie den Vater todt —
Was kümmert mich ein Schuß — ein Mord,
Ertönet das Commandowort.

Dafür hab' ich mein Tractament
Und darf Kommißtuch tragen,
Die Civilisten — Sapperment!
Nach Herzgelüsten plagen.
Dem Landesherren schwor ich Treu',
Und that ich dieses gleich nicht frei,
So laß ich doch für ihn mein Blut,
Wie jeder brave Deutsche thut.

Da schlägt's Appell — der Dienst ruft mich.
Für heute noch Parade?
Das ist was Andres, sicherlich —
Das klingt wie Kanonade —
Heraus Soldaten! Wach' heraus!
Krawaller stürmen Hof und Haus —

Der Tod.

Tanz' mit der Kugel klein und rund
Und stirb, du treuer Fürstenhund!

VIII.

Unglücklich Liebender.

Herr Tod, ein Tänzchen, wenn's beliebt —

Der Tod.

Warum, mein Freund, so eilig?

Unglücklich Liebender.

Ach, meine Seele ist betrübt,
Und ist mir Nichts mehr heilig.
Ein Mädchen — nein! ein Engelsbild!
So schön und reizend, fromm und mild; —
Sie wollte meine Gattin seyn,
Da sagt das harte Schicksal: Nein!

Der Tod.

Dein Schmerz geht selbst dem Tode nah',
Doch wird es besser werden;
Es laufen solcher Engel ja
Genug herum auf Erden;
Und muß es denn grad' dieser seyn?
Man stirbt nicht gleich von Liebespein —
Ein Jährchen warten nur erst ab,
Eh' du dir selber gräbst das Grab!

Unglücklich Liebender.

Ein Jahr? — O kalter — kalter Tod!
In diesen Höllenqualen
Soll ich ein Jahr noch blutigroth
Mit meinen Thränen zahlen?
Nein, mir blüht keine Hoffnung mehr!
Die Hand gieb schnell zum Tanze her —

Der Tod.

Nun, wenn du tanzen willst durchaus,
So bin ich auch für dich zu Haus.

IX.

Geistlicher.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht —

Der Tod.

Der Herr ist im Studiren.

Geistlicher.

Sein werd' in aller Welt gedacht —

Der Tod.

Thut Verse recitiren.

Geistlicher.

Wer redet hier? — Ist Jemand da?

Der Tod.

Ja wohl, der Tod — Halleluja!

Geistlicher.

Der Tod? — Er kommt gesandt vom Herrn.

Der Tod.

So geben Sie die Hand mir gern?

Geistlicher.

Es ist des Weisen erste Pflicht,
In Demuth sich zu geben;
Auch folg' ich dir mit Zuversicht
In jenes bess're Leben.

Der Tod.

Sie haben gläubig selbst genährt,
Was Sie dem Volk so oft gelehrt? —

Geistlicher.

Was ich gedacht, das sprach ich frei —
Verächtlich ist die Heuchelei.

Der Zweifler pflückt die herbste Frucht:
Trostloses Mißbehagen;
Er findet nimmer, was er sucht,
Und muß am End' verzagen:
Ich sterb' in Gott.

Der Tod.

Bei meinem Zahn!
Die Gottheit ist kein leerer Wahn!
Doch reichen Sie von Ihrem Bette
Die Hand mir nun zur Menuette.

X.

Dame.

Der Schmuck ist ganz nach meinem Sinn.
Heut' Abend wohl, ich wette,
Bin ich des Balles Königin.
Quelle heure est – il, Jeanette?

Kammermädchen.

Dix heures, Madame.

Dame.

So spät ist's schon?
Mon Dieu! wo bleibt nur der Baron?
Er schwatzt mir stets von Liebe vor —
Doch still, da kommt der eitle Thor.

Ei, ei, Baron! Ist das galant?
Das sollten Sie mir büßen,
Wenn nicht der Wagen angespannt —

Der Tod.

Ich lieg' zu Ihren Füßen —

Dame.

Ha! das ist der Baron ja nicht!
Hinweg! welch' gräßliches Gesicht!

Der Tod.

Wie schnell entflieht der Wangen Roth,
Denn unerwartet kommt der Tod.

Da liegt die herrliche Gestalt —
Noch wogt die Lust des Lebens
In ihrer Brust; bald starr und kalt
Sträubt sich ihr Herz vergebens.
Wach' auf — wach' auf zum letzten Tanz!
Noch einmal laß der Augen Glanz
Hell schimmern, wie der Sterne Licht,
Eh' er auf ewig — ewig bricht.

XI.

Republikaner.

Sie stritten um des Kaisers Bart,
Des deutschen, viele Tage.

Hier proteſtirte, dort verwahrt'
Man ſich; hielt Zweck-Gelage;
Das Volk ſchlug planlos ſich herum;
Ganz Deutſchland war Delirium;
Doch fiel ihm nicht das Mittel ein
Sich von dem Uebel zu befrei'n.

Die Republik — die Republik,
Nur die allein kann helfen;
Für Reaction ein Galgenſtrick,
Die Kugel allen Wölfen;
Die Fürſten werft vom Thron herab,
Und ſchlagt die Köpfe fleißig ab,
Die in dem Weg der Freiheit ſtehen,
Dann wird es ſicher beſſer gehen.

Was half's? Wir kämpften in Berlin
Und Wien und andern Orten.
Man nannt' uns groß, man nannt' uns kühn,
Und ließ uns ruhig morden;
Anſtatt in Maſſe aufzuſteh'n —
Der Tod.
Geduld — Geduld, es wird geſcheh'n!
Du aber ſollſt am Galgen eben
Als Märtyrer der Freiheit ſchweben!

XII.

Muſikus.

Ich ſpiele manches Inſtrument —
Die Geige doch vor allen,
Und mach' mir ſelbſt das Compliment,
Mein Vortrag thut gefallen;
Das Publikum ſchreit butterweich,
Wenn ich ein Ritartando ſtreich':
Braviſſimo! Braviſſimo!
Sein Vortrag iſt vortrefflich ſo!

Doch wenn ich ein Allegro ſpiel',
Dann zappeln Herz und Beine;

Manch' schönes Aug' nimmt mich zum Ziel
Und wünscht: Wär' er der Meine!
Ich aber kümm're mich nicht d'rum,
Mein Fidelbogen fährt herum,
Und wieder schreien Klein und Groß:
Bravo! das ist ein Virtuos!

Doch mitten in dem Floribus
Kommt da ein Kunstverwandter —

Der Tod.

Wir geigen jetzt, Herr Musikus,
Ein Duo miteinander,
Und hopsen im sechsachtel Takt
Dazu, daß Bein und Rippe knackt;
Dann tritt die große Pause ein —

Musikus.

Das Duo will mir gar nicht ein.

XIII.

Handwerker.

Ich bin ein schlichter Handwerksmann,
Und laß auf dieser Erden,
Daß ich erträglich leben kann,
Mir's oft recht sauer werden;
Doch lebe ich noch immer gern,
D'rum bleibe mir der Tod nur fern;
Denn mitten unter Sorg' und Plage
Gibt's doch auch manche frohe Tage.

Der Tod.

Mein lieber Meister, guten Tag!
Ist Eure Arbeit fertig?

Handwerker.

Da ist der Tod — mich trifft der Schlag!
Den war ich nicht gewärtig.
Ach, lieber Herr, ich bitt' Euch schön,
Wollt doch für diesmal weiter geh'n,
Bis ich zuvor auf dieser Welt
Mein Haus geordnet und bestellt.

Der Tod.

Ei Meister, laßt das dumme Zeug,
Und kommt zum letzten Reigen!
Sie werden fertig ohne Euch,
Das wird die Zukunft zeigen.

Handwerker.

Mein Weib —

Der Tod.

Nimmt den Gesellen sich.

Handwerker.

Ach, meine Kinder dauern mich.

Der Tod.

Sie haben, glaubt mir's, über's Jahr
Euch schon vergessen ganz und gar.

XIV.

Luftschiffer.

Tief unter mir — wie staunt und schaut
Das wimmelnde Gedränge;
Noch rauscht und tobt der Beifall laut
Der unzählbaren Menge —;
Doch schwächer schon vernimmt's mein Ohr,
Mich drängt's hinauf, mich treibt's empor —
Wer folgt mir auf der kühnen Bahn
Durch's Aethermeer im leichten Kahn? —

Wie's pfeilschnell unter mir entweicht
In immer mattern Tinten —
Das Colorit der Landschaft bleicht,
Die Städt' und Dörfer schwinden —
Zum Silberfaden wird der Strom,
Zum dunkeln Punkt des Berges Dom —
Wer folgt mir auf der kühnen Bahn
Durch's Aethermeer im leichten Kahn? —

Der Tod.

Was mach'st du, dreister Passagier,
In diesen Regionen?
Die Erde nur ist dein Quartier,
Dort magst du sicher wohnen.

Willst wohl im luftigen Revier
Mit mir ein Tänzchen machen hier?

Luftschiffer.

Weh' mir! Was faßt mich für ein Sturm —

Der Tod.

Hinab! hinab! du Erdenwurm!

XV.

Communist.

Verdammtes Geld! Wer dich erfand,
Der hätte hängen sollen;
Tyrannisirest Leut' und Land
Mit deinen blanken Rollen.
Man sagt, in Californien
Massive gold'ne Berge steh'n;
Dies könnte — folge den Berichten —
Das schnöde Gold zu Grunde richten.

Allein was hilft's? Die Habsucht wird
Auf andre Mittel sinnen;
Wenn nicht das Gold mehr werthvoll klingt,
Will sie dennoch gewinnen.
Nur gleiche Kappen, gleicher Sinn,
Die Arbeit gleich wie der Gewinn,
Dies ist allein die sich're Brücke
Und Bahn zum allgemeinen Glücke.

Doch ich erfahre Widerspruch
Bei Juden, Heiden, Christen.
Ja, auf der Menschheit ruht der Fluch
In ihren Egoisten!

Der Tod.

Zu mir, mein Freund — der Tod nur ist
Der wahre, treue Communist;
Er macht die Menschen alle gleich,
Sie mögen arm seyn oder reich.

XVI.

Bürgermädchen.

Heirathen möcht' ich freilich gern,
Doch nur so was Appartes,

So einen reichen, noblen Herrn.
Ach Gott, es ist was Hartes!
Mein Vater ist ein Handwerksmann,
Der nicht viel Aufwand machen kann;
Da halten die gentilen Herrn
Sich immer in gewisser Fern'.

Kein Bürgermädchen in der Stadt
Kann mir das Wasser reichen,
Nicht Eine diese Bildung hat,
Ich suche meines Gleichen;
Kann tanzen, sticken, musiciren,
Die neu'sten Dichter recitiren,
Französisch sprech' ich auch schon gut,
Die Uebung nur mir fehlen thut.

Bürgersohn.

Wer gar zu hoch die Saiten spannt,
Dem werden sie zerspringen;
Es kann der alte Jungfernstand
Davon ein Liedchen singen.
Willst du vermehren seine Zahl?

Bürgermädchen.

Den Tod viel lieber tausendmal.

Der Tod.

Du wählst den Tod zum Freier dir?
So komm' zum Hochzeitstanz mit mir!

XVII.

Poet.

Chaotisch gährt's in meinem Hirn,
Als wollt' es Etwas werden,
Ein literarisches Gestirn —
Nur einige Beschwerden
Beengen meinen Genius:
Die Wahl der Form zum kühnen Guß.
Wird's Epos oder Trauerspiel?
Wird's Etwas im Novellenstyl?

Doch klassisch soll's — ein Meisterstück
Soll's werden; meinen Namen
Verewigen, mit Ruhm und Glück
Mich überhäufen —

Der Tod.

Amen.

Poet.

O Störung — Fluch der Dichter! Wen
Hab' ich die Ehr' vor mir zu seh'n?

Der Tod.

Ich bin des Lebens Prosa, wie
Der Stoff zu mancher Poesie.

Poet.

Ihr Götter! Wie? Sie sind —

Der Tod.

Ich bin
Der Tod.

Poet.

Ach Freund, Sie könnten
Ein Weniges nur noch verzieh'n.
Ich möchte noch vollenden
Mein klassisch Werk; für alle Zeit
Mir sichern die Unsterblichkeit —

Der Tod.

Es ist zu spät beim letzten Tanz
Zu ringen nach dem Lorbeerkranz.

XVIII.

Bauer.

Das Jahr ist heuer wunderschön!
Das Korn im Feld steht prächtig —
Ich will doch nach dem Waizen seh'n,
Der muß schon blühen, dächt' ich.
Heh! Hans! Ich geh' hinaus auf's Feld!
Der Metzger ist auf heut' bestellt;
Wenn er den Ochsen holen will,
Soll er ein bischen halten still.

Der Tod.

Wo wollt Ihr hin?

Bauer.

Auf's Feld hinaus.

Der Tod.

Zu Hause sollt Ihr bleiben.

Bauer.

Musje, in meinem eignen Haus
Laß ich mir nie vorschreiben.
Wer ist Er eigentlich, Musje?

Der Tod.

Ich bin der Tod, mein Freund.

Bauer.

Herr Je!
Hans, schenk' dem fremden Herren hier
Ein Krügel ein von unserm Bier.

Der Tod.

Ich danke Euch, hab' keinen Durst.

Bauer.

Will Er ein Stückchen Schinken?
Auch hab' ich gute Schwartenwurst —

Der Tod.

Zum Tanz wollt' ich Euch winken.

Bauer.

Vom Tanzen, Herr, laß' Er mich frei;
Ich trete Ihm den Fuß entzwei —

Der Tod.

Bei meinem Tanz ist's einerlei.

Bauer.

Na — muß es seyn, bin ich dabei.

XIX.

Monarchist.

Mir wird's ganz übel, hör' ich hie
Und da den Pöbel schreien
Von Republik, Demokratie
Und mehr Alfanzereien.

Ein jeder Schwätzer — dumm und roh —
Hält sich für einen Mirabeau,
Möcht' Danton seyn und Robespierre—
Der Teufel hole die Misere!

Kartätschen und ein hänf'ner Strick,
Das ist das beste Mittel;
Es bringt allein Vernunft zurück
Dem Volk im schlechten Kittel;
Der gute Bürger — Jud' und Christ —
Weiß, daß von Gottes Gnaden ist
Der allergnädigste Regent,
Und so sein ganzes Regiment.

Das Volk soll unterthänig seyn,
Dazu ward es geboren;
Die Machtbegabten sind allein
Zum Herrschen auserkohren.
Gewalt und Stärke geht vor Recht —
Der Tod.
Komm'! folge deinem Herrn — du Knecht!
Dem Tod der Herrscherthron gebührt,
Weil wirklich er durch Gott regiert.

XX.

Dienstmädchen.

Das Kochgeschirr ist spiegelblank,
Die Küche rein gescheuert,
Gekehrt der große Treppengang,
Die Stuben eingefeuert;
Gethan ist Alles flink und fix —
Jetzt schnell in meinen Sonntagswichs;
Denn d'runten läuft sich vor dem Haus
Mein Landsmann bald die Beine aus.

Gewaschen wär' ich — das Corsett
Kann ich mir selber schnüren, —
Mein Haar ist auch gemacht. Wie nett
Weiß ich mich doch zu zieren.

Bin ich des Sonntags angethan,
Sieht Niemand mir die Dienstmagd an —
Doch wird mir's jetzt mit Einemmal
So flau, als müßt ich in's Spital.

Da klopft Wer — Jemand will herein
Durch meine Kammerthüre;
Es wird mein lieber Landsmann seyn —
Wenn das der Herr erführe!
St! klapp're nicht mit deinem Stock!
Du triffst mich noch im Unterrock —
Der Tod.
Im Unterröckchen tanzt sich's leicht —
Es ist der Tod, der zu dir schleicht.

XXI.

Gefangener.

In dieser öden Einsamkeit
Der engen Kerkerwände,
Fließt aus dem Born der trägen Zeit
Mein Gram ohn' Maaß und Ende.
Es leuchtet mir kein Hoffnungsstrahl,
Kein Balsam lindert meine Qual;
Nur das Bewußtseyn meiner Schuld
Nagt mit des Schmerzes Ungeduld.

Einst schwand mir froh das Leben hin;
Es brachte jeder Morgen
Mir meinen leichten, frohen Sinn,
Nicht kümmerten mich Sorgen;
Ich fühlte göttergleiche Lust,
Schlang an die liebdurchglühte Brust
Ich fest, in meines Herzens Trieb
Mein schönes, süßes, treues Lieb.

Da schlug des Argwohns Höllenbrut
Mein Herz mit scharfen Krallen,
Und ich vergoß ihr theures Blut — —
Doch still — dumpf hör' ich's schallen —

Der schwere Eisenriegel klingt,
Und durch die Kerkerpforte dringt
Der Freiheit goldnes Morgenroth;
Es ruft zum letzten Tanz — der Tod.

XXII.

Der Tod.

Herr Wirth, ist noch ein Zimmer frei?

Wirth.

Ja wohl, mein Herr, zu dienen.
Louis! den Herrn auf Nummer drei!

Der Tod.

Es hat doch auch Gardinen?
Ich bin, wenn ich zu Bette geh',
Im allertiefsten Negligee —

Wirth.

Aus diesem Gast werd' ich nicht klug.
Mein Herr, hier ist das Fremdenbuch.

Der Tod.

Wie stumpf ist doch der Federkiel,
Wie ist die Dinte mollig —

Wirth.

Hm! hinter Dem steckt auch nicht viel.

Der Tod.

Mein Name — Tod.

Wirth.

Wie drollig.

Der Tod.

Von Stand — ein Tänzer.

Wirth.

Zu, nur zu
Mein Herr.

Der Tod.

Und wohn' zu Grabesruh'.

Wirth.

Herr, streichen Sie den Namen aus,
Und packen sich aus meinem Haus.

Der Tod.

Hier wird ein Fremder schlecht tractirt.

Wirth.

Prompt ist das Allerbeste —
Doch wenn der Tod sich einquartirt,
Geniren sich die Gäste.

Der Tod.

Geniren her, geniren hin,
Ich habe meinen eignen Sinn.
Vom Tod wird allsogleich der Wirth
Auf seinen eignen Ball geführt.

XXIII.

Bettler.

Herr, einen Pfennig oder Brod —
Der Himmel wird's vergelten!

Der Tod.

Mein Freund, mich jammert deine Noth.

Bettler.

Ach! Mitleid trifft man selten.

Der Tod.

So wirst du gern denn mit mir geh'n?
Ich bin der Tod —

Bettler.

Ich danke schön!
Sie seh'n, daß ich ein Lahmer bin,
Da schleicht sich's nur so langsam hin.

Der Tod.

Du zögerst? — Was läßt du zurück?
Dein Haus ist diese Hecke,
Dein Lager ist das Mißgeschick,
Das Elend deine Decke,
Der Mangel reicht die Nahrung dir —

Bettler.

Und doch bleib' ich noch gerne hier,
Hab' ich auch keinen Pfennig Geld:
Man lebt nur Einmal in der Welt.

Der Tod.
Doch wirst du armes Menschenkind
Mit mir jetzt tanzen müssen.
Bettler.
Ich tanzen? Herr, sind Sie denn blind?
Ein Tanz auf lahmen Füßen?
Der Tod.
So schwing' auf meinen Rücken dich,
Dann geht das Tanzen sicherlich —
Bettler.
Der Tod tanzt mit mir Huckepack —
Adje denn Krück' und Bettelsack!

XXIV.

Landfräulein.
Was Prächtigeres gibt's nicht mehr,
Als so ein Ball im Großen.
Wie doch die Herren um mich her
Sich drängen und sich stoßen.
Mamachen machte gern mich blind,
Als sey ich immer noch ein Kind;
Allein ich bin nicht mehr so dumm;
Säh' sie mich jetzt, ich gäb' was d'rum.

Der Tod.
Parole d'honneur! ein Götterkind!
Ein Backfischchen vom Lande —
Garçon! Deux verres de glaçe! geschwind!
Landfräulein.
Wer ist wohl der Galante? —
Der Tod.
Belieben Sie une verre de glaçe,
Mein schönes Fräulein?
Landfräulein.
Was ist das?
Der Tod.
Gefrornes.
Landfräulein.
Ach! so kalt wie Schnee;
Es thut mir an den Zähnen weh'.

Der Tod.
Bezaubernde Naivetät.
Landfräulein.
Wo steckt nur der Herr Vetter?
Der Vetter.
Komm, liebes Kind, es wird schon spät,
Auch gibt's ein Donnerwetter.
Schon angeschirrt steht unser Hans —
Landfräulein.
Ach, Vetter, nur noch einen Tanz —
Der Tod.
Ja, gönnen Sie mir noch das Glück —
Wir sind herum im Augenblick.

XXV.

Wiener Student.
Das Non plus ultra war die Noth,
Des Landes Qual und Plagen;
Da glänzt der Freiheit Morgenroth
Nach vielen trüben Tagen.
Es kämpft das Volk — die Legion —
Schon wankt der morsche Kaiserthron;
Doch man versäumt ihn umzustürzen,
Den Freiheitskampf dadurch zu kürzen.

Und weil versäumt die schöne Zeit —
Die selten wiederkehret —
Macht Reaction sich gröblich breit;
Sie ist und bleibt bethöret;
Sie trotzt auf ihr furchtbares Heer,
Dem zu begreifen wird so schwer:
Daß wenn das Volk ist überwunden,
So bleibt auch der Soldat geschunden.

Vergebens war der letzte Sturm,
Wir mußten unterliegen.
Hier sitz' ich nun im finstern Thurm,
Und kann's nicht anders fügen.
Schon hör' ich das Commandowort —
Sie führen mich zum Tode fort.

Die Tyrannei mag triumphiren;
Sie muß das Spiel zuletzt verlieren.

XXVI.

Seereisender.

Gott steh' uns bei! Entsetzen faßt
Mein Herz bei diesem Toben —
Schon sinken wir mit Mann und Mast —
Das Bord hält sich nicht oben.

Schiffscapitain.

Das große Boot in See hinaus!
Noch steuern wir durch Sturm und Graus,
Sey auch verloren Hab' und Gut,
Wenn wir nur retten unser Blut.

Steuermann.

Dort taucht das Ufer in die Höh' —
Versuchen wir die Landung.

Capitain.

Nein, steuern wir in offne See,
Gefährlich ist die Brandung.

Seereisender.

Die Mannschaft groß, und klein das Boot,
Und rings umher der nasse Tod —
Ach, mitten unter Saus und Braus
Denk' ich mit Wehmuth jetzt nach Haus.

Der Tod.

Nach hochgestrichnen Noten pfeift
Der Sturm auf meinem Balle,
Und auch der schwarze Himmel greift
Mit seinem Paukenschalle
Harmonisch in den wilden Reih'n,
Und helle Strahlen leuchten d'rein.
Wie hier das Boot so lustig springt,
Mir trunken in die Arme sinkt.

XXVII.

Polizeimann.

Da fahnd' ich schon den ganzen Tag
Verweg'ne Vagabunden,
Und streiche jedem Fremden nach
Wie einem schlimmen Kunden;
Auch schaut aus manchem Angesicht
Ein Erzschelm und ein Bösewicht;
Doch hat er Paß und Heimathschein,
Kann er getrost ein Gauner seyn.

Da kommt ein Kerl, ist klapperdürr,
Mit einer Galgenfratze —
Gieb Acht! gieb Acht! dich tappen wir,
Wie eine Maus die Katze.
Halt an! halt an! Wer ist der Herr?
Was treibt man hier? wo kommt man her?
Hat man auch einen richt'gen Paß?

Der Tod.

Mein guter Freund, Ihr macht mir Spaß.

Ich heiße Hain von Klapperbein,
Geb' Unterricht im Tanzen;
Auch Ihr sollt heut' mein Schüler seyn,
Trotz Euerm fetten Ranzen.

Polizeimann.

Hain Klapperbein? — Die schwere Noth! —
Das ist kein And'rer als der Tod —
Er tanzt mit mir, das ist gewiß;
Wenn er mich doch nur laufen ließ.

XXVIII.

Der Tod.

Stellt dieses häßliche Gerippe
Den Tod vor, mein Herr Maler?

Maler.

Sie sehen Stundenglas und Hippe —

Der Tod.

Bin auch ein Genialer;

Doch dieses Bild gefällt mir nicht,
Da es der Wahrheit schlecht entspricht;
Der, den so graß Sie conterfeit,
Grüßt freundlich Sie in Wirklichkeit.

Maler.

Sie sind der Tod? Da bitt' ich Sie
Ein wenig nur zu sitzen;
Der günst'ge Augenblick kommt nie
Mir wieder; ihn zu nützen
Stell' ich sogleich die Leinwand auf
Und male frisch und fleißig d'rauf —
Allein je mehr ich conterfey,
Däucht mir's, als wenn ich's selber sey.

Der Tod.

Der Tod ist ein Chamäleon,
Und schillert alle Farben.
Gar manches wackern Künstlers Lohn
Ist jahrelanges Darben;
Doch grämt sich nimmer das Genie,
Es schwelgt in seiner Phantasie —
Ihm grünen wird der Lorbeerkranz,
Und sey's erst nach dem letzten Tanz.

XXIX.

Grisette.

Dem Schicksal hab' ich oft gegrollt,
Wenn so die reichen Damen,
In ihrer Chaise hergerollt,
An mir vorüber kamen.
Im allerneusten Modeschnitt
So jed' Plaisir zu machen mit,
Befehlen können Groß und Klein —
Ach, das muß eine Wonne seyn!

Es fehlt mir an Liebhabern nicht,
Auch fehlt's mir nicht an Liebe —

Sie loben alle mein Gesicht;
Wenn's immer nur so bliebe;
Allein man wird am Ende alt,
Schon bin ich Zwei=und=zwanzig bald,
Und ob ich gleich auch Jedem trau',
Es will nicht Einer mich zur Frau. —

Der Tod.

Warum die schöne Stirn so kraus,
Mein allerliebst Mamsellchen?

Grisette.

Ach Gott! es bleibt mein Liebster aus —
Heut' Abend ist ein Bällchen.

Der Tod.

Ei, kommen Sie, mein liebes Kind,
Ich führe Sie zum Tanz geschwind —

Grisette.

Das abzuschlagen wäre grob —
Was liegt daran, ich mach' die Prob'.

XXX.

Politischer Apostat.

Als ich die Bahn der Politik
Betrat einst, galt ich wenig;
Da donnerte ich mit Geschick
Laut gegen Fürst und König.
Es jubelte das Volk mir zu;
Da galt ich Etwas, und im Nu
War ich ein Mann, groß und geehrt,
Und galt auch noch für sehr gelehrt.

Da trat der neue Zeitpunkt ein —
Das Volk griff zu den Waffen,
Und wollte unter Toben, Schrei'n,
Sich selber Freiheit schaffen.
Vergebens rieth und mahnte ich,
Nicht zu compromittiren sich;
D'rauf ging ich zu der Reaction, —
Da winkte mir ein hoher Lohn.

Ich bin jetzt Hofrath, Ritter auch,
Und kann Minister werden;
Ministerwechsel ist ja Brauch
Bei jetzigen Beschwerden.
Ich lieb' das Volk ganz sicherlich;
Allein doch mehr noch lieb' ich mich —

Der Tod.

Schützt den Verräther Rang und Orden?

Apostat.

O weh! das Volk kommt mich zu morden!

XXXI.

Libertin.

Der Alt' schickt die Monneten nicht —
Die Studia vergessen —
Der Besen macht ein dumm Gesicht,
Als hätt' er was — gegessen;
Die Hauswirthin wird gelb und grün —
Mein Corpus schwimmt in Medizin —
Der Mortus flüstert schon per Du
Mir sein Memento mori zu.

Factotum.

Die Post ist leer. Der Teufel hol'
Den grämlichen Philister!
Den pecus campus!

Libertin.

Will Er wohl!
Was soll denn das Geflüster? —
Hast du den Polnischen verkeilt?

Factotum.

Versteht sich, hab' mich recht geeilt.

Libertin.

Wer poltert da so plump herein?

Factotum.

Es wird der Manichäer seyn.

Der Tod.

Ich bin der Tod, Herr Studio —

Libertin.
Er ist ein dummer Junge!
Factotum.
Hih! das war Touche—
Der Tod.
Noch patzig so,
Und sitz' ihm auf der Zunge?
Libertin.
Ist gleich der Corpus ruinirt,
Hab' ich fidel doch commercirt,
Und ford're Ihn zum letzten Tanz
Jetzt selber auf, Herr Rattensch—z.

XXXII.

Kaufmann.
Des Reichthums hatt' ich nicht sehr viel,
Als ich mich etablirte;
Doch wagt' ich manches kühne Spiel,
Das schnell zum Glück mich führte;
Ich hatte eine sich're Hand,
Und war ein guter Speculant,
Und kommt kein böses Ohngefähr,
So bin ich bald ein Millionär.

Der Buchhalter.
Zwei Briefe hat die Post gebracht —
Von London und von Bremen.
Kaufmann.
Ob mir Fortuna wieder lacht?
Wir wollen's gleich vernehmen. — —
Mein Lond'ner Freund ist Bankrotteur
Und ist zum Henker!
Buchhalter.
Welch' Malheur!
Kaufmann.
Und ich verlier' in bester Form
Zehntausend Pfund.
Buchhalter.
Es ist enorm.

Kaufmann.

Den Andern. — Luft! Mir ſtarrt das Blut-
O unglückſel'ge Stunde!
Mein ganzes Hab', mein ganzes Gut
Ging auf der See zu Grunde —

Buchhalter.

Verdammt! und iſt nicht aſſecurirt — —
Doch ſchon wird er vom Schlag gerührt —

Der Tod.

Tritt grandios das Unglück ein,
Wird ſchnell der Tanz vorüber ſeyn.

XXXIII.

Schauſpieler.

So wäre dies mein Künſtlerziel? —
Einſt war ich Held und König —
War's gleich nur ein phantaſtiſch Spiel,
Ich dünkt' mich d'rum nicht wenig.
Wenn meine Donnerrede floß,
Mein kühnes Auge Blitze ſchoß;
Dann waren wohl mir unterthan
Die Herzen all', im ſchönen Wahn.

Wie manches holde Augenpaar
Schwamm in wohllüſt'gen Thränen;
Wie mancher ſchöne Buſen war
Bewegt von bangem Sehnen —
Doch ſchnell entfloh die goldne Zeit
Mit meiner Bretterherrlichkeit;
Jetzt wand're ich von Land zu Land,
Ein armer alter Komödiant.

Der Tod.

Was klagſt du? Hat doch einſt die Luſt,
Des Lebens goldne Sonne
Gelächelt dir, und deine Bruſt
Gefühlt des Künſtlers Wonne.
Gar Mancher, bis zum letzten Tanz,
Trägt nur den ſcharfen Dornenkranz;

D'rum reich' getröstet mir dir Hand,
Du armer alter Komödiant.

XXXIV.

Proletarier.

Ich bin ein schlichter Arbeitsmann
Und leb' von meinen Händen;
Doch fang' ich zu begreifen an:
Das Blättchen muß sich wenden.
Wie? soll mein ganzes Lebenlang
Ich fröhnen And'rer Müssigang,
Die von dem Schweiß der Arbeit zehren,
Verächtlich uns den Rücken kehren?

Wir Menschen sind geboren gleich,
Vor Gott gleich unsre Rechte;
Betrug erfand nur „Arm" und „Reich,"
Schuf Herren nur und Knechte.
Das Volk ist gut, allein auch dumm,
Sonst stieß es falsche Lehren um.
O könnte einig seyn die Menge —
Die Tyrannei käm' in's Gedränge.

Wie Wasser hat man unser Blut
Und unsern Schweiß vergossen.
Wir haben Kraft — wir haben Muth —
D'rum hat mich's auch verdrossen.
Die Freiheit nur ist unser Heil,
Ich nahm an ihrem Kampfe Theil,
Und muß ich auch den Tod erleiden:
Das Volk wird dennoch frei sich streiten.

XXXV.

Medicus.

Manch' Jährchen hab' ich prakticirt,
Und manch' Recept verschrieben,
Und wen ich nicht gesund kurirt,
Nun der ist d'ran geblieben.

Ich trage ihn nicht auf der Haut;
Noch fand man für den Tod kein Kraut,
Und stirbt dahin der Patient,
So macht der Arzt sein Compliment.

Doch halt! Wer tritt denn da in's Haus?
Muß den der Teufel plagen!
Nun ist es mit der Praxis aus,
Mein Stündlein hat geschlagen! —
So früh schon hier, Gevatter Hain?

Der Tod.

Ich werd' Euch nicht willkommen seyn?

Medicus.

Gern hätt' ich Euch, ich muß gestehen,
In einem andern Haus gesehen.

Der Tod.

Wohl manchen Kehraus sah't Ihr mich
In andern Häusern fegen;
Allein Euch selbst — Euch komme ich
Noch immer ungelegen.
Doch laßt den Groll, Gevattermann,
Er hilft Euch nichts; Ihr müßt daran.
Gebt mir die Hand zum letzten Sprung —

Medicus.

So sey's! Wünsch' gute Besserung.

XXXVI.

Der Tod als Epilogus.

Ein Jedes läuft, so lang es kann,
Auf seinen beiden Sohlen;
Doch schließlich wird der Knochenmann
Eins nach dem Andern holen.
Der Säugling an der Mutterbrust,
Der Greis in müder Lebenslust,
Und Jungfrau, Jüngling, Weib und Mann,
Sie müssen sammt und sonders d'ran.

Ich winke mit der dürren Hand —
Da sinken alle Schranken;
Gelöst ist jedes Band und Pfand,
Und alle Stützen wanken;
Die ganze Herrlichkeit der Welt
Dann in ihr eitles Nichts zerfällt;
Der Blüthen- wie der Dornenkranz —
Sie gelten gleich beim letzten Tanz.

D'rum wem ein freundlich Blümchen blüht,
Dem blüh' es nicht vergebens —.
Die Zeit auf Sturmesflügeln flieht,
Kurz ist der Tag des Lebens;
Der Morgen grüßt das Abendroth,
Dann kommt die lange Nacht — der Tod;
Doch den versäumten Augenblick
Bringt keine Ewigkeit zurück.

Gallerie berühmter Männer.

III.

Baron von Kalb.

Baron von Kalb, von Jugend auf in Waffen geübt, hatte sich vorzüglich in französischen Diensten ausgezeichnet. In 1777 kam er nach den Vereinigten Staaten und bot dem Congreß seine Dienste an. Dieser, den Werth eines erfahrenen Kriegers erkennend, ernannte ihn augenblicklich zum General-Major. Er führte verschiedene Expeditionen gegen die Engländer mit Vorsicht und Entschlossenheit aus, welches ihm nicht allein das Vertrauen des großen Washington erwarb, sondern auch das Vertrauen und die Liebe der Leute unter seinem Commando. Im Sommer 1780 wurde er von der Regierung nach den südlichen Staaten gesandt, um wo möglich diese dem Feinde zu entreißen. — Der Zustand dieser Staaten war sehr traurig;

Georgia und Süd-Carolina waren gänzlich in den Händen der Engländer; Nord-Carolina war stille, es durfte sich nicht rühren aus Furcht vor der überlegenen Macht des Feindes; das Feuer der Freiheit war fast gänzlich erloschen; die Einwohner bückten sich geduldig unter dem Joche der Feinde. Die Regierung der Ver. St. sah die Nothwendigkeit ein, Alles aufzubieten, um dem gefallenen Glück in diesem Viertel wieder aufzuhelfen. Die Sendung des Barons nach diesen Staaten in einer so kritischen Lage, ist ein starker Beweis des Vertrauens, welches die Regierung in seine Talente als Befehlshaber setzte. Gen. Gates wurde gleich darauf zu der nämlichen Expedition beordert, und die Regierung setzte große Hoffnungen in das Glück der Waffen, unter Anführung zweier so berühmten und erfahrenen Generäle. De Kalb traf bald darauf an der Spitze von 2000 Mann (aus der Maryland und Delaware Linie bestehend,) in Pilsborough in N.-Carolina an. Er wurde mit Jubel empfangen und das schon halb erloschene Feuer der Freiheit entflammte von Neuem in den Herzen der Einwohner. Die Miliz von N. C. und Virginia sammelte sich um seine Fahnen, und durch sein eifrigstes Bestreben wurde sie in kurzer Zeit hinlänglich eingeübt, um ihn in seinem Marsche begleiten zu können, er wurde aber bald darauf von General Gates eingeholt, der den Oberbefehl übernahm. Die Gegenwart zweier so erfahrenen Offiziere trieb den Muth der Soldaten auf's Höchste, und hielt erfolgreichen Stand gegen die großen Versprechungen von Clinton und Cornwallis, Befehlshaber der Engländer; und Viele, denen vor kurzer Zeit der Eid der Unterwürfigkeit abgedrungen war, folgten von Neuem der Sternenfahne. Leider wurde Gates durch diese Aussichten zu sehr verleitet; er rechnete wohl mit Recht auf den Muth seiner Mannschaft, aber er bedachte nicht, daß die Wenigsten je dem Feinde gegenüber gestanden. Dazu kam noch, daß er die durch die Vorsicht des Barons gewählte Route verließ, die durch ziemlich angebaute Landstriche führte, die gesund und reich mit Proviant versehen waren. Die von ihm gewählte war freilich näher zum Feinde, aber unbebaut und lieferte keinen Proviant als wilde Frucht. Das Landfieber machte bald seine Erscheinung, Viele starben, Andere wurden unfähig zum Dienst. Der Rest der kleinen Schaar erreichte endlich Lynsch Creek nahe bei Camden und der Fluß trennte ihn allein von Lord Rowden, welcher sich vorsichtig nach Camden zurückzog, und Cornwallis von der Ankunft

der Amerikaner Nachricht gab. Gates folgte Rowden bis Rudglies Mühle, wo er sein Lager aufschlug. Gates in der Hoffnung den Feind so leicht aus Camden als von Lynsch Creek zu vertreiben, verließ sein Lager, aber in der nämlichen Nacht verließ Cornwallis Camden, um ihn in seinem Lager zu überfallen.

Der Vortrab der beiden Armeen begegnete sich um 1 Uhr Morgens. Eine Schwadron Cavallerie bildete Gates Vortrab. Diese wurde vom Feinde auf das Maryland-Regiment geworfen, welches in eine ziemliche Unordnung gerieth und welches die beiden Ober-Generäle erst von ihrer beiderseitigen Nähe unterrichtete. Beide Theile machten Halt und ordneten zur Schlacht. Das Schlachtfeld, durch Zufall gefunden, war nachtheilig für Gates. Die Engländer hatten ein ziemlich gutes Feld mit festem Boden, und Raum genug, ihre Linie völlig auszubreiten. Sie hatten ungefähr 2000 Mann, den Amerikanern dagegen fehlte es an Raum ihre Division auszudehnen, und dadurch ging ihnen der Vortheil, daß sie völlig 3700 Mann hatten, gänzlich verloren. Gen. Gates stellte das Delaware Regiment und die zweite Maryland Brigade an seinem rechten Flügel auf; das Centrum wurde mit der Nord-Carolina Miliz besetzt und der linke Flügel mit der Virginia Miliz. Die erste Maryland Brigade bildete die Reserve unter dem Befehl des Gen. Schmalwood. Der Oberbefehl des rechten Flügels wurde, sowie die Leitung der ganzen Linie dem Baron übergeben. Gen. Gates nahm außer dem Bereiche des Geschützes, zwischen der Reserve und der Schlachtlinie seinen Platz. Um 6 Uhr Morgens griff er den Feind am linken Flügel mit Nachdruck an, und in wenigen Minuten war die ganze Linie engagirt, aber die Miliz am linken Flügel war dem Feuer der Engländer nicht gewachsen, schon nach der ersten Salve warfen sie ihre Waffen weg und suchten ihr Heil in der Flucht. Alle Versuche, sie wieder zum Stehen zu bringen, scheiterten. De Kalb war mit Nachdruck vorgedrungen, und schon wankte der brittische Flügel, als noch das Centrum und die Reserve das Beispiel der Virginier befolgten. Dies brachte das ganze Feuer der Feinde auf den rechten Flügel. — Dieser zu schwach, konnte das Feuer nicht mit gleichem Erfolg erwiedern, aber dennoch wankte er nicht. Dreimal drangen die Braven mit Löwenmuth vor, aber jedesmal mußten sie der Uebermacht wieder weichen. Angefeuert von dem Heldenmuth ihres Anführers, der schon aus 10 Wunden blutend, stets an der Spitze wo die Gefahr am größten, drangen sie von

Neuem vor, aber auch diesmal vergebens; schon wankten sie zur Flucht, als die Stimme ihres Generals sie abermals zur Pflicht brachte. De Kalb schien es unmöglich, daß die Geflohenen nicht wieder umkehren würden. Unter dieser Hoffnung und mit dem Vorsatz, eher das Leben als die Ehre zu verlieren, rallirte er von Neuem seine schon geschmolzene kleine Heldenschaar. Mit gefälltem Bajonette hoffte er die Linie des Feindes in Unordnung zu bringen Wüthend drangen die Tapfern vor, aber in dem Augenblick, als die feindliche Linie schon wankte, gewahrte Cornwallis, daß auch die amerikanische Cavallerie das Schlachtfeld verlassen hatte. Die feindliche Cavallerie kam ihnen in die Flanke, aber noch immer standen sie fest, bis der tapfere Anführer fiel. Dies nahm alle Hoffnung; Alles war Flucht im Augenblick, und die Niederlage der Amerikaner war vollkommen. So fiel dieser tapfere Deutsche, noch beinahe in der Blüthe seines Lebens (er starb 48 Jahre alt den Tod für die Freiheit.) Sein Adjutant, Hr. Buison, empfing den Sterbenden in seinen Armen und schützte ihn gegen das aufgehobene Bajonett eines Engländers, welches er zur Belohnung in seinen eigenen Körper erhielt.

De Kalb überlebte die Schlacht nur 48 Stunden; ein Gefangener der Engländer. In seinen letzten Augenblicken diktirte er einen Brief an Washington, in welchem er genau alle Umstände der Schlacht angab, hoch den Muth der Soldaten unter seinem persönlichen Commando pries und große Zufriedenheit, für die Freiheit gefallen zu seyn, aussprach. Gewiß, ein jeder fühlende Deutsche muß mit einem verehrenden Stolze das Andenken eines so rühmlichst Gefallenen in seiner Brust hegen. An seinem Grabe wurde ein Eichbaum gepflanzt, welcher jetzt zu einem großen Stamm gewachsen ist, und die Bürger von Camden setzten ihm ein Denkmal in der Mitte der Stadt.

Die ersten Kentuckier.

Erzählung aus dem nordamerikanischen Grenzleben in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Von S. Mactea.
(Fortsetzung.)

XIV.

Ludwig Wetzel.

Ich war durchbohrt, gebunden und ganz zerknetet.
Göthe's „Cellini."

Sechs Jahre waren verflossen seit der Schlacht bei Blue Licks, die für die ersten Ansiedler von Kentucky so verderblich gewesen war, und Vieles hatte sich während dieser Zeit auf dem ersten Schauplatze unserer Erzählung geändert. Der alte Daniel Boone hatte Boonsborough und Kentucky verlassen, da es ihm durch die immer häufiger eintreffenden Ansiedler zu geräuschvoll im Lande geworden war. Er konnte weder lesen noch schreiben, und die Politik, welche bald die meisten Bewohner des Landes in Anspruch nahm, war für ihn ein versiegeltes Buch, eine unbekannte Sprache, die er nicht mitreden konnte. Einige Jahre war er noch unter den lebhaften Gruppen, die sich in der Court und den Kirchen drängten, als ein ehrwürdiges Ueberbleibsel früherer Tage herumgewandelt; doch da er fühlte, daß er nicht mehr zu dieser Bevölkerung passe, und sich im Geheimen zu den wilden und einsamen Wäldern, zu den ungeheuern Steppen sehnte, wo allein der Büffel und das Elenthier hausen, so zog er mehr nach dem Süden, in die noch menschenleeren Gegenden des weitgedehnten Louisiana, wo er bis in's höchste Alter seinem gewohnten Handwerk als Waidmann oblag. Er starb später an einer Waldlichtung, wohin er gewöhnlich ritt, da er zu alt zum Gehen geworden, um aus einem Hinterhalt auf das zahlreich vorüberstreifende sorglose Wild zu schießen. Der Wald war seine eigentliche Heimath, sein Haus und dort starb er auch.

Auch auf Bryant's Standposten hatte sich während diesem Zeitraum Manches verändert. Der Wirth und Ladenhalter Neal Reynolds war mit Mistreß Reynolds bereits seit mehreren Jahren zur ewigen Ruhe gegangen. Seit dem Verlust ihres einzigen Sohnes Francis, von dessen Schicksal sie nie etwas erfuhren und den sie für todt beweint hatten, war Alles bei ihnen den Krebsgang gegangen; beide Ursachen mochten zu dem frühzeitigen Tod der sonst noch rüstigen Leute wesentlich beigetragen haben. Der Nachlaß des alten Yankee's wurde hierauf verkauft, die Schulden von dem Erlös getilgt und der nicht bedeutende Ueberrest bis zur Meldung rechtsgültiger Erben vorläufig von den betreffenden Behörden unter Verwaltung genommen. Die Taverne mit dem dazu gehörigen Laden war käuflich in andere Hände übergegangen.

Der nunmehrige Ladenhalter auf Bryants war ein blondhaariger, rüstiger Mann, im schönsten Alter und mit einem äusserst gutmüthigen, wohlwollenden Ausdruck in dem hübschen Gesicht; die rauhen, harten Hände und seine wettergebräunte Haut zeigten, daß er nicht gewohnt war, die Hände in den Schoos zu legen. Der Tavernhalter auf Bryants war kein Anderer als — Philipp Claud, der ehemalige hessische Deserteur aus englischen Diensten, und seine kleine, junge, bildschöne Frau keine andere Dame als — Katharina Böhler. Claud, welcher mit seiner liebenswürdigen Cousine glücklich der Gefangenschaft der Indianer entkommen und wohlbehalten auf Bryants Standposten angelangt war, hatte durch seine stille, bescheidene Liebe, durch den unermüdlichen Fleiß, mit welchem er im Verein mit dem alten, treuen Neger Jim, ihres Vaters Farm am Elkhorn wieder in den alten Stand gesetzt und verwaltet hatte, sowie auch, daß man von Francis Reynolds, trotz aller versuchten Nachforschungen, nicht die geringste Spur hatte entdecken können, und er von Jedermann als ein gefallenes Opfer indianischer Grausamkeit gehalten wurde, den Niemand mehr von den Todten auferwecken würde — Alles dieses hatte am Ende Katharina's Bedenklichkeiten überwunden und sie vermocht, ihrem Vetter Herz und Hand zu schenken. Seit zwei Jahren war sie seine glückliche Gattin, und das Haus, welches sie einst mit dem ihr bestimmten Gatten, dem verschollenen Francis Reynolds bewohnen sollte, war durch eine wunderliche Fügung des Schicksals dennoch der Schauplatz ihrer häuslichen Glückseligkeit geworden. Nichts verkümmerte

den stillen Frieden des jungen Ehepaars, als die Ungewißheit über das Schicksal Vater Böhler's und Elisabeth's. Daß sie Beide noch lebten und daß ihr Loos nicht hart sey, das hatten sie mehrmals durch räthselhaft ihnen zugekommene Briefe von Elisabeth's und ihres Vaters Hand zu verschiedenen Zeiten erfahren; allein wo sie lebten und wie sie lebten, war niemals in den Briefen angegeben, und sie mußten daher annehmen, daß Böhler sowohl wie Elisabeth geflissentlich ihren Aufenthaltsort verschwiegen. Diese Vermuthung bestätigte auch das Geheimnißvolle der Briefsendungen, indem sie den Ueberbringer solcher schriftlichen Nachrichten, die jedoch nur sehr selten eintrafen, nie zu Gesicht bekommen hatten, sondern welche jedesmal entweder am Thor der Farm am Elkhorn, oder am Hauptthor des Standpostens gefunden wurden.

In dem Gastzimmer der Taverne, welches unter den fleißigen Händen der liebenswürdigen Wirthin ein weit freundlicheres Ansehen gegen früher gewonnen hatte, saßen mehrere Gäste des Standpostens und ein Mann von rauhem Ansehen, dessen Kleidung und vortreffliche Waffen hinlänglich verriethen, daß Jagd und Krieg gegen die Indianer sein einziger Beruf war. Dieser Mann war Martin Wetzel, der älteste der an der westlichen Grenze berühmten, wohlgelittenen und von den Indianern gefürchteten Brüder. Auch der hagere, starknochige, langbärtige Balthasar Kurtz, der deutsche Farmer, dessen sich unsere Leser noch aus einigen frühern Abschnitten dieser Erzählung erinnern werden, war unter den Gästen anwesend, wie gewöhnlich ungeheure Tabackswolken seines selbst producirten Krautes aus seiner ächt deutschen Pfeife in die Höhe wirbelnd. Sein Landsmann, Philipp Niederland, war von Bryants weggezogen, und hatte sich in Virginien, am Ufer des Ohio, der Mündung des Muskingum gegenüber, wo damals Fort Harmar und jetzt die Stadt Marietta steht, angesiedelt. Der Ladenhalter ging bei den Gästen ab und zu, und Katharina saß im Laden und tändelte mit ihrem zwölf Monate alten, dunkeläugigen, lebhaft um sich blickenden Buben, auf dessen Pausbacken die Rosen der Gesundheit thronten.

„Also General Harmar hat" — Puff — „wirklich die Absicht," — Puff — Puff — „Euern Bruder Ludwig an den Galgen zu hängen," — Puff — Puff — „weil er eine Rothhaut geschossen und scalpirt?" — Puff — Puff — Puff —, fragte Balthasar Kurtz, immer mächtigere Wolken aus seiner Pfeife puffend.

„Wie ich Euch sage," erwiederte Martin Wetzel. „Mein Bruder wird sicherlich hängen, wenn ihm die Leute am Ohio und die von Kentucky nicht zu Hülfe kommen und den General zwingen, ihn freizulassen."

„In der heiligen Schrift steht zwar:" — Puff — „Wer Blut vergießt," — Puff — „dessen Blut soll wieder vergossen weden;" — Puff — Puff — „aber Euer Bruder ist just das Werkzeug des Herrn," — Puff — Puff — „er vergießt gelegentlich das Blut der Rothhäute, die täglich das der weißen Leute wie Wasser vergießen." — Puff — Puff — Puff — „Der General ist ein Narr, einen so smarten, tapfern Boy deshalb hängen zu wollen." — Puff —

„Warum ist denn der General so erboßt auf den Ludwig Wetzel, wegen einer so miserablen Rothhaut?" fragte ein Anderer der anwesenden Gäste.

„Das will ich Euch sagen," erwiederte Martin Wetzel. „Seht, der General Harmar bildet sich ein, einen Frieden mit den Indianern machen zu können. Da hat er nun an der ganzen Grenze bekannt machen lassen, daß vorläufig Waffenstillstand zwischen den Rothhäuten und den weißen Leuten seyn solle, und Etliche zu den Indianern geschickt und sie einladen lassen, daß sie einige Häuptlinge zu ihm in sein Fort am Muskingum senden mögten, um über die Friedensbedingungen zu unterhandeln. Wirklich thaten auch die Indianer so, als wollten sie Frieden machen, und schickten einige ihrer Häuptlinge nach dem Fort. Mein Bruder aber, welcher wohl weiß, daß die Indianer nicht ernstlich an Friedenmachen denken, so lange sie noch von den verdammten Brittischen an den obern Seen mit Pulver und Blei versehen und gegen uns aufgehetzt werden, benutzte die Gelegenheit und legte sich auf dem Weg nach dem Fort Harmar in den Hinterhalt. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Indianer auf einem Pferd daher gesprengt. Es war Bärenklaue, ein Häuptling der Wyandotten. Ludwig rief ihm zu, anzuhalten; Bärenklaue hatte jedoch hierzu keine Lust und jagte vorüber, da blieb meinem Bruder denn weiter nichts übrig, als ihm in den Rücken zu schießen. Der Häuptling rieb sich den Rücken, als ob ihn eine Horniß gestochen hätte, jagte aber unaufhaltsam weiter, bis er das Fort erreichte. Hier ergab es sich aber, daß er durch den Leib geschossen war und noch in derselben Nacht starb. Da das Vorhaben meines Bruders bekannt war und dem General

hinterbracht wurde, so schickte dieser sogleich eine Compagnie mit einem Capitain und Lieutenant nach dem Mingo Bottomab, um ihn zu fangen und lebendig oder todt einzuliefern. Die Soldaten kamen auch bei einem Scheibenschießen an, wobei mein Bruder anwesend war. Aber die Wetzel's haben Freunde in Ohio und Kentucky genug, um so einer Schlafmütze von General trotzen zu können. Sobald die Absicht der Regulairen bekannt wurde, schnaubten die Boy's vor Zorn und Wuth, und schworen, den Capitain mit seiner ganzen Compagnie zusammen zu schießen, wenn sie die geringste Feindseligkeit gegen Ludwig unternähmen. Die Regulairen folgten gutem Rath und zogen ab. Mein Bruder glaubte nun, die Geschichte sey für immer abgemacht und war nicht weiter auf seiner Hut. Nicht lange darauf wollte er nach Kentucky herab und übernachtete bei einem Bekannten auf der Insel, nahe bei Fort Harmar. Der General bekam Wind davon und schickte Mannschaft dahin, welche das Haus umzingelten und meinen Bruder im Schlafe überwältigten. Sie banden ihm Hände und Füße und brachten ihn nach dem Fort, wo er eingekerkert und in Ketten und Banden gelegt wurde. Ludwig bat den General, er möge ihn lieber der Rache der Indianer ausliefern, als ihn wie einen Hund hängen zu lassen; der General aber schlug es ihm rund ab, mit der Ausflucht, daß er von der Regierung bestellt sey und nach den Landesgesetzen verfahren müsse. Sobald wir Gebrüder Wetzel von der Gefangennehmung Ludwig's hörten, kamen wir zusammen und entschlossen uns, diese schmähliche Behandlung unsers Bruders nicht zu dulden, unsere sämmtlichen Freunde an der Grenze aufzubieten und entweder Ludwig mit Gewalt zu befreien, oder Rache an dem General zu nehmen. Zu diesem Zwecke bin ich auch hierher nach Bryants gekommen."

„Und Ihr sollt nicht umsonst hierher gekommen seyn, Wetzel," erwiederte Kurtz, indem er langsam die Asche aus seiner ausgebrannten Pfeife klopfte und sich anschickte, sie auf's Neue aus der getrockneten Schweineblase zu stopfen, die als Tabacksbeutel an einem Knopfe seines Wamses hing. „Meiner Treue, es wäre jammerschade um einen so wackern Kerl, wenn er hängen müßte, und das um einer so schlechten Rothhaut willen. Sorgt Euch nicht, wir haben an zwanzig ledige Jungens auf dem Standposten, tüchtige Dreinschläger, mein Aeltester ist auch darunter, die

werden Euch mit Vergnügen folgen, um den General Harmar Anstand gegen freie amerikanische Bürger zu lehren.

In diesem Augenblick hörte man Katharina im Laden vor dem Gastzimmer einen lauten Freudenruf ausstoßen: „Ludwig, Ihr hier!" und im zweiten Augenblick flog auch schon die Thüre des Gastzimmers auf, und herein stürmte ein Mann von wildem Aussehen, seine Kleider über und über mit Schmutz und Koth bedeckt. Der Ankömmling war von kräftigem Körperbau, sein Gesicht schrecklich von Pockennarben zerrissen und seine langen schwarzen Locken hingen ihm struppig und verwirrt um das Haupt und gaben ihm ein abschreckendes, furchtbar ernstes Ansehen; nur aus den schwarzen Augen blitzte Freude und wilder Triumph. Dieser Mann war der einst so liebenswürdige, stattliche Jüngling Ludwig Wetzel, die erste schwärmerische Liebe der reizenden Elisabeth.

Als die beiden Brüder sich erblickten, stürzten sie einander in die Arme: „Ludwig! Martin!" waren die einzigen Worte, die sie in diesem Augenblick hervorzubringen vermochten. Die anwesenden Gäste brachen in ein lautes Jubelgeschrei aus, umringten die Brüder und ein Jeder suchte die Hand des Geretteten kräftig und herzlich zu schütteln. Auch die liebenswürdige Wirthin trat mit ihrem Knaben auf dem Arm herein, um den langjährigen Freund ihres Mannes und ihrer Familie zu bewillkommen. Nachdem sich der erste Sturm des unerwarteten und freudigen Wiedersehens gelegt hatte, fragte Martin Wetzel: „Wie bist du deinem Kerker entronnen, Bruder? hat der General dich aus eignem Antrieb freigegeben?"

„Der General? — Möge er verdammt seyn!" erwiederte Ludwig. „Nicht der Gnade des Generals verdanke ich meine wiedererlangte Freiheit, sondern meiner Kühnheit, List und Gewandtheit. Hört, ich will euch das erzählen," fuhr er fort, „doch, Freund Philipp, bringe mir zuvor ein halbes Pint Whisky mit Zucker und laß mir deine freundliche Hausfrau ein Essen bereiten, denn ich habe heute schon einen weiten Weg zurückgelegt und bin durstig und hungrig." Nachdem Claude das Getränke gebracht und Ludwig etwas davon getrunken, begann er zu erzählen: „Ihr werdet die unbedeutende Ursache wissen, warum mich General Harmar einfangen, in Ketten legen ließ und hängen lassen wollte."

„Euer Bruder hier hat uns Alles schon erzählt," erwiederte Balthasar Kurtz.

„Hätten sie mich nicht im Schlaf überfallen," erzählte Ludwig, „sie würden mich nimmer lebend in ihre Hände bekommen haben. Aber ich war widerstandsunfähig gemacht, ehe ich nur recht zur Besinnung kommen konnte. Ich wurde nach dem Fort gebracht und mit Ketten belastet in ein enges Gefängniß gesetzt, wo ich mich kaum bewegen konnte. Der General kam mehrere Mal zu mir, allein ich konnte ihn nicht bewegen, mich den ergrimmten Indianern auszuliefern, wo mir zwar sicher ein harter, aber kein so schimpflicher Tod bevorstand, als Harmar mir zugedacht hatte; er blieb dabei stehen, ich müsse nach Urtheil und Recht sterben, und das sey am Galgen. Da sagte ich ihm endlich, so möge er es kurz machen, ich sey es müde in einem so engen Winkel ohne alle Bewegung sitzen zu müssen. Der General befahl hierauf den Wächtern, mir die Fesseln von den Füßen zu nehmen und mich am Ufer des Muskingum eine Stunde auf- und abgehen zu lassen; meine Hände blieben jedoch gefesselt, daß ich sie zu nichts gebrauchen konnte. Unter Bedeckung einer starken Wachmannschaft verließ ich nun das Fort und ging dem Ufer zu. Als ich vor das Thor kam, machte ich einige Sätze, als wollte ich entrinnen und kehrte dann lachend wieder zurück; dies wiederholte ich zur großen Belustigung der Wache öfters und wagte bei dem Vorwärtsspringen eine immer größere Entfernung. Plötzlich nahm ich alle meine Kraft zusammen, machte ein paar gewaltige Sätze und rannte dann unaufhaltsam landeinwärts der nahen Waldung zu. Meine plötzliche, unerwartete und so schnell ausgeführte Flucht mochte meine Wächter verblüfft haben. Ich hatte schon einen guten Vorsprung, ehe es ihnen einfiel, nach mir zu schießen und mich zu verfolgen; allein ich blieb unverletzt, und da ich im Wald jeden Baum kannte, so war ich ihnen aus den Augen verschwunden, ehe sie wußten wohin. Der General schickte nun eine ganze Meute seiner Soldaten und die im Fort anwesenden Indianer aus, daß sie mich im Walde suchen sollten. Meine Hände waren immer noch gefesselt und ich konnte nichts weiter thun, als mich verbergen. In dem dichtesten Gebüsch fand ich glücklicher Weise einen Baum, der über einen Block gefallen war; unter diesen Baum kroch ich und kauerte mich eng zusammen. Rings um mich her hörte ich das Halloh meiner Verfolger, und zwei Indianer vom Stamme der Wyandotten, meiner grimmigsten Feinde, drangen

nach meinem Versteck vor. Schon hielt ich mich für verloren; ich glaubte, sie müßten das laute Schlagen meines Herzens hören; allein sie stiegen auf den Baumstamm, ließen weithin ihren Ruf ertönen und entfernten sich wieder, ohne mich bemerkt zu haben. Endlich, als die Nacht hereinbrach, verstummte allmählig der Lärm meiner Verfolger und ich befand mich bald allein im Walde. Vorsichtig verließ ich nun meinen Zufluchtsort, ging auf einem Umweg dem Ufer des Ohio zu, das ich vier Meilen unterhalb des Forts endlich erreichte, wo gegenüber am virginischen Ufer die neue Ansiedlung meines alten Freundes Niederland liegt. Aber wie sollte ich mit gefesselten Händen über den Ohio kommen? Ich verließ mich auf mein gutes Glück, stürzte mich in den Strom und versuchte auf dem Rücken hinüber zu schwimmen, was mir auch nach vielen Anstrengungen endlich gelang. Wohlbehalten gelangte ich zu Freund Niederland, der mich frohlockend empfing. Hammer und Feile entledigten mich bald meiner Fesseln. Niederland gab mir Gewehr, Pulver, Blei und eine Decke und fuhr mich in seinem Canoe herab an das Ufer von Kentucky, wo ich ungesäumt meinen Weg hierher antrat und, wie ihr seht, glücklich angelangt bin."

Die Nachricht von der Ankunft Ludwig Wetzel's verbreitete sich schnell auf dem Standposten und die Männer eilten alle herbei, ihm die Hand zu schütteln und ihn in ihrer Mitte willkommen zu heißen; die Jünglinge, deren Ideal er war, staunten ihn mit Bewunderung und Ehrfurcht an, und würden unbedenklich Blut und Leben für ihn gewagt haben, wenn es nöthig gewesen wäre.

Am späten Abend wurde es allmählig leer in Claud's Taverne, die Gäste entfernten sich, und bald waren die Brüder Wetzel mit den jungen Wirthsleuten allein. Als Claud und Martin Wetzel im Gastzimmer sich noch angelegentlich unterhielten, trat Ludwig zu der vorne im Laden weilenden Katharina.

„Wie ist's? habt Ihr immer noch keine sichere Nachricht von Vater Böhler und — von Elisabeth?" fragte er in schwermüthigem, fast beklommenem Tone, indem der Feuerblick seines schwarzen Auges erwartungsvoll auf Katharina haftete.

„Seit einem Jahre sind wir ohne alle Nachricht," erwiederte bekümmert die schöne Frau. „Den letzten Brief von Elisabeth's Hand habt Ihr selbst gelesen. Sie schien ruhig, ja zufrieden mit ihrem Schicksal, ohne nähern Aufschluß darüber zu geben."

„Ja, sie schien sehr zufrieden und — meiner hat sie mit keinem Worte erwähnt," grollte Ludwig mit leiser Stimme vor sich hin; „doch warum sollte sie meiner noch gedenken," setzte er mit bitterm Spott und wie sich selbst verhöhnend hinzu, „jede Waldquelle, die mir mein Bild zurückgibt, zeigt mir ja deutlich, daß ich ihres Gedächtnisses nicht mehr werth bin. Sie ist vielleicht die zufriedene Gemahlin eines glücklichen Indianer-Häuptlings."

„Urtheilt nicht so hart über meine unglückliche Schwester, Ludwig, und verdammt sie nicht, bevor Ihr nicht über ihr ganzes Schicksal unterrichtet seyd," entgegnete Katharina mit vorwurfsvollem Tone. „Seyd indessen überzeugt, welches herbe Loos auch über sie ergangen seyn mag: sie wird sich nie zu etwas ihrer Unwürdigem verstanden, und lieber den Tod vorgezogen haben; dafür kann uns ihr entschlossener Charakter bürgen und der meines Vaters, welcher nach ihrem letzten Brief fortwährend bei ihr ist."

„Mistreß, ferne sey es von mir, Eure engelgleiche Schwester verunglimpfen zu wollen," sagte Ludwig Wetzel mit ernstem Ton; sie ist und bleibt mir theuer unter jedem Verhältniß, und ich werde nicht aufhören, trotz aller bisher vergeblichen Versuche, nach ihr zu forschen, sie aufzusuchen und sie aus der schmählichen Gefangenschaft zu befreien, wenn — sie es selbst wünscht. Ich thue dies nicht in dem Wahne, das alte Verhältniß zwischen uns zu erneuern — das ist vorbei; ich will sie nur noch einmal sehen — wo möglich glücklich sehen; dann habe ich keinen Wunsch mehr auf dieser Welt und mit dem Leben abgeschlossen."

„Warum wollt Ihr voreilig an Eurer Liebe verzweifeln, Ludwig?" entgegnete die junge Frau. „Meine Schwester liebte Euch ehedem nicht wegen Eurer jugendlich-frischen Gestalt; Euer Muth, Eure romantische Kühnheit war es, die Euch ihr Herz gewann."

In den schwarzen Augen Wetzel's funkelte ein Strahl der Hoffnung, der jedoch sogleich wieder erlosch; er schüttelte traurig sein Haupt. „Katharina," sprach er sanft, „ich bin kein so eitler, leichtfertiger Gecke, um mich mit irgend einer solchen Hoffnung täuschen zu können. Lassen wir das."

In diesem Augenblick traten Claud und Martin Wetzel aus dem Gastzimmer, der junge Wirth zeigte den werthen Gästen ihre Schlafstätte und bald darauf ruhte die ganze Hausgenossenschaft im tiefen Schlafe, und Ludwig Wetzel träumte von den seligen

Tagen, wo er noch auf der Farm am Elkhorn der Gegenstand der beseligenden Liebe der reizenden Elisabeth war.

XV.

Ein weißer und ein rother Philosoph.

> Gott hat mir gegeben, weislich zu reden, und nach solcher Gabe der Weisheit recht zu denken. Denn er ist es, der auf dem Wege der Weisheit führet und die Weisen regieret. Denn in seiner Hand sind Beides, wir selbst und unsere Rede.
> Weish. Sal. 7, 15 u. 16.

Bei dem Friedensschluß 1783, zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, war unter andern Bedingungen auch festgesetzt worden, daß, sobald als möglich, alle nordwestlichen Posten innerhalb des Bezirks der Vereinigten Staaten von den englischen Truppen geräumt werden sollten; wogegen der Congreß seinerseits versprach, den englischen Kaufleuten keine gesetzlichen Hindernisse in den Weg zu legen, um den Betrag ihrer vor dem Kriege den amerikanischen Kaufleuten creditirten Güter einzukassiren. Die Engländer waren nun sehr begierig, das Ihrige zu erhalten, und die Amerikaner ebenso geneigt, sie nicht zu bezahlen. Der Congreß beeilte sich nicht sehr, die englischen Kaufleute in ihren Forderungen bei den Regierungen der einzelnen Staaten gehörig zu unterstützen, und die Staatsregierungen zeigten sich geradezu widerspenstig, zu Gunsten der Engländer einzuschreiten. England suchte sich dadurch zu rächen, daß es die an den Grenzen wohnenden Indianerstämme fortwährend mit Waffen und Schießbedarf unterstützte, und die Raubzüge, Ueberfälle und kannibalischen Grausamkeiten dieser Horden im Geheimen billigte und gelegentlich selbst aufmunterte; denn das neger-philantropische England kennt keine Menschlichkeit, wo es seinen Handel gilt. Da die Ueberfälle der Indianer immer frecher und ernsthafter wurden, so entschloß sich endlich die Regierung, denselben mit Nachdruck zu begegnen. Im Herbst 1790 wurde daher General Harmar beordert, mit 300 Mann regulairen Truppen und den Milizen an der Grenze nach den Indianer-Dörfern an den Landseen zu ziehen, und sie dergestalt zu züchtigen, daß sie in Zukunft ihre Verheerungen unterließen. Als der Einigungspunkt dieser Streitkräfte war

Fort Washington (jetzt Cincinnati) bestimmt. Außer den Regulairen hatten sich über 1000 Milizen dort eingefunden, obgleich General Harmar bei den feurigen Grenzern wegen seiner Verfolgung Ludwig Wetzel's sehr unbeliebt geworden war. Von den Gebrüdern Wetzel hatte sich keiner gestellt, da sie dem General heftig grollten; doch litt es ihr Stolz nicht, daß sie bei einem Krieg gegen die Indianer unbetheiligt bleiben sollten. Sie beschlossen daher, ein kühnes Wagestück auf eigene Faust zu unternehmen. Da sie alle den Dialect mehrerer Indianerstämme geläufig redeten, so wollten sie sich möglichst unkenntlich machen und so in das bedrohte Indianergebiet eindringen. Die Seele dieses beabsichtigten gefährlichen Unternehmens war Ludwig Wetzel, und sein geheimer Beweggrund dazu, die Hoffnung, auf diese Weise vielleicht am Leichtesten den Aufenthalt Elisabeth's ausfindig zu machen, oder wenigstens etwas Näheres über ihr Schicksal zu erforschen.

Die Kunde von den Rüstungen der Weißen zu einem ernstlichen Kriegszug gegen die rothen Leute verbreitete sich schnell in den Indianergebieten, vom schönen Thal des Ohio bis hinauf an die großen Landseen. Die Stämme der Munsees, Senecas, Cayucas, Saponies, Delawaren, Shawaneesen, Chippewas, Caughnewagoes oder Cherokeesen, Wyandotten oder Huronen, Twightwees, Miamis, Ottawas u. s. w., welche damals diesen weiten Landstrich bewohnten, kamen bei dieser Nachricht in eine außerordentliche Bewegung, denn sie waren nicht gesonnen, sich von General Harmar unvorbereitet überraschen zu lassen. Ihre Läufer eilten häufig durch die Wälder und Wüsteneien, um durch sie ihre Bewegungen in Verbindung zu bringen; aus jeder Stadt, aus jedem Dorf der Indianer zogen die Krieger unter ihren Häuptlingen aus, um sich der Armee unter General Harmar entgegenzuwerfen. Auch aus der Indianerstadt Waughcotomoco am Madestrom waren die Caughnewagoes unter ihrem tapfern und kühnen Häuptling Black Eagle ausgezogen, und nur etwa zwanzig Krieger unter einem jungen Häuptling zum Schutz der Frauen, Kinder und Greise zurückgeblieben. Fast stündlich kamen kleinere oder größere Abtheilungen indianischer Krieger zu Roß und zu Fuß durch Waughcotomoco; sie kamen alle vom Norden und nahmen ihren Weg nach Süden.

Dicht bei dem großen geräumigen Wigwam Black Eagle's, unter einer mächtigen Sycamore, deren breite zackige Blätter in der kühlwehenden Septemberluft sich wiegten, saßen der alte,

ehrwürdige Tecaughretanego, der indianische Sokrates, und unser alter Freund — Vater Jakob Böhler, im traulichen Gespräche bei einander. Ohngefähr zwanzig Schritte davon stand der erwähnte junge Häuptling, ein stattlicher Krieger, im reichen Indianerschmuck; ein auffallendes Zierrath war ein hellblinkendes silbernes Kreuz, welches am Wampumgürtel auf seiner Brust hing; doch da die Indianer sich gerne mit Allem schmücken, was ihnen dazu tauglich scheint, so blieb es immer noch zweifelhaft, ob dieser Indianer sich auch zu dem Zeichen, welches er trug, bekannte, oder blos seines Schimmers wegen sich damit geschmückt hatte. Bei ihm stand ein junges, halb civilisirt gekleidetes, reizendes Indianerweib, von lichter Hautfarbe, mit einem Säugling auf dem Arme, welches eher das Kind eines Weißen als eines Indianers zu seyn schien. Das junge Weib schien sehr glücklich und lauschte mit seligem Lächeln der Worte des Häuptlings, der ihr Gatte zu seyn schien, da er öfters den Säugling herzte und küßte.

Vater Böhler, welcher noch aus seinem früheren Beruf als herrnhutischer Glaubensbote mehrere Sprachen der Indianer ziemlich geläufig zu sprechen und dieselben gut zu brauchen wußte, hatte seit seiner Gefangenschaft, außer der Beibringung nützlicher und praktischer Kenntnisse, den Indianern auch edlere Begriffe über Gott nach rationalistischen Begriffen beizubringen gesucht, und sich eben in ein Gespräch mit seinem Freunde Tecaughretanego eingelassen, in welchem er ihm die Größe, Allmacht und gütige Fürsorge Gottes auf seine Weise begreiflich machte. Er erklärte ihm die Erfahrungen der Astronomie, von der Umdrehung der Erde um ihre Axe, wodurch Tag und Nacht entstehe; von dem Lauf des Mondes um die Erde; von der jährlichen Umkreisung der Erde um die Sonne in schräger Richtung, der wir den Wechsel der Jahreszeiten, die verschiedenen Climate und ihre Naturerzeugnisse verdanken; von dem Kreistanz aller Planeten um die Sonne; von der Kleinheit unsers Erdkörpers im Vergleich zu den Fixsternen, zur Sonne und zu mehreren andern Planeten; von der Entfernung, muthmaßlichen Größe und ungeheuern Anzahl der Fixsterne und dergleichen Dinge mehr, bei deren Betrachtung der Mensch Gott, den Schöpfer und Lenker des Universums, nach einem größern Maßstabe beurtheilen und verehren lernt, als nach der gewöhnlichen Vorschrift und Lehre betrügerischer oder hirnverwirrter Priester, die ihre Weisheit und Anschauungsweise aus den sich widersprechenden, oft ganz un-

sinnigen Sprüchen und phantastischen, aller Vernunft widerstreitenden, Erzählungen alter Bücher schöpfen, und welche Gott als einen kleinlichen Tyrannen, und nur unter gewissen Bedingungen gütigen Vater vorstellen, der den Menschen befohlen habe, ihn an gewissen Tagen in gewissen Häusern, Kirchen, Tempel, Synagogen, Moscheen u. s. w. genannt, sclavisch zu verehren, ihm zu Gefallen allerlei närrische Ceremonien und Gebräuche zu machen, und um seine Gnade zu erlangen, die lächerlichsten Mährchen für reine Wahrheit zu nehmen.

Tecaughretanego rauchte seine Pfeife und hörte seinem weißen Bruder mit großer Aufmerksamkeit zu, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen. Böhler hatte schon mehrmal über diesen Gegenstand in angeführter rationalistischer Weise mit ihm gesprochen, aber die Begriffe und Kenntnisse der Natur und Naturkräfte des sonst verständigen Alten waren so indianisch-beschränkt, daß er sich durchaus keine Vorstellungen von solchen Bewegungen der Erde und Größe und Entfernungen der Himmelskörper machen konnte; doch die Indianer sind in Religions- und Glaubenssachen sehr tolerant und streiten nicht gerne darüber. Tecaughretanego erwiderte daher, nachdem Böhler seine Lehre hinlänglich erläutert zu haben glaubte, nach einer Weile:

„Was Du mir da von dem großen Geist erzählt, gefällt mir besser, als die Lehre des Propheten, den vor Jahren die Franzosen aus Canada zu uns sandten, und auch besser, als was Black Eagle und mein angenommener Sohn Peetil mir davon erzählten. Das ist auch eine sehr wunderbare Geschichte, obgleich Peetil sie etwas anders erzählt, als ehedem der französische Prophet. Sie glauben nemlich, der große Geist, der alle Dinge lenkt und für alle seine Geschöpfe väterlich sorgt, habe einmal vor alten Zeiten einen leiblichen Sohn von Fleisch, Blut und Knochen gehabt, den ihm eine junge, auserwählte Squaw aus einem von ihm besonders begünstigten Stamme nach seinem ausdrücklichen Willen auf eine wunderbare Art geboren; zu dem Zwecke, daß alle Menschen von Sünden erlöset und nach dem Tode glücklich werden sollen. Dieser Sohn des Großen Wesens sey sodann im Mannesalter einige Sommer und einige Winter als Mensch unter dem Stamme seiner Mutter umher gewandelt, habe Weisheit und Tugend gelehrt und große Zeichen und Wunder gethan, um zu beweisen, daß er wirklich der leibliche Sohn des Großen Geistes sey, den sein Vater auf die Erde gesandt habe, um alle Men-

schen zu erlösen, die an ihn glauben. Die Stammgenossen seiner Mutter aber wären sehr halsstarrig gewesen, hätten ihm nicht geglaubt, trotz seiner außerordentlichen Wunder, sondern ihn vor Gericht gestellt, als einen Betrüger verurtheilt und auf ein Stück Holz genagelt, bis er todt gewesen sey. Am dritten Tage sey er jedoch wieder in seinem Grabe vom Tode aufgewacht und zu seinem Vater, dem großen Geist, zurückgekehrt, an dessen rechter Seite er nun sitze, und doch auch wieder die eine und dieselbe Person mit ihm sey. Auch erzählen sie von einer weißen Taube, die sie einen heiligen Geist nennen, welcher mit dem Vater und dem Sohn auch eine und dieselbe Person seyn soll."

„Die meisten weißen Leute sollen diese sonderbare Geschichte für unbestreitbare Wahrheit nehmen und über Diejenigen sehr böse seyn, die sie nicht auch glauben wollen; ja, sie sollen sogar wegen derselben schon oft Krieg untereinander geführt und sich grausam ermordet haben, wie Du mir selbst mehrmals erzählt hast, mein Bruder," fuhr Tecaughretanego fort. „Wenn dies Alles wahr ist, so hätte der große Geist durch diesen großen Propheten, seinen Sohn, ja gar nicht einmal seinen Zweck erreicht. Der Glaube oder Unglaube dieser sonderbaren Geschichte hätte demnach nur Unfriede und Zwietracht unter die Stämme der Weißen gebracht und mit ihnen nur neue Laster und Leidenschaften erweckt. Meiner Meinung nach hätte der große Geist, wenn er wirklich alle Menschen von ihren Fehlern und bösen Neigungen befreien und sie im Leben oder nach ihrem Tode glücklich machen, und sich dazu eines von ihm selbst und aus sich selbst geschaffenen und durch eine junge Squaw geborenen Sohnes bedienen wollte, die Sache weit einfacher und erfolgreicher bewerkstelligen können, wenn er aus diesem, seinem Sohne, einen mächtigen Krieger gemacht hätte, mit solchen Eigenschaften begabt, um alle Menschen zu unterwerfen und zu ihrem Glücke zu nöthigen; oder, da selbst die Gläubigen dieser höchst unglaubwürdigen Geschichte die Allmacht des großen Geistes nicht in Abrede stellen, so durfte er es ja nur wollen und es geschah. Wozu sollte der Lenker aller Dinge so unzweckmäßige Maßregeln anwenden, von denen er ja voraussehen konnte, daß sie ihren Zweck nicht erreichten und nicht erreichen konnten? Ich bin sehr erstaunt darüber, daß die Stämme der Weißen, die doch mehr Verstand und Vernunft haben wollen, als die Stämme der Farbigen, solche höchst sonderbare Geschichte für unumstößliche Wahrheit nehmen. Noch mehr werde ich an

ihrem Verstande irre, wenn ich ihre Gebräuche beobachte. Da essen sie von Zeit zu Zeit zum Andenken an ihren Sohn Gottes, wie sie ihn nennen, ein Stückchen Brod und bilden sich nun ein, sowie das Stückchen Brod durch die Gurgel in den Magen gehe, sey es ein wirkliches Stückchen Fleisch von dem Sohne Gottes, der doch zur Rechten seines Vaters sitzen und auch wieder mit diesem die eine und dieselbe Person seyn soll; und der Wein, den sie oder ihre Lehrer bei dieser Gelegenheit trinken, sey das wirkliche vor vielen Jahren vergossene Blut desselben. Sie bilden sich also ein, sie essen wirklich ein Stückchen Fleisch und trinken ein wenig Blut von dem großen Geist, den sie Gott nennen? Nein, mein Bruder, diese Erzählungen habe ich nie glauben und diese Gebräuche nie vernünftig finden können, wenn auch einige Caughnewagoes und Wyandotten und seit mehreren Jahren selbst Black Eagle ihnen Beifall schenken und mein angenommener Sohn fest an ihnen hängt. Deine Lehre, mein Bruder, vom Tanz der Erde und einer Anzahl Sterne um die Sonne, begreife ich zwar ebenso wenig, doch stimmt sie besser zu meinem Glauben an die Allmacht, Weisheit und gütige Fürsorge Owaneeyo's."

„Habe ich Dir nicht Beweise über meine Behauptungen gegeben, mein Bruder," erwiederte Vater Böhler, „indem ich Dir jederzeit, wenn eine Verfinsterung der Sonne oder des Mondes eintrat, genau den Tag, die Stunde, ja die Minute lange vorher anzeigte, wo sie eintreten würde?"

„Das hast Du, mein Bruder," war die Antwort Tecaughretanego's. „Ich habe daraus ersehen, daß Du ein sehr weiser und verständiger Mann bist; ja viele von unserm Stamme halten Dich für einen großen Propheten und Bärenklau, der große Häuptling und Krieger, der vor nicht langer Zeit unter der Kugel eines Deiner weißen Brüder fiel, war sogar fest überzeugt, Du seyest ein großer Zauberer."

„Mein Bruder, ich bin weder das Eine noch das Andere. Die Wissenschaft dieser Dinge habe ich nicht von mir selbst, sondern sie sind die vieljährigen Erfahrungen sehr verständiger Männer, welche fortwährend mit eigens dazu auserdachten Werkzeugen den Himmel und den Lauf der Sterne beobachten und ihre Entdeckungen der übrigen Menschheit mittheilen. Diese Leute nennt man Astronomen. Sie sind in neuerer Zeit durch ihre Wahrnehmungen, die sie klar und gründlich zu beweisen wußten, gewissermaßen die Wohlthäter der Menschheit geworden; denn

durch ihre Entdeckungen wurde mancher thörigte religiöse Wahn und manche lächerliche Einbildung bei den Verständigeren meines Stammes zerstört, und sie bekamen einen würdigeren Begriff von Gott und seiner Schöpfung. Ich zweifle nicht, daß auch einst der Tag erscheinen wird, wo alle mit Vernunft begabten Menschen dieser Erkenntniß theilhaftig werden."

„Aber warum geschieht dies nicht schon jetzt unter Deinen weißen Brüdern?" fragte Tecaughretanego.

„Weil leider die bisherigen Lehrer der Weißen, die man Priester nennt, ihr Ansehen, ihren Einfluß und ihren reichlichen Unterhalt zu verlieren fürchten, wenn ihre fabelhaften Mährchen von dem großen Haufen meiner weißen Brüder nicht mehr geglaubt werden. Auch finden es die mächtigen und großen Häuptlinge der Weißen, besonders die über dem großen Wasser, sehr zu ihrem Vortheil, wenn das Volk sich den großen Geist als einen kleinlichen, zürnenden und die Ungehorsamen strafenden Gott vorstellen. Sobald das Volk eine richtige Vorstellung von Gott und den von ihm allen Menschen verliehenen gleichen Rechten bekäme, würde es nicht mehr so knechtisch gehorsam seyn und sich weigern, die Mächtigen, die es bloß beherrschen, aber fast nichts für sein wahres Wohl thun, mit dem Schweiß seiner Arbeiten und Anstrengungen zu erhalten. Daher suchen jene Priester die Kinder schon in früher Jugend mit jenen Mährchen von Gott, dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist in einer Person zu verwirren, anstatt sie in die Geheimnisse der Natur einzuweihen und in der großen Werkstatt der Schöpfung Gottes erkennen und verehren zu lassen. Wer ihnen hierin entgegen ist, wird verfolgt und für einen schlechten Menschen ausgegeben. Ja, die große Mehrzahl jener Priester geht sogar so weit und lehrt mit frecher Stirne, daß jene großen Häuptlinge, die man Könige und Fürsten nennt, von Gott selbst auserwählt und eingesetzt seyen, um über ihre anderen Brüder zu herrschen. Aber mit dem Herrschen befassen sich diese großen Häuptlinge in der Regel nicht einmal, das überlassen sie untergeordneten Häuptlingen, sondern begnügen sich nur damit, die ihren geduldigen Brüdern gewaltsam abgepreßten Gaben zusammenzuhäufen, oder in Wohlleben und Vergnügungen zu verschwenden. Diese großen Häuptlinge stehen an Verstand und nützlichen Kenntnissen oft tief unter dem Geringsten ihrer weißen Brüder, und würden hier in euern Wäldern in Verachtung und Elend verkommen müssen."

„Bei Owaneeyo!“ rief entrüstet der alte Tecaughretanego, „warum greifen die Stämme der Weißen nicht zu den Waffen und verjagen jene unnützen und unfähigen großen Häuptlinge?“

„Mein Bruder,“ fuhr Böhler fort, „jene großen Häuptlinge sind bei aller ihrer Unfähigkeit wenigstens klug und schlau zu ihrem Vortheil. Sie unterhalten große Armeen wohlgerüsteter Krieger, denen sie Waffen, Kleidung, Wohnung, Brod und etwas Geld für ihre anderen Bedürfnisse geben; diese müssen sie beschützen und Jeden niederschießen, selbst ihre eigenen Väter, wenn diese die geringste Unzufriedenheit zeigen. Zwar nehmen die großen Häuptlinge gewöhnlich diese Krieger von ihrem eigenen Stamme; aber ihre Priester haben ihnen schon von Jugend auf solche verkehrte Begriffe von ihren vermeintlichen Pflichten gegen den großen Geist und gegen ihren großen Häuptling beigebracht, daß sie jederzeit sich zu einem ganz willenlosen Werkzeug hergeben. Die Verständigen im Volke, wenn sie auch die Ungerechtigkeiten der großen und kleinen Häuptlinge ganz gut einsehen und erkennen, hüten sich aus diesem Grunde der Mehrzahl nach sehr, den Häuptlingen und Priestern feindlich entgegenzutreten und sich ihrer unterdrückten Brüder anzunehmen; sie sind entweder zu feige und fürchten zu sehr Nachtheil, oder sie sind schlecht genug und suchen ihren Antheil an dem Raube der Häuptlinge und Priester zu erhalten.“

Der alte Indianer schwieg eine geraume Weile und äußerte sich dann folgendermaßen: „Ich habe die Stämme der Weißen von Jugend auf gehaßt; denn sie haben uns noch nichts Gutes gebracht, haben uns aus unsern alten Jagdgründen verdrängt und drohen, uns auch hier wieder zu vertreiben; nach Allem aber, was ich soeben von Dir gehört, muß ich sie von Herzen bemitleiden. Wie tief müssen Deine weißen Brüder jenseits des großen Wassers stehen, daß sie solches zu erdulden vermögen.“

„Sprich nicht so stolz, mein guter Tecaughretanego,“ entgegnete Böhler lächelnd, „auch ihr rothen Männer der Wildniß steht, ohne daß ihr es vielleicht selbst wißt, unter dem Einfluß eines jener großen Häuptlinge, und werdet von ihm gewissermaßen als ein Werkzeug benützt.“

Der alte Indianer sah ihn etwas betroffen an, dann sagte er gelassen: „Mein Bruder, erkläre Dich deutlicher, was Du meinst.“

„Euer großer Vater in England, den ihr so sehr verehrt, ist auch einer jener großen Häuptlinge, wie ich Dir beschrieben," erwiederte Böhler. „Er ließ euch fortwährend durch seine untergeordneten Häuptlinge an den obern Seen gegen uns aufhetzen, weil wir Muth und Standhaftigkeit genug hatten, seine Krieger zu verjagen und uns in den Staaten seinen Befehlen zu entziehen. Auch wir sind nun ein freies Volk und wählen selbst unsere Häuptlinge, nachdem sie uns dazu tauglich scheinen, und selbst die Priester in unserer Mitte müssen vorsichtigen Schrittes wandeln, wenn sie unter uns geduldet und unterhalten seyn wollen; sie dürfen es nicht wagen, das freie Wort unter uns gewaltsam lähmen oder beseitigen zu wollen."

Tecaughretanego, welcher den letzten Theil von Böhler's Rede nicht mit der frühern Aufmerksamkeit angehört, murmelte mürrisch vor sich hin: „Ja, ja, er kann recht haben. Seit die falschen, doppelzüngigen Stämme der Weißen über das große Wasser kamen, waren die rothen Männer im Nachtheil, sie mochten freundlich mit ihnen verkehren oder ihnen feindlich gegenüberstehen." Nach einer kurzen Pause wandte er sich wieder an Böhler: „Mein Bruder," sagte der indianische Weise, „ich habe in meinem langen Leben mit vielen Menschen von allen Hautfarben über den großen Geist gesprochen; aber ich habe nicht Zwei gefunden, die wirklich ganz über seine göttlichen Eigenschaften übereingestimmt hätten, und da ich glaube, daß ihn noch nie ein sterblicher Mensch, von welcher Farbe er auch seyn möge, von Angesicht zu Angesicht gesehen, oder von Mund zu Mund gesprochen hat, so ist es auch nicht anders möglich. Aber soviel habe ich wahrgenommen, daß die Menschen sich den großen Geist immer nach ihrem eigenen Bilde vorstellen und ihm selbst ihre Laster, Fehler und Leidenschaften zuschreiben; sie stellen sich Owaneeyo gerade so vor, wie sie nach ihren menschlichen Begriffen handeln und thun würden, wenn sie seine Allmacht und Allwissenheit besäßen. Auch die Stämme der rothen Männer haben ihre verschiedenen Vorstellungen über das große Wesen und wenn es Dich nicht langweilt, will ich Dir einige davon mittheilen, welche die Caughnewagoes, Wyandotten und Ottawas von unsern Vätern überliefert erhielten, oder von unsern Propheten gelehrt wurden."

„Erzähle, mein Bruder, ich werde Dir aufmerksam zuhören," erwiederte Böhler.

„Unter den Wyandotten geht die Sage," begann der alte Indianer, „daß einmal vor sehr langer Zeit dieses große Land, in welchem wir jetzt leben, nur eine kleine, von wenigen rothen Männern bewohnte Insel gewesen sey. Eines Tages fanden sie im Schilfrohr ein Canoe, in dem ein kleines Mädchen lag, welches sie mit sich nahmen, auferzogen und welches sodann eine große mächtige Prophetin wurde. Da die Insel bald zu wenig Raum zum Jagen bot, so ging die große Prophetin an den Strand und schickte ihr Gebet zum großen Geist, daß er die Insel doch vergrößern möge. Owaneeyo erhörte ihr Gebet und schickte eine ungeheure Menge Schildkröten und Muskratten, welche Koth und andere dazu erforderlichen Dinge an das Ufer brachten, so daß es allmählig sich erweiterte und das Meer zurücktrat, bis die Insel zu ihrer jetzigen Ausdehnung kam. Die Wyandotten betrachten diese große Prophetin als ihre Urgroßmutter. Auch glauben sie, daß damals oft die himmlischen Bewohner zu ihren Urvätern gekommen seyen, um sie im Gebet zu unterrichten, und wie das große beleidigte Wesen zu versöhnen sey, nemlich durch Opfer von Taback, Büffel- und Hirschknochen. Die Ottawa's sagen, daß es zwei große Wesen gäbe, welche die ganze Welt beherrschten und welche fortwährend mit einander im Streit lägen. Maneto sey der Geist der Freundlichkeit und Liebe und ursprüngliche Urheber aller Dinge; Matchemaneto aber der Geist alles Bösen, dem nur daran läge, soviel wie möglich Unheil anzustiften. Da sie nicht wissen, wer von Beiden der Mächtigere ist, so suchen Mehrere durch Gebete und Opfer sich die Gunst Beider zu erhalten; Manche hoffen auch, daß Matchemaneto endlich verworfen und aller Macht beraubt werden würde. Diejenigen Ottawa's, welche auch den bösen Geist anbeten, geben vor, große Wahrsager und Zauberer zu seyn. Die Caughnewagoes glauben in der Mehrzahl an Owaneeyo, das große Wesen, welches das Weltall regiert und für alle Geschöpfe sorgt, ihnen ihre Speise und Bedürfnisse zur rechten Zeit gibt und das Gebet Aller, die ihn anbeten, erhört; daher ist es nicht mehr wie billig, zu beten und dem großen Geist Opfer zu bringen, auch Alles zu thun, was ihm wohlgefällt."

„Aber mein Bruder, woran willst Du erkennen, was Gott wohlgefällt?" fragte der Philosoph aus Kentucky.

„Owaneeyo gab den Menschen Etwas den Thieren voraus, das ist die Vernunft; sie lehrt uns, Owaneeyo wohlgefällig zu

seyn. So lange wir in der Befriedigung unserer angebornen Neigungen nicht unserer Gesundheit oder unsern Brüdern wirklich schädlich sind und ihnen grade so thun, wie wir wünschen, daß sie uns thun mögen, so lange handeln wir vernünftig und Owaneeyo wohlgefällig. So verschieden aber auch unter uns die Begriffe von dem großen Geist und von der Art und Weise, ihm zu dienen und zu gefallen, seyn mögen, so würde es unter allen Stämmen der rothen Männer doch als eine sehr große Thorheit betrachtet werden, über solche Dinge zu hadern oder gar sich unter einander zu verfolgen und uns zu tödten, wie es bei den Stämmen der Weißen, nach dem, was ich gehört habe, der Fall gewesen seyn soll."

Gegen Ende dieses Gespräches war ein kleiner Trupp, dem Ansehen nach Cayuga-Indianer, vom nördlichen Ende der kleinen Indianerstadt hereingeritten, welche sich angelegentlich bei mehreren der einzelnen ihnen begegnenden Kriegern und Squaw's zu erkundigen schienen, ob General Harmar mit seiner Armee noch am Ohio stünde, und ob man noch nicht wisse, wohin er sich zuerst wenden würde. Es wurde ihnen erwiedert, daß General Harmar mit seiner Armee noch bei Fort Washington stehe, soviel man wisse. Einer der fremden Indianer versicherte, daß sie soeben auch im Begriffe seyen, zur großen Armee ihrer Brüder zu stoßen und fragte, ob der Häuptling von Waugheotomoco noch anwesend sey. Er erfuhr, daß Black Eagle schon am vorhergehenden Tage mit seinen Kriegern zur Armee der Indianer abgegangen sey und nur eine kleine Abtheilung zum Schutze der Stadt zurückgelassen habe. Ein Anderer aus dem Trupp fragte, ob Moshking-ong (Simon Girty) hier oder bei einem andern der benachbarten Stämme sich befinde, und erhielt die Auskunft, daß Simon Girty wegen einem Zwiespalt mit dem den Caughnewagoes befreundeten Stamme der Wyandotten zu Cayahawga schon seit Jahren Waugheotomoco verlassen habe und zu den Ottawa's nach Michigan gegangen sey. Während diesen Erkundigungen waren sie dicht bei Böhler und Tecaughretanego angelangt und dem Letzteren ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden. Einer der unbekannten Krieger starrte mit dem Flammenblick seiner schwarzen Augen Böhlern unverwandt mehrere Minuten an, dann warf er seinen forschenden Blick auf den jungen Häuptling und die reizende Squaw, welche in einiger Entfernung noch immer im fröhlichen, traulichen Geplauder beieinan-

der standen. Der fremde Krieger kehrte jedoch seine Augen sogleich wieder unbefriedigt von ihnen ab. Dem jungen Häuptling war indessen der scharfe, forschende Blick jenes Kriegers nicht entgangen, und obgleich seit mehreren Tagen viele Indianer, einzeln und truppweise, vom Norden nach dem Süden ziehend, durch Waughcotomoco gekommen waren, um sich der großen Indianer-Armee anzuschließen, so kam ihm doch der eben angelangte kleine Kriegertrupp in seinem Benehmen etwas auffallend und verdächtig vor. Er ließ deshalb seine Squaw mit ihrem Kinde stehen und schritt rasch auf die fremden Krieger zu. In diesem Augenblick trat aus dem stattlichen Wigwam Black Eagle's ein majestätisches Weib, eine Weiße, von blendender Schönheit, im geschmackvollen Gewande der Civilisation, an der Hand einen etwa dreijährigen Knaben führend, dessen dunklere Hautfarbe und rabenschwarzes, straff herabhängendes, glänzendes Haar seine indianische Abkunft verrieth.

„Elisabeth!" schrie der fremde Krieger mit dem Flammenblicke laut auf.

„Verrath! Verrath!" donnerte die Löwenstimme des jungen Häuptlings; Tecaughretanego erhob mit durchdringender Stimme das Kriegsgeschrei. Der fremde Krieger sprengte gegen die entsetzt dastehende Elisabeth, beugte sich mit Blitzesschnelle vom Pferde, ein flinker, kühner Griff seiner eisernen Faust hatte den Knaben gefaßt und in seinen Sattel gehoben, und mit den Worten: „Elisabeth, diesen Knaben zum Pfande, daß ich Dich wieder sehe," wandte er sein Roß zur Flucht und sprengte davon.

„Ludwig, es ist mein Kind, schone seiner!" schrie verzweifelnd das unglückliche Weib und sank ohnmächtig zu Boden. Alles dieses war das Werk weniger Augenblicke. Der feindliche Trupp sprengte mit wildem Hohngelächter durch Waughcotomoco und ehe sich die wenigen zurückgebliebenen Krieger zur Verfolgung gesammelt hatten, waren sie schon eine bedeutende Strecke von der Indianerstadt entfernt und suchten, auf Leben und Tod reitend, mit ihrem Raub das Weite zu gewinnen.

Die Gebrüder Wetzel, denn nur aus ihnen allein bestand der feindliche Trupp, hatten durch diesen Streich eines ihrer tollkühnsten Wagestücke ausgeführt. Mit den Kleidungsstücken und Waffen besiegter Feinde versehen, und die Haut nach indianischer Weise dick mit bunten Farben bedeckt, waren sie bis gegen die obern Seen vorgedrungen, ohne erkannt worden zu seyn, und

halten nun ihren Weg, jedoch auch ohne ihren Zweck besonders erreicht zu haben, über Waughcotomoco angetreten, wo Ludwig Wetzel so unerwartet auf Böhler und Elisabeth traf. Bei ihrem Anblick war ihm kein Zweifel mehr geblieben, daß sie die Gemahlin des berühmten Häuptlings von Waughcotomoco geworden war, und die wilde Leidenschaft seines Herzens riß ihn zu dem schnöden Raub des unschuldigen Kindes, des theuersten Gegenstandes seiner noch immer von ihm glühend geliebten ehemaligen Braut, hin. Die kühnen Grenzer jener Zeit, im fortwährenden Kampfe mit der sie umgebenden wilden Natur und ihren Feinden abgehärtet, hatten keine Ahnung von den humanen Begriffen der Civilisation, und ließen sich von ihren Leidenschaften nur zu leicht lenken, unbekümmert um das Rechtliche oder Gefährliche ihrer Handlungen. Ludwig hätte ohne Zweifel Elisabeth selbst davongeführt, hätte er unter den obwaltenden Umständen nicht die unmögliche Ausführung eines solchen Wagestücks eingesehen; daher war der Entschluß, wenigstens ihr Kind zu rauben, augenblicklich zur That geworden.

XVI.

Das unvermuthete Wiedersehen.

Dich find' ich hier? Euch seh' ich lebend wieder?
Und hier zu Peckin?

Schiller's „Turandot."

Die Expedition des Generals Harmar gegen die Dörfer der Indianer, im September 1790, war völlig verunglückt. Die Indianer hatten überall, wo der General mit seiner Armee vordrang, ihre Dörfer selbst verbrannt, ihre Maisfelder verwüstet und sich tiefer in ihre Wälder zurückgezogen. Als der General glaubte, den Feind genug gedemüthigt zu haben, um sich in Zukunft friedlich und ruhig zu verhalten, trat er den Rückzug wieder nach Fort Washington an; allein sogleich drängten die Indianer ihm wieder nach und folgten ihm auf der Ferse, so daß er wieder angriffsweise verfahren mußte. Es kam endlich zu einem heftigen und sehr blutigen Gefecht, in welchem General Harmar geschlagen wurde; er schätzte sich noch glücklich, daß er mit seiner ganzen

Armee nicht aufgerieben wurde und mit einem Verlust von 108 Getödteten und 28 Verwundeten sich auf Fort Washington zurückziehen konnte. Die Zersplitterung seiner Armee, die er in kleineren Abtheilungen in das Gebiet der Indianer vordringen ließ, ward als die hauptsächlichste Ursache seiner Niederlage angegeben, welche großen Schrecken im ganzen damaligen Westen und Bestürzung durch alle Theile der jungen Republik verbreitete. Dieser fehlgeschlagene Kriegszug hatte die natürliche Folge, daß die Einfälle der Indianer nun häufiger, kühner und grausamer als zuvor wurden.

Die Regierung der Vereinigten Staaten sah sich dadurch genöthigt, eine stärkere Macht nach dem Westen zu schicken, um den inländischen wilden Feind zu bändigen. General Arthur St. Clair, Gouverneur des Nordwestlichen Gebiets, erhielt den Auftrag, das Commando über diese Militairmacht zu übernehmen, welche aus nicht weniger als drei vollzähligen Infanterie-Regimentern, zwei Compagnien Artillerie, einer Compagnie Dragoner und 600 Mann Milizen bestand, die größte Armee, welche der Westen damals je gesehen. Im Oktober 1791 brach diese Armee gleichfalls von Fort Washington, dem jetzigen Cincinnati, auf und rückte nach Fort Jefferson vor, am 3. November bis zum Ufer eines kleinen in den Wabasch sich ergießenden Stromes. Am Morgen des nächsten Tages erfolgte der furchtbare Angriff der Indianer unter der Führung Black Eagle's, Elisabeth's Gemahl, und anderer tapferer und berühmter Häuptlinge, welche die Armee bald völlig umringt hatten, und aus sicherm Versteck ein mörderisches und erfolgreiches Feuer auf St. Clair's Truppen unterhielten. Der General selbst war unglücklicher Weise krank und mußte sich auf dem Schlachtfelde in einer Sänfte umhertragen lassen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. St. Clair ließ durch seine Truppen mehrere rasche und kühne Angriffe durch das Bajonett ausführen, wodurch die Indianer aus ihrem Versteck getrieben und zur schleunigsten Flucht gezwungen wurden; allein sie kehrten stets wieder und erneuerten um so furchtbarer ihr verderbliches Feuer auf die gelichteten Reihen der Armee. Der General ließ die Artillerie vorrücken, um das Gebüsch mit Traubenschüssen zu reinigen; jedoch Pferde und Artilleristen fielen unter den Kugeln der Feinde, ehe etwas ausgerichtet werden konnte. Ihre Stellen wurden durch die Reiter eingenommen, aber ebenso schnell büßten auch diese ihr Leben ein. Vier Fünftheile der

Offiziere, meistens Helden der Revolution, und die Hälfte der Mannschaft waren bereits getödtet oder verwundet und bedeckten mit ihren Körpern das Schlachtfeld, ein Graben, der die feindlichen Linien trennte und nach dem Strom hinführte, trieb voller Blut. St. Clair sah ein, daß seine Armee bald völlig vernichtet seyn würde, wenn es ihm nicht gelänge, die feindliche Linie zu durchbrechen und mit dem Rest der Armee sich zurückzuziehen. Er sammelte die Ueberbleibsel verschiedener Bataillons zu einem Corps und ließ mit demselben einen raschen und mächtigen Angriff auf die feindliche Linie machen. Die Indianer wurden auf diesem Punkt zurückgetrieben, und der Rest der Armee drängte sich sogleich durch die dadurch entstandene Lücke, um die Straße nach Fort Jefferson zu gewinnen. Nun drängte sich die ganze Wucht der Indianer auf den Nachtrab des Ueberrestes der Armee St. Clair's und würde ihn ohnfehlbar vollständig aufgerieben haben, hätte in diesem kritischen Augenblick der Wyandotten-Häuptling Black Eagle nicht durch einen indianischen Läufer die Botschaft erhalten, daß ein starkes Streifcorps der Kentuckier am Miami heraufzöge, und Waughcotomoco und alle von Kriegern entblößten indianischen Städte und Dörfer bis zum Erie-See hinauf bedrohe. Black Eagle ließ augenblicklich den übrigen Wyandotten-Häuptlingen diese schlimme Nachricht mittheilen. Die Wyandotten sammelten sich um ihre Chief's, um zum Schutz ihrer bedrohten Wigwams unverzüglich aufzubrechen; die übrigen Stämme hatten weiter keine Lust, die Weißen allein zu verfolgen, sondern warfen sich nun auf die reiche Beute ihres verlassenen Lagers, wodurch St. Clair Zeit gewann, mit dem kläglichen Ueberrest seiner Armee nach Fort Jefferson zu entkommen. Das Gefecht hatte drei Stunden gewährt und die Armee der Republik in dieser kurzen Zeit 618 Mann verloren, darunter 68 Offiziere; außerdem hatte er noch 28 Verwundete. Seit General Braddok's Niederlage am Ufer des Monongohela, 1755, hatten die Indianer keinen so glänzenden Sieg erfochten. Black Eagle und die übrigen Häuptlinge zogen mit ihren Kriegern, nachdem sie ihren Antheil an der reichen Beute genommen, in Eilmärschen dem Miami zu, um ihren Dörfern zu Hülfe zu eilen und den vordringenden Feind dort zurückzutreiben und wo möglich zu vernichten.

Die kühne Diversion am Miami hatte Ludwig Wetzel, mit Vorwissen des Generals St. Clair, mit etwa 200 kentuckischen

Milizen unternommen. Ludwig Wetzel, welcher sich in seinen Kriegsunternehmungen gegen die Indianer immer gern frei bewegte, schloß sich nur selten der großen regulairen Armee an, wo er den Befehlen der commandirenden Offiziere gehorchen mußte, was seinem unbändigen Sinne nicht behagte; doch blieb er bei einem Kriege gegen die Indianer niemals zurück, indem er gewöhnlich auf eigne Faust kühne Streifzüge in das Gebiet der gemeinsamen Feinde unternahm. Er fand immer leicht einen Haufen ihm gleichgesinnter verwegener Grenzer, die sich gerne und freiwillig ihm als dem Tapfersten der Tapfern anschlossen und seiner Führung überließen; besonders zeigten sich immer die kräftigen Jünglinge und Männer des jungen Staates Kentucky bereit, ihm zu folgen.

Ludwig Wetzel, dem es bei diesem Streifzug noch hauptsächlich darum zu thun war, den alten Jakob Böhler aus der Gefangenschaft der Indianer zu befreien, und dessen Tochter Elisabeth, die Gemahlin des Häuptlings Black Eagle's, in seine Gewalt zu bekommen, beabsichtigte heimlich und so schnell als möglich nach Waugheotomoco vorzudringen und diesen Ort mit Sturm zu nehmen, bevor sich dessen Bewohner, größtentheils Greise, Frauen und Kinder, flüchten könnten. Allein die wenigen indianischen Krieger, welche zum Schutz der Wohnungen in ihren Territorien zurückgelassen worden, waren sehr vorsichtig und hatten bis zum Ufer des Ohio ihre Posten und Kundschafter vorgeschoben. Wohin die Kentuckier vordrangen, fanden sie die Dörfer der Indianer verlassen und zerstört, ohne einen der Feinde zu Gesicht bekommen zu können. Wetzel sah ein, daß er auf diese Weise seine Absicht gänzlich verfehlen würde und entschloß sich zu einer andern Taktik. Er ließ seine Kentuckier Halt machen und wies seinen Bruder Martin an, am nächsten Tag mit denselben nur langsam gegen Waugheotomoco vorzurücken; er selbst aber, mit zwanzig seiner verwegensten Genossen, ging in der Nacht seitwärts ab, und suchte, durch die Wälder dringend, wie bei seiner frühern tollkühnen Expedition, Waugheotomoco zu umgehen und von Norden her vorzudringen. Dieses Wagestück war eben so gefährlich, als das frühere, denn es war vorauszusehen, daß die zurückziehenden Indianer, die sich von Stunde zu Stunde verstärken mußten, sich den Weg nach den nördlichen Dörfern nicht so leicht versperren lassen würden; auch war zu erwarten, daß, sobald die Wyandotten, unter Black Eagle und andern Häuptlingen bei der

großen indianischen Armee, Nachricht von seinem Einfall erhielten, dieselben nicht lange auf sich warten lassen würden. Doch Wetzel kannte kein Bedenken, wenn es galt, seinen eisernen Willen durchzusetzen. Er drang mit seinem kühnen Häuflein furchtlos durch die Waldungen zwischen dem kleinen Miami und dem Madestrom vor, und langte am Morgen des zweiten Tages am Ufer des Letzteren, einige Meilen oberhalb der Indianerstadt, an, ohne von einem Indianer bemerkt worden zu seyn. Ludwig ließ seine Begleiter in einer dicht mit Gebüsch bewachsenen Schlucht lagern und ritt mit seinen beiden Brüdern eine Strecke den Strom hinab, um sich in der Gegend zu orientiren. Plötzlich gewahrten sie einen leicht aufwirbelnden Rauch, sie stiegen ab, banden ihre Pferde an und gingen vorsichtig voran. Sie sahen bald drei Indianer vor sich, welche auf einer Jagdparthie begriffen zu seyn schienen, denn sie hatten mehrere frisch geschossene Hirsche und wildes Geflügel bei sich liegen und waren grade mit dem Braten eines frischen Hirschlegels beschäftigt. Die Indianer lachten und scherzten und hatten keine Ahnung der Gefahr, welche sich ihnen in Gestalt der kühnen Grenzer genaht hatte. Die Indianer hatten sich in einer auf den Strom stoßenden Waldlichtung auf einer kleinen von allem Buschwerk befreiten Anhöhe gelagert, und es war schwierig ihnen beizukommen, ohne entdeckt zu werden. Ludwig machte seine Brüder auf einen Baum aufmerksam, welcher kürzlich gefallen war; sie zogen sich behutsam zurück, gingen um die Waldlichtung herum, so daß sie die Krone des Baumes zwischen sich und die Indianer bekamen; die Krone des Baumes war dicht belaubt, konnte hinlänglich als ein Versteck dienen und sie den Blicken der ohnedem sorglosen Indianer entziehen. Auf Händen und Füßen, mit der geräuschlosen Bewegung einer Katze, krochen sie auf dem Boden hin, bis sie die Spitze des Baumes erreichten. Sie hatten sich nun bis auf fünfzig Schritte den Indianern genähert und ihr geübtes Ohr konnte jedes Wort des lauten Gesprächs vernehmen. In der Mitte, grade hinter dem Feuer ihnen gegenüber, erkannte Ludwig an dem blinkenden Kreuz auf der Brust jenen jungen Indianer, den er im vorhergehenden Jahre bei seinem tollkühnen Besuch von Waugheotomoco bei der jungen reizenden Squaw stehen gesehen hatte; die beiden andern Indianer standen ihm der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken.

„Black Eagle ist ein großer Krieger und ein guter Vater gegen

seine rothen Brüder; aber er hat nicht wohlgethan, uns bei den Wigwams zu lassen, um die Weiber und Kinder zu hüten, während sie draußen Scalps nehmen und reiche Beute machen werden. Meinst Du nicht auch so, mein Bruder Peetil?" fragte der eine Indianer den mit dem Kreuz auf der Brust.

„Black Eagle ist gut und weise, mein Bruder," erwiederte dieser; „wer sollte unsere Squaw's vertheidigen, wenn wir alle mit der großen Armee gegen die Shewanicks (Weißen) gezogen wären? Ein mächtiger Haufen ihrer Krieger vom blutigen Grunde zieht bereits am Miami herauf, wie Du selbst weißt, und bedroht unsere Städte; morgen schon können sie bis Waughcotomoco vorgedrungen seyn. Ich kenne diese Krieger vom blutigen Grunde; es sind die Tapfersten und Verwegensten aller Langmesser. Sie ahnen indessen nicht, daß sie bereits in ihrem Grabe stehen, daß Black Eagle bereits von ihrem Einfalle benachrichtigt ist und mit den übrigen Häuptlingen und Kriegern heranzieht, um ihnen den Rückzug abzuschneiden; sie ahnen nicht, daß sie nur deshalb tiefer in's Land gelockt werden, um sie desto sicherer vernichten zu können."

Den letzten Theil der Rede sprach der Indianer, den sie Peetil nannten, in einem sehr ernsten, fast traurigen Tone, daß es fast schien, als bedaure er das bevorstehende Schicksal der Kentuckier.

„Aber warum hat Black Eagle seine schöne weiße Squaw und ihren Vater, den weißen Propheten, tiefer in's Land geschickt und läßt sie nicht die Gefahr mit unsern Schwestern theilen?" fragte der andere Indianer.

„Der Krieg, mein Bruder, ist eine gefährliche Schlange, die in ihren Krümmungen oft plötzlich da aus dem Laube sich mit ihrem scharfen tödtenden Zahn erhebt, wo man sie am wenigsten erwartet," entgegnete Peetil. „Unsere rothen Schwestern beben nicht vor dem Scalpengeschrei und dem Heulen des Kriegssturms; in unsern Wäldern aufgewachsen, gleichen sie den Blumen unserer Wildniß, welche nach dem tobenden Gewitter nur um so lieblicher wieder aufblühen und um so herrlicher sich entfalten: die weiße Lilie von Waughcotomoco aber ist eine zarte fremde Blüthe, in unsere Wälder verpflanzt zur Lust und Freude unseres großen Häuptlings; der rauhe Hauch des Krieges würde sie schnell entblättern und zu Boden werfen. Der weiße Prophet, ihr Vater, ist ein Mann des Friedens, den wir alle lieben, dem aber Krieg und Mord ein Gräuel sind. Darum tadle nicht Black Eagle,

daß er sie vor jeder möglichen Kriegsgefahr entfernt hält. Waughcotomoco liegt der Grenze der Weißen nicht so ferne, um vor jeder Gefahr sicher zu seyn. Der Einfall der Krieger vom blutigen Grunde rechtfertigt seine Vorsicht vollkommen."

„Johann, nimm Dir den Linken auf's Korn, und Du, Jakob, den Rechten," flüsterte Ludwig Wetzel seinen Brüdern zu; „den mit dem Kreuz überlaßt mir; ich muß ihn lebendig haben, es koste, was es wolle." Ihre Büchsen waren in guter Ordnung; die beiden Brüder legten behutsam die Läufe auf einen Ast des gefallenen Baumes, nahmen das Visir, zwei Schüsse krachten und die beiden Indianer wälzten sich im Todeskampf am Boden. Den Tomahawk in der hochgeschwungenen Faust, stürzte in demselben Augenblick Ludwig Wetzel aus seinem Versteck hervor und jagte dem Indianer mit dem hellglänzenden Kreuz auf der Brust nach, welcher, erschreckt durch den plötzlichen und unerwarteten Angriff, nach Waughcotomoco zu floh; da er jedoch merkte, daß ihn in dieser Richtung Wetzel überholen würde, wandte er sich rasch dem Fluß zu, den er in wenigen Minuten erreicht hatte, und sprang von dem ohngefähr zwanzig Fuß hohen Ufer in denselben hinab. Allein der Strom hatte an dieser Stelle einen sehr schlammigen Grund, und der Flüchtling versank darinnen bis zur Mitte seines Körpers. Während er sich aus dem Schlamm herauszuarbeiten suchte, erreichte auch Ludwig Wetzel das Ufer und sprang, ohne eine Secunde sich zu bedenken, geradezu auf den Indianer. Dieser zog sein Messer, um sich zur Wehre zu setzen; doch Ludwig erhob den Tomahawk und drohte ihm in indianischer Sprache, daß er ihn augenblicklich erschlagen würde, wenn er das Messer nicht von sich schleudere, sonst aber beabsichtige er nicht, ihn zu tödten. Der Indianer, dem in dieser Lage die Hoffnungslosigkeit eines Widerstandes einleuchten mochte, warf seine Waffe von sich und erwartete mit stoischem Gleichmuth die weitere Folge dieses Ueberfalles.

Als die beiden andern Wetzels zum Ufer kamen, fanden sie ihren Bruder und den Indianer ganz ruhig bei einander im Schlamme stecken. Als sie sahen, daß der Gefangene sich gelassen in sein Schicksal ergeben hatte, stiegen sie an einer weniger steilen Stelle des Ufers herab, halfen ihrem Bruder aus dem Morast und zogen sodann auch den Gefangenen heraus. Sie banden demselben die Hände und führten ihn zu einer festeren Stelle des Flusses, wo sie ihm den Koth, mit dem er, in Folge seines Salto

mortale, über und über bedeckt war, emsig abwuschen. Doch während dem Abwaschen ging mit dem Schmutz auch die Farbe herunter, mit welcher ihr Gefangener nach Indianerart bemalt war; seine Haut wurde heller und heller, und sie gewahrten endlich mit Erstaunen, daß sie nicht einen Indianer, sondern einen Weißen unter ihren Händen hatten. Der Gefangene blieb jedoch sehr mürrisch und gab ihnen weder auf indianische noch englische Fragen eine Antwort. Sie führten ihn hierauf zu ihrem Bruder, welcher sich während dieser Zeit gleichfalls gereinigt hatte und ihrer bei den Pferden wartete.

Als Ludwig Wetzel den Gefangenen genauer in Augenschein genommen, erhob er sich in der höchsten Aufregung vom Rasen, auf den er sich niedergelassen hatte.

„Francis Reynolds!" schrie er in ungestümer Freude. „Du bist Francis Reynolds! Ich will verdammt seyn, wenn Du es nicht bist! Es ist Dein Gesicht — ich erkenne Dich genau an dieser Narbe über Deinem linken Auge. Du bist Francis Reynolds vom Fort Bryant!"

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht des Gefangenen, er schlug wie beschämt die Augen nieder, dann starrte er Ludwig an.

„Ihr kennt meinen Namen?" fragte er nach einigen Minuten erstaunt. „Woher wißt Ihr —"

„Kennst Du mich denn nicht mehr?" unterbrach ihn Ludwig; „doch ja, die verdammten Pocken haben mich so entstellt, daß ich einem Bären ähnlicher sehe als einem Menschen. Ich bin Ludwig Wetzel."

„Ludwig!" rief Francis und stürzte, die gefesselten Hände hoch gehoben, auf Wetzel zu.

„Weg mit den Banden!" rief Ludwig; „Du sollst nicht gebunden vor mir stehen." Ein paar kräftige Schnitte mit dem Messer hatten Francis schnell von den ledernen Stricken befreit, mit denen er gebunden war. Eine lange heftige Umarmung feierte nach langjähriger Trennung den Augenblick des Wiedersehens der beiden Freunde.

Während die Wetzels sich mit Francis Reynolds nach den, ihrer in der Schlucht harrenden, Gefährten zurückbegaben, machte sie Francis mit seinen Schicksalen und Abenteuern unter den Indianern bekannt. Er erzählte ihnen von seiner Gefangennahme, seiner Verurtheilung zum Feuertod, seiner Rettung durch

Sink-ho-leek-can-nack, von seiner Adoption durch den guten alten Tecaughretanego.

„Ich war wohl Anfangs Willens, bei erster günstiger Gelegenheit zu entfliehen und nach Kentucky zurückzukehren, und ich hätte sie am Ende wohl auch noch gefunden; allein die Zauberbande, mit denen mich Sink-ho-leek-can-nack, dieser Engel der Wildniß, gefangen hielt, ließ mich meinen Plan zur Flucht in immer weitere Ferne hinausschieben. Ich wußte, daß mein Entweichen dieses leidenschaftliche Kind der Natur ohnfehlbar tödten würde, denn ihr sonst einförmiges Leben war ihr nur durch meinen Umgang werth geworden. Sie ist die Tochter einer Weißen von achtbarer Familie, deren Erziehung ihr Begriffe beibrachte, die mit dem beschränkten Loos eines Indianerweibes nicht harmoniren. Ihre Sehnsucht war stets nach den Wohnungen der Weißen gerichtet, und darum konnte auch nur ein Weißer ihr Herz gewinnen. Ihr Vater war der wilde Wyandotten-Häuptling Bärenklaue —"

„Bärenklaue?" unterbrach ihn Ludwig. „Sonderbarer Zufall. Bärenklaue fiel durch eine Kugel meiner Büchse."

„Ich weiß es," entgegnete Francis; „allein ich habe meiner Sink-ho-leek-can-nack nie wissen lassen, daß ihr Vater von der Hand eines meiner besten Freunde getödtet worden sey. Doch höre weiter. Es waren bereits drei Jahre vergangen und ich schwankte in meinem Innern immer noch in meinen Entschlüssen. Da erfuhr ich von dem Kundschafter, den wir von Zeit zu Zeit hinab nach Kentucky schickten, daß Katharina Böhler, deren Bild ich, trotz Sink-ho-leek-can-nacks Reize, immer noch in meinem Herzen trug, sich mit ihrem Vetter Philipp Claud verheirathen werde. Von da an war mein Entschluß gefaßt, für immer unter meinen indianischen Brüdern zu bleiben und Sink-ho-leek-can-nack zum Weibe zu nehmen. Mir zu Liebe war sie eine Christin geworden, nachdem sie von einem englischen Missionair, welcher von Quebeck aus zuweilen uns besuchte, Unterricht in den christlichen Lehren erhalten hatte; derselbe segnete auch unsern Ehebund ein. Seitdem fühlte ich mich in meinem Wigwam und in unsern Wäldern behaglicher, obgleich ich eine Sehnsucht nach der Heimath nie ganz unterdrücken konnte; denn wer nicht von Kindheit an in den Wäldern aufgewachsen, und die Annehmlichkeiten der Civilisation, wie ich, gekostet, wird sich nie ganz heimisch unter diesen wilden Indianerstämmen fühlen können. Ich habe

indessen während meines Aufenthaltes unter ihnen weder gegen meine weißen Brüder gekämpft, noch an den Kriegszügen gegen dieselben Theil genommen. Während eines kurzen Krieges gegen die Munnsee-Indianer hatte ich Gelegenheit genug, Proben meines Muthes und meiner Tapferkeit ablegen zu können, um mir die Achtung meiner rothen Brüder zu bewahren. Die Wyandotten von Cayahawga machten mich bei dieser Gelegenheit sogar, während mein Schwiegervater Bärenklaue an einer schweren Verwundung darniederlag, zu ihrem Häuptling. Als Bärenklaue todt war, zog ich mit meinem Weibe und meinem guten Adoptiv-Vater Tecaughretanego von Cayahawga nach Waughcotomoco zu den Caughnewagoes, wo Jakob Böhler und seine Tochter bei dem Häuptling Black Eagle lebten."

Während diesen Mittheilungen hatte Ludwig Wetzel aufmerksam, aber ruhig zugehört; bei der Nennung der Namen Böhler und Black Eagle flammten seine Augen wild auf und seine Lippen preßten sich im Grimme zusammen. „Dieser Black Eagle, der mir Elisabeth geraubt — o, könnte ich ihn einmal von Angesicht zu Angesicht haben, er sollte mir nicht mehr entkommen."

„Deine wilde Leidenschaft, Ludwig, macht Dich blind und ungerecht gegen diesen ausgezeichneten Indianer. Es ist wahr, er fiel mit andern Häuptlingen vereint in Kentucky ein, wo wir es am wenigsten erwartet hatten; allein Du darfst nicht vergessen, daß das Verhältniß der Weißen zu den rothen Männern ein nie aufhörender Kriegszustand ist, der nur dann und wann durch einen kurzen Waffenstillstand unter dem Namen eines Friedens unterbrochen und nicht eher aufhören wird, als bis entweder die eine oder die andere Menschengattung gänzlich vertilgt, oder doch so geschwächt ist, daß sie an dem Erfolg ihres Widerstandes verzweifeln muß. Diesem letztern Schicksal sehen die Indianer mit innerm Grimm entgegen, denn sie können sich's selbst nicht mehr verhehlen, daß die Weißen immer zahlreicher und mächtiger werden und sie immer weiter nach dem Westen zu drängen suchen. Ist es ihnen zu verargen, wenn sie ihre Wälder, so lange sie noch die Kraft dazu haben, zu vertheidigen und zu behaupten suchen? Zudem werden die Stämme bis hinauf zu den obern Seen fortwährend von den Engländern heimlich ermuthigt und unterstützt und ihnen die Möglichkeit erfolgreicher Siege in Aussicht gestellt. Glaube mir, Freund, diese Indianer, die so wild, grausam und blutgierig im Kriege sich zeigen, sind in ihren Wigwams, im

Kreise ihrer Familie oder ihrer Brüder viel tugendhafter und edler, als im Ganzen genommen wir Weiße mit unserer gepriesenen Civilisation. Ein Indianerstamm ist gleichsam eine Gesellschaft von Brüdern, stets bereit, sich in Zeiten der Gefahr für einander aufzuopfern; selbst ein im Gefecht von den Feinden verwundeter oder getödteter Krieger wird von seinen Brüdern in Sicherheit zu bringen gesucht; kein Zwang herrscht unter ihnen, sie unterwerfen sich alle freiwillig dem Gesetze der Nothwendigkeit; nur selten habe ich bei Einzelnen Falschheit und Treulosigkeit wahrgenommen; sie sind die eigentlichen und wahren Republikaner dieses Landes. Du hast sie stets mit Augen des Hasses betrachtet und es ist Dir gerade nicht zu verargen. Deine Familie fiel unter ihren Tomahawks und Dein Theuerstes auf der Erde, Deine Elisabeth, ward ihre Beute; allein trotzdem sollte dies dein Ohr nicht der Stimme der Billigkeit und Gerechtigkeit verschließen. Auch unter den Indianern haben während der blutigen Kriege Viele Alles verloren, was ihnen in diesem Leben theuer seyn konnte; allein ich habe bei ihnen nur selten, obgleich die Blutrache bei ihnen Sitte ist, bei Gelegenheiten ihr Herz den Regungen der Großmuth verschlossen gefunden. Auch ich blickte einst, wie Du, mit Haß und Verachtung auf Alle, welche von der Vorsehung mit einer rothen Haut bekleidet waren, und ich konnte selbst im ersten Jahre meines Aufenthalts unter den Indianern, nachdem sie mich bereits lange als einen Bruder angenommen hatten und mich wie einen solchen behandelten, meine innere Abneigung gegen sie nicht unterdrücken; denn sie war mir von Kindheit an in unsern mörderischen Grenzkriegen eingeprägt. Erst durch den längeren Umgang mit ihnen und vorzüglich durch die weisen Lehren Tecaughretanego's, meines Adoptiv-Vaters, wurde ich im Innern nach und nach gerechter gegen sie und nach reiflichem Nachdenken mit ganzer Seele ein Indianer. Black Eagle, den Du ohne Zweifel zum vornehmsten Gegenstand Deines Hasses und zum besonderen Ziel Deiner Rache gemacht hast, sollte von Dir aus einem ganz anderen Standpunkt betrachtet werden, wenn Du sein Weib wirklich geliebt hast oder noch liebst. Daß Elisabeth und ihr Vater in die Gewalt dieses Häuptlings kamen, war ein großes Glück für sie. Wären sie in die Hände eines weniger edlen Indianers gerathen, so würde ihr Loos, trotz der beruhigenden Versicherungen des hinterlistigen verruchten Girty, dem sich der alte Böhler mit seiner Familie auf Treue

und Glauben übergab, vielleicht ein schreckliches gewesen seyn. Böhler wurde Anfangs als ein völlig unnützer Gefangener betrachtet und würde ohne den Schutz Black Eagle's bald nach seiner Gefangennahme getödtet worden seyn, und Elisabeth hätte nach einer unter ihnen festgesetzten Zeit die Squaw irgend eines Indianers, dem sie sonst übergeben worden wäre, werden, oder eines qualvollen Todes sterben müssen; allein Black Eagle, trotzdem, daß er Elisabeth bald mit der ganzen Heftigkeit eines Indianers liebte, behandelte sie, sowie ihren Vater, großmüthig und mit der größten Schonung. Sein edler Charakter, seine herrliche Kriegergestalt, seine aufopfernde Liebe, die ihn sogar veranlaßte, ein Christ zu werden, da er glaubte, Elisabeth dadurch angenehmer zu werden, und sie einem Ehebund mit ihm geneigter zu machen, Alles dies mochte nicht ohne Eindruck auf das Herz des sonst charakterfesten Mädchens geblieben seyn, zudem, da Monate und Jahre vergingen, und sie von Dir, ihrer ersten Liebe, nichts weiter erfahren hatte, als durch mich die letzte Nachricht, die mir am Tage vor der Schlacht bei Blue Licks durch den alten Boone wurde, nach welcher Du in Boonsborough lebensgefährlich an den Blattern erkrankt darniederlagst; daher ihr damals Dein Tod wahrscheinlich schien. Kurz, sie entschloß sich endlich, im vollständigen Einverständniß mit ihrem Vater, die Gattin des edlen und tapfern Caughnewagoe-Häuptlings zu werden, und kurz darauf wurde der Ehebund durch denselben englischen Priester, welcher von Zeit zu Zeit die Gebiete der Indianer bereist, und mich mit Sink-ho-leek-can-nack getraut hatte, gleichfalls förmlich eingesegnet. Elisabeth lebte seitdem glücklich an der Seite ihres Gatten, und ihr Herz wurde zum Erstenmale wieder vom Schmerz zerrissen, als Du voriges Jahr ihr bei Deinem verwegenen Ueberfall ihr einziges Kind raubtest. Ihr Schmerz war um so größer, da der Raub grade durch den Mann verübt wurde, der einst das Ideal ihrer jugendlichen Träume war."

Als Francis Reynolds geendet, verharrte Ludwig Wetzel noch eine geraume Weile in finsterm Schweigen; in seinem Innern kämpfte die Stimme der Billigkeit mit seiner wilden Rachebegierde und dem Grimm betrogener Liebe. Doch Wetzel hatte bei seinem rauhen und störrischen Charakter ein Herz, welches edler Regungen noch immer fähig war. Er fing an zu begreifen, daß Elisabeth in ihrer Lage kaum anders handeln konnte; denn eine schwärmerische Aufopferung, ihres und vielleicht ihres Vaters

Leben zu fordern, um ihrer ersten Liebe treu zu bleiben, wäre dem praktischen Sinne des Amerikaners nicht im Traume eingefallen, zudem da er sich gestehen mußte, daß er selbst keineswegs mehr der Gegenstand solcher romantischen Aufopferung seyn konnte. Er entschuldigte daher in seinem Herzen Elisabeth durch die Gewalt der Umstände, welche ihr keine Wahl ließen; denn was auch Reynolds von dem Edelmuth des Caughnewagoe-Häuptlings vorbringen mochte, so legte Wetzel nur wenig Gewicht darauf, und es leuchtete ihm ein, daß Elisabeth bei anhaltender fortgesetzter Weigerung, Black Eagle's Weib zu werden, am Ende sich und ihren Vater dem sichern Verderben überliefert haben würde. Seiner Vorurtheile über den Charakter der Indianer konnte er sich nicht entschlagen, und es däuchte ihm lächerlich, von denselben Großmuth und edle Gesinnungen fordern zu wollen, oder sie nur deren fähig zu halten. Je mehr Elisabeth aus diesem Grunde im Innern seiner Seele bei ihm entschuldigt war, um so höher stieg der Haß und Grimm gegen Black Eagle, den Besitzer des noch immer von ihm glühend geliebten Weibes und gegen alle Indianer, deren Race sein Leben von Jugend auf so dornenvoll gemacht hatte. Aus diesem Grunde blickte er auch mit Hohn und Mißtrauen auf seinen alten Gefährten Reynolds, der ein so warmer Freund und Vertheidiger der rothen Männer geworden war; doch war er zu schlau, um seinem Groll Luft zu machen, da er aus der Gefangennahme des Adoptiv-Indianers für sein Streifcorps den möglichsten Vortheil ziehen wollte. Nach den Mittheilungen Reynolds fand Wetzel, daß er mit seinen Begleitern in eine gefährliche Falle gerathen, da ihm höchst wahrscheinlich durch Black Eagle und die Häuptlinge der Wyandotten der Rückzug zum Ohio schon abgeschnitten war. Die Befreiung Elisabeth's und ihres Vaters war ihm durch die kluge Vorsorge Black Eagle's vereitelt, und nach dem von Reynolds Gehörten und dem auf Fort Bryant von Katharina schon früher Angedeuteten mußte es ihm sehr zweifelhaft erscheinen, ob diese Befreiung so willkommen und von den Befreiten so anerkannt worden wäre, wie er früher es sich träumen und wünschen mochte. Der beabsichtigte Ueberfall von Waughcotomoco hatte bei so bewandten Umständen keinen ersprießlichen Zweck mehr und konnte ihre Lage nur verschlimmern, wenn die herbeieilenden Wyandotten und Caughnewagoes ihnen wirklich schon den Weg versperrt hatten. Wetzel war bald mit sich im Reinen; er setzte bei Rey-

nolds noch so viel Sympathie für seine Landsleute voraus, daß er keine Falschheit von ihm erwartete und wandte sich endlich mit folgenden Worten an seinen alten Freund, der unter so abenteuerlichen Verhältnissen als Gefangener in seine Hände gefallen war:

„Francis, die Jahre, welche seit unserm letzten glücklichen Zusammenseyn auf der Farm am Elkhorn bis zu diesem Augenblick des Wiedersehens uns trennten, haben den damaligen Einklang unserer Ansichten und Gefühle so verändert und zwei so verschiedene Wesen aus uns gemacht, daß wir uns jetzt nur aus der Erinnerung wieder erkennen und kaum wissen, was wir von einander halten und denken sollen. Der ehemalige Freund ist als ein Feind in meine Gewalt gerathen; ich bin im Augenblick Herr über Dein Leben und Deinen Tod. Antworte mir aufrichtig: was wirst Du thun, wenn ich Dich freigebe und Dich Deinem eigenen Belieben überlasse?"

„Ich werde nach Waughcotomoco gehen und mit den zurückgebliebenen Kriegern euch Widerstand leisten, so lange ich es vermag," erwiederte der Adoptiv-Indianer fest und ruhig. „Es kann seyn, daß wir besiegt werden, allein euer Sieg wird euch herbe Frucht bringen, denn binnen 24 Stunden sind wir glänzend durch die in Eilmärschen heranrückenden Schaaren der Unsern gerächt."

„So willst Du nie zu Deinen Brüdern in Kentucky zurückkehren?" fragte Wetzel gelassen weiter.

Reynolds bedachte sich eine Weile. „Höre, Ludwig," versetzte er dann, „ich will Dir aufrichtig gestehen, mein Herz zieht mich sehnsuchtsvoll zurück nach den sonnigen Gefilden und herrlichen Wäldern meines geliebten Kentucky; aber ich mag nicht zum treulosen Verräther werden an meinen rothen Brüdern, die mich seit meiner Aufnahme in ihrer Mitte mit so viel Freundschaft, Liebe und Vertrauen behandelt haben; auch mag ich nicht zurückkehren, ohne die mit mir zu nehmen, die hier meinem Herzen so theuer sind; ebensowenig kann ich falsch gegen Dich und Deine Begleiter seyn. Beharrst Du daher in Deiner feindseligen Absicht auf Wauhcotomoco, so tödte mich! ich theile dann das Schicksal meiner rothen Brüder und Angehörigen; willst Du aber einen Vergleich mit mir eingehen und mir Deine Ehre verpfänden, in diesem Krieg kein Indianerblut mehr zu vergeßen, als höchstens zu Deiner Vertheidigung, so will ich Dich und Deine Gefährten

mit den Meinigen nach Kentucky begleiten und auf sichern Wegen nach dem Ohio führen, ohne daß wir auf die heranziehenden Indianerschaaren stoßen. Die Caughnewagoes werden mich freilich für einen schändlichen Ueberläufer halten; allein ich habe das Leben ihrer Weiber, Kinder und Greise, ich habe ihre Stadt gerettet und kann diesen Schritt vor meinem Gewissen rechtfertigen."

„Gut, ich gehe den Vorschlag ein," sagte Wetzel und reichte ihm die Hand zum Pfand seines Einverständnisses. „Aber wie willst Du Dein Versprechen halten, wie ausführen?"

„Hierzu bedarf es Deines vollen Vertrauens. Du mußt mich allein nach Waughcotomoco zurückkehren lassen. Mit Einbruch der Nacht bin ich mit Weib und Kind bei Dir; dann haben wir keine Minute zum Aufbruch zu verlieren."

Die Wetzel's waren indessen mit Reynolds bei den Kentuckiern in der Schlucht angelangt; der Letztere fand manchen alten Bekannten, die alle höchlich erstaunt waren, ihren ehemaligen Capitain, den tapfern Vertheidiger von Bryant's Standposten und wüthenden Indiaerfeind so unerwartet als gefangnen Adoptiv-Indianer vor sich sehen. Doch in den Wechselfällen des blutigen Grenzkrieges waren derartige abenteuerliche Schicksale gar nicht selten.

Reynolds, nachdem er den Wetzels und ihren Begleitern ausführlich seinen Plan zur Rückkehr nach Kentucky mitgetheilt hatte, ward endlich von ihnen entlassen, um Vorbereitungen zu dessen Ausführung zu treffen. Er entfernte sich von ihnen mit solcher Eile, daß der ihm nachblickende, mißtrauische Ludwig Wetzel mit halber Reue verdrießlich murmelte: „Wenn er uns doch verrathen sollte? Verdammt! ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen."

XVII.

Der Verrath.

Reisiger: Waffnet euch! Rüstet euch!
Der Feind ist auf der Höhe.
Hauptmann: Der Feind? Ihr spaßt.
Woher käme denn der?
Göthe's „Götz von Berlechingen."

Auf einer Felsenklippe, welche sich steil in die Schlucht herabsenkte, wo die Wetzels und ihre Begleiter mit Francis Reynolds

so eben ihre Uebereinkunft getroffen hatten, lag, unter dichtem Gesträuch versteckt und von allen unbemerkt, ein gefährlicher Lauscher. Flach auf den Felsen gedrückt und den häßlichen, nach indianischer Weise verzierten und bemalten Kopf nur so weit vorgeschoben, daß er alles, was unten in der Schlucht vorging und gesprochen wurde, sehen und hören konnte, ohne selbst gesehen und gehört werden zu können, hatte er bereits seit der Ankunft der Kentuckier, ohne sich zu rühren, in dieser unbequemen Lage zugebracht. Seit der Einbringung Reynolds, und nachdem er alles vernommen, was zwischen diesem und seinen Landsleuten verhandelt wurde, hatte sich über das ohnedem abschreckende Gesicht des in seinem Versteck Lauernden der Ausdruck einer satanischen Freude verbreitet. Als Reynolds, von Ludwig Wetzel wieder mit den ihm abgenommenen Waffen ausgestattet, die Schlucht verließ und gegen Waughcotomoco zu eilte, zog sich der Lauscher aus dem Felsen mit der Behutsamkeit einer Katze zurück. Es war ein Mann von stämmiger Gestalt, mit etwas auswärts gebogenen Beinen und bemalt und gekleidet, wie ein Indianer. Unsre Leser werden leicht in ihm den wilden Simon Girty erkennen.

Girty, welcher, seit Reynolds von den Wyandotten adoptirt worden und im Bündniß mit den Caughnewagoes stand, diesen Stämmen deßhalb feindlich gesinnt war, hatte erfahren, daß Reynolds mit wenigen Kriegern in Waughcotomoco zurückgeblieben war. Dieß schien ihm ein günstiger Augenblick für seine Rache. Er beredete zu diesem Zweck eine Anzahl Munsee-Indianer, unter denen er seit einiger Zeit lebte, und welche stets feindlich gegen die Wyandotten und Caughnewagoes gesinnt waren, und bei einer Fehde mit ihnen die Tapferkeit Reynolds hart empfunden hatten, Waughcotomoco nächtlicherweise und geräuschlos zu überfallen und bei dieser Gelegenheit sich der Person Reynolds zu versichern, um ihn gemächlich ihrer Rache opfern zu können. Die Munsees waren, gleich den Kentuckiern, bis einige Meilen von Waughcotomoco, durch die Wälder vorgedrungen; jedoch waren beide feindliche Abtheilungen, die sich ein und dasselbe Ziel gesetzt hatten, gleichfalls mehrere Meilen von einander getrennt, ohne daß die eine von der andern die geringste Ahnung gehabt hätte. Girty hatte die ihm längst bekannte Schlucht gleichfalls zum Versteck seiner Begleiter gewählt, da von ihr aus die Indianerstadt bald und leicht zu erreichen

war; doch hatte er es für nöthig gehalten, zuvor die Schlucht selbst und die Gegend umher zu recognosciren, um vor zu frühzeitiger Entdeckung gesichert zu seyn. Als er sich der Schlucht genähert, fand er sie bereits von den Kentuckiern besetzt. Es gelang ihm jedoch unbemerkt einen der Felsen, durch welche sie gebildet wurde, zu erklettern und auf der Spitze desselben ein ungeahneter Zeuge von dem eben erzählten Auftritt zu seyn. Sein Racheplan gegen Waughcotomoco, und besonders gegen Reynolds wurde dadurch vollkommen ein anderer. Er ließ Reynolds ruhig nach Waughcotomoco eilen und begab sich zu seinen Munsees, mit denen er sich über die auf's Neue zu nehmende Maßregeln berieth, dann trat er mit ihnen ungesäumt seinen Weg nach der Indianerstadt an.

Während dem war Reynolds zu Waughcotomoco angelangt und betrat seinen Wigwam, wo ihm Sink-ho-leek-can-nack freudig entgegen eilte, aber betroffen einen Schritt zurück trat, als sie das verstörte Antlitz ihres Gatten und dessen Veränderung in seinem Aeußern wahrnahm.

„Mein Peettil, was ist Dir begegnet fragte sie erschreckt?"

Reynolds schloß seine Gattin zärtlich in die Arme. „Mein süßes Weib," erwiederte er, „nun ich Dich wieder in meinen Armen halte, athme ich leichter. Abermals zog eine harte Stunde durch mein Leben; einer Prüfung ward ich unterworfen, die ich ohne Dich nicht zu bestehen vermag." Er setzte sie nun von dem Vorgefallenen in der Waldlichtung, von dem stattgehabten Kampfe, seiner Gefangennahme, seinem unerwarteten Zusammentreffen mit seinen alten Freunden und den Bedingungen, unter welchen sie ihn wieder entlassen, in Kenntniß und schloß mit den Worten: „Ich habe meinen kentuckischen Brüdern mein Wort gegeben, zu ihnen zurückzukehren, denn nur auf diese Weise ist es mir möglich, meine rothen Brüder und Schwestern hier zu retten. Sprich Sink-ho-leek-can-nack, wirst Du mir freudig und bereitwillig mit unserm kleinen Sohn unter meine weißen Brüder folgen, um für immer unter ihnen zu leben?"

„Wo Du bist, mein Peettil, da ist meine Heimath," erwiederte ohne Zögern die liebliche Indianerin, indem sie ihre Arme um ihn schlang und ihr reizendes Lockenhaupt an seine Brust lehnte.

Beide trafen nun ihre Vorbereitungen zur Flucht, welche nach Sonnenuntergang stattfinden sollte, so hatte es Reynolds mit den Kentuckiern in der Schlucht verabredet. Sie beschlossen,

Tecaughretanego weder von dem ganzen Vorfall, noch von der beabsichtigten Flucht etwas zu entdecken, da sie nicht sicher waren, ob er das Vorhaben nach seiner indianischen Anschauungsweise billigen werde. Reynolds, welcher bei seiner Zurückkunft von den Indianern von Waughcotomoco nicht weiter bemerkt worden war, stellte sein Indianercostüm wieder vollständig her, um bei denselben vorläufig keinen Argwohn zu erregen. Er hatte eben seine Toilette bis in ihre Einzelnheiten geordnet, als er plötzlich ein im Dorf entstehendes lebhaftes Getümmel vernahm, dem gleich darauf das durchdringende und weithin tönende Alarmgeschrei folgte. Reynolds trat mit Sink-ho-leek-can-nack vor den Wigwam; da eilte ihm einer der Krieger entgegen mit der Nachricht, daß Mooshking-oong (Simon Girty) mit einem Haufen Munsees angekommen sey; daß sie jedoch nicht in der Absicht gekommen, um mit den Kriegern von Waughcotomoco zu kämpfen, sodann um mit ihnen die Friedenspfeife zu rauchen, sodann würden sie ihren Weg zur großen indianischen Armee weiter fortsetzen. Mooshking-oong habe jedoch zuvor den Kriegern von Waughcotomoco Dinge von größter Wichtigkeit zu entdecken, und entbiete sie daher alle in den großen Wigwam.

Während der Indianer noch Bericht erstattete, ertönte vom Rathhaus her die Lärmtrommel, welche zur Versammlung berief.

„Wer läßt die Krieger zusammen rufen?" fragte Reynolds.

„Ohne Zweifel Tecaughretanego," erwiederte der Indianer. „Ich sah ihn zum großen Wigwam gehen, als ich auf dem Weg zu Dir war.

„So lasse uns unverzüglich auch dahin gehen, mein Bruder," sagte Reynolds mit finsterem Blick, denn es ahnete ihm nichts Gutes bei der Ankunft Girty's. „Wir müssen sehr vorsichtig seyn," fuhr er fort, „denn diese Munsees und Mooshking-oong mögen leicht etwas ganz Anderes beabsichtigen als die Friedenspfeife mit uns zu rauchen."

Reynolds warf seinem jungen Weibe einen bedeutungsvollen Blick zu und begab sich sodann mit dem Krieger nach dem Rathhaus. Sink-ho-leek-can-nack, welche den Blick ihres Gatten wohl verstanden hatte, ging in ihren Wigwam zurück, traf eilig einige Vorbereitungen, und ging dann den Männern nach.

Im Innern des Rathhauses hatten sich bereits die wenigen in der Indianerstadt befindlichen Krieger, sowie die kampfun-

fähigen Greise versammelt, unter ihnen Tecaughretanego; sie saßen in tiefster Stille in einem Halbkreis auf ihre Fersen gekauert, ihnen gegenüber, in derselben Weise Simon Girty und die Munsees; vor dem Gebäude versammelten sich neugierig die Weiber und Kinder des Orts, zu denen sich auch bald Sink-holeek-can-nack gesellte.

Als Reynolds und sein Gefährte in die Versammlung traten, richteten die Caughnewagoes, seine bisherigen Brüder und Kampfgenossen und sogar Tecaughretanego finstre, drohende und selbst verächtliche Blicke auf ihn, während die Munsees, und besonders Simon Girty, mit dem Ausdruck boshafter Freude ihn anstarrten. Reynolds schritt auf seinen Adoptiv-Vater zu und reichte ihm seine Hand; Tecaughretanego aber wandte sich ab und verweigerte ihm die seine; so die übrigen Krieger und Aeltesten. Reynolds erkannte darin, daß seine erneuerte Verbindung mit den Kentuckiern verrathen sei; und wenn so, dann war er verloren. Er ließ sich jedoch, ohne die mindeste Furcht zu verrathen, schweigend nieder und erwartete mit bebendem Herzen den Beginn der Verhandlungen. Endlich erhob sich Simon Girty und nahm das Wort.

„Ehrwürdige Väter und tapfere Krieger von Waughcotomoco," begann er, „ihr und unsre Brüder, die Wyandotten, habt mir seit langer Zeit heftig gegrollt, daß ich Euch einst von der gefährlichen Schlange vom blutigen Grunde, vor diesem Peetil hier, warnte; ihr habt ihn sogar zu einem eurer Häuptlinge gemacht — seht, zum Dank dafür hat er euch, eure Squaws und Kinder an seine weißen Brüder verrathen!"

Ein furchtbarer Schrei der Wuth erhob sich unter den Caughnewagoes.

„Wollt ihr an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, so könnt ihr euch leicht überzeugen," fuhr Girty fort. „Die Langmesser lagern ganz in eurer Nähe und bedrohen euer Town von zwei Seiten. Sendet einen Kundschafter nach der Schlucht, welche einige Meilen nördlich der Stadt liegt und er wird eine Abtheilung derselben gewahr werden; eine andre Abtheilung rückt südlich heran, und beide vereint gedenken kommende Nacht, ehe Black Eagle euch zu Hülfe eilen kann, zu überfallen und alles, was da athmet von euerm Tribe zu ermorden und zu scalpiren. Und euer großer Krieger Peetil hat sich mit ihnen verbunden und will ihnen bei dem blutigen Werk hülfereiche Hand leisten

und mit ihnen dann wieder zurück nach dem blutigen Grunde ziehen. Durch einen Zufall erlauschte ich den ganzen Mordplan und eilte mit meinen Brüdern hierher, um euch mit den Absichten dieses tückischen Verräthers bekannt zu machen und euch gegen die Shewanicks beizustehen. Ich habe geredet."

Ein abermaliges Wuthgeschrei der Caughnewagoes erfolgte, welches von den vor der Thüre versammelten Weibern und Kindern schrillend wiederholt wurde, als ihnen das vermeintliche Verbrechen Peettil's mitgetheilt wurde. Die anwesende Sinkho-leek-can-nack eilte bei dieser Nachricht gleich einem flüchtigen Reh ihrem Wigwam zu.

„Du bist selbst ein verdammter, tückischer Verräther!" schrie Reynolds, indem er aufsprang und den Tomahawk mit flammenden Augen über seinem Haupte schwang, „ein teuflischer Lügner, der die Wahrheit entstellt, um Waughcotomoco in's Verderben zu stürzen. Ja, es ist Wahrheit, daß die Kentuckier Waughcotomoco von zwei Seiten bedrohen; aber es ist eine elende Lüge, daß ich mich mit ihnen verbunden, um meine rothen Brüder und Schwestern zu ermorden."

Reynolds erzählte nun den ganzen Hergang. Die Caughnewagoes hörten ihm ruhig, jedoch noch immer grollend zu. „Hier stehe ich noch bewaffnet und im vollkommenen Gebrauch meiner Kraft und Stärke, um mich gegen jeden feindlichen Angriff dieser Munsees, die ihre frühere Züchtigung durch meine Hand nicht vergessen können, oder selbst gegen meine Brüder vertheidigen zu können, schloß er seine Rede; „doch es sey ferne von mir, daß ich die Hand feindlich gegen euch, meine ehrwürdigen Väter, und gegen euch, meine Brüder und Kampfgenossen, erheben sollte; der Augenblick, wo ich dieses thue, sey der letzte meines Lebens. Hier habt ihr meine Waffen;" bei diesen Worten entledigte er sich seiner Waffen, „ich stelle mich schutzlos unter euch wie ein Kind. Ich würde nicht so thun, wenn ich mich schuldig wüßte. Aber ich fordere nun Gerechtigkeit von euch; ich fordere, daß ihr Gericht über mich haltet und Recht über mich sprecht, wie es Sitte unter euch ist, und wie mir, als eurem seitherigen Bruder zukommt. Seit wann ist es unter euch Gebrauch, daß ein fremder und bisher euch feindlich gesinnter Stamm mit euch zu Gerichte sitzt? Habt ihr diese Munsees mit solchen Wohlthaten überhäuft, daß ihnen eure Rettung so sehr am Herzen liegen kann? Verdient dieser Mooshking-oong, dessen ganzes Leben eine Kette

von Verrath und Treubruch ist, mehr Glauben als ich, den ihr als Sohn und Bruder aufgenommen und mit Anhänglichkeit und Liebe überhäuft habt? Ich fordere von euch, daß ihr mich nicht eher richtet, bis der ganze Tribe zurückgekehrt ist, welches sich nicht bis zum nächsten Sonnenaufgang verzögern wird. Gefällt es euch aber, mit diesen Munsees eure Rache sofort in meinem Blute zu löschen, so mögt ihr die Folgen hinnehmen. Die Krieger vom blutigen Grunde, von denen ich bereits die Zusage eines friedlichen Zurückzuges erlangt habe, werden bei der Nachricht von meinem Tode oder meiner Gefangennahme unsre Uebereinkunft für aufgehoben halten und furchtbare Rache nehmen, denn sie sind euch an Zahl weit überlegen, auch wenn euch diese verrätherischen Munsees wirklich zu unterstützen gesonnen seyn sollten. Ich habe geredet."

Diese entschlossene und kühne Vertheidigungsrede machte auf die Caughnewagoes großen Eindruck. Tecaughretanego nahm das Wort und erwiederte: „Peettil, den ich an Sohnes Statt annahm, und den ich wie meinen Sohn liebte, tief hat mich Alles, was Du heute gethan, betrübt. Aus Deinem Betragen und aus Deiner Rede ist uns klar geworden, daß das weiße Blut, welches der große Geist bei Deiner Geburt Dir in die Adern goß, sich weder durch Deine Aufnahme in unsre Mitte, noch durch unsre Liebe und Treue zu Dir vertilgen läßt; daß Du stets eine größere Zuneigung zu den weißen als zu den rothen Stämmen der Menschen empfinden wirst. Als ein aufrichtiger rother Mann würdest Du Dich eher von den Langmessern haben tödten, als Dich unter solchen Bedingungen zu einem Vertrag eingelassen haben. Das Vertrauen, welches wir zu Dir hegten, hat dadurch für immer einen Bruch erhalten, der es Dir für die Zukunft unmöglich machen wird, in unsrer Mitte so geliebt und geachtet, wie bis zu dieser Stunde leben zu können. Doch dürfen wir auch nicht ganz ungerecht gegen Dich seyn, da Deine Absicht, obgleich eine verkehrte und keines Kriegers unsers Stammes würdige, eine gutgemeinte war. Es wäre daher voreilig und unklug, Dich deßhalb in der ersten Aufwallung unsers Zornes tödten zu wollen. Dein Verlangen ist billig, vor dem ganzen Tribe gerichtet zu werden. Die Pflicht unsrer Krieger aber ist es, dem Feind, der uns in unsern Wigwams bedroht, unverzüglich entgegen zu ziehen, und da er sich in zwei Haufen getheilt, ihn zu überraschen und vereinzelt zu schlagen. Wollen diese

tapfern Krieger vom Tribe der Munsees uns in diesem Kampfe beistehen, so haben sie Gelegenheit, uns in unserm bisherigen Mißtrauen zu beschämen, und die alte Feindschaft, welche viele Jahre zwischen ihrem Stamme und dem unsern währte, in eine innige Freundschaft zu verwandeln."

Ein lautes Gemurmel des Beifalls machte sich unter den Caughnewagoes bemerkbar, während die Munsees in finsterm trotzigen Schweigen verharrten, und dadurch andeuteten, daß sie mit dieser Entscheidung durchaus nicht einverstanden seien.

„Wie, ihr Krieger von Waughcotomoco," begann Girty abermals, „glaubt ihr der glatten Zunge dieses verrätherischen Kentuckiers mehr als mir, der zahllose Bleichgesichter scalpirt hat, um sich als einen ächten rothen Mann zu bewähren? Kann das gutmüthige Geschwätz dieses alten schwachen Häuptlings euch vom Scalp eines verächtlichen Ueberläufers abhalten? Wohl, wenn ihr nicht den Muth dazu habt, ich und meine Brüder vom Tribe der Munsees wollen das Werk der Rache vollbringen."

„Mooshking-oong, mein Bruder, Du vergißt, daß ihr, Du und Deine Krieger, nur Gäste zu Waughcotomoco seyd und keine Stimme in unsrer Versammlung habt," versetzte Tecaughretanego im ruhigen und festen Ton. „Die hier anwesenden Krieger mögen darüber abstimmen, ob Peettil bis zur Ankunft des ganzen Tribes leben, und sein Loos nur durch diesen allein bestimmt werden soll."

Nach diesen Worten ergriff Tecaughretanego die Kriegskeule und reichte sie dem neben ihm sitzenden Krieger, der sie ruhig weiter gab, bis sie den letzten der anwesenden Caughnewagoes erreichte, welcher sie in seinen Händen behielt. Sie hatten sich für den Ausspruch Tecaughretanegoes entschieden.

In diesem Augenblick trat fast athemlos ein junger Caughnewagoe herein, welchem ein entfernter Posten anvertraut gewesen war, und brachte der Versammlung die beunruhigende Nachricht, daß vom Süden her ein starker Haufe weißer Krieger im Eilmarsch vordringe und bis Sonnenuntergang ohnfehlbar Waughcotomoco erreicht haben würde. Unter den Anwesenden entstand eine lebhafte Bewegung.

„Besteht ihr nun noch auf eurer Entscheidung?" fragte Girty höhnisch. „Ihr seht, es gilt jetzt Ernst. Uebergebt uns diesen bleichen Verräther und wir wollen mit euch kämpfen und die

Shewanicks warm empfangen; beharrt ihr aber auf eurem Entschluß, so müßt ihr zusehen, ob ihr mit ihnen fertig werden könnt, wir ziehen unsers Weges."

„Wir bedürfen des Beistandes der Munsees nicht!" rief zornig einer der Caughnewageos. „Die Munsees sind Hunde; sie bellen nur und laufen davon, wenn ihnen der Feind sein Auge zeigt."

„Hoho! die verächtlichen Hunde!" riefen mehrere andre Caughnewagoe-Krieger.

Girty warf einen durchdringenden Blick auf seine Begleiter, den diese als das verabredete Zeichen erkannten. „Hunde nennt ihr die Munsees?" schrie er; „nun wohl, sie werden euch zeigen, daß sie nicht allein bellen, sondern auch beißen können!" Und mit einem Satz war er bei dem Krieger, der das kühne Wort gesprochen und spaltete ihm mit einem furchtbaren Schlag seines Tomahawks den Schädel. In demselben Moment stürzten die Munsees sich auf die überraschten Caughnewagoes, welche, auf einen solchen verrätherischen Ueberfall gänzlich unvorbereitet, schnell von dem an Zahl überlegenen Feinde übermannt waren. In wenigen Minuten waren Reynolds, Tecaughretanego und die Krieger von Waugheotomeco entwaffnet und gebunden; nur einem war es gelungen, durch das Thor des Gebäudes zu entfliehen und den draußen harrenden Weibern und Kindern den schändlichen Verrath zu verkünden. Mit einem Schrei des Entsetzens zerstob die wehrlose Menge und flüchtete sich in die nahen Waldungen, angstvoll sich in bekannten Schlupfwinkeln verbergend. Nur hier und da schrie in den einsamen Wigwams ein zurückgelassenes Kind, und unter diesen auch der kleine Sohn Reynolds.

Girty überblickte triumphirend seine gefesselten Feinde. „Nun, ihr stolzen Krieger der Caughnewagoes, seyd ihr in der Gewalt der Munsees, die ihr Hunde nanntet; dankt es eurer rothen Haut, wenn sie euch nicht zerreißen, und gewaltsam euch dem Scalpirmesser der heranziehenden Shewanicks entführen. Du aber, kentuckische Ratte, sollst dieses Mal meiner Rache, die ich Dir seit Jahren geschworen, nicht entkommen," wandte er sich an den geknebelten, am Boden liegenden Reynolds. „Wir haben Zeit bis gegen Sonnenuntergang zum Zurückzug, und diese Frist wollen wir unverzüglich anwenden, Dich den langsamen Feuertod des Colonel Crawford sterben zu lassen."

Reynolds erbebte unwillkührlich bei diesen Worten, denn ihm

waren die Einzelnheiten der schaudervollen Hinrichtung dieses tapfern Officiers, welcher als Commandirender einer Expedition gegen die Indianer 1782 als Gefangener in deren Hände gerathen war, nur zu wohl bekannt; auch wußte er, daß sich damals Girty bei derselben lebhaft betheiligt, und von diesem wilden und blutdürstigen Charakter keine Schonung zu erwarten war. Girty traf auch sogleich Anstalten, seine Drohung zu verwirklichen. Reynolds wurde vor das Rathhaus geschleift und darauf sein Gesicht schwarz angestrichen, welche Ceremonie er nur zu wohl verstand. Vor seinen Augen wurden nun emsig die Vorbereitungen zu seiner entsetzlichen Hinrichtung gemacht, denen er stumm und ohne ein Zeichen der Furcht zusah, um wenigstens seinem Feind nicht diesen Triumph zu gönnen. Er gab sich verloren, denn die Ankunft seiner kentuckischen Freunde konnte er, nach seiner Verabredung mit ihnen, vor Sonnenuntergang nicht erwarten, und bis dahin konnte er längst zu Staub und Asche verbrannt seyn.

Während dies zu Waughcotomoco vorging, beobachtete Ludwig Wetzel einige Zeit in größter Ungeduld das allmählige Sinken der Sonne; eine peinigende Ungeduld hatte sich seiner bemächtigt, die von Minute zu Minute stieg und von der er sich selbst keine eigentliche Rechenschaft geben konnte. Es war halb Argwohn, ob er seinem alten Freunde Reynolds, der unwillkührlich eine so unverholene Vorliebe für seine indianischen Freunde an den Tag gelegt hatte, auch vollkommen zu trauen sey; halb war es Aerger, eine vielleicht unschätzbare Zeit zu verlieren, um sich in den Besitz der Indianerstadt zu setzen, der ihm zur Herstellung seiner Verbindung mit seinem Bruder Martin und dem Hauptcorps der Kentuckier von äußerster Wichtigkeit war; Geduld war ohnedem seine Sache nicht. Nach längerem Hinundherüberlegen trat er zu seinen Gefährten. „Gentlemen," redete er sie an, „wir haben zwar mit Reynolds verabredet, hier in dieser Schlucht die einbrechende Nacht zu erwarten; allein je mehr ich die Sache in Betrachtung ziehe, je mehr leuchtet mir ein, daß es gerathener seyn möchte, den Wigwams der Rothhäute so nahe als möglich zu rücken, als hier in dieser Felsenspalte sitzen zu bleiben, die uns leicht zur Mausefalle werden könnte."

Der Vorschlag zum Aufbruch kam Allen sehr erwünscht und wurde gleich zur Ausführung gebracht. Die Kentuckier schwangen sich auf ihre Rosse und ritten vorsichtig an dem Rand des

Waldes hin auf Waughcotomoco zu. Sie hatten bereits eine bedeutende Strecke zurückgelegt und waren nicht mehr weit von der Indianerstadt entfernt, als sie plötzlich einen Reiter in der Richtung von Waughcotomoco her, auf dem breiten Uferrand, der zwischen dem Fluß und Wald lag, daher jagen sahen. Die Kentuckier schwenkten sogleich in den Wald und machten Halt, bis der Reiter heran kam. Ludwig Wetzel erkannte bald, daß es ein junges Indianerweib war, die von Zeit zu Zeit scheu und furchtsam zurückblickte, als fürchte sie Verfolgung, und dann um so schneller wieder vorwärts jagte. Als dieses Wetzel bemerkte, hieß er seine Brüder und Begleiter zurück bleiben, und sprengte aus dem Wald hervor und grade auf die Indianerin los. Diese, sowie sie ihn erblickte, zeigte nicht die geringste Furcht, sondern eilte ihm entgegen.

„Bist Du einer der Krieger vom blutigen Grunde, die heute Morgen mit ihrem Freunde Peettil gesprochen?" fragte sie hastig.

„Peettil? ganz recht! Dies ist der Name meines Freundes Reynolds unter den Indianern," erwiederte Wetzel.

„Ich bin seine Squaw. Mein Indianer-Name ist Sink-ho-leek-can-nack, mein christlicher Mary. Wenn Du meines Peettils Freund bist und Dir sein Leben so lieb ist wie mir, so folge mir mit Deinen Kriegern eilig nach Waughcotomoco, ihn zu retten."

„Wie? ist sein Leben bedroht?"

„Eure Unterredung hat Mooshking-oong belauscht; mit einem Haufen Munsees kam er nach Waughcotomoco und verrieth Peettil. Die Krieger hielten über ihn Gericht und sie werden ihn tödten, wenn die Krieger vom blutigen Grunde nicht frühe genug zu seiner Rettung herbei eilen."

„Weib, darf ich Deinen Worten trauen?"

„Tödte mich mit Deinem Tomahawk, wenn Du findest, daß ich Dir Lüge gesagt."

„So komm. Du siehst nicht darnach aus, als ob Du uns betrügen könntest. Wir wollen Deinen Peettil retten oder rächen."

Beide jagten dem Walde zu.

„Gentlemen," war die Anrede Ludwigs an seine Begleiter, hier ist das Weib unsers Freundes Reynolds; von ihr erfahren wir, daß Simon Girty von unserm Vorhaben Wind bekam, mit einem Haufen Munsees nach Waughcotomoco eilte und unsern Freund verrieth. Wir müssen ihm zu Hülfe kommen."

„Hoho! hoho! nach Waughcotomoco!" riefen lustig die Kentuckier.

„Wie stark ist der Feind?" fragte Ludwig Wetzel die Indianerin.

„Die Caughnewagoes mögen zwanzig und die Munsees dreißig Krieger zählen," war die Antwort Sink-ho-leek-can-nacks.

„Uns beinahe doppelt überlegen," versetzte Ludwig etwas bedenklich; „doch immerhin," setzte er entschlossen hinzu. „Wir wollen ihnen wie ein Gewittersturm über den Hals kommen, und durch die Schnelligkeit und Heftigkeit unsers ihnen gewiß unerwarteten Angriffs ersetzen, was uns an der Zahl fehlt. Das rieth mir mein guter Engel, daß wir die verdammte Schlucht im Rücken ließen; so sind wir zur rechten Zeit bei der Hand und können hoffentlich noch Reynolds retten. Endlich werden wir einmal mit dem verdammten Girty ein Hühnchen rupfen können."

Die Kentuckier jagten nun mit Sink-ho-leek-can-nack mit der Schnelligkeit einer Sturmwolke auf Waughcotomoco zu. Nicht mehr ferne davon trafen sie auf eine fliehende Squaw, welche, als sie Sink-ho-leek-can-nack erkannte, ihnen den Verrath und Ueberfall der Munsees mittheilte.

„Dadurch hat sich die Zahl unsrer Feinde vermindert und wir werden um so leichter mit ihnen fertig werden!" rief Ludwig Wetzel fröhlig, und pfeilschnell jagten sie weiter ihrem Ziele entgegen. Als sie die ersten Wigwams von Waughcotomoco erreichten, fanden sie die Stadt verödet und menschenleer; nur aus der Ferne, vom Rathhaus her, vernahmen sie das wüste Siegesgeschrei der Munsees.

Die Munsees, welche die Ankunft der Kentuckier nicht vor Abend erwarteten, hielten sich so sicher, daß sie ihre sonst gebräuchlichen Vorsichtsmaßregeln gänzlich unterlassen und keine Wachen ausgestellt hatten. Ein Jeder wollte an dem Feste der Rache theilnehmen, das ihnen die schaudervolle Hinrichtung Reynolds gewähren sollte. Sie hatten einen Scheiterhaufen von dürrem Hickoryholz errichtet und davor einen Pfahl eingeschlagen, an welchem Reynolds angebunden war. Die Munsees hatten alle ihre Büchsen blos mit Pulver geladen, welches sie vor dem Anzünden des Holzstoßes in den Körper ihres Opfers schießen wollten. Ein riesenhafter Kerl stand neben Reynolds bereit, ihm bei lebendigem Leibe Nase und Ohren abzuschneiden

und ihm die Kopfhaut abzuziehen. So eben hatte Girty, der alle diese Vorrichtungen angeordnet, die grauenhafte Festlichkeit mit einer darauf Bezug habenden Rede eröffnet, welche von seinen Gefährten mit dem wildesten Beifallsgeschrei erwiedert wurde.

Die Kentuckier waren indessen nicht auf der breiten Straße, welche mitten durch die Indianerstadt zum Rathhaus führte, vorgedrungen, sondern hatten sich, um nicht zu frühzeitig von ihren Feinden bemerkt zu werden, hinter den verlassenen Wigwams still denselben genähert. In dem entscheidenden Augenblick, als das Beifallsgeschrei der Munsees auf Girty's Rede verstummte, und die Qualen Reynolds beginnen sollten, brachen sie plötzlich mit ihrem furchtbaren Kriegsgeschrei auf allen Seiten hervor. Die Munsees standen einen Augenblick starr vor Schrecken; zu ihrem eignen Verderben hatten sie ihre Büchsen alle nur mit Pulver geladen und sich dadurch selbst fast vertheidigungslos gemacht. Girty, schnell entschlossen, rief ihnen zu, sich mit dem Tomahawk auf den Feind zu stürzen, was sie auch im Nu ausführten; allein die Kugeln der schießgeübten Kentuckier streckte sogleich eine Anzahl nieder, die übrigen ergriffen mit furchtbarem Geheul die Flucht, wurden jedoch fast alle eingeholt und niedergemacht.

Als Girty sah, daß Alles verloren war, rannte er auf Reynolds zu, um ihm sein langes Messer durch die Brust zu stoßen, und ihn noch vor seinem eignen Untergang seiner Rache zu opfern; allein in demselben Augenblick, wo er seine mordbewaffnete Faust zu dem verhängnißvollen Stoß erhob, fuhr ihm die Schneide eines Tomahawks hart über den Kopf, nahm ihm das eine Ohr mit und blieb tief in seiner Schulter sitzen. Betäubt von dem Schlag stürzte er für mehrere Minuten bewußtlos zusammen. Es war Sink-ho-leck-can-nack, die noch zur rechten Zeit in dem grausenhaften Moment bei ihrem Gatten angelangt war und mit dem Tomahawk, mit dem sie sich bewaffnet, ihn von seinem grimmigsten Feind befreit hatte. In wenigen Secunden hatte sie Reynolds mit ihrem scharfen Beil seiner Bande entledigt, preßte ihn in seligem Entzücken über seine gelungene Rettung an den hochwallenden Busen und stürmte dann fort nach ihrem Wigwam, wo sie ihr Kind einsam zurückgelassen hatte, und wohin ihre Mutterangst sie trieb. Der Kleine, der noch keine Ahnung von den wilden Stürmen des Lebens hatte, lächelte ihr wie ein Engel entgegen.

Reynolds, nachdem er sich so unerwartet gerettet sah, vergaß

nicht seines Adoptiv-Vaters Tecaughretanego und seiner Caughnewagoe-Freunde. Da von ihnen nun, unter den obwaltenden Verhältnissen, keine Feindseligkeit mehr zu erwarten war, eilte er mit Einwilligung Wetzels in das Rathhaus und entledigte Tecaughretanego und die Caughnewagoes, nachdem sie ihm bereitwillig zugesagt hatten, die Friedenspfeife mit den Kentuckiern zu rauchen, ihrer Fesseln. Als Reynolds mit Tecaughretanego aus dem Rathhaus trat, sahen sie den Scheiterhaufen in hellen Flammen, und an denselben Pfahl, an den kurz zuvor Reynolds einem entsetzlichen Tode entgegen sah, hatte man Simon Girty gefesselt. Da der Pfahl zwei Schritte von dem brennenden Holzstoß eingeschlagen war, so konnten ihn dessen Flammen nicht erreichen, aber um so peinigender empfand er die Hitze der nahen Gluth, die sich von Secunde zu Secunde mehr entwickelte. Bald wurden die Kleider an seinem Körper schwarz und fielen mürbe und verkohlt ab; seine Haut fing zu rösten an und der ungeheure Schmerz trieb ihm fast die Augen aus dem Kopfe; doch litt er diese Qualen mit spartanischer Standhaftigkeit und ohne ein Zeichen von Reue und Muthlosigkeit zu geben; diesen Triumph gönnte er seinen langjährigen Feinden nicht. Kein Wort um Schonung, oder seine Qualen durch einen schnellen Tod zu endigen, war seinen Lippen entschlüpft; denn er selbst hatte seinen Feinden nie Schonung gewährt und durfte sie daher auch von diesen nicht erwarten. Als Reynolds den Unglücklichen erblickte, den er so tödlich haßte und der ihm noch vor wenigen Minuten dasselbe Schicksal zugedacht hatte, empörte sich sein Herz, ein menschliches Gefühl erstickte die Freude befriedigter Rache; er trat mit einer Büchse vor ihn und schoß ihm mitleidig eine Kugel durch die Brust, die ihn augenblicklich tödtete. Bald darauf war der gefürchtete Simon Girty, der in den Grenzkriegen eine so hervorragende Rolle unter den Indianern spielte, ein Häuflein Asche und verbrannter Knochen.

Noch vor Abend traf Martin Wetzel mit dem Hauptcorps der Kentuckier ein. Er hatte die Nachricht von den in seinem Rücken vordringenden starken Indianerhaufen erhalten, und sich beeilt, Waughcotomoco zu nehmen und sich so schnell als möglich mit seinen Brüdern und Freunden zu vereinigen. Wie erstaunte er aber, als er in Waughcotomoco, ohne auf Widerstand zu stoßen, einrückte, und seine Brüder und Freunde daselbst schon vorfand, die Friedenspfeife mit den Caughnewagoes rauchend.

Ludwig Wetzel drang nun zum schleunigen Aufbruch, denn er wollte die Ankunft Black Eagles, den er als Gemahl Elisabeths haßte, nicht abwarten und überhaupt die zweifelhafte Freundschaft der Caughnewagoes nicht weiter auf die Probe stellen. Reynolds und Sink-ho-leek-can-nack hatten den kleinen Sprößling ihrer Liebe und ihre besten Habseligkeiten auf Pferde gepackt. Ihr Abschied von dem alten Tecaughretanego war ergreifend; innig umarmte er seinen zu Thränen gerührten Adoptiv-Sohn, dann schloß er die heftig weinende Sink-ho-leek-can-nack in seine Arme.

„Mein Sohn," sagte er bewegt, „Du verläßt Deine rothen Brüder, die Dich mit Wohlwollen und Freundschaft behandelt, und mich, der Dich liebte wie sein eignes Blut; aber in Deinen Adern fließt das Blut der Weißen, und ich kann Dich darum nicht tadeln, wenn Du Dich zu ihnen zurück sehnst. Auch Du, meine Tochter, hattest eine Weiße zur Mutter, und die Erzählungen von den Herrlichkeiten ihres Stammes mögen die Sehnsucht nach ihnen in Deiner Brust erweckt haben; einen Weißen hattest Du einst zuerst in Dein jungfräuliches Herz geschlossen, und es ist nicht mehr wie billig, daß Du ihm als seine treue Squaw dahin folgst, wohin zu ziehen er für gut findet. Mögtest Du unter dem Stamme der Weißen so geehrt und geliebt seyn, wie Du es unter uns warst. Möge uns einst Alle Owaneeyo in den glücklichen Jagdgründen wiederfinden lassen."

Die Kentuckier brachen auf und nahmen, von Reynolds geführt, ihre Richtung nach Osten. Tecaughretanego sah ihnen nach, bis sie im Walde verschwunden waren. „Warum können doch die rothen und die weißen Menschen nicht in Frieden neben einander leben?" seufzte er. „Ach! leider gibt es unter allen Stämmen der Bösen mehr als der Guten!" Weinend kehrte er in seinen vereinsamten Wigwam zurück.

Noch in derselben Nacht traf Black Eagle mit seinen Kriegern in Waughcotomoco ein. Als ihm die Ereignisse des vergangenen Tages mitgetheilt wurden, ließ er die Kentuckier ruhig ihres Weges ziehen, ohne auf ihre Verfolgung zu denken. Schmerzlich war ihm die Flucht Reynolds, den er mit aufrichtiger Freundschaft geliebt hatte.

(Fortsetzung und Schluß folgt im vierten Hefte.)

Europa, seine Bewegungen und Revolutionen.

Historische Bilder der jüngsten Vergangenheit.

VI.

Die Berliner Revolution im März 1848.

Sie fochten dreizehn Stunden lang,
Die Erde hat gezittert!
Sie fochten ohne Sang und Klang,
Sie fochten stumm, erbittert!
Da war kein Lied wie ça ira —
Nur Schrei und Ruf und Röcheln,
Sie standen ernst und schweigend da,
Im Blut bis zu den Knöcheln.

Ferd. Freiligrath.

Der Sturm in Paris, welcher die Dynastie Orleans vom französischen Throne gefegt hatte, rührte auch den Staub des Monarchenthums in Preußen, und besonders am Hauptsitz des Absolutismus, in Berlin auf; aber die Leute waren hier noch zu schlaff, zu stumpf, durch das demoralisirende System Preußens zu sehr in Kopf und Herz vernichtet, als daß der gewaltige Stoß im Westen bis hierher seine Schwingungen mit der nöthigen Kraft hätte fortsetzen können, um auch hier, wie dort, denselben Erfolg herbeizuführen. Als die Nachricht von der Februar-Revolution in Paris zu Berlin eintraf, war man erstaunt, verwundert, man fluchte den Franzosen, die wieder so dumm gewesen, ihr Glück zu zerstören, und den Frieden von Europa zu gefährden, ohne die Beweggründe ihres Handelns zu kennen. Wohl war ein großer Theil von gleicher Liebe zur Freiheit beseelt; aber die Zwangsjacke konnte hier nicht so leicht abgestreift werden, weil sie fester geschnürt war wie dort. Der unselige Wahn, daß Preußen nur als Militärstaat seine durch das Gut und Blut seiner Bürger erworbene politische Bedeutung bewahren könne, eine Bedeutung, die es jedoch lediglich der Intelligenz

seiner Bewohner verdankt, dieser unselige Wahn gesellte sich auch den Ursachen hinzu, welche anderwärts die Volksfreiheit unterdrückten. Dieser Wahn hieß mitten im Frieden ein ungeheures Heer auf Kosten des Bürgers unterhalten, aus Furcht vor einem Phantom, dessen Existenz man dem getreuen Unterthan einzureden suchte, und an welches zu glauben dieser lange einfältig genug war. Dieses Heeres bemächtigte sich die Aristokratie immer mehr und mehr; es wurde bald eine gute Versorgungs- oder Pensionsanstalt für den Adel, um dessenwillen das Mark des Landes an ein Institut vergeudet wurde, welches im Frieden nur ein Spielwerk, als eine Paradepuppe der Fürsten betrachtet, und nöthigenfalls als brauchbare Maschine gegen freie Volksregungen gebraucht werden konnte. Um diese Maschine als ein desto sichereres Werkzeug in die Hände des absoluten Monarchen zu liefern, suchte sich der Officierstand nach und nach immer mehr von den Bürgerlichen zu reinigen, die ihm aus den Zeiten der Gefahr noch beigemischt waren. Die Abgeschlossenheit des Militärstandes, als eines für sich bestehenden, nur dem einen absoluten Willen unterworfenen Ganzen, wurde durch die Casernirung der Truppen noch gesteigert, und so gestaltete sich zwischen Militär und Civil überhaupt eine von den Schöpfern dieses Systems wohlberechnete Abneigung, die oft an Feindschaft grenzte.

Die Seele des preußischen Absolutismus war bei den bestehenden Verhältnissen Berlin. Wenn auch die Provinzen zum Theil der Residenz vorauseilten, und der Ruf nach Freiheit des Volkes dort früher vernehmbar war als hier, so hatte dies natürlich seinen Grund in dem Vorhandenseyn einer größeren Masse der niederdrückenden Elemente in der Residenz. Berlin hatte im März 1848 für gewöhnlich 3 Infanterie-, 3 Cavallerie-Regimenter, 1 Artillerie-Brigade, 1 Schützen-Bataillon, 1 Pionir-Abtheilung, 1 Handwerks-Compagnie und 2 einzelne Escadronen, die bis auf ein noch bei den Bürgern einquartirtes Bataillon sämmtlich casernirt waren. Die Offizierstellen dieser Truppen hatten, mit einigen Ausnahmen, nur Adelige inne, und ihre Zahl wurde noch durch die aus den Truppentheilen der Provinzen zu besondern Zwecken in der Residenz Commandirenden und durch den Generalstab bedeutend verstärkt. In Potsdam, wo man auf der Eisenbahn jeden Augenblick Truppenmassen nach Berlin schleudern konnte, war diese Anzahl nicht viel geringer,

und so hatte sich die absolute Monarchie mit einer Schutzmauer umgeben, an der alle Forderungen des Volkes abprallen sollten.

Berlin war und ist gleichfalls der Sitz einer sehr zahlreichen, den Volksinteressen in der Regel fremden und nur den Interessen des Hofes, dessen Luft sie athmet, ergebenen Aristokratie. Ihre Stütze war das Beharren des Monarchen in dem bisher verfolgten Systeme, und jede Begünstigung des Volkes, jede Erweiterung seiner ihm entzogenen Rechte, betrachtete dieselbe als eine Antastung ihrer vermeintlichen Gerechtsame, als einen Raub, der an ihr verübt würde, um dessen Beute an diejenigen zu vertheilen, auf welche sie nur mit Stolz und Verachtung herabblickte. Nur in dem Absolutismus konnte der Adel in der bisherigen Weise fortbestehen, und es lag daher in seinen höchsten Interessen, sowie in denen der Offiziere des Heeres, den Absolutismus zu halten und zu befestigen.

Wie der Adel und das Militär, so concentrirte sich auch um den absoluten Thron eine unzählige Beamtenschaar, von welcher hauptsächlich die Administrativbeamten, deren Untergeordnete zum größten Theil aus dem Soldatenstande gebildet sind, in ihrem persönlichen Interesse alle Ursache hatten, eine Fortdauer des Bestehenden zu wünschen. Die Bureaukratie mußte in der starren Art und Weise, wie sie in Preußen sich eingebürgert hatte, mit Reformen fallen, und die Volksfreiheit war also eine Lebensfrage der Beamtenwelt. Sie predigte daher die Nothwendigkeit der absoluten Monarchie und das Glück des Volkes unter derselben bei jeder Gelegenheit. Wer ihren Glückseligkeitslehren widersprach, wurde als Demagoge, als Bösgesinnter, Feind des Vaterlandes, als unruhiger Kopf bezeichnet, und konnte mitunter sogar froh seyn, wenn es bei diesen Bezeichnungen blieb und er nicht auf der Festung Spandau oder Magdeburg den Lohn für seine Vaterlandstreue erhielt.

Auch die festen Inhaber von Staatspapieren und Actien zitterten vor einer Umwälzung und Veränderung des bestehenden Zustandes, die ihnen leicht in ihren Folgen ungeheure Verluste oder gar Verarmung zuziehen konnte. Gleichfalls war eine Masse derjenigen Bürger auf Seiten der absoluten Monarchie, welche ihren Unterhalt und ihren Verdienst meistens vom Hof, den Adligen und den Beamten zog, und denen die Fleischtöpfe Egyptens lieber waren als die Freiheit.

Gegenüber dieser starken Elemente der unbeschränkten Einherrschaft fehlte es jedoch auch nicht an welchen zur Revolution. Dahin gehörte die tiefe Wissenschaftlichkeit der meistens berühmten Gelehrten von Profession, welche Berlin in seinem Schoße birgt. Das politische Bewußtseyn in ihnen war ein gereiftes; allein ihrem Wirken stemmten sich Hemmnisse entgegen, von der Controle der Collegienhefte durch die Aufsichtsbehörde an bis zur Censur mit ihren ertödtenden Streichen und Vexationen, welche alles frische Leben im Keim zu ersticken suchten. Aber obgleich die eigentlichen Facultätswissenschaften nur unter Umständen über Preßzwang zu klagen hatten, so war doch die Forderung nach Freiheit der Presse unmittelbar auf den Hochschulen am dringlichsten. Auch die Berliner Hochschule pflegte die Elemente der politischen Freiheit, unter denen die Preßfreiheit stets obenan stand, reichlich, und daher sehnten sich die Studirenden und ihre Lehrer, den sie beläftigenden Druck der Gewaltherrschaft gelegentlich abzuwerfen. Die Tagespresse und die Partei, welche den in den Augen der Bureaukratie und Aristokratie so verächtlichen Namen Literaten führte, und welche den Preßzwang nirgends mehr als in Berlin empfand, konnte als die Spiralfeder der Freiheitsbestrebungen betrachtet werden. Nur wenige dieser Männer waren niederträchtig genug, sich dem Absolutismus zu verkaufen und ihm zu dienen; die von ehrenhafter politischer Gesinnung unter ihnen suchten nach Möglichkeit das Gefühl für Freiheit und Recht in der Brust des Bürgers anzuregen, zu nähren und zu erweitern. Doch auch ohne diese Hebel bargen Berlins Mauern viele von wahrer Liebe zum Vaterlande, von der Sehnsucht nach Freiheit durchglühter Bürger, und diese hatten zum Theil schon unter den Stadtverordneten, welche die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen bereits erlangt hatten, ihren Sitz und traten ohne Scheu und Furcht den Grundsätzen der Gewaltherrschaft, obgleich noch von der überwiegenden Mehrheit weibischer oder knechtisch gesinnter Seelen in den Hintergrund gedrängt, entgegen. Die größte revolutionäre Kraft ruhte jedoch unstreitig in dem gewöhnlich sogenannten Volke, in der von der Beamtenschaft und dem Adel unter dem Namen: Pöbel begriffenen arbeitenden Classe, Meister sowohl als Gesellen, in deren Vereinen sich schon seit mehreren Jahren ein Geist der auf Gesetz und Ordnung begründeten Freiheit regsam gezeigt hatte, auch das Streben nach Vervollkommnung in ihrem Fache, welche

humanistische Bildung mehr und mehr unter ihnen verbreitete, ihre Gesinnungstüchtigkeit reifte und sie befähigte, die Männer des Volkes, die Rechte des Volkes zu erkennen und, wenn es seyn müsse, zu vertheidigen.

Die Nachricht von der Enthronung des Königs der Franzosen und der Proclamirung Frankreichs als Republik machte in Berlin in den oben charakterisirten Kreisen natürlich einen höchst verschiedenen Eindruck, wie überall in Deutschland. Den Leuten der alten Schule schienen die Beweggründe der französischen Revolution unbekannt, und ebensowenig schienen sie die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß in Berlin dieselben aufrührischen Elemente vorhanden waren wie zu Paris, nur nicht so ausgebildet und um viele Jahre gegen Frankreich zurück. Das alte System handelte nicht nur in der hergebrachten Weise als absolute Macht und mit plumper Treulosigkeit, man zwang sich sogar mit höhnischem Gelächter jeden neuen Sieg der Freiheit zu compromittiren. Der Schein von Kraft und Zuversicht sollte die Regierung gegen jeden ernstlichen Angriff im Innern sichern. Das alte Geschrei wurde erhoben: „Der Westen bedroht uns;" aber es zog nicht mehr die Blicke des Volkes im Allgemeinen vom nahen Ziele ab, es traf auf ungläubige Menschen, die nicht mehr das Bedürfniß fühlten, sich um den Thron zu schaaren. So viel hatte man schon gelernt, daß die französische Republik, wenn sie Truppen schickte, das Panier der Freiheit aufpflanze. Als Lamartine's diplomatisches Manifest erschien, wurden selbst die bedenklichsten Bürger beruhigt, und die Franzosenfurcht trat bei ihnen in den Hintergrund; in diesem Manifest des Friedens erkannten alle ein Meisterstück, geschrieben in einer Sprache, wie sie bisher diplomatischen Acten fremd gewesen war; es trug dazu bei, die Anfangs gegen Frankreich herrschende Stimmung unter den Bürgern zu mildern, um so mehr, weil man aus den Blättern erfuhr, welche Wunden die bisherige Regierung in Frankreich geschlagen hatte. Ein Rückblick auf das Treiben der eignen Regierung lag natürlich sehr nahe.

Jetzt trafen auch die Nachrichten von den Bewegungen in den westlichen und südlichen Ländern Deutschlands ein, und drängten selbst jene Frankreichs in den Hintergrund. Das Volk hatte dortselbst kühn und trotzig seine politischen Rechte gefordert, und die in ihren Grundfesten erschütterten Regierungen es nicht gewagt, diese Forderungen abzulehnen; ja sie mochten froh seyn,

daß das Volk nicht mehr — daß es nicht ihren völligen Umsturz verlangte. Auch in der Hauptstadt der preußischen Rhein-Provinzen, in Köln, war es schon am Abend des 3. März zu ernsthaften Bewegungen gekommen, so daß die bewaffnete Macht sich berechtigt hielt, einzuschreiten; doch suchte man das aufgeregte Volk mehr durch Versprechungen als durch Gewalt zu beschwichtigen.

In Berlin wurden die Nachrichten vom Rhein von den vorhandenen Patrioten mit Jubel begrüßt. In den Kaffeehäusern, Baierschen Bierstuben, Weinhäusern, Lesezirkeln war man für den Fortschritt begeistert und fing bereits an, seiner Ueberzeugung freien Lauf zu lassen, ohne wie sonst zu flüstern und Spione der geheimen Polizei zu fürchten. In den Conditoreien, den Versammlungsorten der sogenannten höhern Stände, herrschte zwar Spannung, aber diese war ganz entgegengesetzter Art als die, welche die neueingehenden Nachrichten dort erregten. Nur wo das wahre Philisterthum thronte, in den Bürgertabagien oder Weißbierstuben, zeigte sich noch keine andere Regung als höchstens die der Furcht vor einem Kriege. Hier hielt man es noch für Verrath am König und am Vaterlande, die Handlungsweise Frankreichs in Schutz zu nehmen und die Wünsche des Westens und der Rheinlande zu theilen. Hier galt noch immer das Motto: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, und hier fanden alle Gerüchte Eingang, welche die durch die Zeitbegebnisse besorgt gemachte Aristokratie und Bureaukratie durch ihre Creaturen zu verbreiten suchte. Bald sollte Rußlands Kaiser ermordet, bald die arbeitenden Classen in Paris in vollem Aufstande gegen die provisorische Regierung, bald Preußens Heer und sogar die Garden der Marschordre gewärtig, bald in Oestreich der Staatsbankerot ausgebrochen seyn. Wer zu widersprechen, zu belehren, zu vertheidigen wagte, war ein unruhiger Kopf und setzte sich den größten Beleidigungen aus. Selbst als sich die Bewegung immer weiter und weiter verbreitete, als sie auch die andern Provinzen angriff, hörte man hier noch die zuversichtlichen Aeußerungen: so Etwas kann sich in Berlin nicht ereignen, dazu haben wir unser Militär.

Die preußische Regierung schlug ihren eignen Weg ein. Von den ersten Tagen der französischen Republik an entschloß sie sich zum entschiedensten Festhalten an der Reaction; die diplomatische Weisheit der Jünger Metternich's glaubte, wenn auch Alles um

Preußen herum verloren wäre, so würden doch die ganz gleichgesinnten Freunde, Oestreich und Rußland, auf unerschütterlicher Basis bleiben. Nur wagte sie nicht mehr, nach Außen hin die Kräfte zu vertheilen. Kurz vor dem Sturze Louis Philippes war eine Unterhandlung in Petersburg festgesetzt zu gemeinsamen Garantieen der drei absoluten Mächte. Oestreich sollte in Italien operiren; Preußen war es zugedacht, Böhmen zu besetzen, damit Oestreich alle Truppen im Süden verwenden könnte; Rußland hatte sich erboten, 50,000 Mann an die Donau zu schicken. Herr v. Canitz kam mit der Nachricht nach Berlin, der Vertrag sey unterzeichnet; aber er kam zu einer Zeit, wo Friedrich Wilhelm IV. es nicht mehr wagte, sein Haupt in den Schooß eines jeden Unterthanen zu legen. Um sich der angestammten Treue ferner zu versichern, bedurfte es des ganzen stehenden Heeres und der Reserven. Der Plan war fortan, nur im Innern sich zu concentriren, und, vor allen Feinden, die Demagogen oder Volksführer in's Auge zu fassen. Fremde Emissäre, Polen, Juden, Franzosen wollte man haben aufwiegeln sehen, und um den Einflüssen einer solchen Propaganda entgegen zu kommen, wurden in Berlin, vom Eintreffen der ersten aufregenden Nachrichten aus Paris an, die Truppen des Abends in den Casernen gehalten, schlagfertig aufgestellt, mit Patronen und Kartätschen versehen. Diese Abende gaben die beste Gelegenheit, die ohnehin rohen und knechtischen Soldaten für den König zu jeder beliebigen Schandthat zu fanatisiren. Die Sorge dafür übernahmen nicht allein die gewöhnlichen Offiziere; der Prinz von Preußen selbst besuchte Nachts die Casernen, sah, ob in den Ställen die Pferde gesattelt ständen, und vollendete in den Soldaten, was in ihnen an seinem Ideal einer despotischen Soldateska noch fehlte.

Mittlerweile glaubte der König die sich immer mehr im Volk kundgebende Aufregung dadurch beschwichtigen zu können, daß er den zur Berathung eines neuen Strafgesetzbuches versammelten ständischen Ausschüssen, welche am 7. März ihre Schlußsitzung hielten, die von dem vereinigten Landtag beantragte Wiederkehr ihrer Versammlungen in bestimmten Zeitfristen zusagte, welche bis dahin nur den Ausschüssen gewährt war. Die Thronrede des Königs bei dieser Schlußsitzung athmete indessen immer noch den gewohnten starren Absolutismus; sie betrachtete diesen Entschluß als ein Gnadengeschenk, nicht als ein Recht, was

man zu fordern hatte. Dabei wurden immer noch die alten verbrauchten und in diesem Augenblick nichts weniger als passenden Redensarten angewandt, die da vom mächtigen Worte der Großmächte prahlte, von Kräftigung des deutschen Bundes, von rüstig betretener Bahn des geistigen und materiellen Fortschrittes u. s. w., welche keinen Anklang mehr finden konnten. Das Volk verlangte mehr, es wollte hinter dem übrigen Deutschland nicht zurückbleiben.

Die liberale Partei zu Berlin, welche sich bisher auf bloße Anregungen beschränkt hatte, wagte endlich zu handeln. Sie hatte nämlich beschlossen, auf dem auch im Westen und Süden eingeschlagenen Wege der unmittelbaren Petition zum Ziele zu gelangen zu suchen; in einer mit möglichst zahlreichen Unterschriften versehenen Adresse wollte man dem Könige die Wünsche und Forderungen des Volkes vortragen, und diese Adresse sollte durch eine Deputation direkt dem Könige übergeben werden. Die Adresse selbst lag in mehreren öffentlichen Localen aus, war schon mit vielen Unterschriften versehen, und enthielt im Allgemeinen die Bitte um Gewährung desjenigen, was dem Volk in Baden, Nassau u. s. w. bereits gewährt worden war. Auch auf anderem Wege sorgte man für den Beitritt zu dieser Adresse, ohne daß die Polizei dabei hindernd entgegengetreten wäre. Daß sie davon Kunde hatte, war nicht anders zu erwarten. Nur Eins sollte gehindert werden, die unmittelbare Ueberreichung, und so erschien am 8. März gegen Mittag der seit seiner kurzen Anwesenheit in Berlin unter den Bürgern beliebte Polizeipräsident v. Minutoli selbst in einem dieser öffentlichen Locale und eröffnete den zu jenem Zwecke dort versammelten Personen: daß Se. Majestät nicht geneigt seyen, Deputationen der fraglichen Art persönlich anzunehmen, daß aber einer Beförderung der Adresse auf dem gewöhnlichen Wege durch das Hofpostamt nichts entgegen stehe, und er verhieß die richtige Ankunft der Adresse selbst zu bezeugen; übrigens seyen nächstens Bestimmungen über die Freiheit der Presse zu erwarten. Im Publikum war sogar schon der 9. oder 10. März als der Tag bezeichnet, an welchem die Aufhebung der Censur mit Bestimmtheit zu erwarten sey. Allein die Regierung wollte nur Zeit gewinnen, und hoffte damit Alles zu gewinnen, oder Berlin wenigstens in einem schwankenden Zustand zu erhalten, bis die Aufregung sich in den übrigen Theilen von Deutschland wieder abgekühlt haben würde.

Doch die Revolution hatte von diesem Augenblick an in Berlin schon wirklich begonnen.

Die Weigerung des Königs, eine Deputation anzunehmen, hatte sich schnell verbreitet, und die Folge davon war eine am 9. März stattfindende, gewissermaßen als improvisirt zu betrachtende Volksversammlung vor den Zelten im Thiergarten, um über die früher erwähnte Adresse näher zu berathen. Ungeachtet des schlechten Wetters versammelten sich dort mehrere Tausende, theils aus Neugier, theils aus Begeisterung für die Sache. Es wurden Reden gehalten, welche fast alle den Geist des Fortschrittes athmeten, während die Adresse selbst zur Sammlung von Unterschriften circulirte. Die Reden der Versammlung, meist von jungen Leuten der gebildeten Classe gehalten, dauerten bis in die Nacht hinein und hielten sich lediglich an die Principien des auf Ordnung und Gesetz begründeten Fortschrittes. Sie ermahnten zur Eintracht, zum Schutze der Personen und des Eigenthums. Die ganzen Verhandlungen wurden mit Besonnenheit und Ordnung geführt, und die diesmal in Civilkleidern anwesende Polizei fand keinen Grund einzuschreiten. Das Resultat war, daß man von der persönlichen Ueberreichung der Adresse abstehen, aber auch auf die Absendung durch die Post nicht eingehen, vielmehr die Vermittelung der Stadtverordneten, als der gesetzlichen Vertreter der Bürgerschaft, in Anspruch nehmen wolle. Die Sammlung von Unterschriften dauerte auch am folgenden Tage fort, und es wurde zugleich bekannt, daß am Sonnabend, den 11. März, eine zweite Volksversammlung an demselben Orte stattfinden sollte. Diese beabsichtigte Versammlung fing schon an, Besorgnisse einer Emeute zu erregen. Es ließ sich voraussehen, daß sie sehr zahlreich besucht seyn, und daß namentlich die Arbeiter an ihr Theil nehmen würden, da deren Löhnung an diesem Tage ausbezahlt wird. Man schien Tumulte zu befürchten und die Regierung glaubte Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu müssen. Das Militär mußte beständig marschfertig Tag und Nacht in den Casernen zubringen.

Am Morgen des 11. März erschien eine vom 8. datirte königliche Verordnung über die Presse, welche auch in Preußen freigegeben werden sollte, wenn der Bundestag zu den von Preußen zu ergreifenden Maßregeln seine Bewilligung gegeben haben würde. Nur dann, wenn man auf Hindernisse oder Verzögerungen stoßen würde, sollte eine auf Censurfreiheit begründete,

durchgreifende Reform der Preßgesetzgebung, vorbehaltlich des spätern ständischen Beiraths, interemistisch in Preußen vorgehen. Von Preßfreiheit war in diesem königlichen Erlaß keine Rede, und da der Bundestag bereits factisch aufgehört hatte zu existiren, und die übrigen frei gewordenen Staaten, ohne auf denselben und dessen Forderungen Rücksicht zu nehmen, selbständig gehandelt hatten, so konnte man leicht daraus erkennen, daß es dem König nur wieder darum zu thun war, Zeit zu gewinnen. Die Stimmung ward deßhalb unter dem Volk in Berlin immer düsterer.

Die Patrioten wurden durch diesen königlichen Erlaß auf die vereinigten Landstände gerichtet. Eine Deputation aus Breslau, welche vom Könige an demselben Tage empfangen wurde, an welchem jene Preßverheißung erschien, trug nicht allein auf Preßfreiheit, sondern auch auf baldige Einberufung der Stände an. Die Berliner Stadtverordneten fanden sich endlich gleichfalls veranlaßt, in ihrer conservativen Mehrheit sich den Forderungen des Zeitgeistes zu beugen und die zuerst zurückgewiesene Volksadresse in Berathung zu ziehen, da die vor den Zelten zu erwartende Volksversammlung nothwendigerweise auf die zu ergreifenden Maßregeln von Einfluß seyn mußte. Diese Adresse verlangte: Preßfreiheit, Redefreiheit, Amnestie für Preßvergehen, Versammlungs-Freiheit, Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse, Verminderung des stehenden Heeres, deutsche Volksvertretung und Einberufung des Landtages. Die Stadtverordneten kamen nach lebhaften Debatten endlich zu dem Entschluß, eine Adresse ohngefähr mit denselben, jedoch etwas beschränkteren Forderungen durch eine Deputation unter eignem Namen an den König zu senden, die Volksadresse aber, mit den 1000 Unterschriften, unberücksichtigt zu lassen. Der Magistrat erklärte seine Zustimmung und die Ueberreichung fand am 13. um 2 Uhr statt.

Die Antwort lautete: die Einberufung des Landtages sey seit mehreren Tagen beschlossen; des Königs Losung sey: freie Völker, freie Fürsten, denn nur bei Freiheit Beider könne die Wohlfahrt gedeihen. Nur dem, was gegen die allmälige Entwickelung der Verfassung gesagt sey, könne er nicht beitreten. Es gäbe gewisse Dinge, die sich nicht übereilen ließen u. s. w.; aber von den Wünschen und Forderungen der Adresse

war nur die Gewährung der einen in Aussicht gestellt — die Berufung des Landtages, und daß von diesem bei den Bewegungen der Gegenwart nicht viel zu erwarten war, das hatte er bei seinem letzten Wirken, in Bezug mehrerer Forderungen des Volkes, bereits dargethan.

In der Sitzung der Stadtverordneten war das Project einer Schutzcommission in Berathung genommen worden; dieselbe sollte aus loyalen Bürgern bestehen, welche bei etwa ausbrechenden Tumulten auf möglichst friedliche Weise Ruhe und Ordnung wieder herstellen sollten.

Die Versammlung vom 9. März hatte die Bewaffnung der Schutzcommission gefordert; in der Sitzung der Stadtverordneten am 11. März jedoch fürchtete man Verpflichtungen in Kriegszeiten, welche aus der Bewaffnung hergeleitet werden könnten, fürchtete Passivität des Militärs und der Polizei und Collisionen zwischen Militär und Bürgerwehr und es kam zu keiner Entscheidung hierüber. Die unzufriedene Stimmung der Bevölkerung wurde durch diese Unentschlossenheit der Stadtverordneten noch mehr gesteigert, die Weißbierstubenansichten fanden nur noch an ihrem Geburtsort Beifall; man fing an, die gepriesenen Segnungen des 33-jährigen Friedens zu begreifen und die Bewegung bemächtigte sich immer weiterer Kreise. Die Volksversammlung am 11. März vor den Zelten hatte schon eine entschlossenere Haltung. Man begriff, daß Ruhe in einer bewegten Zeit den politischen Tod auf ungewisse Zeit hinaus zur Folge haben mußte, daß Bewegung und darauf begründeter Fortschritt allein die Vernichtung von Vorurtheilen gebären könnte, welche mehr als Jahrzehnde hindurch die Wohlfahrt der Bürger von ganz Preußen untergraben hatten, und in diesem Sinne sprachen sich auch die Redner der Versammlung aus. Auch dieser Versammlung wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und ruhig und ohne an Verletzung öffentlichen oder fremden Eigenthums zu denken, verlor sich die Menge, und auf den Straßen herrschte die gewohnte Ruhe. Es war jedoch vorauszusehen, daß sich diese Versammlungen wiederholen würden, und schon am folgenden Tage, den 12. März, einem Sonntage, war eine ungewöhnlich große Menschenzahl auf demselben Platze und in den Grenzen des Thiergartens versammelt, ohne auch nur die geringste Demonstration zu machen, und zog sich harmlos und friedlich in ihre Behausungen zurück. Indessen die Furcht vor einer von

hier aus drohenden Gefahr gegen das Eigenthum hatte sich der leichtgläubigen, noch dazu durch servile Zeitungsannoncen in ihrem Wahn bestärkten Bürger bemächtigt, und die Furcht der Regierung vor dem endlichen Erfolg der freien Besprechungen der heiligsten Interessen des Volkes war bereits am 13. so gestiegen, daß die dort anwesende Menge, deren Anzahl sich auf 10,000 belaufen haben soll, durch im Hinterhalt liegende Truppen militärisch überwacht wurde. Die Versammelten standen jedoch friedlich neben einander, und da keine Reden gehalten wurden, welche polizeilich untersagt gewesen seyn mochten, so begab sich ein Theil derselben bereits ganz ruhig auf den Heimweg. Als jedoch eine Anzahl Zettel vertheilt wurden, in denen ein Arbeitsministerium á la Paris gefordert wurde, obgleich mit nur wenigem Anklang unter dem Volke, so glaubte die Polizei einschreiten zu müssen, und verlangte die plötzliche Räumung des Platzes, und da die zahlreiche Menge diesem Verlangen nicht mit der gewünschten Schnelligkeit nachkommen konnte, so kam es zu Conflicten zwischen ihr und der Polizei, welche das Einschreiten des Militärs zur Folge hatte. Die Thore wurden für die aus der Stadt Kommenden geschlossen, Verhaftungen und selbst Verwundungen fielen vor und hiermit war das Signal zu den an den folgenden Tagen stattfindenden Volksaufläufen und Emeuten in der Stadt selbst gegeben. Einmal aufgeregt zog sich der Trupp unter den Linden, in der Brücken- und Brüderstraße fort und nach dem militärisch besetzt gehaltenen Schlosse. Hier und da wurden einzelne Versuche zur Errichtung von Barricaden gemacht, woran die Menge jedoch noch nicht sich betheiligte.

Am folgenden Tag, den 14., ermahnte die Stadtbehörde die Bürger zur Ordnung und Ruhe und zur Aufsicht der ihnen Anvertrauten. Die Regierung ihrerseits ließ das Militär in den Casernen vollständig schlagfertig halten, und in Uebereinstimmung mit dem Polizei-Präsidium eine auf die Tumultgesetze hinweisende Bekanntmachung, welche Volksversammlungen als unerlaubt bezeichnete, veröffentlichen; allein die Nichtentfernung nach dreimaligem Signale oder Aufforderung des Officiers ward vorläufig nur mit bis 6-monatlicher Strafarbeit bedroht, nach den Verordnungen vom 30. Dec. 1798 und vom 17. Aug. 1835, zugleich die Mahnung des Magistrats an Eltern u. s. w. wiederholt und schließlich Geschrei und Pfeifen der Buben auf den Straßen, zur Vermeidung von Unruhen, untersagt. Dies Letz-

tere hatte sich am Schloßplatze am Abende des 13. schon bemerklich gemacht. Im englischen Hause versammelten sich Nachmittags die Buchhändler, Buchdrucker und Redacteure der Zeitungen und beschlossen eine Adresse an den König, um sofortige Aufhebung der Censur und der sonstigen Präventivmaßregeln gegen den vermeintlichen Mißbrauch der Presse, da sonst gegenüber der freien Presse des begünstigten übrigen Deutschlands der preußische Buchhandel in Verfall gerathen müsse. In der Sitzung der Stadtverordneten wurde am folgenden Tage einstimmig der Beschluß gefaßt, diese Adresse zu unterstützen. Der Tag des 14. ging ruhig vorüber; die öffentliche Meinung sprach sich entschieden dafür aus, daß Ausartungen des rohen Haufens jede moralisch-gute Sache nur verderben würden, und so waren die Straßen zwar nicht wenig belebt, aber eben so ruhig wie gewöhnlich. Erst gegen Abend wurde die Umgebung des Schlosses mit Cavallerie und Infanterie besetzt. Dies erregte die Aufmerksamkeit, und die Neugier lockte, trotz des Verbotes, Volkshaufen dorthin; die auf und ab patrollirende Cavallerie wurde mit Zischen, Lärmen und Pfeifen begleitet. Die Cavallerie, besonders die ohnedem unbeliebten Garde-Kürassiere, hieben auf das Volk ein und es fielen einige bedeutende Verwundungen vor.

Diese Ereignisse brachten schon am nächsten Morgen, am 15., einer rege Bewegung in die Brüderstraße und um den Schloßplatz. Es wurden Deputationen an den Oberbürgermeister, Polizeipräsidenten, Gouverneur und an die Minister von den Bürgern abgesandt mit dem ernsten Gesuch, das Militär bis zum Angriff des Volkes gegen Personen und Eigenthum zurückzuziehen und die Organisirung von Bürgercommissionen zur Beschwichtigung der Aufregung zu gestatten. Die Minister ertheilten die Genehmigung von Bürgerwehren, wo dann das Militär erst einschreiten solle, wenn die Bürger die Ruhe nicht mehr aufrecht erhalten könnten. Obgleich ein Anschlag des Gouvernements und des Polizeipräsidiums versicherte, daß zur Feststellung der Uebergriffe des Militärs am vergangenen Abend ein Untersuchungsverfahren eingeleitet worden sey, so kannte das Volk solche Versicherungen zu gut, um sich dadurch beruhigen zu lassen. Gegen Abend begannen förmliche Angriffe auf das Militär, man riß das Pflaster auf und warf mit Steinen auf die brutale Soldateska. In der Breitenstraße, Brüderstraße, Neu-

mannsgasse, Spreegasse, Gertraudtenstraße und Roßstraße war es bereits zur förmlichen Emeute gekommen; man hatte die Brücken aufgezogen, und der Uebergang mußte vom Militär erzwungen werden; an mehreren Stellen waren Schilderhäuser, Rinnsteinbohlen, Löschgefäße zu Barricaden zusammen getragen, die aber sofort wieder verlassen wurden, wenn das Militär anrückte. In der Gertraudtenstraße, Neumannsgasse und der stark verbarricadirten engen Spreegasse war der Widerstand schon bedeutend; hier vertheidigte man sich zum Theil mit Schußwaffen und es fielen viele Verwundungen vor; erst am andern Morgen wurde das Militär Herr der Spreegasse.

Am frühen Morgen des 16. drängte sich das Volk, um die Spuren der Ereignisse des gestrigen Abends an den Häusern, besonders in der Spreegasse, zu betrachten. Blutspuren waren an Häusern und auf dem Pflaster der Straßen sichtbar, Fenster und Häuser, aus welchen man auf das Militär mit Steinen geworfen, waren von demselben beschossen; an einigen Stellen steigerte die Aufschrift: Bürgerblut — die Erbitterung immer höher. Man kam endlich zu der Ueberzeugung, daß die Ruhe nur hergestellt werden könne, wenn man das Einschreiten der Militärgewalt zu beseitigen im Stande sey. Die Stadtverordneten brachten daher die bis dahin schwebende Frage wegen Errichtung von Bürger-Schutzcommissionen zu Ende, und beschlossen, daß die Mitglieder derselben als Abzeichen Binden und 1½ Fuß lange weiße Stöcke tragen sollten, daß das Militär nur dann einzuschreiten habe, wenn diese Schutzbürger erklärten, daß ihr Einschreiten nicht mehr ausreiche, und nachdem vor dem Angriffe die Aufruhracte verlesen und in Zwischenräumen dreimal durch Trommelschlag der Angriff angezeigt worden sey; die größeren Gewerke, unter Führung der Altmeister, sollten sich anschließen. Diese Maßregel wurde sogleich in Ausführung gebracht und dem Publikum mitgetheilt. Auch die Studirenden, von denen mehrere bei den bisherigen Conflikten verwundet worden waren, schlossen sich den Schutzbürgern an. Obgleich die Gemüther durch diese Maßregeln sich beruhigter zeigten, so wurde das Militär doch nicht zurückgezogen. Es hatte den Anschein, als ob die Regierung und der Magistrat in dem Volke nur eine auf Raub und Plünderung gierige Menge erblicke, obgleich nicht die geringste Eigenthumsverletzung bei den bisherigen Vorfällen diese Furcht gerechtfertigt hatte, sondern in der That nur ein Erwachen und zum Selbst-

bewußtseynkommen desselben gegen die Tyrannei der Polizei, des Militärs und der Regierung überhaupt war.

Nachdem der 16. März ziemlich ruhig vorübergegangen war, erwartete man, das sich das um das Schloß aufgestellte Militär zurückziehen würde; es geschah nicht, und als es Abend wurde, sammelten sich von Neuem in dieser Gegend Volksmassen, wo die Erbitterung sich in einzelnen Steinwürfen gegen das Militär Luft gemacht haben soll. Den Schutzbürgern gelang es indessen durch gütliches Zureden, die Menge ohne Einschreiten des Militärs zu zerstreuen. In der Gegend der Hauptwache kam es jedoch zu einem traurigen Ereigniß. Die Studirenden hatten sich in einen Zug geordnet, um sich den Schutzbürgern anzuschließen, einige Tausende Neugierige drängten sich herzu, um sie zu sehen. Die Schutzbürger ermahnten zum Auseinandergehen, was jedoch wenig beachtet wurde, wornach sich diese in lächerlicher Furcht zurückzogen. Obgleich die aus beiden Geschlechtern gemischte Menge, und im Allgemeinen zu dem sogenannten anständig gerechneten Publikum keine derartige Besorgniß einzuflößen im Stande war, so schien man doch zu glauben, daß das Zeughaus gefährdet sey. Eine Militärabtheilung trat aus der Wache vor, forderte durch die Trommel zum Auseinandergehen auf, und feuerte unmittelbar darauf in die auseinander stiebende Menge, ohne ihr Zeit zu lassen, sich zerstreuen zu können. Die Schuld von diesen und allen folgenden Executivmaßregeln wurden allgemein dem durch militärische Strenge bekannten Prinzen von Preußen zugeschrieben.

Am 17. war die Aufregung unter der Bevölkerung zu einem allgemeinen Ausbruch drohenden Grad gestiegen. Man fand es schimpflich, daß die Regierung aus Mißtrauen die Bewaffnung der Schutzbürger verweigerte; man fluchte den falschen Rathgebern und Ministern des Königs, und besonders dem durch seine religiöse Heuchelei und Jesuitismus berüchtigten Minister Eichhorn. Die Schutzbürger selbst bereiteten eine Adresse vor, worin sie um Gewährung der Bewaffnung nachsuchten, welche am nächsten Tage dem Könige überreicht werden sollte, was von den Bürgern allgemein gebilligt wurde. Allein die auf dem Rathhause versammelten Bürger hatten bereits die Geduld verloren und erklärten offen, daß es sich nicht mehr allein um Bewaffnung der Schutzcommissionen handle, sondern daß man auch Aenderung des Ministeriums, Aufhebung der

Censur, schleunige Berufung der Stände, freie Verfassung mit legislativer Gewalt, Entfernung des Militärs und allgemeine Bürgerbewaffnung, Gleichstellung der religiösen Bekenntnisse, Geschwornengerichte u. s. w. fordere.

Am 18. begab sich eine Deputation der Stadtverordneten mit diesen Forderungen des Volkes zum König, und als sie um 1 Uhr zurückkehrte, brachte sie die Nachricht, daß alle von der Versammlung ausgesprochenen Forderungen die Hoffnung baldiger Gewährung hätten. Nur Gleichstellung der religiösen Bekenntnisse fehlte noch, doch als der Vorsteher erklärte, daß auch diese auf gleiche Weise verheißen sey, wurde sofort eine festliche Erleuchtung der Stadt für diesen Abend beschlossen. Die landesväterliche Nachgiebigkeit des Königs von Preußen war jedoch nicht aus seiner Ueberzeugung entsprungen — der Blitz und Donnerschlag von Wien hatte den Muth und die Halsstarrigkeit der Reaction zu Boden geschmettert; die Nachricht von der Revolution und dem Sieg des Volkes zu Wien hatte plötzlich das Ohr und Herz des Königs geöffnet.

Um 1½ Uhr hatte sich eine Menge von Bürgern mit der Beamtenbinde und Neugierige vor dem Schlosse eingefunden, um den Zug der Deputationen zu sehen, da wurde dem überraschten Publikum das eben erschienene Patent des Königs verlesen und mit ungeheuerm Jubelruf begrüßt. Das Patent gestand aufrichtig, daß es eine Folge der Wiener Ereignisse, also nothwendig und unvermeidlich gewesen sey. In diesem Patente verlangte der König, daß Deutschland aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat verwandelt, und eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet werden müsse; daß eine allgemeine deutsche Wehrverfassung, nach dem Muster von Preußen's Heere, unter einem Bundesbanner und unter einem Bundesfeldherrn, sowie eine deutsche Flotte unter einer deutschen Flagge zu errichten sey; ferner deutsches Bundesgericht, allgemeines deutsches Heimathsrecht, Aufhebung aller Zollschranken zwischen deutschen Staaten, allgemeinen deutschen Zollverein, gleiches Maaß und Gewicht, gleicher Münzfuß, gleiches deutsches Handelsrecht, Preßfrei-

heit mit gleichen Garantien gegen Mißbrauch im gesammten deutschen Vaterland. Zugleich wurde die Einverleibung der nicht zum Bunde gehörigen Provinzen zugesagt, wenn diese von den Ständen gefordert werden sollte, und die Eröffnung des vereinigten Landtages auf den 2. April festgesetzt.

Obgleich das vor dem Schloß versammelte Volk lieber bestimmte Verheißungen auf die durch die Deputation übergebenen Forderungen gehabt hätte, als diese auf Deutschland's Zukunft gerichtete, so hallte doch weithin ein großer Jubel, als der König auf dem Balkon erschien und das Volk grüßte. Das Königthum schien so fest zu stehen wie nie. Der Polizeipräsident Minutoli ritt durch die Straßen und redete die einzelnen Haufen an: „Meine Herren, der König hat uns ja Alles, Alles gegeben, mehr als wir wünschen konnten; jetzt sorgen Sie für Ruhe.“ Von allen Seiten antwortete man ihm mit den freudigsten Versprechungen. Es hätte keiner eine Demonstration gegen den König wagen dürfen; er war wieder der Abgott von 1840, und Preußen hatte unter den ganz formlosen allgemeinen Zusagen den Bund von Neuem mit der treulosen, verrätherischen Regentenfamilie geschlossen. Doch daß das Militär noch immer die bisherige Position einnahm, beunruhigte und der Ruf: Militär fort! ließ sich hie und da aus den Volkshaufen vernehmen; allein die Prinzen, ohne alle Ausnahme, hatten einen lang verhaltenen Groll gegen das Volk. Bürger mit Kartätschen zu meistern und über den Leichen der gefürchtete Despot zu seyn, war das einzige Ideal, das ihrem rohen Leben vorschwebte. Tonangeber war dabei der Prinz von Preußen. Ihm brachte ein siegreicher Angriff auf das Volk, außer der Befriedigung seines natürlichsten Wunsches, auch das hinzu, daß er ein passendes Fundament für seine Herrschaft erhielt, ehe dieselbe etwa ganz in Frage gestellt würde. Als daher, nachdem der König sich auf dem Balkon dem Volke freundlich grüßend gezeigt, und der Minister Arnim hierauf von derselben Stelle herab die Bildung eines neuen Ministeriums angezeigt hatte, ein neuer, fast endloser Jubel der den Schloßplatz füllenden Menge die Luft durchdrang, trabte plötzlich von der Schloßfreiheit her das Garde-Dragoner-Regiment, nahm die Breite des Platzes ein, indem es gegen die lange Brücke Front machte und mit dem linken Flügel an das Schloß lehnte; ein Offizier auf einem Dragonerpferd kam aus dem Schloß her geritten, zog den Degen und

stellte sich an die Spitze des Regiments. Zu gleicher Zeit marschirte aus dem Schloßportale ein Bataillon des Franz-Regiments aus, stellte sich in Linie auf, marschirte im Sturmschritte nach der Brücke zu und aus dem Schloß her fielen zwei Schüsse als Signal zum Angriff. In diesem Augenblick hieben die Dragoner auf die Zuschauer, sowie auf die durch ihre Binden kenntlichen Schutzbürger scharf ein. Der Jubel verstummte, die Menge stob auseinander und bald war der Schloßplatz geräumt. Ein Schrei der Angst, des Staunens, des Entsetzens drang mit Blitzesschnelle durch das weitgedehnte Berlin: Wir sind verrathen, sind betrogen, man läßt die Bürger niederschießen! Diesem Angstruf folgte jedoch augenblicklich ein Schrei der Wuth, ein Schrei der Rache. Der Commerzienrath Heymann, mit einigen Bürgern, welche die Gefahr erkannten, die nunmehr hereinbrach, drang, trotz der drohenden Bajonette, über den Schloßhof bis zur Treppe vor, welche zu den Gemächern des Königs führte. Da trat ihnen der Kriegsminister entgegen und Heymann beschwor Denselben, er möge, um Blutvergießen zu verhindern, den Befehl zum sofortigen Zurückziehen der Truppen ertheilen; der Minister meinte jedoch, daß er die Verantwortlichkeit eines solchen Befehls nicht übernehmen könne; der General Prittwitz habe das Commando und der preußische Soldat dürfe niemals und unter keinem Verhältniß Kehrt machen. Im ähnlichen Sinne äußerten sich die hinzukommenden Minister Arnim und Bodelschwingh, und der starre Erbprinz von Preußen versicherte etwas später sogar auf sein Fürstenwort, daß dies nie und nimmer geschehen werde. Die Würfel waren einmal geworfen; die Stunde der Niederlage des Absolutismus sollte vollständig geschlagen haben, und das monarchische Princip mit seinen mächtigen Stützen des Militärs und der Beamtenherrschaft den falschen Heiligenschein der Unüberwindlichkeit für immer verlieren.

Die Flucht des Volkes dauerte nur kurze Zeit; sie wich einer plötzlichen Ermannung; die bisherigen furchtsamen Sclaven wurden mit Einemmale kämpfende heroische Rächer für die Freiheit. In diesem Augenblick wurde man sich klarer bewußt, was man zu fordern hatte, was man erstreben wollte. Sofort begann man in allen Straßen Barricaden zu errichten, und zwar mit einer Schnelligkeit, Umsicht und Gewandheit, als ob man eine

schon öfter verrichtete Arbeit nur wiederhole. Die Gegenstände, welche man dazu verwendete, waren Droschken, Bauernwagen, Omnibusse, Fässer, Löschgeräthschaften (sogenannte Feuertienen), Bohlen, Granitplatten, Steine und selbst eine Ladung Mehl in Säcken mußte dazu dienen. Die dem Schlosse zunächst verbarricadirten Punkte waren am Kölnischen Rathhause und am Alexanderplatze; doch auch in den andern Gegenden, besonders in der Landsberger-, der Kronen-, Königs-, Leipziger-, Frankfurter-, Kaiser-, Roßstraße und andern Orten waren solche errichtet und man hatte deren nöthig, als das vor den Thoren seit einigen Tagen liegende fremde Militär zum Theil zu Angriffen im Rücken bestimmt war. In der Breiten- und in der Königsstraße zunächst drangen die Truppen unter Gewehrfeuer vor; es ertönte Kanonendonner und man suchte mit Kartätschen und Granaten die Schutzmauern der Bürger zu zerstören. Dagegen bestürmte das Volk die einzelnen Posten und Wachen, welchen man die Waffen abnahm, die Mannschaften aber ungehindert gehen ließ. Fast sämmtliche Wachgebäude in der Stadt und an den Thoren waren in kurzer Zeit in den Händen des Volkes; die vorgefundenen Waffen wurden unter dasselbe vertheilt und die Zahl der Bewaffneten vermehrte sich von Stunde zu Stunde. Die Bewaffnung der Studirenden war ebenfalls schon nach 4 Uhr erfolgt und überall, wo das Militär vordrang, wurde es aus den Häusern mit sicher gezielten Schüssen der Bürgerschützen und andrer patriotisch-gesinnter Männer, sowie mit einem Hagel von Dach- und Pflastersteinen empfangen, welcher es zum Weichen brachte. Die Hände, welche die Barricaden errichtet hatten, wußten dieselben auch zu vertheidigen, und die so oft verkannten Arbeiter erwarben sich in diesem Kampfe einen Ruhm, welchen keine Schmähsucht, kein bürgerlicher Dünkel, keine adelige Vornehmthuerei zu verunglimpfen vermag.

Das Militär wurde Herr der zu schwachen Barricaden der Königsstraße bis zu der wohlverbarricadirten Königsbrücke, trotz des von den Schützen wohlgenährten Feuers; eine Barricade am Oranienburger Thore konnte nur durch Kartätschen ihren meist unbewaffneten Vertheidigern, den Fabrikarbeitern, entrissen werden und an der Friedrichs- und Taubenstraße begann ein Kampf, welcher sich bald durch den ganzen Bezirk zog. Ueberall wurde das Militär mehrmals zurückgeschlagen und die Schützen und Bewaffneten zogen sich dann immer zur nächsten Barricade

zurück, um diese mit gleichem Heldenmuthe zu vertheidigen. Daher nützte es den Soldaten auch nichts, als nach sechsmaligem vergeblichem Anstürmen die Barricade an der neuen Königsstraße durch Kanonen zerstört war, denn fast unmittelbar hinter ihr erhob sich eine noch furchtbarere, welche von den Schützen und deren Böllern vertheidigt wurde und an welcher jeder Sturm scheiterte. Wie diese wurden auch die Barricaden in der Landsbergerstraße vertheidigt, welche hauptsächlich dazu dienten, die Vereinigung der fremden Regimenter mit der Garnison zu hindern. Die Barricaden am Kölnischen Rathhause waren nur aus Mangel an Munition nach 10 Uhr verlassen worden; durch die Scharnstraße war das Militär in das Rathhaus gedrungen und hatte sich dessen und der benachbarten Häuser bemächtigt, aber in der Umgebung ließen sich noch einzelne Schüsse hören. Die Nacht breitete bereits ihren Schleier über die verschiedenen Scenen des Kampfes aus; überall waren die Fenster erleuchtet und seit dem Abende und die Nacht hindurch ertönten fortwährend die Sturmglocken.

Es war ein furchtbares Drama, welches in Berlin in jenen Stunden aufgeführt wurde, ähnlich dem der Bartholomäusnacht, und ganz so wie damals stand auch hier der König mit den Prinzen an den Fenstern des Schlosses, während die Kanonen ein furchtbares tödtliches Feuer in die Königstraße auf das Volk schleuderten, und schauten zufrieden auf den erbitterten Kampf herab, den sie natürlich zu Gunsten ihres starren Absolutismus entschieden glaubten. Wie zum Hohn soll ohngefähr 1½ Stunde nach dem Beginn des Kampfes aus dem Schloß ein großer Zettel in den Straßen herumgetragen worden seyn, mit den Worten: „Aus Mißverständniß, der König will das Beste.“ Noch am Abende eilte eine Deputation der Bürger, an ihrer Spitze den Bischof Neander, um von dem Könige die Zurückziehung des Militärs zu erlangen. „Was wollen Sie?“ fragte der König. „Es ist eine sehr einfache Geschichte, ich saß bei ernsten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thüre und störten mich. Das kann ich nicht dulden. Uebrigens, daß ein paar Gewehre losgegangen sind, dafür kann ich nicht, und ohne Plempe wird Keiner verwundet. Und die Plempe ist nicht gezogen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Uebrigens geht mich die Sache nichts an; ich habe dem Commandanten meine Befehle gegeben, und der Commandant thut seine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsstraße werfen lassen, und die Straße gehört mir." Dann fragte der König einen der Begleiter des Bischofs: „Wie heißen Sie?" — „„Gumbinner,"" war die Antwort. — „Aha, Sie sind von Gumbinnen!" — So sprach der König, während man von allen Theilen der Stadt die Kanonen hörte und ein Vernichtungskampf zwischen den Preußen in Uniform und den Preußen in bürgerlichen Kleidern gefochten wurde. Weil der König vom Schloß aus bemerken konnte, daß ein Theil der Königsstraße in der Gewalt der Truppen war, so mochte er glauben, daß dieses auch mit den übrigen wichtigen Punkten der Stadt der Fall sey, und seine nächste Umgebung und schändlichen Rathgeber ihn in dieser Meinung bestärkten; deßhalb forderte er trotzig die Niederreißung aller Barricaden, ehe er an eine Zurückziehung des Militärs denken könne. Da natürlich die Vertheidiger derselben sich auf solche Bedingungen nicht einlassen wollten, so wurde der Kampf die Nacht über muthig fortgesetzt.

Mit anbrechendem Morgen waren die Bürger und ihre treuen Mitkämpfer, die Arbeiter, Herren der meisten Plätze; das Militär hatte die Nacht über in den Straßen bivouakirt und fing an, der Munition zu entbehren; dies und die Ermattung hatten es fast widerstandsunfähig gemacht; wäre der Kampf am 19. noch bis zum Mittag fortgesetzt worden, so wäre es unzweifelhaft total aufgerieben und die Regierung des Hauses Hohenzollern auf dem Spiele gewesen, da, wie sich später zeigte, die Berliner Hülfe von bewaffneten Bürgern aus vielen Orten der Provinz und selbst aus Breslau zu erwarten hatten. Inmitten des heißesten Kampfes hatten sich die Studenten, welche unter Anführung eines Polen den Ausgang aus dem Universitätsgebäude erzwungen und sich rasch bewaffnet hatten, des Generals v. Möllendorf vor der Fronte der von ihm befehligten Truppen bemächtigt, ihn vom Pferde gerissen, seinen Degen zerbrochen und ihn hinter eine Barricade geschleppt, wo sie ihn zwangen, eine an den König gerichtete Vorstellung zu unterschreiben, in welcher um sofortige Entfernung der Truppen aus Berlin, Einstellung aller Feindseligkeiten und Gewährung der

von den Bürgern gestellten Anträge gedrungen wurde. Jetzt erst fing der König zu begreifen an, daß er sich der Nothwendigkeit fügen und von dem bisherigen Princip abstehen müsse; er erließ daher an seine „lieben Berliner" eine Aufforderung, die zwar immer noch die tapfern und treuen Soldaten in Schutz nahm, von Rotten von Bösewichtern, von Säuberung des Schloßplatzes durch Cavallerie mit eingesteckter Waffe, von Selbstentladung der Gewehre u. s. w. sprach, jedoch die Räumung der Plätze und Straßen von den Truppen zusagte, wenn man die Barricaden niederreißen würde. Eine solche Sprache vermochte zwar die Gemüther nicht zu versöhnen; aber es trat doch eine Commission zusammen, welche dem Könige die Augen vollends öffnete. Jetzt erst schien er einzusehen, daß nicht Pöbelrotten, nicht einzelne sogenannte Bösgesinnte und Aufwiegler ihm gegenüber standen, sondern daß ein ganzes Volk seine Rechte zu vertheidigen und mit seinem Blute zu erkämpfen gewußt habe. Der Befehl wurde sofort gegeben und von dem Polizeipräsidenten v. Minutoli, mit einer weißen Fahne in der Hand, verkündet, daß das Militär die Stadt zu verlassen habe, worauf dasselbe äußerst erschöpft und furchtbar mitgenommen aus der Stadt marschirte. Das Niederbrennen der königlichen Eisengießerei, sowie zweier Artillerieschuppen und das Verbrennen sämmtlichen Eigenthums zweier Verräther waren die einzigen Racheausübungen des wuthentbrannten Volkes. Eine Beleuchtung der Stadt und Freudenschüsse, vom Jubel der Menge begleitet, verkündete am Abend des 19. März den glorreichen Sieg des Volkes. Schon während des Kampfes wehte auf einigen Barricaden die schwarz-roth-goldne Fahne der Deutschen, am 18. schmückte die dreifarbige Kokarde die Kämpfer und am 19. wehte die schwarz-roth-goldne Fahne in allen Straßen Berlin's.

Und was war der Erfolg dieses heroischen Heldenkampfes der Berliner? Hat er wirklich die verdienten Früchte getragen? Leider, nein! Großartige Versprechungen der Regierung, die nicht erfüllt, Zugeständnisse, die größtentheils noch vor Ablauf des Jahres wieder in Frage gestellt oder gar zurückgenommen wurden, und ein lächerliches Coquettiren mit dem Deutschthum von Seiten des russisch-gesinnten Preußenkönigs, dies waren die „März-Errungenschaften" der Berliner Barricadenkämpfer. Zwar ergriff der verhaßte Erbprinz von Preußen für eine kurze Zeit die Flucht und suchte Schutz in England; zwar wurden

sogleich alle Gefangne, welche während den Kampftagen der bestialischen Soldateska in die Hände gefallen und größtentheils nach der Festung Spandau unter den schändlichsten Grausamkeiten bereits abgeführt waren, augenblicklich freigegeben und eine Amnestie für alle wegen politischer und Preßvergehen Angeklagten oder Verurtheilten erlassen, ein volksthümlicheres Ministerium gebildet, in welches der Graf Schwerin, Dr. Bornemann, Camphausen und Hansemann traten; zwar erließ am 21. März der König das Patent: „an mein Volk und an die deutsche Nation," worin er vor Allem für nothwendig hielt: „1. Aufstellung eines allgemeinen deutschen, volksthümlichen Bundesheeres, 2. bewaffnete Neutralitätserklärung," und hielt sogar mit den deutschen Farben geschmückt, im mittelalterlichen Helm, mit der schwarz-roth-goldnen Fahne, einen Faschingszug durch die Hauptstraßen seiner Residenz, begleitet von den Prinzen, Ministern, Generälen und Männern des Volks; auch entblößte er ehrerbietig das königliche Haupt vor den Freiheitsmärtyrern, die seine Söldlinge auf seinen Befehl gemordet hatten, und die ihm nun als Leichen unter seinem Schloßportal präsentirt wurden; auch mag er selbst einige Crokodillsthränen ausgepreßt haben: es war Alles doch nur eine demüthigende Comödie, die der furchtbare und gefährliche Augenblick gebot, zu seiner eignen Rettung und zur Täuschung des kurzsichtigen Volkes zu spielen, die er aber alsbald genug dieses thörigte Volk wieder entgelten ließ. Das deutsche Volk ist im Allgemeinen seinen Unterdrückern gegenüber gutmüthig und politisch dumm; es weiß Siege zu erkämpfen, aber nicht zu sichern; es leiht lieber doppelzüngigen friedlichen Vorstellungen und Versprechungen sein Ohr, als auf der einmal kühn betretenen Bahn des Kampfes bis zum unbestreitbaren Ziel vorzudringen. Während seine Gegner im festen Bunde zu einander stehen und den Absolutismus als ihr Ziel fest und consequent im Auge behalten, ist das Volk über das seinige in Ungewißheit und tausenderlei Meinungen versplittern und entkräften es, da ihm zudem in der Regel aller organische Zusammenhang fehlt. Es kann deßhalb nicht sehr befremden, daß seine Heldenkämpfe fruchtlos blieben, daß sein Blut umsonst floß, daß seine sogenannten „Errungenschaften" eitle Chimären waren. Erst wenn es gelernt hat, sich zu vereinigen und einig zu seyn, wenn es im Klaren ist, um was es sich handelt, um was es eigentlich kämpft, dann wird es

seine wahren Freunde erkennen und sie nicht feig mehr verlassen; dann wird sein Sieg die gerechte Vergeltung der Besiegten werden.

VI.

Die Volks-Versammlungen zu Offenburg, Freiburg ꝛc. ꝛc. Republikanische Symptome.

> Was am 12. September 1847 unter trüben Verhältnissen vorbereitet worden war, das rückte am 19. März 1848 um einen bedeutungsvollen Schritt weiter vor.
>
> G. v. Struve's „deutscher Zuschauer" vom 24. März 1848.

Nachdem das deutsche Volk in dem verhängnißvollen Monat März 1848 in fast allen seinen Staaten die Gewährung seiner dringendsten Forderungen der absoluten Gewalt momentan abgerungen hatte, glaubte es genug gethan zu haben, und verlor eine kostbare Zeit, die es weit besser in selbständiger, ruheloser Verfolgung seiner Rechte bis zum Endpunkt hätte verwenden können, um neugierig nach Frankfurt am Main zu schauen, von wo aus das Hosianna der deutschen Freiheit und Einheit ertönen, und das von den in Abschnitt V erwähnten Siebenern dorthin berufene Parlament zusammentreten sollte. Diese kostbare Zeit benutzte die Rückschrittspartei, welche bereits bis zum Rande des sie für immer zu verschlingen drohenden Abgrunds gedrängt war, vortrefflich zur Gewinnung neuen Terrains, und suchte zu diesem Zweck durch alle möglichen Intriguen die kaum sich erhebende Volksfreiheit neuerdings zu unterhölen und vor Allem die Treue des bereits wankend gewordenen Militärs in ihrem Interesse abermals zu befestigen. Die ächten Volksmänner, welche erkennen mochten, daß eintretende Erschlaffung der politischen Aufregung den Todeskeim der noch nichts weniger als befestigten Volksfreiheit in sich tragen müsse, suchten dieselbe durch große Volksversammlungen, welche sie veranstalteten, aufrecht zu erhalten. Im Großherzogthum Baden, besonders im Seekreise, wo die politische Ausbildung des Volkes am weitesten gediehen zu seyn schien, fand diese Maßregel den lebhaftesten Anklang.

Am 19. März fand in Offenburg eine Versammlung Statt, an welcher gegen 30,000 Menschen Theil nahmen. Die Redner, welche zum Volke sprachen, waren v. Itzstein, v. Struve, v. Soiron, Kapp, Hecker, Decan Fecht, Eller aus Mannheim, Rehmann aus Offenburg, Heinrich Hoff, Würth, Fickler, Gottschalk aus Konstanz, Winter aus Heidelberg. Die Beschlüsse, welche von dieser Versammlung mit Enthusiasmus und großer Stimmenmehrheit anerkannt wurden, enthielten Wünsche, Forderungen und Aeußerungen der Unzufriedenheit des Volkes im Allgemeinen. Vor allen Dingen wurde verlangt: ein deutsches Parlament, welches im Großen seine Verhältnisse nach Innen und Außen kräftig ordne und frei gestalte, und dessen erste Aufgabe seyn solle, der deutschen Nationalität und Selbstständigkeit Anerkennung zu verschaffen. In Bezug der badischen Angelegenheiten erklärte die Versammlung: daß der größte Theil der Beamten das Vertrauen des Volkes nicht besäße; das Volk ließe sich nicht täuschen durch das Vorschieben liberaler Persönlichkeiten; es sey dem Volke namentlich der Einfluß anstößig, den einige Personen aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, welche man mit dem Namen Camarilla zu bezeichnen pflege, auf die Regierung ausübten. Das Volk habe kein Vertrauen zu der ersten Kammer der Ständeversammlung, da dieselbe aus Privilegirten bestehe, welche ihren Sonderinteressen stets das Wohl des Volkes geopfert haben. Das Volk verlange Abhülfe gegen diesen Uebelstand vermittelst einer Revision der Verfassung. Das Volk wolle nur eine Kammer. Das Volk habe kein Vertrauen zu einer großen Anzahl der Mitglieder der zweiten Kammer, da dieselben durch Wahlbeherrschung und Wahlverfälschung unter dem Einfluß der Censur und der Polizei gewählt worden seyen, und sich als blinde Werkzeuge in den Händen jedes Ministeriums erwiesen hätten. Das Volk verlange den Rücktritt der reactionären und gesinnungslosen Partei der zweiten Kammer. Das Volk besitze durchaus keine Bürgschaften für die Verwirklichung seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheit. Es müsse diese Bürgschaften durch geeignete Maßregeln sich selbst verschaffen u. s. w.

Nachdem diese Beschlüsse gefaßt waren, wurden für jeden Kreis des Landes vier Männer zu einem Central-Ausschuß für die zu gründenden Volksvereine gewählt, nämlich G. Struve, Heinrich Hoff aus Mannheim, Bürgermeister Winter aus

Heidelberg, Junghans von Mosbach, Brentano aus Bruchsal, Bürgermeister Ree und Rehmann aus Offenburg, Schubert aus Lahr, Kiefer aus Emmendingen, Rotteck aus Freiburg, Torret aus Waldshut, Weißhaar aus Lottstetten, Würth und Banotti aus Konstanz, Bürgermeister Emmert aus Möskirch, Grüninger aus Donaueschingen und Friedrich Hecker aus Mannheim zum Obmann.

Die große Mehrzahl der Versammelten, besonders die Bewohner des Seekreises, waren bereits ganz für die Republik gestimmt, und Viele der Anwesenden hofften theils, theils fürchteten sie die Proclamirung derselben. Die badensche Regierung hatte sogar schon würtembergisches Militär requirirt, welches für den Nothfall bereits marschfertig stand; allein man hielt das übrige Deutschland noch nicht genug vorbereitet dazu und begnügte sich, durch die gefaßten Beschlüsse wenigstens den Grund zu einer künftigen Republik gelegt zu haben. Die Meisten setzten noch ihr Vertrauen auf die Thatkraft des demnächst zusammentretenden deutschen Parlaments. Von diesem Parlamente hoffte man, daß es die Fragen genügend lösen würde: ob Deutschland durch friedliche Verständigung oder durch Gewalt von seinen Fürsten zu befreien sey; ob die deutsche Nation heute schon das Banner der Republik entfalten solle, oder erst dann, wenn die Grundlagen zu derselben hinlänglich gelegt seyen; ob die deutsche Nation innerlich gereinigt seyn könne, so lange sie in 39 Staaten zersplittert, wovon der eine 6000, der andre 15 Millionen Einwohner zählt, wovon keiner das Ergebniß natürlicher Volksentwickelung, vielmehr nur die Folge fürstlicher Verträge und Erbschaften ist; ob das deutsche Volk zu Wohlstand gelangen könne, so lange 35 Hofhaltungen, 827 mediatisirte Fürsten und Fürstinnen und 573 Grafen und Gräfinnen beiläufig 100 Millionen Gulden, ein stehendes Heer von Soldaten beiläufig 200 Millionen Gulden und ein stehendes Heer von Beamten gleichfalls beiläufig 200 Millionen Gulden jährlich verschlingen; ob die deutsche Nation mit 40 Millionen Köpfen zu Grunde gehen, oder die Fürsten, das stehende Heer der Soldaten und Beamten dem Volke zu weichen hätten, und demselben zu gestatten sey, sich eine seinen Bedürfnissen entsprechende Staatsverfassung und Staatsverwaltung zu geben. Alle diese Fragen, hoffte man, würde das aus seinen langjährigen

Führern und Lieblingen zusammentretende Parlament praktisch und thatkräftig lösen.

Bei der Versammlung zu Offenburg wagten die Rückschrittsmänner noch nicht ihre Stimme dem Volkswillen entgegen zu setzen; bei der am 26. März in Freiburg im Breisgau stattfindenden Volksversammlung, an welcher über 40,000 Männer Theil nahmen, versuchten jedoch schon mehrere Reactionäre die Versammlung zu stören und in Unordnung zu bringen, was ihnen jedoch nicht gelang. Die Stadt prangte bei dieser Gelegenheit im Festgewande der deutschen Freiheit. Von dem Münsterthurme herab, welcher die ganze Stadt beherrscht, wie von den kleinsten Häusern des Proletariers wehte die schwarz-roth-goldene Fahne. Alle Straßen, die großen wie die kleinen, hatten Theil genommen an dem festlichen Schmucke. Der große Münster war seiner Breite und Länge nach gedrängt voll von Menschen. Die Versammlung wurde mit Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" eröffnet, welches von dem Sängerchor der Turner kräftig und mit Begeisterung gesungen wurde. Sodann hieß der Abgeordnete Metz, als erwählter Präsident, die Versammlung im Namen der Stadt willkommen, und erinnerte dabei an ähnliche Versammlungen, welche auf demselben Platze im Jahre 1248 stattgefunden hatten. Struve regte unter den Rednern zuerst das Wort Republik an. Er wies hin auf die trübe Zeit, welche zwischen den Jahren 1815 und 1848 in der Mitte lag, bezeichnete das Regierungssystem dieser Periode durch die Worte: Knechtung, Verdummung und Aussaugung des Volkes, nannte als Wahlspruch der anbrechenden besseren Zeit die Worte: Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle ohne Unterschied des Standes, der Geburt und des Glaubens, und führte, mit besonderer Hinweisung auf den Verfassungsumsturz in Hanover und die Metzeleien in Wien und Berlin, an, daß die Ursache aller Uebel, welche auf Deutschland lasteten, in der einherrschaftlichen Regierungsform zu finden seyen. Er richtete dann die Frage an das Volk, ob es mit der Einherrschaft brechen, auf immer brechen wolle. Ein vieltausendstimmiges, donnerndes „Ja!" war die Antwort. Darauf erinnerte der Redner an das demnächstige Zusammentreten eines deutschen Parlaments in Frankfurt, und stellte an das Volk die zweite Frage, ob es an dieses Parlament das Verlangen richten wolle, die von demselben zu unternehmende Verfassung Deutschlands auf den Grundlagen

der föderativen Republik (des republikanischen Bundesstaats) festzustellen, welche Frage gleichfalls durch ein vieltausendstimmiges „Ja" beantwortet wurde. Nur drei Reactionäre wagten es, in der Versammlung laut ihre Protestation gegen eine Republik einzulegen, unter diesen der Professor Gfrörer; nur mit Mühe gelang es, sie vor den Mißhandlungen der erbitterten Menge zu schützen. Auch in der an demselben Tage zu Heidelberg stattfindenden Volksversammlung kam die Republik offen zur Sprache.

VII.

Das deutsche Vorparlament und die beginnende Reaction.

„Sag mir, worauf die Bösen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen,
Das, meinen sie, hieße erwerben.
Göthe.

Ehe noch die Männer, denen die Freiheit Deutschlands und das Wohl ihres Volkes großentheils aufrichtig am Herzen lag, in dem nach Frankfurt am Main berufenen Parlamente zusammen traten, hatten die gefährlichsten Gegner des Fortschritts, wie nicht anders zu erwarten war, bereits eine große Thätigkeit entwickelt und die minder characterfesten Volksmänner nach ihrem Sinne, und ohne Zweifel durch schmutzige und niederträchtige Mittel zu bearbeiten gewußt.

An einem Freitage, den 31. März 1848, traten die langjährigen Vertheidiger der Volksrechte, welche dem von seinen Tyrannen geknechteten Deutschland eine neue Gestaltung geben sollten, auf welche das deutsche Volk, als auf die nunmehrigen Schöpfer einer ersehnten bessern Zukunft, mit Vertrauen blickte, in der Paulskirche zu Frankfurt zusammen. Haben diese Männer, mit wenigen Ausnahmen, dem Vertrauen des Volkes entsprochen? Nein! Mit fliegenden Fahnen, im Angesicht der glorreichen Volkssiege zu Wien und Berlin und der entschiedenen Willensäußerungen des Volkes im südwestlichen Deutschland, gingen sie zur finstern und rachsüchtigen Rückschritts-Partei über, und vor Allen zeigte sich die Siebener-Commission, be-

stehend aus Stedtmann, Willich, Römer, Welcker, Gagern, Binding I. und Itzstein, der Reaction geneigt, Itzstein vielleicht allein ausgenommen. Freilich waren in der kurzen Zeit seit ihrer Wahl nicht weniger als vier Mitglieder dieser Commission zu Ministern und „Excellenzen" erhoben worden, und mit der monarchischen Livrée hatten sie auch monarchische Grundsätze angezogen. Diese Commission vertheilte an die Mitglieder des Parlaments, noch ehe dasselbe eröffnet wurde, eine Geschäftsordnung, welche in mehreren ihrer Bestimmungen sofort in Vollzug gesetzt wurde. Der §. 3 dieser famösen Geschäftsordnung bestimmte: „Die Verhandlungen dauern Freitag den 31. März und Samstag den 1. April von 9 Uhr bis 4 Uhr." Der §. 6: Niemand darf länger als 10 Minuten reden." Dieser Geschäftsordnung würdig reihte sich ein zweites Machwerk an, dessen beide erste Paragraphen wörtlich lauteten, wie folgt: „1. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. II. Ein Senat der Einzelstaaten ꝛc. ꝛc." In zwei Tagen sollten also die Grundlagen zur Wiederherstellung Deutschlands gelegt werden; nach zwei Tagen sollten die Männer, welche von den äußersten Grenzen Deutschlands herbeigeeilt waren, um an den Verhandlungen der Versammlung Theil zu nehmen, wieder umkehren, ob auch dieselben zum Ziel gelangt seyen oder nicht. Nach den Ansichten der Verfasser des eben angeführten zweiten Machwerks waren das monarchische Princip und das Zweikammersystem die wichtigsten Punkte, welche vor allen Dingen festgestellt werden sollten. Man schien blos nach Frankfurt gekommen zu seyn, um vor allen Dingen diese beiden Grundsätze festzustellen, alles übrige aber der Zukunft zu überlassen. Obgleich beide Vorlagen von Niemanden unterzeichnet waren, so wurden sie nichtsdestoweniger als die eigentlichen Grundlagen der ganzen Versammlung behandelt. Doch so fein das verkappte Werk der Reaction auch angelegt war, und so geneigt viele Mitglieder der Versammlung auch schienen, alles gut zu heißen, was von der Siebener-Commission ausgegangen war, — die Zumuthungen derselben scheiterten dennoch an dem natürlichen Verstande der großen Mehrheit der Versammlung.

In Gemäßheit des „Vorschlags zur Geschäftsordnung" wurden ein Präsident, vier Vicepräsidenten und acht Sekretäre ernannt. Der Präsident Mittermaier brachte nach seiner Einleitungsrede sofort den §. 1 des von der Siebener-Commission

aufgestellten Programms „Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern" zur Berathung. Diesem Paragraphen, sowie überhaupt dem ganzen Programme, setzte ungesäumt Struve aus Mannheim in seinem und in dem Namen seiner Gesinnungsgenossen Hecker, Richter, Peter, Würth, Heinrich Hoff, Brentano, Welte, Frech, Werner und Junghans, aus Baden, Schönecker und Titus, aus Bayern, Theodor Mögling, aus Würtemberg, Schlöffel, Ed. Pelz und Stahlschmidt, aus Preußen und Würth, aus Sigmaringen einen Antrag entgegen, welcher die sämmtlichen großen Fragen des Tages berührte und darauf drang, daß sich die Versammlung im Geiste der Zeit darüber ausspräche. Die vornehmsten Punkte dieses Antrages waren:

1) Aufhebung der stehenden Soldatenheere und Verschmelzung derselben mit der Bürgerwehr.
2) Aufhebung der stehenden Heere von Beamten und Ersetzung durch eine wohlfeile Regierung, aus freigewählten Volksmännern bestehend.
3) Abschaffung aller drückenden und Handel und Verkehr hemmenden Abgaben und Ersetzung derselben durch eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer und einen an den Grenzen Deutschlands zum Schutze seines Handels und seiner Industrie zu erhebenden Zolles.
4) Abschaffung aller Vorrechte und Privilegien.
5) Abschaffung der Gemeinde-Bevormundung durch die Regierung und Ersetzung derselben durch eine auf Selbstverwaltung ruhendes Gemeindegesetz.
6) Aufhebung aller Klöster und klösterlichen Einrichtungen.
7) Trennung der Kirche vom Staat und der Kirche von der Schule, gleiche Berechtigung aller Glaubensbekenntnisse, ungeschmälerte Glaubens- und Gewissensfreiheit, freies Versammlungsrecht, Selbstverwaltung der Gemeinden, und namentlich das Recht derselben, ihre Geistlichen und Lehrer frei und ohne Beschränkung zu wählen, Besserstellung des Lehrerstandes und gleichmäßigere Ordnung der Pfarrerbesoldungen, Abschaffung des Schulgeldes und der Stolgebühren.
8) Abschaffung der Censur und sonstigen Beschränkungen der Preßfreiheit.
9) Abschaffung der geheimen und schriftlichen Inquisitions-

gerichte und Ersetzung derselben durch öffentlich und mündlich gepflogene Schwurgerichte.

10) Abschaffung der Beschränkungen der persönlichen Freiheit, gleichmäßige Sicherstellung der Mitglieder der verschiedenen Stände durch die Einführung der Habeas corpus-Acte, Feststellung des Vereins- und Versammlungsrechts des Volkes.

11) Beseitigung des Nothstandes der arbeitenden Classen und des Mittelstandes, Hebung des Handels, des Gewerbstandes und der Landwirthschaft, wozu die ungeheuern Civillisten, Appanagen, die unverdienten und zu hohen Besoldungen und Pensionen, die mannigfaltigen Stiftungen und brach liegenden Besitzungen vieler Körperschaften, sowie die Domänen reichliche Mittel bieten.

12) Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital vermittelst eines besondern Arbeiter-Ministeriums, welches dem Wucher steuert, die Arbeit schützt und derselben namentlich einen Antheil an dem Arbeitsgewinn sichert.

13) Abschaffung der tausendfältig unter einander abweichenden Gesetze des Privatrechts, Strafrechts, des Prozesses, des Kirchenrechts und des Staatsrechts, in Sachen der Münze, des Maaßes, des Gewichts, der Eisenbahnen u. s. w. und Ersetzung derselben durch Gesetze, welche dem Geiste unsrer Zeit entspringend, die innere Einheit Deutschlands in geistiger und materieller Beziehung gleichmäßig wie seine Freiheit feststellen.

14) Aufhebung der Zerrissenheit Deutschland's und Wiederherstellung der Eintheilung in Reichskreise mit billiger Berücksichtigung der Zeitverhältnisse.

15) Aufhebung der erblichen Monarchie (Einherrschaft) und Ersetzung derselben durch freigewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, allein vereint in der föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten.

Dies war der Antrag des republikanisch-gesinnten Gustav Struve und seiner wackern Meinungsgenossen; allein kaum wurde ihm verstattet, diesen Antrag zu verlesen; bevor er noch die Namen der 18 Unterzeichner dieses Antrags verlesen hatte, suchte

ihn der Präsident durch die Bemerkung zu unterbrechen, die 10 Minuten des §. 6 der Geschäftsordnung seyen abgelaufen. Auch wollte der Präsident diesen Antrag nicht vor dem von der monarchisch-gesinnten Siebener-Commission eingereichten zur Verhandlung bringen. Die Folge dieser Geschäftsverhandlung des Präsidenten war eine höchst wirre Berathung, welche, nachdem sie immer stürmischer wurde, am Ende von dem Präsidenten durch eine kurze Aufhebung der Sitzung unterbrochen werden mußte. Nach Wiedereröffnung der Sitzung verständigte man sich endlich dahin, sich zuvörderst mit der Einberufung einer constituirenden Versammlung zu befassen.

Nun erst kamen die Verhandlungen in einigen Fluß. Mit allen Stimmen gegen eine erklärte sich die Versammlung dahin, daß Schleswig sowie Holstein zum deutschen Bunde gezogen werden sollten. Mit einer fast an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit wurde ein Gleiches von Ost- und Westpreußen beschlossen. Die Frage, ob das Großherzogthum Posen gleichfalls zum deutschen Bunde zu ziehen sey, wurde noch offen gelassen. Bei dieser Gelegenheit erklärte jedoch die Versammlung, daß es eine heilige Pflicht des deutschen Volkes sey, mit aller Kraft die Wiederherstellung des Polenreiches zu bewirken, indem die Theilung Polens als der größte und ungerechteste Gewaltstreich zu betrachten sey. Nachdem noch bestimmt worden war, daß die Urwahlen zur constituirenden Versammlung nach dem Maßstabe von 1 zu 50,000 vorgenommen werden sollten, jedoch auch dem weniger als 50,000 Seelen zählenden Staate eingeräumt wurde, einen Abgeordneten zu wählen, kam die Sitzung zum Schluß.

Während den Verhandlungen in der Paulskirche versuchten die Miethlinge der Reaction vor derselben einen Tumult zu erregen, wobei sich besonders ein Frankfurter Polizeidiener und ein Kutscher des Geldfürsten Rothschild bemerkbar machten. Ein Tisch, welcher vor der Paulskirche mit Struve's Antrag zur Sammlung von Unterschriften aufgestellt war, wurde umgeworfen und der Antrag, welcher bereits schon viele Unterschriften zählte, zerrissen, und mehrere republikanisch-Gesinnten von den Monarchisten arg mißhandelt. Die Reactionären, welche von Darmstadt gekommen waren, durchzogen lärmend die Straßen Frankfurt's mit einer Fahne, welche die Inschrift trug: „Ein Parlament und keine Republik." In Darmstadt wurden die in der Richtung nach Frankfurt durchkommenden Eisenbahnzüge von Infanterie, Ca-

vallerie und Artillerie empfangen und Darmstädter Bürger gaben sich dazu her, die Reisenden nach Waffen zu durchsuchen. Diese Anordnungen hatte der ehemalige Volksmann und nunmehrige Minister Gagern für nöthig erachtet, und in Folge dieser außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln fand man wirklich auch — zwei Stück Säbel, welche trotz der Einsprache der Reisenden confiscirt wurden.

Der zweite Tag der Sitzung war am 1. April, wo das deutsche Volk in den April geschickt werden sollte. Die Vormittagssitzung des Parlaments verging mit den wichtigen Verhandlungen über die gesetzlichen Bestimmungen für die Wahlen der constituirenden Nationalversammlung. Schaffrath hatte die Anträge gestellt: 1) die Wahlen sollen unmittelbare Urwahlen seyn; 2) wahlberechtigt soll Jeder seyn, welcher dem deutschen Staate angehört und das 25. Jahr zurückgelegt hat. Die Verhandlungen waren lebhaft und die wichtigen Fragen wurden von allen Seiten beleuchtet. 30 bis 35 Redner sprachen über die Sache. Das Ergebniß waren folgende Beschlüsse:

1) Die Wahlen in die constituirende Nationalversammlung sollen vor sich gehen ohne Rücksicht auf Vermögensunterschied. Kein Census.
2) Sie sollen vor sich gehen ohne Rücksicht auf Religionsunterschied.
3) Sie sollen vor sich gehen ohne Rücksicht auf Standesunterschied.
4) Der Wahlmodus soll den einzelnen deutschen Staaten überlassen bleiben, doch wird von der Versammlung das Princip direkter Wahlen aufgestellt.

Diesem letztern Beschlusse stand der demokratische Antrag gegenüber, daß die Wahl in der Form unmittelbarer Urwahl vor sich gehen solle. Es wurde über beide Anträge eine wahre parlamentarische Schlacht geliefert, indem die ächten Freunde der Volksherrschaft Alles an ihren Grundsatz setzten. Daher wurde auch von ihnen die einzelne Abstimmung mit Angabe von Namen und Wohnort verlangt und durchgesetzt. Die Republikaner blieben jedoch mit 194 Stimmen gegen 317 der Monarchisten in der Minderheit.

Entscheidend war die Abstimmung über die Permanenzerklärung der Versammlung. In dieser war die Minderheit der Republikaner gegen die Monarchisten wie 143 zu 368.

Die Versammlung verwarf es, sich für permanent zu erklären, sondern beschloß nur, einen Ausschuß von 50 Mitgliedern zu ernennen, der bis zum Zusammentritt der constituirenden Versammlung, wenn es nöthig wäre, in der Zwischenzeit wieder einzuberufen sey.

Nachdem die Permanenz der Versammlung durchgefallen war, wurde die Wahl der Mitglieder in den Vollziehungsausschuß auf den nächsten Tag verschoben. Zwischen die Verhandlungen über die Wahlart und die über Permanenz fielen noch folgende Beschlüsse: Daß das Alter zur Wahlberechtigung und Wählbarkeit durch die Volljährigkeit bestimmt seyn solle; daß die Wahl nicht auf die Einwohner eines Wahlkreises beschränkt sey, sondern frei aus den Bürgern von ganz Deutschland getroffen werden könne; daß Deutsche, welche Bürger fremder Staaten geworden, die vollen politischen Rechte in der Heimath wieder besitzen, sobald sie ihr deutsches Bürgerrecht in Anspruch nehmen; endlich, daß Frankfurt Sitz der constituirenden Versammlung seyn solle.

Am dritten Tag (2. April) machte das vorberathende Parlament die Wahl des Ausschusses zur Tagesordnung, dessen Bestellung nach dem Antrag des hessischen Ministers beschlossen worden war und welcher in seiner Wirksamkeit sich mit der Bundesversammlung, oder dem sogenannten deutschen Bundestag, in Verbindung setzen sollte. Gegen die Discussion der Wahlart, und noch mehr gegen die Wahl selbst wurde die Einwendung gemacht, daß vorher das Verhältniß des Fünfziger-Ausschusses zum Bundestag genau bestimmt seyn müsse, und es wurde in dieser Beziehung der von den Unterzeichnern gestellte Antrag eingebracht und von Zitz begründet:

„Die Unterzeichner beantragen, die Versammlung solle erklären: „„Bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Begründung einer constituirenden Versammlung in die Hand nehmen kann, muß sich dieselbe von den verfassungswidrigen Ausnahme-Beschlüssen lossagen und die Männer aus ihrem Schooße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben."

Unterzeichnet:

Robert Blum. Dr. Zitz. G. Strecker. Dr. Jakobi. Vogt. von Behr. Ad. Dupré. von Itzstein. Dr. Leisler jun. Dr. Leisler sen.

Gegen diese Verfassung des Antrages hatte Fr. Bassermann einen Gegenantrag eingebracht, welcher zwar das Mißtrauensvotum gegen die Bundesversammlung gleichfalls enthielt, aber ohne dessen persönliche und grundsätzliche Reinigung zur Bedingung jedes weitern Handelns zu machen.

Der Kampf über die beiden Gegenanträge war äußerst heftig, und es ist wohl kaum jemals über eine Behörde, welche an der Spitze einer Nation gestanden, ein gräßlicherer Sturm der Verachtung, des gerechten Hasses, des Fluchs und der Verwünschung losgebrochen, wie hier über den bisherigen Bundestag. Daß die Bundesversammlung „eine Leiche" sey, hatte selbst Gagern eingeräumt; er behauptete nur, man müsse die Leiche wieder beleben. „Was," erwiederte Struve darauf, „wir sollen unser frisches, lebensvolles Blut dem Leichnam in die Adern flößen, um ihm wieder ein Scheinleben einzuhauchen? Sein verpestender Leichengeruch erfüllt Deutschland." „Es handelt sich hier um Licht und Finsterniß," sagte Kapp, „es handelt sich um den Sieg über die höllischen Mächte, die in Deutschland ihr teuflisches Werk getrieben." „Deutschland schleudert seinen Bannfluch gegen diese Quelle aller seiner bisherigen Leiden," hatten andere Redner gesagt. „Wir können nicht mit Männern auf einer Bank sitzen, die den Fluch Deutschland's auf sich geladen haben. Kein Mann von Ehre in dieser Versammlung kann sich zu dieser Rolle hergeben," hatte Hecker geäußert. Der Antrag, welcher von Zitz begründet worden, wurde von Struve als der letzte Versuch der linken Seite erklärt, sich mit der Mehrheit der Versammlung zu verständigen. — Es wurde zur Abstimmung geschritten und der Antrag von Zitz mit großer Mehrheit niedergestimmt.

Sobald dies Ergebniß der Abstimmung deutlich und der Zitz'sche Antrag verworfen war, verließen Hecker, Struve, Zitz, Graf Reichenbach, Schlöffel, Titus, Würth, Hof und überhaupt die meisten Männer der linken Seite den Saal, nachdem sie zuvor ihre Protestation eingelegt hatten. Nach ihrem Austritt erklärte sich die zurückbleibende große Mehrheit für permanent, wogegen sie am Tage zuvor mit der größten Erbitterung gefochten hatte.

Es ist eine bekannte Wahrheit aus der Kriegskunst, daß ein trefflicher Rückzug oft mehr Fähigkeiten verlangt und mehr Erfolg hat, als eine gewonnene Schlacht. So war es auch hier. Die Entfernung der Minorität aus der Paulskirche war gewisser-

maßen ein Triumph, ein Sieg, den sie in der öffentlichen Meinung erfochten. Das sah ein Jeder klar, daß die Zurückgebliebenen keine Volksvertretung mehr waren, daß die ganze, ohnehin so zweideutige Gesetzmäßigkeit der Versammlung vollends vernichtet worden durch den Verlust jener Schaar, welche den Feuergeist der neuen Zeit in die Paulskirche getragen hatte. Die Zurückgebliebenen waren der gute Theil der Vergangenheit, die Abwesenden der bessere der Zukunft. Das fühlte die Majorität nur zu wohl, und schon am Nachmittage desselben Tages konnte man aus den Mienen einzelner ihrer Mitglieder entnehmen, daß diese es für unmöglich hielten, weiter ein selbstständiges Leben zu führen. Einzelne, mit den Persönlichkeiten der Minorität Befreundete machten daher Versuche, durch Bitten und Vorstellungen dieselbe wieder zu versöhnen, allein vergeblich. Die Linke sah zu gut ein, daß es ein Akt der Selbstvernichtung und Selbstverzweiflung sey, nachdem sie einen gewaltsamen und auffallenden Schritt, überdieß mit Glück, ausgeführt hatte, denselben in der Stille wieder ungeschehen zu machen. So blieb nun der Rechten zu ihrer Erhaltung nichts übrig, als nachzugeben. Dem Bundestag, für den die Majorität des Vorparlaments sich der Märtyrerschaft ergeben, mit dem überhaupt nach der größten Wahrscheinlichkeit die Führer der Majorität im innigem Einverständniß gehandelt hatten, war es nunmehr eine Pflicht der Delikatesse, sich selber wiederum der Majorität zum Opfer zu bringen. Noch am Abend spät nach 11 Uhr erschien ein Mitglied der Majorität in einer Versammlung der Ausgetretenen und theilte ihnen mit, daß es gemeinschaftlich mit einem Collegen in den Bundespalast gegangen, den Präsidenten von Coloredo-Wallsee aus der Sitzung herausrufen lassen und ihm vorgestellt habe, daß die am Morgen der Bundesversammlung gemachten Zumuthungen augenblicklich Folge haben müßten. Doch brachte diese Erklärung auf die versammelte Minorität keine Wirkung hervor, weil sie durchaus keine Resultate enthielt; indessen ließ sich daraus entnehmen, daß eine unverhaltene gegenseitige Uebereinkunft zwischen dem Bundestag und einem Theile der Majorität Statt gefunden hatte.

Am vierten Tage (4. April) des Vorparlamentes zeigten sich die Folgen des von der Linken gethanen energischen Schrittes. Der Präsident Mittermaier, welcher während der Sitzungen des Vorparlaments großer Parteilichkeit zu Gunsten der Monarchisten

beschuldigt wurde, verkündigte, daß nach einer vom Bundestage ergangenen Erklärung die Beschlüsse von 1819, 1824 und 1834 bereits als zurückgenommen zu betrachten seyen, gleichwie auch die Gesandten, welche dazu mitgewirkt, und diese überhaupt fühlten, daß sie nicht das öffentliche Vertrauen besäßen, bereits ihre Entlassung gegeben hätten. Nach dieser Mittheilung des Präsidenten trat Itzstein auf und erklärte sein Bedauern über die Tags zuvor eingetretene Spaltung, so wie seine Ansicht, daß die Minorität mit der eigetretenen Wendung vollkommen befriedigt seyn und keinen Grund haben könne, bei ihrer Lossagung zu beharren. Daher beantragte er, dieselbe zur Rückkehr in die Versammlung einzuladen und bis, wie er erwarte, dieser Einladung Folge gegeben seyn werde, die Wahl des Ausschusses zu verschieben. Jordan und Venedey unterstützten den Antrag.

Die Versammlung beschloß darauf, in Uebereinstimmung mit Itzstein's Antrag, die Ausgeschiedenen zur Rückkehr einzuladen. Auch beschloß man noch, daß die, welche ihre Wahlzettel zurücknehmen wollten, weil sie die ausgetretenen Mitglieder nicht berücksichtigt hätten, dies thun könnten. Itzstein begab sich nun in eine Versammlung der Minorität mit dem Resultat der Verhandlungen, welches in Form einer vom Präsidenten unterzeichneten Erklärung derselben mitgetheilt wurde. In der Paulskirche hatte unterdessen Soiron einen tief eingreifenden Antrag dahin gestellt: daß es, unter Umgehung des Programms der Siebener-Commission, der künftigen constituirenden Versammlung allein überlassen bleiben und *ihr allein das Recht zustehen solle, Deutschland's Regierungsformen zu gestalten.* Dieser Antrag enthielt den entschiedensten Ausdruck der Volkssouveränität und erregte dadurch Widerspruch. Einige Stimmen protestirten im Namen Norddeutschlands: dort könne und wolle man nichts ohne den Fürsten machen. Nach einigen Debatten entschloß man sich zur Theilung der Frage. Die erste Bestimmung, daß die constituirende Versammlung von dem Programme der Commission gänzlich unabhängig seyn solle, wurde mit großer Majorität angenommen. Nachdem Soiron eine nochmalige Erläuterung gegeben, wurde durch Abstimmung mittelst Aufstehen und Sitzenbleiben auch der zweite Theil angenommen.

Als die Minorität wieder in die Kirche trat, wurde sie mit Jubel empfangen. Hecker sprach einige Worte der Versöhnung.

Nun kamen noch eine Reihe von Vorschlägen, z. B. zu einer Erklärung der Rechte des deutschen Volkes von Jaup, zur Wahrung der Interessen der arbeitenden Klassen von Venedey, zur Discussion. Man beschloß nichts Festes darüber, sondern empfahl sie der künftigen constituirenden Versammlung zur Berücksichtigung. Die Versammlung trennte sich, nachdem die Stimmzettel für die Wahlen zum Fünfziger-Ausschuß alle eingereicht waren, um den nächsten Morgen zum Letztenmale zusammenzukommen bei der Verkündigung des Wahlresultates.

Am folgenden Morgen eröffnete Vicepräsident Rob. Blum die letzte Sitzung. Mittermaier, Itzstein und Dahlmann waren abwesend, nur Blum und Jordan saßen am Präsidententisch. Die Versammlung war sehr spärlich besucht. Blum verkündete die Namen der 50 Ausschußmitglieder in folgender, nach der Stimmenzahl, welche die Einzelnen vereinigten, geordneten Reihe: Wiesner aus Wien, Itzstein aus Baden, Blum aus Leipzig, Jacobi aus Königsberg, Kolb aus Speier, Abegg aus Breslau, v. Soiron aus Mannheim, Simon aus Breslau, Schott aus Stuttgart, Murschel aus Stuttgart, Raveaux aus Köln, Spatz aus Frankenthal, Eisenmann aus Nürnberg, Schleiden aus Rendsburg, Mathy aus Mannheim, Gültig aus Schleswig, Freudentheil aus Hannover, Graf Bissingen aus Oestreich, Stedtmann aus Koblenz, Venedey aus Köln, Schnelle aus Schwerin, Siemens aus Hannover, Jürgens aus Braunschweig, Zachariä aus Göttingen, Wippermann aus Kassel, Lehne aus Alzei, Biedermann aus Leipzig, Rüder aus Oldenburg, Herchenhahn aus Wiesbaden, Buhl aus Ettlingen, Nonne aus Hildburghausen, Kyrrulf aus Schlesien, Höckscher, Cetto aus Trier, Duckwitz aus Bremen, Behn aus Lübeck, Schwarzenberg aus Köln, Brunck aus Rheinhessen, Mappes aus Frankfurt, Pagenstecher aus Köln, Wilhelmi aus Wiesbaden, Briegleb aus Sachsen, Blachiern aus Kassel, Klose aus Dresden, Paur aus Baiern, Reh aus Darmstadt, Mack aus Würtemberg, Mayer aus Köln, Wedemeyer aus Hannover, Wächter aus Tübingen.

Dies waren im Ganzen die Leute, welche auf der Stimmliste der Rechten standen, und als erwählt zu betrachten waren, den Fünfziger-Ausschuß bis zum Zusammentritt der constituirenden Nationalversammlung zu bilden.

Die Reihe der Ergänzungsmänner war: Hecker, Leue, Schaffrath, Vogt, Joseph, Jucho, Tafel, Ernst Leisler, Schweikart, Zitz,

Rumye, Struve u. s. w., von welchen jedoch nur wenige noch in den Ausschuß kamen.

Ganz Deutschland, ja fast ganz Europa hatte mit großer Spannung auf diese Versammlung geblickt, welche sich selbst als das Haupt des ganzen deutschen Volkes autorisirt hatte, welche in ihrer revolutionären Eigenschaft, gestützt auf ihre Volksthümlichkeit wirklich Großes hätte leisten können: welche Resultate hat sie zur Welt gebracht? Nichts von alle dem, was das deutsche Volk von ihr erwartete. Die einzigen wirklichen Erfolge waren die Einberufung einer constituirenden Nationalversammlung; da jedoch die Wahlart den einzelnen deutschen Staaten überlassen blieb, und sogar das Princip „direkter" Wahlen aufgestellt, folglich den Umtrieben der Regierung nach wie vor freies Spiel gelassen wurde, so war von vorneherein zu erwarten, daß die deutsche Nationalversammlung ihrer Mehrheit nach nichts taugen würde. Die Demüthigung des verhaßten Bundestages konnte nur durch das kräftige Handeln der aus ächten Freiheitsmännern bestehenden Minorität der Versammlung ertrotzt werden. Alles Uebrige wurde dem Wesentlichen nach wieder auf einige Zeit der ungewissen Zukunft überlassen.

VIII.

Friedrich Heckers republikanische Schilderhebung in Baden.

Wir kühnes Volk, wir haben Jünglinge
Mit leichten Blumenschilden und schönen Wunder,
Die lieber sterben, als leben,
Wenn's für die Freiheit gilt.

Klopstock.

Daß der Gang der politischen Angelegenheiten in Deutschland die freiheit-gesinnten Männer bald mit Unwillen und Mißtrauen erfüllte, war nicht anders zu erwarten. Das Vorparlament hatte in den Augen aller Freiheitsliebenden und Freisinnigen höchst ungenügend gehandelt und nichts weniger als seine Aufgabe verstanden; aber selbst das wenige Zweckmäßige, was es zu Stande gebracht, wurde durch den Servilismus des

reactionären Fünfziger-Ausschusses, der sich dem alten Bundestag bereitwillig zur Folie hergab, höchst verkümmert. So hatte das Vorparlament beschlossen, daß jeder volljährige Staatsangehörige wahlberechtigt seyn soll. In diesem Beschluß lag weder die Bestimmung, daß der Badener nur in Baden, der Sachse nur in Sachsen u. s. w. wählen dürfe, noch auch die Beschränkung, daß der Wahlberechtigte zur Bedingung der Volljährigkeit auch noch die der Selbstständigkeit zu erfüllen haben sollte. Im Gegentheile hatte nach den darüber stattgefundenen Verhandlungen der Ausdruck: „jeder volljährige Staatsbürger," den Sinn, daß damit jeder deutsche Staatsangehörige seine politischen Rechte an seinem Aufenthaltsort ausüben könne, auch wenn dieser in einem andern deutschen Staate liegen sollte, als in dem, dessen Bürger er sey. Von der „Selbstständigkeit" war aber überhaupt keine Rede gewesen. Nichtsdestoweniger versuchte der Fünfziger-Ausschuß aber schon am 8. April in einem Ausschreiben, welches in der No. 101 der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" publicirt wurde, den Beschluß des Vorparlaments dem Geiste und Wortlaut nach zu verfälschen und nach seiner Weise auszulegen. Es hieß darin wörtlich: „Kann auch bis zur Herstellung eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechts, welches zu schaffen ebenfalls Aufgabe der constituirenden Nationalversammlung ist, nur der Angehörige des einzelnen Staates in demselben wählen (also nur der Badener in Baden, der Frankfurter in Frankfurt, der Hesse in Hessen), so muß mindestens jeder Staatsangehörige wählen. Es darf kein Unterschied nach Stand, Rang, Glaubensbekenntniß und Vermögen gemacht werden; es darf das Wahlrecht an keine Steuer geknüpft, es darf kein volljähriger, selbstständiger Mann davon ausgeschlossen werden." Hier verlangte also der Fünfziger-Ausschuß, auf seine eigne Autorität hin, Anwesenheit im Geburtsstaat und Selbstständigkeit als Bedingung zur Wahl und schloß damit, gegen die Meinung des Vorparlaments, die ganze bewegliche Bevölkerung, welche in Deutschland eine enorme Masse ausmacht, vom Wahlrechte aus, darunter: 1) alle volljährigen Arbeiter, die nicht in ihrem Heimathstaate wohnen; 2) alle Soldaten, die nicht in ihrem Heimathstaate in Garnison liegen; 3) alle volljährigen Studenten, welche sich auf der Hochschule eines deutschen Staates befinden, in dem sie nicht zu Hause sind; 4) alle deut-

schen Bürger, welche sich in Dienstverhältnissen befinden, also alle Handlungscommis, Handwerksgesellen und Hausdiener; 5) alle volljährigen Söhne, welche sich noch nicht selbst ernähren, sondern noch von ihren Eltern unterstützt werden; 6) alle deutschen Bürger, welche sich zur Wahlzeit aus irgend einem Grunde außer ihrem Heimathstaat befinden, also auch alle in diesem Falle befindlichen Geschäftsreisenden.

Der Fünfziger-Ausschuß hatte der Revolution seine Entstehung zu verdanken, allein er schien seine Mutter gänzlich vergessen zu haben und sich als eine Stütze des Bestehenden und Hergebrachten zu betrachten. Anstatt als Volks-Autorität den Grundsatz gelten zu lassen, daß das Volk eines jeden Staates das Recht habe, sich selbst eine Regierung, seinen Bedürfnissen angemessen, zu geben, ließ sich der Fünfziger-Ausschuß willfährig dazu gebrauchen, den Volkswillen mit Kartätschen niederzuschmettern, um das Monarchenthum zu erhalten. Als in Baden, und besonders im baden'schen Oberlande, die Gährung immer höher stieg und die Mahnung zur Erfüllung der begehrten Volksrechte und Forderungen — Verschmelzung des Heeres mit den waffenfähigen Bürgern, Abschaffung von drückenden Lasten, Auflösung des bestehenden Ministeriums und der Kammern, Urwahlen u. s. w. — immer ungestümmer wurden, auch die Hinneigung vieler Gemüther zu den republikanischen Einrichtungen offen an den Tag trat, und durch die Anregung eines deutschen Föderativstaates, nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, noch vermehrt wurde, ließ der Fünfziger-Ausschuß würtembergische, hessische und nassauische Truppen in Baden einrücken, angeblich nur zum Schutze der deutschen Grenze gegen die Franzosen bestimmt, der That nach aber, um mit den baden'schen Truppen vereint einer allenfallsigen Erhebung des Volkes feindlich entgegen treten zu können.

Obgleich das von der badischen Regierung erlassene Wehrgesetz die allgemeinen Ansprüche nicht befriedigte, so hatte doch der Vorwand wegen dem Einrücken der Truppen aus den Nachbarstaaten bereits wieder beruhigend gewirkt, als die plötzliche Verhaftung des Redacteurs der in Constanz erscheinenden Seeblätter, Fickler, neue Bestürzung verbreitete. Viele Männer, welche die errungene Preß- und Meinungsfreiheit zu unverholener Kundgebung ihrer Ansichten vom Staate und der besten Staatsform angewendet hatten, fürchteten, daß es einem Eingriffe in die freie

Meinung und deren Aeußerung in Schrift und Rede gelte und ihnen möglichweise ein gleiches Schicksal bevorstehe. In diesem kritischen Augenblick glaubten einige Männer der That, daß der Zeitpunkt zum energischen Handeln eingetroffen sey. Hecker und Struve begaben sich nach Konstanz und erließen von dort nachstehenden Aufruf:

„Aufruf an die Bewohner der Aemter Donaueschingen, Engen, Blumenfeld, Villingen, Bondorf, Neustadt und Hüfingen.

Mitbürger, Brüder und Freunde!

Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen. Worte können uns unser Recht und unsre Freiheit nicht erobern. Darum fordern wir nun alle waffenfähige Männer auf, Freitag, den 14. April, Mittags 12 Uhr, in Donaueschingen, auf dem Marktplatz mit Waffen und Munition, in geordneten Zügen, mit Lebensmitteln auf 6 Tage versehen, zu erscheinen. Unsre Freunde Bruhn, Au, Willmann, Aus, Rasina und Andere werden zu Euch treten, Euch sagen, was das Vaterland von Euch erwartet. Sie sind bereit, sich an Eure Spitze zu stellen.

Struve ist bereits in Donaueschingen angekommen und wird der Versammlung mit Rath und That zur Seite stehen.

Konstanz, den 12. April 1848.

Friedrich Hecker. Gustav Struve."

In Konstanz fand indessen die damit angekündigte Bewegung keinen ausreichenden Anklang. Hecker verließ am 13. Konstanz mit nur 52 Mann, durchzog verschiedene Orte und wandte sich Donaueschingen zu, wo eine Volksversammlung auf den 15. angesagt war. Auch hier war die Stimmung lau für das Unternehmen, doch wuchsen die Freischaaren auf etliche hundert Mann an, welche sich vor den einrückenden Würtembergern zurückziehen mußten. Die Führer der Freischaaren trennten sich hierauf in zwei Abtheilungen und verfolgten verschiedene Straßen, um Verstärkungen aus dem Landvolke und den muthigen jungen Leuten der Dörfer, Flecken und kleineren Städte an sich zu ziehen. Ehe es mit den Freischaaren selbst zur Entscheidung kam, fand in Freiburg, am 14., eine Volksversammlung statt, welche sich dahin aussprach: „wenn ein bewaffneter Zug vom Seekreise eintreffen würde, so werde man sich demselben nicht mit den Waffen in

der Hand entgegenstellen, aber auch nicht anschließen. Was der Einzelne thun wolle, bliebe ihm als Einzelnen überlassen."

Hecker war mittlerweile mit seiner Republikanerschaar in Geisingen angekommen und hatte von dortaus am 15. eine Aufforderung folgenden Inhalts erlassen:

„Der Obmann des Landesausschusses für Baden an den Bürgermeister und Gemeinderath der Gemeinden Möhringen und Immendingen.

Das Volk hat sich erhoben, seine Rechte zu erkämpfen und den Zustand der so lange ersehnten volksthümlichen Regierungsform zu erringen; daher beantragen wir obengenannte Vorstände, bis morgen, Sonntag den 16. April, früh 8 Uhr, ihre waffenfähigen Bürger vom 18. bis 30. Jahre, nebst allen Freiwilligen späterer Jahre, mit den nöthigsten Geldmitteln und Proviant für 6 Tage versehen, zu dem Volksheere in Donaueschingen stoßen zu lassen. Wir bemerken noch obengenannten Behörden, daß wir sie für strengen und eifrigen Vollzug vor dem Volke verantwortlich machen werden, und Alles anwenden, den Säumigen wie den Verräthern am Volke vor diesem zur nachsichtslosen Rechnung zu ziehen. Diese Ordre ist an alle Gemeinden ringsum durch Staffetten zu verbreiten, da wir nur zu wohl wissen, daß Feigheit und Verrath unsre Schritte zum Wohle des Volkes zu vereiteln suchen.

Geisingen, 15. April 1848.

Die provisorische Regierung.

Hecker."

Dieser Erlaß, sowie sein persönliches Erscheinen an verschiedenen Orten riefen in Konstanz eine nachträgliche Bewegung hervor. Bereits am 15. kam es dortselbst zu lebhaften Auftritten und am 17. wurden von 16 bis 17 hereingezogenen Dorfgemeinden die bisherigen Behörden entsetzt und ein Statthalter, Peter, eingesetzt. Die Konstanzer Freischaaren zogen in beträchtlichen Zügen Hecker nach. In Offenburg faßte man am 18., Abends, den Beschluß, der Anregung von Konstanz beizutreten. Man trat unter die Waffen und verschanzte sich. Am nächsten Tage jedoch rückten schon die von der Regierung bereit gehaltenen Militärmassen mit 8 Kanonen vor die Stadt und erzwangen die Uebergabe. In den übrigen Theilen des Landes erklärte man sehr zahlreich die Vorliebe für eine republikanische

Staatsform, ohne jedoch eine bewaffnete Einführung für thunlich zu halten.

Hecker war unterdessen mit seinen sich stündlich verstärkenden Freischaaren gegen den Rhein vorgerückt, und sein Streithaufen hatte bereits, 1200 Mann stark, Kandern erreicht, als die monarchische, gut organisirte, 2200 Mann starke und von General v. Gagern (Bruder des hessischen Ministers) commandirte Militärmacht heranrückte und ein Kampf das vorläufige Schicksal zweier Principien entscheiden sollte. Ein Regierungscommissär, Stephani, erschien bei den Freischärlern und forderte sie zur friedlichen Heimkehr auf, was diese jedoch verweigerten. Das kleine republikanische Heer konnte oder wollte Kandern nicht behaupten und zog sich vor den vom Fünfziger-Ausschuß beorderten anrückenden Truppen in Ordnung zurück. Der Anführer Willich führte den Vortrab und das Mitteltreffen der Republikaner, der Anführer Karl Kaiser aus Konstanz den Nachtrab. Derselbe rettete in Kandern nur mit Mühe die wenigen Kanonen und Wagen der Freischaaren, da sie zu spät mit Bespannung versehen worden waren, aus den Händen der ihnen auf etwa 120 Schritten Zwischenraum folgenden constitutionellen Truppen. Die Republikaner zogen sich den dicht hinter Kandern liegenden Berg hinauf und stellten sich am Eingang des ziemlich engen Passes, durch den sich die Straße von Kandern zwischen Wäldern hinzieht, in Schlachtordnung auf. Hecker, der Obmann des Landesausschusses, stand bei einem Fähnlein am Berge, als ihm zugerufen wurde, der General von Gagern wünsche ihn zu sprechen. Er begab sich auf die Straße, wo ihm ein Dragoner-Lieutenant entgegen kam und ihm dasselbe Verlangen mittheilte. Hecker stieg nun, von den Anführern Willich, Mögling, Kaiser und mehreren Adjutanten gefolgt, den Weg hinab, und traf mit Gagern auf der Mitte einer vor der Stadt befindlichen Brücke zusammen, wo zwischen dem Schildträger des Republikanismus und dem Dienstmanne des constitutionellen Systems folgende kurze Unterhandlung vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen gepflogen wurde:

Gagern. Sie (d. h. die Republikaner) müssen die Waffen niederlegen.

Hecker (verweigert es.)

Gagern. Herr Hecker, Sie sind ein gescheidter Mann, aber ein Fanatiker.

Hecker. Wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus ist, dann mögen Sie diese Handlung also bezeichnen, dann gibt es aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen; übrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu streiten, sondern frage, ob Sie mir sonst etwas mitzutheilen haben.

Gagern. So werde ich mit aller Strenge gleich einschreiten.

Hecker. Und wir werden einem Angriff zu begegnen wissen; übrigens werden Sie uns (die Anführer) zuvor zu unsern Corps zurückkehren lassen.

Gagern. Allerdings, doch werde ich Ihnen auf den Fersen folgen.

Ein bad. Stabsoffizier. Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab.

Doch Hecker gab weiter keine Antwort, sondern kehrte mit seinen Begleitern zur republikanischen Colonne zurück, die sogleich ihre der feindlichen Artillerie bloßgegebene Stellung räumte und sich langsam die Bergstraße hinauf zog, kaum durch einen Zwischenraum von 100 Schritten von den nachdringenden Hessen getrennt, welche die Avantgarde der Constitutionellen bildeten. Auf der Höhe des Passes, Scheidegg genannt, von wo sich von dem sogenannten Schlechtenhaus auf der andern Seite des Berges die Straße nach Steinen zieht, war die Nothwendigkeit einer Aufstellung und Gegenwehr geboten; denn zog die Colonne der Republikaner auf der andern Seite des Berges wieder hinab und ließ den Feind die Höhe gewinnen, so konnte dieser sie von oben herab mit Geschütz-, Musketen- und Cavallerie-Chargen leicht werfen. Die Republikaner machten daher Halt und stellten sich in Schlachtordnung auf, desgleichen der ihnen nachrückende Feind. Hier wurde der Mangel eines tüchtigen Officiers, der das Gefecht zu leiten verstanden hätte, bei den Republikanern äußerst fühlbar. Die Schlachtlinie, welche der Anführer Willich bildete, wird als eine total fehlerhafte geschildert. Ein Fähnlein Musketiere wurde rechts an der Straße (von Kandern aus gedacht) aufgestellt, ein Fähnlein links, ein Fähnlein quer über die Straße, rechts von demselben am Waldrand die Sensenmänner, und hinter dem ersten Fähnlein rechts von der Straße im Gebüsch die Reserve, zu beiden Seiten der Berghänge die Scharf-

schützen. Bei dieser Position stand die dichte Colonne der Sensenmänner im Centrum, wo sie dem Feuer der vordringenden Truppen am ersten preisgegeben seyn mußte; nicht minder fehlerhaft wurde die Verwendung der Fähnlein der Musketiere gehalten; anstatt dieselben, wenigstens zum größten Theile, als Plänkler in den Flanken des unvorsichtig im Passe vorrückenden Feindes zu verwenden, wurden sie in geschlossenen Gliedern gehalten, und dies theilweise in Stellungen, wo ihr Feuer, ohne Artillerie und Sensenträger zu decken, wegen der vorstehenden Bäume gegen den Feind durchaus nicht wirksam werden konnte.

Kaum hatten die Republikaner ihre Dispositionen getroffen, als auch schon die feindlichen Truppen in dichten Reihen gegen die Mitte ihrer Schlachtordnung vordrangen. Als das hessische Militär, welches Gen. Gagern wohlweislich in die vordersten Reihen gestellt, den Punkt erreicht hatte, wo die Straße auf der Höhe des Passes sich in ein, etwa 100 Schritte im Umfange messendes, freies Plateau mündete, rief der Anführer Willich dem commandirenden feindlichen Officier ein Halt zu. Eine minutenlange Stille erfolgte. Deutsche gegen Deutsche, Brüder gegen Brüder standen einander gegenüber, um sich wechselseitig zu vernichten. Entschlossen trat der Anführer Kaiser vor und rief, den Reihen der gegenüberstehenden Soldaten sich bis auf wenige Schritte nähernd: „Schießet nicht auf eure Brüder! Schießet nicht, wir wollen ja das Gleiche, was eure Väter und eure Brüder wollen, ihr würdet noch als Greise euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen!“ Viele andere Republikaner schwenkten ihre Hüte oder Mützen und riefen: „Kein Bürgerblut vergießen, Ihr seyd unsre Brüder, es lebe die Freiheit, tretet in unsre Reihen!“ und gleichzeitig traten mehrere der Republikaner vor, streckten ihre Hände aus, um den Soldaten die Hände zu schütteln. Schon traten 8 bis 10 Soldaten aus den vorderen Reihen der Hessen vor, offenbar in der Absicht friedlicher Begegnung, als General von Gagern, von mehreren Stabsofficieren begleitet, vor die Fronte seiner Truppen sprengte und den Republikanern mit zorngeröthetem Gesicht auf den Ruf: „Brüder!“ entgegen donnerte: „Gesindel seyd ihr!“ Der Befehl zum Angriff wurde gegeben und des Generals letzte Worte waren: „Blut soll fließen!“

Während sich v. Gagern noch vor der Fronte befand, drangen an beiden Flanken seiner Truppen hessische Unterofficiere und

Freiwillige unter Anführung eines badischen Stabsofficiers vor, in der Absicht, mit gefälltem Bajonette die mit Flintenkugeln geladenen wenigen Kanonen der Republikaner zu nehmen; in den Reihen der Hessen krachte die erste Salve, das Fähnlein der Konstanzer Musketiere im Centrum der Republikaner antwortete unverzüglich. Der badische Officier, welcher die republikanische Artillerie mit dem Bajonett forciren wollte, stürzte sammt seinem Pferde getroffen zu Boden und zu gleicher Zeit fiel auch General von Gagern, welcher sich bereits mit geschwungenem Säbel an der linken Flanke seiner Truppen zurückzuziehen begonnen hatte, tödtlich verwundet und starb nach wenigen Secunden.

Eine Anzahl der im Centrum der Republikaner aufgestellten Sensenträger, meist aus biedern Landleuten aus dem Höhgau, der Bar und aus den Grenzbezirken des Schwarzwaldes bestehend, die voll Vertrauen sich den Soldaten genähert hatten, eilten, als sie statt des erwarteten Brudergrußes Mord-Commando und das Rasseln schußbereiter Gewehre vernahmen, bestürzt auf ihre Stellung zurück, die ohnehin schwerfällige Phalanx in einen entgliederten, schwankenden Knäuel verwandelnd. Vergebens suchte der Anführer Kaiser, welcher den linken Flügel zu befehligen hatte, die commandolosen Sensenträger wieder zu ordnen; um so schnell als möglich mit gefällten Sensen einen Angriff auf die Truppen auszuführen, das Gliederfeuer der Hessen, welches jetzt mit voller Heftigkeit gegen die republikanischen Reihen losbrach, und dem diese Sensenträger am meisten ausgesetzt waren, brachte sie in immer größere Verwirrung und drängte sie bald in wildester Unordnung zurück. Die Musketiere und Schützen der Republikaner hielten jedoch noch tapfer Stand und beantworteten prompt mit ihren Salven die feindlichen. Während die Schaaren der Republikaner sich allzuvoreilig an dem jenseitigen Abhang des Berges zurückzogen, und nur etwa 60 ihrer Musketiere und Scharfschützen wacker den Gipfel behaupteten und ein lebhaftes Feuer gegen die feindliche Linie unterhielten, zogen auch die Hessen sich sehr eilfertig und gebückt zurück, ihre Verwundeten und Getödteten, darunter den General Gagern und den badischen Stabsofficier, in der Gewalt der Republikaner lassend. Die Konstanzer Musketiere und einige Scharfschützen behaupteten die Wahlstatt und machten etwa 15 abgeschnittene Hessen nebst ihrem Officier zu Gefangenen, welche sie jedoch auf Bitten des gefangenen Officiers sogleich wieder

entließen, und sie nur nöthigten, eine eroberte Fahne und mehrere Perkussionsgewehre abzugeben; auch erlaubten sie ihnen, die Leiche v. Gagerns mit sich zu nehmen. Wäre dieses wackere republikanische Häuflein von seinen Brüdern gehörig unterstützt worden, so wäre der Sieg auf ihrer Seite wohl nicht mehr zweifelhaft gewesen, und das Militär in dem weitgedehnten, von demselben so unvorsichtig betretenen Paß vielleicht gänzlich aufgerieben worden; allein der Mangel tüchtiger Anführer, die mit rücksichtsloser Energie zu verfahren verstanden hätten, und der Widerwille, das Blut der gemeinen Soldaten zu vergießen, was sie sogar von der Entladung ihrer Geschütze abhielt, entschied bald die Niederlage der Republikaner. Das Militär ordnete sich schnell wieder, drang abermals vor und die kleine republikanische Schaar konnte allein ihre Position auf dem Gipfel nicht mehr behaupten und war genöthigt, sich ihren sich eilig zurückziehenden Brüdern anzuschließen, da die Tirailleure der Regulären sie zu überflügeln begannen. Die Republikaner brachten jedoch ihre Geschütze und sämmtliche Wagen davon. Ein Theil rettete sich mit ihren Anführern in die Schweiz, die Sensenträger zerstreuten sich und gingen wieder heim in ihre Dorfschaften und Meiereien. Dies war der Verlauf des Gefechtes auf der Scheidegg oberhalb Kandern, geliefert von etwa 1200 halb bewaffneten, schlecht befehligten, fast ungeübten Republikanern gegen mehr als 2200 Mann Kerntruppen, die mit Allem, was zum Kriege nöthig, ausgerüstet waren, mit Artillerie, Reiterei und einer Fülle von Munition, die geführt waren von Männern, die den Krieg zum Geschäft ihres Lebens gemacht haben, während ein Drittheil des Volksheeres keine, ein weiterer Drittheil schlechte Feuergewehre hatten, alle aber an Munition fast gänzlichen Mangel litten. Einzig die vollendete Dressur der Truppen führte deren endlichen Erfolg herbei. Hecker wurde anfänglich von den Reactionären beschuldigt, den General v. Gagern beim Parlamentiren auf der Brücke erschossen zu haben, wogegen jedoch Hecker und seine beiden Adjutanten, A. Willmann und J. Schöninger, in mehreren öffentlichen Blättern durch eine einfache Schilderung der Ereignisse protestirten. Gagern wurde nicht auf der Brücke, sondern auf der Scheidegg erschossen, nachdem er seinen Truppen das Commando zum Feuern gegeben hatte. Die ganze Beschuldigung scheint durch einen Irrthum veranlaßt worden zu seyn, indem vermuthlich von den hessischen Soldaten der Anführer Carl Kaiser

aus Konstanz mit Hecker verwechselt worden war, welcher auf der Scheidegg ihnen einige vergebliche Worte der Versöhnung zugerufen hatte.

Eine andre Abtheilung der Republikaner hatte am Ostern-Sonntag (den 23. April), etwa 1600 Mann stark, die Stadt Freiburg im Breisgau besetzt, jedoch fehlten ihnen ebenfalls tüchtige Anführer, welche eine Vertheidigung der Stadt zu leiten verstanden hätten. Sie erwarteten am Nachmittag von Günthersthal her, aus dem Walde, den Hervorbruch der Freischaar unter Siegel, während die Truppen des Fünfziger-Ausschusses vor den Thoren standen und den Einzug in die Stadt verlangten, um Siegels Zuzug zu verhindern. Unter den Republikanern machte der Mangel aller Leitung Viele mißmuthig, so daß die Schaar sich theilweise zerstreute und allmälig verkleinerte. Bei aller Lust zum Handeln wußte Keiner, was er thun sollte. Der republikanische Anführer in der Stadt wußte seine Leute nicht zu benutzen, und jammerte, daß er für seine Adjutanten keine Pferde habe und daß die Bürger die städtischen Kanonen nicht herausgeben wollten. Um 4 Uhr brach die Siegel'sche Freischaar beim Waldhorn, keine Viertelstunde von der Stadt, wirklich hervor. Hätte die Schaar in der Stadt es verstanden, mit der ausserhalb der Stadt zusammen zu wirken, so wäre den Republikanern ein vollständiger Sieg sicher gewesen. Der Anführer Siegel hatte auf die Unterstützung der Stadt gerechnet. Als ihm diese fehlte, zog er sich in den Wald zurück, ließ sich dahin von den feindlichen Truppen verfolgen und fügte diesen noch bedeutenden Schaden zu. Aus der Stadt wurde wenig und in zu großen Entfernungen geschossen. Erst sehr spät wurden die Kanonen mit Gewalt geholt und an den Thoren aufgestellt. Die Sensenmänner nahmen sich traurig aus. Demungeachtet wagten es die Truppen nicht, in die Stadt einzuziehen. Am nächsten Morgen — dem Ostermontage — waren kaum noch 100 Mann an den vier Hauptposten der Stadt, deren jeder eine Kanone hatte. Auf dem Rempart, von wo aus den Truppen der meiste Schaden zugefügt wurde, waren kaum 25 Mann, an der Jesuitengasse 20 Mann, am Schwabenthor 15 Mann Büchsenschützen, Bauern aus der Umgegend, unter welchen sich Greise mit weißen Haaren befanden, am Breisacherthor kaum 25 Mann. Alle andern hatten sich in der Stadt verlaufen. Gegen 9 Uhr fiel von den Truppen aus der erste Schuß, worauf die

Stadt 2½ Stunden lang mit Bomben und Kartätschen beschossen wurde.

Die Truppen rückten an, und die Republikaner — nicht 100 Mann stark — hielten die constitutionelle Armee 2½ Stunden lang auf. An den Posten wurde mit Heldenmuth gekämpft. Die kleine Zahl der Tapfern erwartete Zuzug aus dem Schwarzwalde, der gegen 10 Uhr eintreffen sollte. Als er gegen 11 Uhr nicht erschien, verzweifelten die Meisten an der Möglichkeit, sich zu halten. Man zog sich in die Stadt zurück. Die Kanone vom Rempart wurde zu der an der Jesuitengasse gestoßen, und hier hielten die Leute noch eine Weile aus. Als aber die nassauischen Truppen den untern Theil der Jesuitengasse genommen hatten, zogen sich die wenigen Republikaner zurück. Doch selbst als schon die Nassauer unter fortwährendem Feuern die Straße herauf rückten, stand der heldenmüthige Führer der Rempart-Kanone noch mit einem jungen Menschen, ihre Namen sind leider nicht bekannt geworden, bei den zwei Geschützen und bedienten sie. Die badischen Truppen waren unterdessen durch das Breisacherthor eingezogen. Die Stadt war — erobert. Frauen wehten aus Furcht von den Fenstern herab den Soldaten mit Tüchern zu, und eine Anzahl Bürger schrien ein Hoch über das andere. Es waren dies dieselben Menschen, welche Tags zuvor das Einrücken der Freischaaren mit schwarz-roth-goldnen Fahnen gefeiert hatten. Ein Theil der Truppen verfolgte die Republikaner in den Schwarzwald; diesen blieb nun weiter nichts übrig, als sich aufzulösen und zu zerstreuen.

In derselben Zeit, in der Nacht vom 23. auf den 24. April, gingen die schweizer und die französisch-deutschen Legionen über den Rhein und versuchten den Kampf zu erneuern; aber das badische Land war mit Truppen überschwemmt, die jeden Zuzug unmöglich machten. Auch diese Legionen waren genöthigt, sich wieder zurückzuziehen und aufzulösen. Die ganze republikanische Schilderhebung war gescheitert, und zwar hauptsächlich wegen Mangel an tüchtigen militärischen Führern. Doch hatte sie wenigstens das eine Gute: daß von nun an in Deutschland die Republik gründlicher besprochen, beleuchtet und in's Auge gefaßt wurde, und jetzt nach kaum Verlauf eines Jahres viele Tausende von Anhängern gewonnen hat, welche ihr ehedem aus Unkenntniß und von Vorurtheilen befangen, als Feinde entgegen getreten waren. (Fortsetzung folgt.)

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico von 1846 bis 1848.

Historische Skizze von S. Maclea.

V.

Expedition des Generals Kearney nach dem nördlichen Mexico. Einnahme von Santa Fé und Occupation von Neu-Mexico durch die Armee des Westens. General Wool's Marsch gegen Chihuahua.

In derselben Zeit, als General Taylor den Rio Grande überschritt und mit seiner Streitmacht nach dem mittleren Mexico vordrang, sandte das Cabinet zu Washington zwei andre Colonnen, unter den Generälen Kearney und Wool, nach den nördlichen mexicanischen Provinzen. Die Bewegungen dieser Corps, besonders der Colonne des Gen. Kearney, wenn auch in militairischer Hinsicht von geringerer Wichtigkeit, waren in Bezug geographischer Zwecke von großem Interesse und hatten für die Vereinigten Staaten selbst die bedeutensten Folgen, welche von Jahr zu Jahr mehr hervortreten werden.

Beim Beginne des Krieges drangen häufige Gerüchte, durch briefliche Mittheilungen aus jenen entlegenen, dünnbevölkerten Gebieten noch verstärkt, nach den östlichen Staaten des nordamerikanischen Continents, daß Neu-Mexico, Chihuahua, Durango und andere Theile des nördlichen Mexico auf dem Punkte ständen, sich von Mexico loszureißen und selbstständige Republiken zu errichten. Unter diesen Aussichten fand sich das Kriegs-Departement der V. St. bewogen, ein Corps unter dem Namen: „Armee des Westens" zu organisiren, zu dem Zweck eines Einfalles in Neu-Mexico und der Besitznahme von Santa Fé, der bedeutendsten und reichsten Stadt des fernen Westens. Diese Armee ward einzig aus Freiwilligen formirt und sammelte sich frühzeitig im Juni 1846 zu Fort Leavenworth, unter dem Commando des Colonel Kearney. Das Corps bestand aus den Regimentern der Colonels Price und Doniphan, jedes 800 Mann stark, aus Major Clarke's Bataillon zu 400 Mann, Sumners Dragonern, 200 Mann und dem Mormonen Bataillon, 500 Mann stark. Zusammen 2,700 Mann, mit hinlänglicher Artillerie und den nöthigen Wagen. Die Entfernung betrug 1000 englische Meilen, und der Weg ging von Fort Leavenworth am Missouri über Fort Bent am Arkansas. Die Straße dahin führt

durch ungeheuere Ebenen, welche Jahrhunderte dem Büffel zur Weide oder dem Indianer als Jagdgrund diente. Kurzes trocknes Gras und streckenweise unfruchtbarer Grund mit einer Einfassung von Bäumen, in der Nachbarschaft der Flüsse, bedecken fast allein diese weite öde Ebene, deren einförmige Scenerie höchstens nur zuweilen durch die Erscheinung eines vereinsamten Buffaloes, eines Prairie-Wolfes und hin und wieder durch das Gerippe irgend eines von wilden Vögeln oder Bestien zerrissenen Pferdes unterbrochen wird. Bent's Fort ist die Plantage eines Hrn. Bonny, und der Sammelplatz von Santa Fe-Händlern, und ist in dieser Einöde das einzige Merkmal, welches das Vordringen der Civilisation verkündet. Hier hat man die größere Hälfte des Weges nach Santa Fé zurückgelegt. Jenseits des Arkansas, an den Hauptgewässern des Cimaron und der Canadian Flüsse, wird das Land gebirgig, die Pechtanne und andre immergrüne Bäume krönen die Bergrücken. Die Gegenden bis zu den Cordilleras hinauf werden immer malerischer.

Am 3. August verließ Kearney mit seiner kleinen Armee Bent's Fort, passirte den Raton, einen Zweig der großen Aztecgebirge, auf dessen östlichem Rücken der Rio Grande entspringt. Nach der Beobachtung des Barometers erhoben sich hier die Höhen bis zu 7000 Fuß über die Meeresfläche. Abwärts, nach Nordwesten, war die luftige Spitze der Pike sichtbar und rund herum die Gipfel andrer ähnlicher Kalksteinklippen, welche wie Gletscher in den Sonnenstrahlen schimmerten. Hoch oben auf dem Raton erhoben sich die Felsengipfel senkrecht zum Himmel und erschienen in den blauen Lüften wie Burgen und feste Schlösser. Doch so imponirend diese erhabenen Naturscenen waren, der größte Theil der ermüdeten Soldaten beachtete sie wenig; eine Quelle, die ihnen einen Trunk Wasser geboten hätte, ein wenig Gras für ihre Thiere, welches Beides oft mehrere Tage entbehrt werden mußte, wäre ihnen lieber gewesen, als das schönste Panorama der Welt.

Am zehnten Tage, seit ihrem Aufbruch von Fort Bent, erreichte die Armee die ersten merikanischen Ansiedlungen. Der Gouverneur der Provinz, Senor Armijo, hatte bereits durch Händler Kunde von dem Vordringen der Truppen der V. St. erhalten und aus seiner und den angrenzenden Provinzen eine beträchtliche Streitmacht um sich gesammelt, mit welcher er am 16. August von Santa Fé ausmarschirte und einen Paß besetzte,

durch welchen Kearney mit seinen Truppen kommen mußte. Die Stellung der Mexicaner war sehr gut gewählt, der Paß war nur vierzig Fuß breit, und mit tüchtigen Leuten besetzt, würde er uneinnehmbar gewesen seyn. Doch die Mexikaner hielten sich nicht berufen, hier die Spartaner bei Thermopylä nachzuahmen. Gouverneur Armijo hielt einen Kriegsrath, dessen Resultat war, daß die Mexicaner sich zurückzogen und Armijo mit hundert Dragonern die Provinz verließ. Indessen langte Kearney zu San Miguel an und beruhigte die alarmirten Alcaden, Geistlichen und andere einflußreiche Personen mit der Versicherung, daß er Personen, Eigenthum, Religion und Freiheit der Einwohner unter seinen besondern Schutz stelle. Am 18. passirte er das Defilé, welches die Mexicaner so eben unvertheidigt verlassen hatten, und wenige Stunden darauf hielt er seinen Einzug in Santa Fé. Kearney nahm Besitz vom Gouverneurspalast, pflanzte die Standarte seines Vaterlandes darauf und verkündete dieses Ereigniß der volkreichen Stadt durch eine Salute seiner Kanonen. Am folgenden Tag proclamirte er, daß die amerikanische Armee gekommen sey, eine freie Regierung zu errichten, versicherte das Volk seines Schutzes und entband es der Pflichten gegen seine frühere Regierung. Hiermit hatte Kearney mit einer kleinen Armee, welche binnen vier Wochen gesammelt worden, nach einem beschwerlichen Marsch von nahe tausend Meilen durch unwirthbare Gegenden, ohne Schwertstreich Besitz von N.-Mexiko genommen, welches an 50,000 Quadratmeilen enthält und von ohngefähr 100,000 Einwohner bevölkert war. Am 31. August, zwei Wochen nach seiner Ankunft, sandte Kearney eine Expedition von 900 Mann nach den Ufern des Rio Grande, um dieselben von feindlichen Truppen zu reinigen, welche sich dort gesammelt hatten. Auch diese Expedition ward ohne irgend einen Kampf ausgeführt. Gen. Kearney regierte die eroberte Provinz als Bevollmächtigter seiner Regierung nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten.

Einen Monat nach der Einnahme von Santa Fé, am 25. September, als sich die sparsame, halbcivilisirte Bevölkerung des Landes völlig unterworfen hatte, und die Armee weiter keine Beschäftigung fand, als ihren Vergnügungen nachzugehen, verließ General Kearney Santa Fé mit 400 Dragonern und begab sich auf den Weg nach Californien. Er verfolgte die Straße über die alte Kupfermine, abwärts dem Rio Grande nach Sorotto,

und von da nach dem stillen Meere. Am 20. Oktober traf er, 300 Meilen von Santa Fé, auf eine rückkehrende Parthie, von welcher er die Nachricht erhielt, daß Capitän Fremont bereits Besitz von Californien genommen habe. Er sandte deßhalb Major Sumner mit dem größten Theile seiner Dragoner zurück und verfolgte blos mit hundert Mann seine Straße, in der kalten Jahreszeit die Gebirge des westlichen America überschreitend.

In derselben Zeit als das Cabinet zu Washington seine Vorkehrungen zur Eroberung und Besitznahme der nördlichen Staaten Merico's traf, organisirte dasselbe noch eine andre Colonne, welche die „Armee des Centrums" genannt wurde, und welche bestimmt war, in den Staat Chihuahua einzufallen. Diese Armee wurde unter das Commando des Brigadier-Generals John E. Wool gestellt. Den Generalstab bildeten Gen. Wool als Commandeur; Colonel Churchill, Generalinspector; Capitän Croß, Quartiermeister; Capt. W. D. Fraser, Ingenieur. Die regulären Truppen bestanden aus 5 Compagnien V. St. Dragoner unter Col. Harney, 300 Mann; 1 Compagnie Artillerie unter Capitän Waschington, 100 Mann; 2 Compagnien V. St. 6te Infanterie unter Capt. Bonneville, 100 Mann. Die Freiwilligen bildeten das 1. Regiment der Arkansas Cavallerie unter Col. Yell, 750 Mann; 2 Regimenter Illinois Infanterie unter Col. Hardin, 1600 Mann; eine Compagnie Kentucky Cavallerie unter Capt. Williams. Im Ganzen 2940 Mann.

Die Truppen sammelten sich, zum Theil von den der mericanischen Grenze entlegensten Theilen der Union kommend, zu Antonio de Berar, an dem Fluß Antonio in Texas, und drangen im Anfang des Monats September bei Presidio Rio Grande in Chihuahua ein. Nach einem langen und beschwerlichen Marsche erreichte General Wool mit seinem Corps das Dorf Santa Rosa. Da er hier keinen Paß durch die steile Gebirgskette der Sierra Gorda finden konnte, war er genöthigt, sich südlich gegen Saltillo zu wenden. Am 29. Oktober, sechs Wochen, nachdem er den Rio Grande verlassen hatte, erreichte er Monclova, eine der Hauptstädte des Staates Coahuila. Die Truppen wurden hier freundlich empfangen und fanden weiter keinen Widerstand, als die einfache Protestation des Präfectes gegen die Besetzung mericanischen Gebiets durch die Truppen der Ver. Staaten. Einen Monat lang erfreute sich die Colonne, unter Wool, der Gast-

freundschaft der Mexicaner, als hätte nie ein Zwiespalt ihre Nationen getrennt. Die Soldaten Wool's versahen den Wachtdienst der Stadt, und die zahlreichen Räuber und Wilden, welche sonst die Stadt sehr belästigten und beunruhigten, flohen vor dem Klange der Trommel und dem Schalle der Hörner in ihre Bergschluchten. Die Bewohner der Stadt und Umgegend fühlten sich unter dem Schutz der Flagge der Vereinigten Staaten zum erstenmal sicher.

General Wool, welcher keine Möglichkeit sah, über die Sierra Gorda zu dringen, um dem Zweck seiner Expedition zu entsprechen, und welcher zu entfernt von seiner Regierung war, um neue Instructionen abwarten zu können, wandte sich an General Taylor um weitere Verhaltungsmaßregeln. Gen. Taylor, welcher grade auf dem Marsch nach Victoria begriffen war, um den Staat Tamaulipas zu occupiren, erwiederte ihm, daß er die Expedition nach Chihuahua aufgeben möge, und mit seiner Colonne nach Parras vorrücken solle, nach einem Platz, welcher mehr südlich und nicht sehr ferne von Saltillo lag. Gen. Wool rückte hierauf nach Parras, wo er eine kurze Zeit verblieb. Im December marschirte er nach Saltillo und vereinigte sich hier mit der Division des General Worth. Er war mit seinem Corps von Antonio de Berar bis Saltillo sechs Wochen auf dem Marsch gewesen, mit Ausschluß seines Aufenthaltes zu Monclova und Parras, und hatte eine Strecke von 700 Meilen zurückgelegt.

Der Commandeur am Rio Grande, General Taylor, war eben auf dem Weg, um sich mit dem Corps des General Patterson, welches von Matamoras gegen Victoria herauf zog, zu vereinigen, als er zu Montemorlos, 68 Meilen von Monterey, die Nachricht erhielt, daß Santa Anna von San Luis de Potosi mit einer starken Armee sich nähere, um den General Worth zu Saltillo anzugreifen; dies bestimmte ihn, sofort mit den Regulären nach Monterey umzukehren. Die Generäle Patterson und Quitman rückten nach Victoria und von da nach Tampico, wo ihre Divisionen einen Theil der Armee unter dem Commando des General Scott bildeten und Theil an der glorreichen Einnahme von Vera Cruz nahmen.

VI.

Expeditionen des Capitän Fremont in Californien. Absetzung u. Vertreibung des Gouverneurs de Castro. Eroberung von Californien. Insurrection in Neu-Mexico. Ermordung des Gouverneurs Bent und anderer amerikanischen Beamten. Schlachten von Canada und Puebla de Taos.

Schon im Herbste 1845 war der unternehmende und geniale Capitän Fremont, vom topographischen Corps der Ingenieure, mit einer Parthie bewaffneter Leute, welche vollkommen für die Jagd des Westens und für den Indianerkrieg gerüstet waren, ausgezogen, hatten die Felsengebirge überstiegen und waren in das Innere von Californien eingedrungen. Fremont, welcher in Begleitung des tüchtigen deutschen Geometers, Karl Preuß, sich schon früher große Verdienste um sein Vaterland durch die Untersuchungen der Wildnisse der Felsengebirge erworben hatte, beabsichtigte diesmal, einen neuen Weg nach Oregon aufzufinden, südlicher als den bisher von den dahin Auswandernden verfolgten.

Er erreichte mit seinen Gefährten, ohne auf besondere Abenteuer gestoßen zu seyn, am 29. Januar 1846 die Nachbarschaft von Monterey in Californien. Er ließ hier seine Begleiter zurück und ging allein nach Monterey, um den dortigen Behörden den Zweck seines Besuches auseinander zu setzen. Er begab sich in das Haus des americanischen Consuls Larkin, welcher ihn zu dem Gouverneur de Castro begleitete. Der Gouverneur fragte Fremont, ob er seine bewaffnete Macht in feindlicher Absicht in die Provinz gebracht hätte, worauf ihm derselbe erwiederte, daß er kein Officier der Linie sey, sondern zum topographischen Corps gehöre; seine Absicht sey, eine neue Straße nach Oregon in mehr südlicher Richtung zu vermessen; sein Besuch sey friedlich, und er wünsche mit seinen Begleitern in dem Thale San Joaquin überwintern zu dürfen. Der Gouverneur sagte ihm dies zu. Fremont kehrte zu seinen Leuten zurück und brachte sie der Stadt näher; hier wurde er von dem Consul Larkin benachrichtigt und gewarnt, daß de Castro Truppen sammle, um ihn anzugreifen. Fremont nahm, auf diese Nachricht hin, mit seinem Häuflein, sechzig Mann stark, und darunter wie gewöhnlich mehrere Deutsche, Position auf dem Gipfel der Sierra, ohngefähr 30 Meilen von Monterey, von wo aus er die Stadt überschauen

und die Bewegungen des Feindes beobachten konnte. Hier auf seiner Höhe, unter dem klaren Himmel des Pacific, pflanzte er die Flagge der Vereinigten Staaten auf, und ließ den mit seinen Leuten heranrückenden de Castro benachrichtigen, daß er seinen Posten bis auf den letzten Mann vertheidigen würde, und wenn er und seine Leute auf dem Platze fielen, so würde sein Vaterland ihren Tod zu rächen wissen. Diese energische Erklärung machte auf den Mexicaner den gehörigen Eindruck; er marschirte aus, wagte aber nicht die Americaner anzugreifen. Als Fremont wahrnahm, daß der Feind sich hatte einschüchtern lassen, verließ er seine feste Position bei dem Thale San Joaquin und trat seinen unbelästigten Marsch nach Oregon an.

Am 1. April hatte Fremont mit seinen Leuten das Thal des Sacramento unter dem 40. Grad nördl. Breite erreicht. Am 14. May befand er sich auf dem direkten Weg nach Oregon. Am 15. kam er am großen See Tlamath an. Hier fand er in seiner Fronte die Berge der Sierra Nevada noch mit Schnee bedeckt und sich selbst mit seinen Begleitern von feindlichen Indianerhaufen umringt. Bei dieser Gestalt der Dinge sah er sich genöthigt, nach dem Fluß Sacramento zurückzukehren. Bei seiner Ankunft an der Bay von San Francisco hörte er, daß der Gouverneur de Castro zu Zanona, an der gegenüber liegenden Seite der Bay, sich befinde und eine Expedition gegen die amerikanischen Ansiedler vorbereite. Unter diesen Umständen entschloß sich Fremont am 6. Juni, wo möglich die mexicanische Regierung in Californien zu stürzen. In derselben Zeit war der Krieg mit Mexico bereits ausgebrochen und zwei Schlachten waren am Rio Grande geschlagen, allein von diesen Thatsachen hatte Capitän Fremont noch keine Ahnung; er hielt sich zur Ausführung seines kühnen Planes durch die in Californien obwaltenden Umstände berechtigt. Auf die Unterstützung der von de Castro bedrohten americanischen Ansiedler konnte er sicher rechnen.

Eine Parthie von de Castro's Leuten wagte sich über die Bay, wo vierzehn derselben nebst 200 Maulthieren von den Leuten Fremont's gefangen genommen wurden. Am 1. Juni überfiel Fremont den feindlichen Posten zu Zanona und Colonel Vallejo und verschiedene Officiere wurden zu Gefangenen gemacht, außerdem fielen neun Kanonen und ein großer Vorrath Waffen in seine Hände. Hierauf eilte er, seinen bedrohten

Landsleuten, welche sich am Rio de los Americanos angesiedelt hatten, beizustehen. Hier hörte er, daß de Castro seine zu Zanona zurückgelassene Garnison von blos vierzehn Mann anzugreifen beabsichtige. Am 23. Juni machte er sich mit 90 gutbewaffneten Büchsenschützen zu ihrem Beistand auf. Die Avantgarde der Amerikaner, aus zwanzig Mann bestehend, traf auf die 70 Mann starke Avantgarde des de Castro und schlug dieselbe nach einem kurzen Gefechte in die Flucht. Etwa um dieselbe Zeit wurden zwei Americaner von Torre, dem Befehlshaber der mericanischen Parthien, gefangen genommen und in Stücke gehauen; Fremont, als er dieses hörte, ergriff augenblicklich Repressalie und erschoß drei von Torre's Leuten, welche in seine Gewalt gefallen waren.

Am 4. Juli versammelte Fremont die americanischen Ansiedler in der Nähe von Zanona, und nachdem er eine feurige Rede an sie gehalten, erklärte er mit seinen Begleitern die Unabhängigkeit von California. Wenige Tage darauf traf die Neuigkeit ein, daß Commodore Sloat auch zu Monterey das Sternenbanner der Vereinigten Staaten aufgezogen habe. Fremont zog mit 160 Schützen aus, um de Castro zu verfolgen, welcher mit 400 Mann vor ihm her floh. Bei seiner Zurückkunft nach Monterey fand er Stockton als Commodore der P. St. Flotille, welcher Sloat im Commando abgelöst hatte. Fremont entschloß sich nun an der Küste südlich hinabzusegeln, um wo möglich de Castro's Flucht abzuschneiden. Am 26. Juli schiffte er sich mit 160 Schützen und 70 Marine-Soldaten in der Kriegsschaluppe „Cyane" nach dem Hafen von San Diego ein, von wo er hoffte, dem längs der Küste hinfliehenden de Castro die Straße versperren zu können.

In derselben Zeit lagerte der Gouverneur de Castro zu Mera, drei Meilen von Ciudad de los Angelos. Wenige Tage nach der Abreise Fremonts segelte auch Commodore Stockton in der Fregatte „Congreß" von Monterey ab, um die Jagd Fremont's auf den Gouverneur de Castro nöthigen Falles zu unterstützen. Als der Letztere hörte, daß die americanischen Streitkräfte in seiner Verfolgung begriffen seyen, war er nicht gesonnen, deren Ankunft abzuwarten, sondern floh mit den wenigen Getreuen, die noch bei ihm ausgehalten hatten, nach Merico. Am 13. August 1846 hatte sich Stockton mit Capitän Fremont und dem Consul Larkin wieder vereinigt und nahm die Hauptstadt der

beiden Californien, de los Angelos, in Besitz. Alles dieses wurde in einem einzigen Feldzug und fast ohne Blutvergießen bewerkstelligt.

Die Eroberung von Californien war bereits durch die Tapferkeit und unermüdliche Energie Capitän Fremonts vollbracht, als General Kearney eintraf. Der General hatte von dem Cabinet in Washington in Bezug Californiens seine Instruktionen erhalten, und darauf gestützt, gerieth er bei seiner Ankunft in dem so eben erst eroberten Territorium mit dem kühnen Capitän, welcher sich der Autorität des Generals nicht fügen wollte, in einen ärgerlichen Zwist, welcher immer erbitterter wurde und zuletzt vor ein militärisches Schiedsgericht gebracht werden mußte, wo Fremont, dem General gegenüber als Subordinirter, den Kürzeren zog und genöthigt wurde, seine Entlassung zu nehmen. Doch hatte die Regierung seine Verdienste um das Vaterland hinlänglich gewürdigt und ihn zum Obristlieutenant und später zum Obersten ernannt.

So leicht und mit so wenigen Opfern die Eroberung von Neu-Mexico und Californien auch zu Stande gebracht war, so hatte es doch keine geringen Schwierigkeiten für die Truppen der Ver. Staaten, diese Eroberungen zu behaupten. Am 19. Jan. 1847 brach plötzlich und ganz unerwartet eine Empörung der Einwohner gegen die amerikanischen Behörden zu Taos, in Neu-Mexico, aus. General Kearney hatte nach Anweisung des Kriegssecretärs Marcy in diesem eroberten Gebiet eine Civil-Regierung organisirt, und einen Gouverneur, Scheriff, Distrikt-Anwalt und andre erforderlichen Beamten eingesetzt und hierzu meistens geborne Americaner ausersehen. Dieses scheint den Nationalstolz der eingebornen Mexicaner beleidigt zu haben, und der Groll der entlassenen mexicanischen Beamten steigerte noch die allgemeine Aufregung. Es entspann sich eine Verschwörung, an deren Spitze Thomas Cortez, Diego, Archilette, Pino, Armijo und andre einflußreiche Mexicaner standen, und welche nichts weniger als den Sturz der neuen Regierung und die Vertreibung und Vernichtung aller Americaner beabsichtigte. In der Christnacht sollte die Erhebung der Verschwornen stattfinden und die Amerikaner ohne Ausnahme niedergemetzelt werden. Das blutige Vorhaben wurde jedoch verrathen und dadurch vereitelt. Die Verschwornen ließen indessen ihren Plan nicht fallen und verschoben dessen Ausführung auf einen günstigern Zeitpunkt,

und bestimmten die Nacht des 15. Januar hierzu. In dieser Nacht wurden in der Stadt San Fernando de Taos, dem Sitz der americanischen Regierung, Gouverneur Charles Bent, der Scheriff Elliot und dreiundzwanzig andre Americaner plötzlich überfallen und ermordet. Sieben Americaner wurden noch zu Turley, acht Meilen von Taos, in dem Thal von Moro, niedergemetzelt. In kurzer Zeit war die Insurrection allgemein geworden, und Colonel Sterling Price, der Befehlshaber der Truppen zu Santa Fé, erhielt die Nachricht, daß eine bedeutende Streitmacht Mericaner und Indianer gegen ihn im Anzuge sey. Er musterte seine Truppen — Cavallerie, Infanterie und Artillerie — zusammen nahe 400 Mann, und marschirte dem Feinde entgegen, zu Santa Fé nur eine schwache Besatzung lassend. Am 23. Januar traf er auf die 1500 Mann starken Insurgenten, welche in Front des Dorfes Covoda auf den Höhen und in den an deren Fuß liegenden Häusern eine starke Position eingenommen hatten. Die Schlacht begann mit einer Kanonade und einem heftigen Musketenfeuer. Nach Verlauf einer Stunde befahl Col. Price einen Hauptangriff auf die Linien des Feindes, und die von ihm besetzten Häuser, dem dieser nicht zu widerstehen vermochte und sich nach allen Richtungen hin zerstreute. Die Mericaner erlitten bei diesem Zusammenstoß einen Verlust von 36 Mann; die Americaner hatten zwei Getödtete und 6 Verwundete. Am 27. Januar marschirte Colonel Price nach Luceros am Rio Grande, und am 29. nach La Joya, welches ein tiefer und schmaler Paß im Gebirge war und dem Feind eine starke Position gewährte. Capitän Burgwein stürmte denselben mit 180 Mann, vertrieb den Feind aus seiner vortheilhaften Stellung und brachte ihm einen Verlust von 20 Todten und 6 Verwundeten bei. Am 1. Februar erreichte Col. Price den Gipfel des Gebirges vor Taos, welches zwei Fuß hoch mit Schnee bedeckt war. Am 2. nahm er sein Quartier zu Rio Chiciti. Am 3. rückte er in die Stadt Don Fernando de Taos ein, welches der Schauplatz der Ermordung der americanischen Beamten und des Gouverneurs Bent gewesen war. Die Einwohner waren geflüchtet und der Feind hatte sich in dem nahen Indianerort Puebla de Taos festgesetzt. Der Schlüssel zu dieser Position war eine große steinerne Kirche und zwei große pyramidenartige, sieben Stock hohe Gebäude mit Schießlöchern. Rund um jedes derselben war eine starke Mauer, hinter welcher der

ind sich postirt hatte. Die Americaner beschossen diese Mauern nd die Kirche mit einem Sechspfünder und einer Haubitze zwei Stunden lang; da sie jedoch nicht Schießbedarf genug bei sich hatten, zogen sie sich wieder nach Fernando de Taos zurück. Am Morgen des 4. um 9 Uhr kehrten die Americaner zu ihrem Angriff zurück, diesmal mit zwei Haubitzen und dem Sechspfünder, unter dem Commando des Lieutenant Dyer. Die Kirche wurde nun von zwei Seiten zwei volle Stunden beschossen, jedoch ohne Effect. Capitän Burgwein von den Dragonern griff mit zwei Compagnien von der einen Seite und Capitän Angrecy mit drei Compagnien von der andern Seite die Feinde an, jedoch mit keinem bessern Erfolg. Bei diesem Angriff fielen Capt. Burgwein, ein Lieutenant und mehrere Dragoner. Jetzt wurden Leitern gemacht, und unter dem unausgesetzten Feuern der Feinde am obern Theil der Kirche mit Aexten eine Oeffnung geschlagen, durch welche man Feuer warf. Ein neuer Angriff wurde auf das Thor der Kirche gemacht, welcher abermals fehlschlug. Die Americaner mußten sich mit Verlust zurück ziehen. Um 3 Uhr Nachmittags wares indessen endlich gelungen, den Sechspfünder bis auf 60 Yards der Kirche nahe zu bringen und eine vier Mann breite Bresche in die Mauer zu legen, durch welche eine Abtheilung stürmend eindrang. Die Kirche war gefüllt mit Feuer und Rauch. Der Feind hatte jedoch noch immer die beiden großen starkbefestigten Gebäude im Besitz; allein am folgenden Morgen, nach Tages-Anbruch kamen die Greise und Weiber heraus, welche ihre Kinder, Bilder und Cruzifixe trugen, und baten um Gnade. Diese wurde ihnen gewähr, worauf die völlige Uebergabe erfolgte. In diesem blutigen Gefecht waren die Americaner 450 und die Merikaner 600 Mann stark; die Americaner hatten einen Verlust von 54 Getödteten und Verwundeten, die Mexicaner 152 Getödtete und außerdem sehr viele Verwundete. Die ganze Affaire war die wichtigste und die glorreichste im ganzen westlichen Kriege.

VII.

Insurrection in Californien. Doniphans glorreiche Expedition nach Chihuahua. Gefecht bei Brozitos. Schlacht an Rio Sacramento u. Flucht der Mexicaner. Einnahme von Chihuahua. Gilpin's Streifzug.

Auch in Californien waren die Mexicaner mit der neuen Gestaltung der Dinge unzufrieden. Dieselben Ursachen, wie in

Neu-Mexico, bewirkten auch hier den Ausbruch einer Insurrection. In der Stadt de los Angelos und andern Orten ward die Flagge der Vereinigten Staaten herabgerissen und die mexicanische dafür aufgezogen. Ein Gefecht, welches im November bei Domingos Rancho zwischen einer Parthie Seeleute von der V. St. Fregatte „Savannah" und einer Anzahl gut verschanzter und mit Artillerie versehener Californier Statt gefunden, und zum Vortheil der Letztern geendet hatte, steigerte den Muth und die Hoffnungen der Insurgenten. Indessen schon im December landete Commodore Stockton zu Diego, rückte zu Fuß mit seinen Marinern nach der Stadt de los Angelos und stellte dort wieder die americanische Botmäßigkeit her. Bald darauf lieferte General Kearney den Mexicanern zu San Gabriel ein Gefecht, in welchem die Mexicaner mit Verlust zurückgeschlagen wurden; jedoch wurden auch auf Seite der Americaner Mehrere getödtet und Gen. Kearney selbst verwundet.

Nachdem Kearney die Eroberung von Neu-Mexico vollendet und bevor noch Gen. Scott nach Vera Cruz marschirte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit in dieser Zwischenzeit von dem kühnen und höchst abenteuerlichen Streifzug des Corps unter Colonel Doniphan mitten durch die wilden und unbekannten Regionen des nördlichen Mexico in Anspruch genommen. Zu Anfang des Monats December 1846 brach Colonel Doniphan mit 800 Mann, in drei Divisionen getheilt, nach Chihuahua auf, um General Wool im Herzen des nördlichen Mexico zu unterstützen. Doniphan marschirte in südlicher Richtung, wo das Land angenehmer, fruchtbarer und mehr bewohnt ist. Am 21. erreichte er mit seinem Corps Brozitos, und die Truppen waren grade zerstreut, um Holz für das Lager zu sammeln, als eine starke feindliche Streitmacht von ohngefähr 1000 Mann Infanterie und Lanzenreiterei plötzlich gegen sie anrückte. Die Americaner formirten augenblicklich eine Linie. Vor den feindlichen Reihen entfaltete ein Officier eine schwarze Fahne, zum Zeichen, daß kein Pardon gegeben würde. Der Angriff des Feindes begann mit einem heftigen Gewehrfeuer, die Americaner antworteten ihm mit einem gutgerichteten Feuer ihrer Büchsen. Die Mexicaner stäubten auseinander und ergriffen die Flucht. Doniphan setzte seinen Marsch mit Muße fort. Am 27. December betraten die Americaner El Paso del Norte, ohne auf Widerstand zu treffen. El Paso ist ein beträchtlicher Ort am obern Rio

Grande in Neu-Mexico und zählt gegen 5000 Einwohner, und ohngefähr 11,000 sind längs des Flusses auf einer Strecke von zwanzig Meilen angesiedelt. Die Straße nach Chihuahua führt mitten durch und bildet hier einen der Hauptübergänge über den Rio Grande. Hier, von einer feindlich gesinnten Bevölkerung umringt und jeden Augenblick ihres Angriffs gewärtig, war Doniphan genöthigt, einen ganzen Monat zu verweilen, um Verstärkung zu erwarten, während er sich vergebens bemühte, eine Spur von Gen. Wool und dessen Corps zu entdecken. Am 1. Februar 1847 traf endlich Capitän Weightman mit Artillerie ein, und die Colonne war nun gegen 900 Mann stark. In der zweiten Hälfte des Februars verließen die Americaner El Paso und erreichten am 23. Carmen, noch hundert Meilen von der Stadt Chihuahua entfernt.

In derselben Zeit sandte General Heredia, welcher die Streitmacht der Mexicaner in Chihuahua commandirte, und von dem Vordringen der Americaner Nachricht erhalten hatte, den General Conde mit 800 Mann Cavallere Doniphan's Corps entgegen, um dasselbe zu beobachten. Am 21. nahm Heredia selbst mit 1575 Mann verschiedener Waffengattungen, einschließlich der Reiterei Conde's und zehn Feldstücken eine feste Stellung am Fluß Sacramento, wo er die Ankunft Doniphan's erwartete.

Am 28. Februar entdeckte die americanische Armee den Feind, welcher sich bei der Rancho Sacramento, am Fluß gleichen Namens, verschanzt hatte. Die Stellung der Mexicaner schien fast unangreifbar. Der Rio Sacramento und der Arroyo Seco durchschnitten hier das Thal und die Straße nach Chihuahua, welche sich längs dem Thale hinzieht. Die Schanzen der Mexicaner lagen auf einem Erdrücken zwischen beiden Strömen und beherrschten vollkommen die Straße. Ihr rechter Flügel lehnte sich an Cerro Frijoles, und war durch hohe steile Abhänge geschützt; hier beherrschte eine Batterie rings umher das Land und die Straße nach Chihuahua. Die Americaner entdeckten indessen eine Furt durch den Arroyo Seco innerhalb des feindlichen Feuers, und erreichten das von den Mexicanern besetzte Tafelland. Die Cavallerie des General Conde führte eine Charge auf den rechten Flügel der Americaner aus, um sie zurückzutreiben, doch das wohlgezielte Feuer einer Batterie von fünf Stücken, unter dem Commando des Major Clark, trieb die mexicanischen Lanciers eben so schnell zurück, als sie angestürmt waren; sie fielen zurück

auf ihr Lager und suchten Schutz hinter einer Redoute. Die Americaner griffen unverzüglich diese Redoute mit zwei Haubitzen, unter Capitän Weightman, an, unterstützt von Capitän Reed's Compagnie zu Pferde, und als Obristlieutenant Mitchell ein unausgesetztes heftiges Feuer mit vielem Erfolg gegen die Redoute eröffnete, verließ der Feind dieselbe und floh längs dem Gebirge hinab, von den Lieutenant-Colonels Mitchell und Jackson, Major Gilpin, Capitän Weightman und seinen Haubitzen hitzig verfolgt; zu gleicher Zeit hatten die Mexicaner ihre Geschütze nach dem Cerro Sacramento gebracht, um ihren Rückzug zu decken. Das Feuer der Americaner brachte dieselben jedoch bald zum Schweigen, die Rancho Sacramento wurde gestürmt und die Mexicaner dadurch aus ihrer letzten Stellung vertrieben. Hiermit war der vollständige Sieg erkämpft. Der Verlust der Mexicaner betrug 100 Mann und 10 Geschütze.

Der Weg nach Chihuahua lag nun offen. Col. Doniphan theilte seine kleine Armee in mehrere Divisionen und rückte mit denselben am 1. und 2. März in diese Hauptstadt eines der wichtigsten Staaten der mexicanischen Republik ein. Die Stadt Chihuahua zählt mehr als 40,000 Einwohner und liegt an einem Zweig des Flusses Conchas, mehr als 250 Meilen südlich von El Paso. Oestlich von ihr liegt der Rio Grande und westlich die luftigen Gipfel der Sierra Madre, das Land umher ist ein malerischer Wechsel von Bergen, rauhen Basaltklippen und üppigen Thalgründen. Chihuahua liegt in der Mitte reicher Minen edler und verschiedener Metalle, nicht zwölf Meilen davon entfernt sind die reichsten Silberminen von Mexico. Diese Minen gehören in der Regel Privat-Compagnien, von Engländern oder Spaniern gebildet. Zu den Vorzüglichkeiten des Landes gehört auch noch das herrliche Clima.

Die Armee Doniphan's genoß in diesem paradiesischen Lande in den schönen und freundlichen Tagen des Frühlings die Früchte ihres Sieges und ihrer Anstrengungen, doch war sie so weit von den äußersten americanischen Linien entfernt, daß sie auch nicht die geringste Kunde von derselben erhalten konnte. Die Expedition war unter der Voraussetzung unternommen worden, daß das Corps Doniphan's sich mit General Wool's Armee in der Provinz und deren Hauptstadt Chihuahua vereinigen würde; allein Wool war nicht hier, die Ursachen sind in einem frühern Abschnitt angegeben. Wool war über Monclova nach Saltillo marschirt.

Nachdem Oberst Doniphan fast zwei Monate vergeblich auf das Eintreffen des Generals Wool gewartet hatte, rüstete er sich endlich zum Aufbruch. Er theilte seine Colonne in drei Divisionen, welche nacheinander am 25., 26. und 28. April die Stadt Chihuahua verließen, und marschirte südwärts durch Cerro Gordo, Mapini und Parras und erreichte am 22. May glücklich und ohne weiter auf Widerstand zu stoßen Saltillo. Nach drei Tagen Rast marschirte Doniphan mit seinem Corps nach Monterey, erreichte in Eilmärschen den Rio Grande und schiffte sich bei seiner Ankunft am Golf von Mexico unverzüglich nach Neu-Orleans ein, welches am 15. Juni wohlbehalten erreicht wurde. Hier wurden die Freiwilligen aus dem Dienst der Ver. Staaten gemustert, in Dampfschiffen eingeschifft und den Missisippi hinauf nach ihrer Heimath Missouri geführt. Diese Schaar Freiwilliger, welche etwas mehr als ein Jahr zuvor aus ihrem Privatleben gemustert wurden, hatten während dieser Zeit zu Land und zu Wasser, über Berge, Klippen und Sandebenen, in Schnee und Regen und heißen Wüsten, durch die Heimath der Civilisation sowie durch die Urwälder der Indianer, durch das Feuer der Schlacht, die Beschwerlichkeiten des Lagers und die gefährlichen Abenteuer der Wildnisse unaufgehalten einen Weg von fünftausend englischen Meilen verfolgt. Jedenfalls ein gutes Zeugniß der Unerschrockenheit, Tapferkeit und Unverwüstlichkeit unsrer Missouri-Männer und Jünglinge.

Aber das ist noch nicht Alles. Ein Detachement von demselben Corps hatte kurz zuvor schon einen Streifzug von wenigstens 1000 Meilen unternommen, in noch wilderen Scenen und mit noch gefährlicheren Abenteuern verknüpft. Dies war das Detachement von Obristlieutenant Gilpin, welches über die Felsengebirge gesandt wurde, um den Navajos-Indianern Furcht einzujagen. Diese Navajos sind ein Stamm, unähnlich den meisten übrigen Stämmen der Indianer, welche ein Hirtenleben führen, und den großen noch fast unbekannten Landstrich zwischen Neu-Mexico und dem südlichen Colorado beiwohnen. General Kearney hatte den Neu-Mexicanern versprochen, sie vor den Einfällen dieses Stammes zu schützen, und zu diesem Behuf Gilpin mit seinem Detachement in ihr Land geschickt. Gilpin überstieg mit seinen Leuten die Felsengebirge und stieg hinab in die Thäler des südlichen Colorado. Ihr Marsch zeigte ihnen neue Scenerien, brachte ihnen neue Gefahren und neue Abenteuer. Indianerstämme, wie sie in ihren Eigenthümlichkeiten dem Volk der Ver-

einigten Staaten noch nicht bekannt waren, wurden gefunden und beobachtet. Der graue Bär, von dem man bisher glaubte, daß er hauptsächlich nur die Polar-Regionen bewohne, war hier in den Gebirgen gewöhnlich und einheimisch. Nachdem dieses Commando seinen ungewöhnlichen und interessanten Marsch durch die wilden Stämme und wilden Thiere der Felsengebirge gemacht hatte, kehrte es gerade noch zur rechten Zeit zurück, um an Doniphan's langem und abenteuerlichem Marsche nach Chihuahua und dem Golf von Mexico Theil zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsch-amerikanische Journalistik.

Die Brandfackel, Land- und Seelieder von Samuel Ludvigh, Druck von J. W. Thomas in Philadelphia. Dieses kleine Werk, aus zwei Bändchen bestehend, hat ohnlängst die Presse verlassen und findet, wie alle Produktionen des genialen Verfassers, leicht seinen Weg in das deutsche Publikum. Die Land- und Seelieder sind größtentheils im freisinnigen Geist unserer Zeit geschrieben, und sind ein Ausdruck der Sympathien und Gefühle für denselben, oder besingen in einer originellen Weise die neuesten Ereignisse und Freiheitskämpfe Europa's. Der Druck und die äußere Ausstattung ist sauber und nett.

Die Volksrechte, Organ für die Arbeiter-Vereine der Vereinigten Staaten. Dieses, den Interessen der Arbeiter gewidmete Blatt erscheint seit einiger Zeit in New-York und wird von V. W. Frölich sehr fähig redigirt. Druck und Verlag von G. Arnold und V. W. Frölich.

Der Ohio Correspondent und Chillicothe Anzeiger, ein von „politischen und religiösen Sekten" unabhängiges Blatt, erscheint seit Anfang April in Chillicothe, Roß Co., Ohio, und wird von W. Raine und F. T. Zanders herausgegeben nnd redigirt. Der Lesestoff ist interessant, die Ausstattung geschmackvoll.

Lithographie. Ansicht der Stadt Baltimore. Aus der Lithographie von E. Weber & Co. in Baltimore ging kürzlich eine meisterhafte lithographirte Ansicht der Stadt Baltimore hervor. Sie ist vom „Föderalhill" aus aufgenommen und umfaßt den größten und interessantesten Theil der Stadt. Achtzehn vortrefflich ausgeführte Detail-Ansichten schlingen sich um das Ganze als Rahmen. Die Zeichnung verräth eine gewandte geniale Hand, der Druck ist sehr rein. Der Preis eines Exemplars ist $2. 50.

Bekanntmachungen.

☞ In der Expedition der „Deutsch-americanischen Didaskalia," bei S. Maclea, nördl. Frederick-, nahe Gay-Straße, sind folgende Bücher zum Verkauf vorräthig:

Der ewige Jude, von Eugen Sue, in 26 Heften; do. mit vielen Stahlstichen, elegant gebunden.
Thomas Paine's rationalistische theologische Werke; brochirt.
Allgemeine Uebersicht der Welt, von Mitchell, in's Deutsche übersetzt von G. Remak, mit 1200 Abbildungen, in Prachtband.
Handels-Lexicon, oder Encyclopädie der gesammten Handelswissenschaften, in Heften.
Zweihundert lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder, ein Lesebüchlein für Volksschulen, von Christoph v. Schmidt, gebunden.
Die Constitution der Vereinigten Staaten, in deutscher Uebersetzung, gebunden.
Rosa von Tannenburg, eine Geschichte des Alterthums für Eltern und Kinder, vom Verfasser der Genovefa; brochirt.
Frankfurt am Main und seine Umgebungen, von J. H. Ludewig; mit 6 Stahlstichen und einem Plane der Stadt; gebunden.
Briefe an den hochwürdigsten Herrn John Hughes, römisch-katholischen Bischof von New-York, von Kirwan; aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt; brochirt.
Conversations-Lexicon von F. A. Brockhaus, neunte Originalauflage, Leipzig 1845.
Vorzüglich gelungene Lithographie Friedrich Heckers.
Californien wie es ist, oder Handbuch von Californien mit besonderer Rücksicht für Auswanderer, von Johann Weik.
Giovanni Cerrachi, oder eine Verschwörung unter dem Consulat. Historische Novelle, von Robert Blum.

☞ Alle Bestellungen auf Bücher, welche im deutschen Buchhandel vorkommen, werden in der obigen Expedition schnell und pünktlich besorgt.

☞ Dr. Wm. Worsdell's vegetabilische Blut- und Magenreinigungs-Pillen sind in obiger Expedition stets vorräthig. Das Schächtelchen, 50 Pillen enthaltend, 25 Cents.

Deutsche, englische und französische
Buch- und Kunst-Druckerei
bei
Friedrich Raine,
Herausgeber des dreimal-wöchentlichen und wöchentlichen
„Deutschen Correspondenten,"
Nr. 157, Baltimorestr., gegenüber dem Museum, Baltimore.

Alle dem obigen Etablissement übertragenen Arbeiten, namentlich: Bücher, Pamphlete, Rechnungen, Geschäftszettel, Etiquetten, Geschäfts-, Visiten- und Ball-Karten, (der reichsten Auswahl,) Tabackspapiere, Handels-Formulare ꝛc. ꝛc. werden auf's Eleganteste und Billigste ausgeführt.

C. Frey,
Lehrer der englischen Sprache,
Friedrich-, nahe der Gaystraße.

Abendklassen für Herren und Damen zur Erlernung der englischen Sprache sind fortwährend im Gange. Auch ertheile ich Privat-Unterricht und liefere Uebersetzungen aus dem Englischen in's Deutsche, sowie auch aus dem Deutschen in's Englische.

Gasthof zum Hambacher Schloß in New-York.

Der Unterzeichnete empfiehlt seinen Gasthof seinen Freunden und Bekannten, den Reisenden und allen europäischen Einwanderern auf das Beste. Bei mir findet man jederzeit gute Betten, vortrefflichen Tisch, Getränke von bester Qualität und eine aufmerksame Bedienung.

Heinrich Bick,
Gastgeber zum Hambacher Schloß,
Nr. 139 u. 141, Liberty-Straße in New-York.

Andreas Henkel's Hotel,
Nr. 2, Harmony Court,
zwischen der 3ten und 4ten, Chesnut- und Walnut-Straße, in
Philadelphia.

National-Hotel in Baltimore, Md.,
Friederich- zwischen Baltimore- und Fayettestraße.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, dem Publikum ergebenst seine Gastwirthschaft an obgenanntem Platz zu empfehlen. Dieselbe ist nicht nur auf das Beste zur Aufnahme von Durchreisenden und Kostgängern eingerichtet, sondern auch die Schenke mit den vorzüglichsten Getränken versehen, welche im Markte zu haben sind. Die delikatesten Austern, jeden Tag frisch bezogen, werden servirt und in jeder beliebigen Weise zubereitet. Die besten deutschen Blätter der Union sind auf dem Tische ausgelegt.

Um gütigen Zuspruch bittet

Wm. Holtzmann,
Wirth zum „National-Hotel"

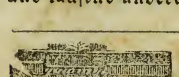
Wwe. H. Woldmann,
Tabacks-Cigarren- und Schnupftabacks-Fabrick,
hat ihr Geschäft von No. 154, Lexington-, nach No. 259, Pratt-, zweite Thür von Howardstr., verlegt. Sie hält stets eine große Auswahl der besten und billigsten Tabacke jeder Art vorräthig und bittet, unter Zusicherung der reellsten und aufmerksamsten Bedienung, um geneigten Zuspruch.

Jewelry & Fancy Store.

J. Prinz,

Nr. 280½, Baltimorestraße, nahe der Sharpstraße,
empfiehlt dem deutschen Publikum sein ausgesuchtes Assortement von goldnen Ohr- und Fingerringen, Brustnadeln, goldnen Ketten und Uhrschlüsseln, goldnen und silbernen Bleifedern, silbernen Fingerhüten, alle Sorten von Brillen, Scheeren, Federn, Taschen- und Rasirmessern, Messern und Gabeln, Thee- und Eßlöffeln, Präsentir-Tellern, allen Sorten Kämmen und Bürsten, Musik-Instrumenten, Guitarre- und Violinsaiten, Pistolen, Einfache und Doppelflinten, Jagdgeräthe, Regenschirme, Spielkarten, Dominos, Schachspiele, alle möglichen Sorten von Spielwaaren und tausend andere Kleinigkeiten, sehr passend zu Geschenken.

Baltimore, 1849.



Knabe & Gähle,

Pianoforte-Fabrikanten,

Nr. 8, 9, 10 u. 11, Eutawstr., nahe Baltimorestr.,

Baltimore.

In der letzten Kunstausstellung des „Maryland Institutes" wurde uns der erste Preis für die besten Pianofortes zu Theil, während Instrumente von den größten Fabriken der Ver. St. im Vergleich waren, weshalb wir mit vollem Vertrauen unsere Piano's, als höchst dauerhaft und solide gearbeitet, empfehlen können, und jeden, der sich ein gutes Instrument zu kaufen wünscht, ersuchen wir, bei uns vorzusprechen. Wir dürfen ferner bemerken, daß jeder Künstler, der in Baltimore auftrat, unsere Piano's in seinen Conzerten benutzte und berufen uns auf die höchst zufriedenstellenden Zeugnisse der verschiedenen Artisten, als: der Geschwister Hohnstock, Mad. Anna Bishop, Herren Bochsa und Knoop, sowie der ersten Musiklehrer und Amateure unserer Stadt und vieler hiesigen Kenner, die unsere Piano's jahrelang gebrauchten. Jeder Freund der Kunst und Musik, der uns mit seinem Besuche erfreut, kann sich von dem Gesagten überzeugen und werden wir die schriftlichen Testimonien der Genannten und mancher Anderer mit Bereitwilligkeit vorlegen.

Wir haben stets Piano's von der größten Verschiedenheit fertig und machen jetzt noch besonders auf einen höchst elegant, in gothischem Style gebauten Flügel aufmerksam, der nächstens in einem Conzerte der Geschwister Hohnstock benutzt werden wird. Indem wir glauben, jede Concurrenz besiegen zu können, empfehlen wir unsere Fabrik ergebenst der Gunst des Publikums.

Knabe & Gähle.

Tuch-, Schnitt- und Wollenwaaren-Geschäft

von **Thom. McConnell,**

Nr. 103, Baltimore-, nahe South-Straße.

Die bisher bestandene Firma von Thos. McConnell & Co. ist aufgelöst, und wird das Geschäft, dessen Local nach Nr. 103, Baltimore-, nahe Southstraße, verlegt ist, von Thos. McConnell für alleinige Rechnung fortgeführt werden, wovon auch hauptsächlich das deutsche Publikum mit dem Bemerken unterrichtet wird, daß von der jetzigen Firma Alles geschehen soll, ferner das Wohlwollen der deutschen Freunde und Käufer von allen Gattungen von Manufactur-Waaren sich zu erhalten und zu sichern, zu welchem Zweck der bekannte alte deutsche Gehülfe im Hause verbleibt, um seine Landsleute nach Kräften bestens zu bedienen.

E. Wilhelm Voucher's Musikladen,

Hollidaystr., Nr. 7, nahe Baltimorestr.

E. W. Voucher zeigt einem geschätzten Publikum ergebenst an, daß er stets eine Auswahl von allen Sorten Instrumenten, als: Orgeln, Piano's, französische und deutsche Akkordeons, Violinen, Flöten, Guitarren &c. und Musikalien (namentlich Schulen für die verschiedenen Instrumente,) vorräthig hält und solche zu den wohlfeilsten Preisen verkaufen kann.

Unterricht auf dem Akkordeon wird billig von mir ertheilt. Die Reparatur von Akkordeons, Guitarren und allen andern Instrumenten, sowie Pianostimmen wird pünktlich besorgt. Baltimore, 1849.

Deutsche Apotheke in Baltimore,

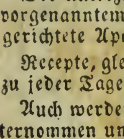
Nr. 34, Nord-Gaystraße, zwischen der Odd-Fellows-Halle und der Zions-Kirche.

Alle sowohl hier als wie auch in Deutschland gebräuchlichen Medicamente sind stets in bester und billigster Qualität bei uns vorräthig, und empfehlen wir uns bei etwa vorkommendem Bedarf einem geehrten Publikum bestens.

Recepte und sonstige Verordnungen werden stets mit besonderer Sorgfalt angefertigt. Die Einrichtung unsers Laboratoriums setzt uns in den Stand, chemisch-technische Präparate anzufertigen, sowie auch chemische Analysen mit der größten Genauigkeit zu vollführen.

Leberthran, Kaiserpillen, Universal-Balsam, Kamillen, Flieder, Brustthee, Hustenbonbon, Chocolade, Räucherpulver, Eau de Cologne, Seifen u. s. w. bei großen und kleinen Quantitäten.

Ch. & Wm. Caspari.



Deutsche Apotheke in Baltimore

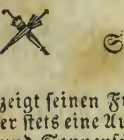
von J. Stehl,

Nr. 131, Nord-Eutawstr., gegenüber dem Neumarkt-Spritzenhaus.

Der Unterzeichnete empfiehlt hiermit dem gesammten Publikum seine an vorgenanntem Platze seit Jahren bestehende und auf's Vollständigste eingerichtete Apotheke.

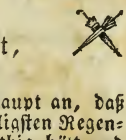
Recepte, gleichviel ob von deutschen oder amerikanischen Aerzten, werden zu jeder Tages- und Nachtzeit auf's Pünktlichste angefertigt.

Auch werden chemische Untersuchungen (Analysen) irgend einer Art unternommen und auf's Genaueste ausgeführt. J. Stehl.



Wm. Bauchardt,

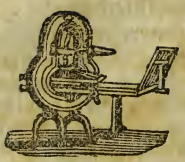
Schirm- und Stock-Fabrikant,



Nr. 73, Eutaw- oberhalb Saratogastr.,

zeigt seinen Freunden und dem schätzbaren Publikum überhaupt an, daß er stets eine Auswahl der elegantesten, dauerhaftesten und billigsten Regen- und Sonnenschirme, Parasoletten, Spazierstöcke &c. vorräthig hält und solche der Besichtigung des Publikums besonders empfiehlt.

☞ Reparaturen von Schirmen, Stöcken u. s. w. werden gut, schnell und billig von ihm besorgt. Er bittet um geneigten Zuspruch und wird sich die Gunst seiner Kunden immer zu erhalten suchen.



Buchdruckerei.

Nr. 21, Liberty-Str., zwischen German- und Lombard-Straße, Baltimore.

In der Buchdruckerei des Unterzeichneten werden alle in dieses Fach schlagenden Arbeiten, in deutscher sowohl, als in englischer Sprache, auf das Geschmackvollste und Billigste angefertigt. Um geneigten Zuspruch bittet

J. F. Zetzener.

Im Verlage von Ernst Schäfer in Philadelphia u. Leipzig erscheint:

Zeitung für die elegante Welt.

48r Jahrgang, 1848. 52 Nummern (erscheint wöchentlich) mit 80 Tafeln fein illuminirter Modebilder. Preis: vierteljährlich 1 Dollar.

Dieses einst in der belletristischen Welt so hochstehende Blatt, nimmt jetzt wieder einen neu verjüngenden Aufschwung; dem Verleger ist es gelungen, mehrere der ersten und bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands, sowohl für den Text, als wie für das Feuilleton zu gewinnen. Alles, was Literatur, Kunst, Theater, Musik und sonst an interessanten Neuigkeiten die Welt bewegt, findet hier seine Besprechung. Die Kunstbeilagen sind auf das Sorgfältigste ausgeführt und erscheinen 14 Tage früher, als in den andern Modezeitungen.

Dr. Worsdell's

Kräuter-Pillen.

Worsdell's Pillen reinigen das Blut, führen alle Unreinigkeit ab, stärken die Verdauungs-Organe, reguliren Magen und Eingeweide, entfernen alle Krankheitsstoffe und geben Muskelkraft, energische Stärke und Elasticität bei allen körperlichen Thätigkeiten. Vollkommen frei von Merkur und einzig von Pflanzenbestandtheilen zusammengesetzt, können sie selbst die schwächste Körperbeschaffenheit nicht beeinträchtigen.

Preis 25 Cents per Box, 50 Pillen enthaltend. Dieselben sind zu haben bei S. Maclea in der Expedition der „Didaskalia," Frederick-, nahe der Gaystraße; bei A. Robinson, Nr. 142, Baltimorestr.; desgleichen im Kleinverkauf bei J. H. Lope, Nr. 69, Hannoverstraße; C. J. Petit, Ecke der Gay- und Potterstr., Altstadt, Baltimore.

Gouley's Pflanzen-Bitteres.

Die große und stets allgemeiner werdende Popularität dieser berühmten Familien-Medicin macht es beinahe überflüssig, ein Wort zu ihrer Empfehlung zu sagen. Denn wo und von wem immer dieselbe angewandt wurde, da hat sie durch ihre heilenden und Gesundheit herstellenden Eigenschaften sich selbst auf eine unzweideutige Weise so sehr empfohlen, daß die Zweifler ihr Vorurtheil fahren ließen und zum Geständniß genöthigt waren, daß es das beste, dem amerikanischen Volke dargebotene Heilmittel sey. Der Eigenthümer dieser schätzbaren Erfindung will nicht behaupten, daß dieses Medicament alle Krankheiten kurirt, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist, aber er versichert, auf das Zeugniß lebender Personen hin, deren Wahrheitsliebe nicht in Abrede gestellt werden kann, und welche die Tugenden dieser Medizin entweder an sich selbst, oder an dem einen und andern Gliede ihrer Familie kennen gelernt haben, daß es für die Heilung der folgenden Uebel als ausgezeichnet und unübertroffen dasteht:

Kaltes und hitziges Fieber, Gallenfieber, Kolik, Magenschwäche, Leberbeschwerde, rothe Ruhr, Rheumatismus, Geschwulst, Kopf- und Ohrenweh, Krebs ꝛc.

Gouley's Pflanzenbitteres hat seine mächtige Einwirkung noch da ausgeübt, wo andere Medizinen sich als nutzlos erwiesen hatten.

Der Eigenthümer besitzt zahlreiche Certifikate von den respektabelsten Bürgern aus Baltimore und der Umgegend, welche die merkwürdigsten Kuren beweisen.

Gouley's Husten-Tropfen.

Diese Medizin wird gegenwärtig als eine der besten für alle Fälle von Husten, Verkältung, Auszehrung, Engbrüstigkeit, Herzdrücken, sowie für den Keuchhusten der Kinder gehalten. Mehrere hundert Bürger Baltimore's haben dadurch während der verflossenen und gegenwärtigen Jahreszeit Erleichterung gefunden. Die Aufmerksamkeit der Leidenden ist auf Zeugnisse hingelenkt. Dieselben sprechen für sich selbst.

Baltimore, 15. August 1847.

„Ich bezeuge hiermit, daß ich während der letzten fünfzehn Jahre an einem sehr starken Husten litt, der in jedem Frühjahre und Herbste, besonders zur Nachtzeit, den höchsten Grad erreichte. Ich habe alle Mittel angewandt, welche gewöhnlich von Aerzten und andern Personen empfohlen werden, allein dieselben hatten nicht die geringste wohlthätige Wirkung. Auf Anrathen eines Freundes versuchte ich Dr. Gouley's Husten-Tropfen, und nach dem Gebrauche von weniger als einer Flasche war ich gänzlich hergestellt und mein Husten kehrte seit den vier letzten Monaten nicht mehr zurück. Ich betrachte es daher als eine Pflicht gegen Dr. Gouley, diese öffentliche Anzeige zu Gunsten seiner unvergleichlichen Husten-Tropfen zu machen, damit Andere, welche an ähnlichen Uebeln leiden, sich derselben bedienen können.

John Davidson,
No. 47, Chatsworthstraße.

Ein anderes Heilmittel.

Diejenigen, welche mit Hämorrhoiden behaftet sind und nicht gerne das Bittere einnehmen, möchte Gouley auf ein anderes Medicament aufmerksam machen, welches er selbst zur Ausrottung des Uebels zubereitet. Es ist in Pillen geformt, welche nach besonderen, bei geschehener Anfrage von ihm näher mitgetheilt werdenden Vorschriften einzunehmen sind. Er legt folgendes Certifikat von einem geachteten Bürger in Bezug auf den Werth dieses Heilmittels vor:

„Ich bezeuge hiermit, daß ich obiges Medicament gebraucht habe, und von den Hämorrhoiden, womit ich seit mehreren Jahren behaftet war, beinahe wieder hergestellt bin. Ich halte dieses Mittel für besser, als jedes seither dem Publikum dargebotene, und möchte Allen, die an diesem traurigen Uebel leiden, den Rath geben, mit dieser Medizin einen Versuch anzustellen, — sie werden, wovon ich fest überzeugt bin, völlig genesen.

D. S. Johnson, No. 78, Lombordstr.

Deutsch-amerikanische

Didaskalia.

Vierteljahrsschrift,

Herausgegeben und redigirt

von

S. Haelen.

Erster Jahrgang.

Viertes Heft.

Baltimore.

1849.

Freiheits-Hymne.

Freiheit, die aus Himmelssphären
Zu der Menschheit niederwallt!
Freiheit, der in tausend Chören
Hochentzückter Jubel schallt!
Dir ertönen unsre Lieder,
Froh begrüßt dich unsre Flur
Selbst die feiernde Natur
Hallt die lauten Jubel wieder.

* * *

Als das hohe Schöpfungs-Werde,
Durch das leere Nichts erscholl;
Als mit Sonnen diese Erde
Aus des Ew'gen Hand entquoll;
Da entquoll mit leisem Beben
Freiheit seinem mächt'gen Ruf —
Alles, was der Schöpfer schuf,
Hauchte Freiheit, Glück und Leben.

* * *

Wo der Freiheit Säusel wehen
Blüht der Kranz: Unsterblichkeit;
Sie erklimmt die steilen Höhen
Endlicher Vollkommenheit.
Was nur groß ist, schön und edel,
Sprießt und reift allein durch sie:
Edle Thaten keimten nie
In des Sklaven dürrem Schädel.

* * *

Freiheit flügelt die Gedanken,
Adelt Kunst und Wissenschaft;
Stürzt des Aberglaubens Schranken,
Hebt den Geist mit Adlers Kraft.
Wo der Freiheit Flügel schwirren
Glänzt der Wahrheit Blendestrahl;
Dunkle Nacht ist allzumal,
Wo Despoten-Ketten klirren.

* * *

Auf die Mühen sanfter Tugend
Streut die Freiheit reinen Glanz;
Hohen Pflichten zarter Jugend
Webt sie früh den Lorbeer-Kranz.
In der Freiheit Lichtgewande
Strahlt die Tugend doppelt schön;
Tugenden der Sklaven steh'n
Wie Gebäu' auf losem Sande.

* * *

Freiheit knüpft zum schönsten Bunde
Edler Menschen Herz und Hand;
Nur in ihrem holden Munde
Tönt der Name Vaterland.
Auf der Freiheit Sonnenhügel
Reift der süßeste Genuß;
Vaterland und Bruderkuß —
Edler Menschheit hohe Siegel!

* * *

Freiheit schwebt zur niedern Hütte,
Trocknet, lohnt des Pflügers Schweiß;
Zaubert Unschuld, reine Sitte,
Glück und Ruh in seinen Kreis.
Zu des Landmanns Halmen-Hütte
Senkt die Freiheit gern den Blick;
Spendet Frieden dort und Glück,
Häuslichkeit und biedre Sitte.

* * *

Wenn des Lebens Schlangengänge
Enger sich und dunkler ziehn,
Und im letzten Nothgedränge
Freuden ach! und Freunde fliehn;
O dann lächelt himmlisch milde
Freiheit, beut den Retterarm;
Ihre Tröstung sanft und warm,
Hebt in bessere Gefilde.

* * *

Freiheit, die du Millionen
Wie am Mutterbusen trägst!
Die du ernst der Nationen
Heil und künft'ges Schicksal wägst!
Segnend blick'st du auf uns nieder —
Hör' auch unsern großen Schwur!
Hör' ihn feiernde Natur!
Freiheit oder Tod, ihr Brüder!

Die ersten Kentuckier.

Erzählung aus dem nordamericanischen Gränzleben in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Von S. Maclea.

(Fortsetzung und Schluß.)

XVIII.

General Wayne.

Darum brachten sie ihr Kriegsvolk zusammen, daß sie bei einander wären und warteten, bis man die Feinde angreifen müßte.
1. B. der Maccabäer, 3. 44.

Die furchtbare Niederlage des Generals St. Clair ohnfern dem Wabasch durch die Indianer erregte große Besorgnisse in der Republik, und wie es dem Unglück nie an Tadel fehlt, so wurde die Regierung eines großen Mißgriffs beschuldigt, den sie durch die Anstellung eines alten, gebrechlichen und stets unglücklichen Generals zum Befehlshaber einer so wichtigen Expedition begangen. Besonders ließen die Gegner und Feinde Washingtons die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen, ihren bittern Tadel über den Präsidenten auszugießen, daß er in St. Clair eine so schlechte Wahl getroffen, und dieser Tadel blieb im Volk nicht ohne Anklang. Die Regierung ließ es sich daher angelegen seyn, zu dem nöthigen dritten Kriegszuge gegen die Indianer einen in jeder Hinsicht tüchtigen und dieser gefährlichen Expedition vollkommen gewachsenen Befehlshaber zu ernennen. Nach einigem Schwanken, wem unter den Revolutionshelden diese wichtige Stelle anvertraut werden sollte, fiel die Wahl auf General Wayne.

Wayne war nicht besonders wegen seiner Kriegstaktik berühmt, wenn er selbstständig zu handeln hatte, und im Revolutionskrieg wurde er einmal von dem berühmten englischen Parteigänger Grey überrascht und ihm eine solche Niederlage beigebracht, die derjenigen des St. Clair nicht viel nachstand, auch bei mehreren andern Gelegenheiten hatte ihn seine unüberlegte Verwegenheit in gefährliche Situationen und Nachtheile gebracht; aber als ein

Officier zur Ausführung gegebener Befehle war er ohne Gleichen. Er war ein tapferer Haudegen, dessen ganze Kriegswissenschaft darin zu bestehen schien, heftige Schläge zu geben oder hinzunehmen, dessen Lieblings-Commando in der Regel war: „Fallet auf die infamen Lumpenhunde mit dem Bajonett!" Zu kühnen und raschen Angriffen war er der beste General der ganzen americanischen Armee. Von seinen Soldaten wurde er fast vergöttert, und sie nannten ihn am liebsten bei seinem Spitznamen „der wüthende Anthony." Da ihn mehrere Einbüßungen vorsichtiger gemacht hatten, ohne seine wilde Tapferkeit zu beeinträchtigen, und da er unter den gemeinen Soldaten allgemein beliebt war, die über die persönliche Tapferkeit eines Generals ein besseres Urtheil fällen können, als über seine höheren Kriegwissenschaften, so hielt man ihn für trefflich geeignet, den gesunkenen Muth der Truppen wieder zu heben. Zwischen der Niederlage St. Clairs und der Bestallung seines Nachfolgers verstrich jedoch mehr als ein Jahr. Wayne, sowie ihm der Befehl über die westliche Armee übertragen war, begab sich in das Hauptquartier derselben, und erreichte Fort Waschington im Frühjahr 1793. Beinahe beständig langten Verstärkungen der Truppen an, und zu dem gewöhnlichen Reiter- und Artilleriecorps wurde auch noch eine starke Legion nach der Landeseinrichtung aufgebracht und unter seinen Befehl gestellt. Er wurde ferner von der Regierung ermächtigt, sich an den Gouverneur von Kentucky zu wenden, und so viel berittene Miliz von ihm zu fordern, als er für nöthig finden möchte. Ehe jedoch alle diese Truppen herangezogen, und die für dieselben erforderlichen Kriegs- und Lebensbedürfnisse aufgebracht waren, verfloß der ganze Sommer und ein großer Theil des Herbstes. General Wayne hielt es für rathsam, seinen Angriff der Indianergebiete bis zum kommenden Jahre zu verschieben und beschränkte sich allein darauf, bis dahin die Feinde im Zaum zu halten und ihre Bewegungen zu beobachten; die Freiwilligen von Kentucky kehrten daher vorläufig in ihre Heimath zurück.

Den Winter hindurch blieb Wayne an einem von ihm erbauten Fort, an der westlichen Gabel des Miami, dem er den Namen Greenville gab. Durch Abtheilungen regulärer Truppen wurde er in den Stand gesetzt, die Gegend zwischen sich und den Miami-Dörfern der Indianer vom Feinde zu reinigen. Auf der Stelle, wo St. Clair geschlagen worden war, errichtete er ein Fort, wel-

ches er Recovery nannte. Die Regierung hatte ihrem General ausdrücklichen Befehl ertheilt, mit den Indianern, wenn es möglich wäre, auf billige Bedingungen hin Frieden zu schließen, ehe gewaltsame Mittel in Anwendung gebracht würden. Obgleich General Wayne, wie alle Leute seines Schlags, lieber den Frieden mit dem Säbel in der Hand dictirt hätte, so ließ er es doch nicht an Versuchen fehlen, die Indianer zur gütlichen Unterwerfung zu vermögen, und eröffnete daher während des Winters mehrmals Unterhandlungen mit den benachbarten Indianerstämmen. Manche der Häuptlinge besuchten ihn auch in seinem Lager, betrachteten seine Truppen, Artillerie, die Fortificationen u. s. w. mit vieler Aufmerksamkeit, und äußerten öfters den Wunsch, „den Tomahawk zu begraben;" allein man konnte keine bestimmte Willensäußerung entlocken.

Unter den Häuptlingen, welche öfters nach Fort Greenville kamen, um mit dem General zu unterhandeln, befand sich auch ein stattlich-gewachsener, sehr schöner Mann, welcher nicht die rohe, phantastische Kleidung der übrigen Häuptlinge, sondern eine Art Uniform trug. Sein edelgeformtes Gesicht, nicht nach dem Gebrauch seiner Race durch häßlichen Farbenschmuck entstellt, hätte die bronzene Büste eines antiken Römerkopfes zieren können. Er sprach fertig und gewählt das Englische, und seine Ausdrucksweise verrieth einen Grad von Bildung, wie man sie sonst bei einem Indianerhäuptling nicht erwarten konnte. Dieser unter seinem Stamm durch Geist, Tapferkeit und Schönheit besonders hervorragende Mann war Black Eagle, der Chief der Caughnewagoes und Gemal der reizenden Elisabeth. Da Waughcotomoco und das Gebiet seines Stammes von dem feindlichen Einfall des Generals zuerst bedroht war, und er überhaupt einem Krieg mit den Weißen aus besondern Gründen abgeneigt schien, so zeigte er sich unter den Häuptlingen für einen Frieden am geneigtesten, nur schienen ihm die Bedingungen, unter welchen dieser erlangt werden sollte, nicht annehmbar. General Wayne, der von dem ganzen Wesen dieses Häuptlings etwas imponirt war, und seinen Einfluß auf die übrigen Häuptlinge in Erfahrung gebracht hatte, suchte ihm, seiner Pflicht getreu, obgleich er seiner eignen Neigung nach lieber das Schwert entscheiden ließ, die Friedensbedingungen als annehmbar darzustellen. Die erste derselben war aber, eine vollständige Unterwerfung unter die Verfügungen der Regierung. Da Black Eagle indessen von

keiner Unterwerfung etwas wissen wollte, bevor er diese Verfügungen nicht genau kenne, so gab ihm Wayne endlich zu verstehen, daß dieselben in nichts Geringerem bestehen möchten, als in einer Versetzung aller Indianerstämme aus ihren jetzigen in westlicher gelegenere Gebiete, etwa über den Mississippi oder noch weiter zurück. Diese Forderung kam dem stolzen Häuptling doch zu übermüthig vor. Aus den östlichen Staaten war seine Race bereits durch die Weißen verdrängt worden, und nun sollten sie abermals aus ihren Wohnsitzen vertrieben werden und hierzu ihre geduldige Einwilligung geben, nachdem sie zuvor ihre weißen Dränger mehrmals vollständig auf's Haupt geschlagen und sie besiegt hatten. Entrüstet verließ der Chief der Caughnewagoes das Fort und ließ sich nicht wieder darin erblicken; er war überzeugt, daß nur noch Schwert und Tomahawk zwischen den beiden feindlich sich gegenüberstehenden weißen und rothen Menschen entscheiden könne. Der Besuch mehrerer andrer Häuptlinge wurde nur zum Schein einige Zeit noch fortgesetzt. Die Indianer waren nun zur Erneuerung des blutigen Vertilgungskrieges entschlossen und trafen Anstalten zum hartnäckigsten Widerstand.

Während Black Eagle noch Fort Greenville besuchte, traf es sich einigemal, daß Ludwig Wetzel, welcher dem General als Spion treffliche Dienste leistete, im Fort anwesend war, und die persönliche Bekanntschaft des Caughnewagoe-Häuptlings machte, ohne daß dieser ahnete, daß er den Räuber seines Kindes und einen furchtbaren Nebenbuhler vor sich habe. Wetzel faßte den Indianer scharf in's Auge, um seine Züge sich einzuprägen und zu gelegener Zeit wieder zu erkennen. Er mußte es sich mit stillem Grimme selbst gestehen, daß der Häuptling, trotz seiner Kupferfarbe, neben seiner eignen Häßlichkeit in Elisabeth's Augen bei Weitem den Vorzug verdiene, und sein Haß gegen den Caughnewagoe stieg nur um so höher.

Gegen Ende Februars warfen die Indianer plötzlich die Maske ab, und machten einen kühnen Versuch, den entferntesten Außenposten der Armee, Fort Recovery, durch einen Handstreich zu nehmen. Die Besatzung war indessen wachsam gewesen, die Indianer wurden zurückgeschlagen und erhielten dadurch die Ueberzeugung, daß General Wayne und seine Truppen weder hintergangen noch überrascht werden konnten. Sie sammelten nun ihre ganze Macht, um den Krieg mit aller Kraft, deren sie fähig waren, zu beginnen.

Ludwig Wetzel traf zu Fort Greenville ein, um dem General Bericht über den siegreichen Widerstand des Fortes Recovery zu erstatten, da er bei dem feindlichen Angriff sich grade in jenem Fort befunden und es tapfer hatte vertheidigen helfen.

„Die Rothhäute machen Ernst," sagte Wayne, nachdem er mit zufriedener Miene den Bericht angehört; es wird bald Zeit, daß wir sie zu Paaren treiben. Wetzel, Ihr müßt sofort nach Kentucky hinab, und dem dortigen Gouverneur Briefe überbringen. Er soll mir ein freiwilliges Reitercorps schicken, das ich hier bald nöthig haben werde."

„Ich stehe zu Eurer Verfügung, General," erwiederte Wetzel. „Wann soll ich abgehen?"

„Wo möglich, noch heute. Ich werde Euch rufen lassen."

Wetzel wollte sich entfernen.

„Noch Eins!" rief der General ihm nach. „Ihr habt mir einmal von einem Eurer Freunde erzählt, welcher mehrere Jahre unter den Wyandotten und Caughnewagoes gelebt und bei ihnen in großem Ansehen gestanden haben soll, sogar, nach Eurer Versicherung, ein Weib aus ihrem Stamme heirathete."

„Ja, General, es ist Francis Reynolds, welcher gegenwärtig zu Bryants wohnt."

„Bringt den Mann mit; er könnte mir vielleicht hier von großem Nutzen seyn."

„Ich will mein Möglichstes versuchen, ihn zur Theilnahme an diesem Feldzuge zu bewegen. Er wird nur ungern d'rein willigen, gegen seine frühern Freunde und Brüder, wie er sie nennt, zu kämpfen."

„Verdammt sey er, wenn er sich weigert, seinem Vaterlande zu dienen, wenn dasselbe seiner bedarf. Ich erwarte, daß er sich nicht säumig finden lassen wird."

XIX.

Die Requisition.

Brich nicht mein Herz in solchem Prüfungssturme!
Th. Körner.

An einem freundlichen Nachmittage, zu Anfang des Monats März, kaum sechs Tage nach seiner Abreise von Fort Greenville, trabte Ludwig Wetzel, zu irgend einem Kampfe wohl gerüstet, auf einem stattlichen Roß der Regierung durch den Wald, der das schöne Thal des Elkhorn begränzt. Er näherte sich bereits dem Waldsaum und hatte die Stelle erreicht, wo er einst den furchtbaren Panther durch einen Meisterschuß niedergestreckt und Elisabeth's Leben gerettet hatte. Die ganze Vergangenheit seiner Jugend flog an seiner Erinnerung vorüber; seine Phantasie versetzte ihn unwillkührlich in jene selige Zeit zurück, wo Elisabeth, seine erste und letzte Liebe, an seinem Herzen geruht und mit seligem Entzücken auf jedes seiner Worte gelauscht hatte. Ein Decennium war über die Erde geflogen, und er war in diesem kurzen Zeitraum, sowohl dem Aeußern wie Innern nach, ein ganz anderer Mensch geworden. Liebe und Freundschaft hatten einst seinen von Natur wilden und ungestümen Charakter gesänftigt und veredelt, aber Mißgeschick und fehlgeschlagene Hoffnungen jeder Art nun sein Gemüth verhärtet und einen herzlosen Grenzsoldaten aus ihm gemacht, der überall daheim war, aber sich nirgends heimisch fühlte; dem nur bei verwegenen und gefährlichen Abenteuern wohl um's Herz war, nur in den Blutströmen seiner wirklichen oder eingebildeten Feinde momentane Befriedigung fand. Als er nun am Waldrand unter den noch entlaubten Bäumen hervorritt, und die freundliche Farm am Elkhorn erblickte, welche längst wieder aus ihrem Schutt, schöner als zuvor, sich erhoben hatte und welche gegenwärtig von Francis Reynold's in Pacht genommen und von ihm und seiner Familie bewohnt war, da bemächtigte sich seines Herzens ein sehr bitteres Gefühl. Seine beiden Freunde, Claud und Reynold's, hatten nach mancherlei Stürmen den freundlichen Hafen eines stillen häuslichen Glückes gefunden, der für ihn, das fühlte er wohl, für immer verschlossen war; ein heimlicher Neid nagte an seinem Herzen, ohne daß er es sich gestehen wollte. Nur ein Gefühl war unverändert in seiner Brust geblieben, obgleich in trostloser Hoffnungslosigkeit — seine glühende Liebe zu Elisabeth.

Als er die Farm am Elkhorn erreicht hatte, ritt er in düsterer Stimmung in den Hofraum, in welchem das älteste Söhnchen Reynold's munter herum sprang und mit dem großen Hofhund sich herum tummelte; Sink-ho-leek-can-nack, Reynold's liebliche Gattin, welche nun für gewöhnlich bei ihrem christlichen Taufnamen Mary genannt wurde, stand in der Thüre des Hauses und hielt ihr jüngstes Kind, ein allerliebstes Mädchen, auf den Armen. Der große Hofhund stürzte dem Reiter mit lautem Gebell entgegen; doch als er ihn an seinem Ruf erkannte, sprang er freudig in die Höhe und begrüßte ihn als einen alten Bekannten, während der Knabe mitten im Hofe stehen blieb und dem Fremden mit trotzigem Blick entgegen sah, den kleinen, hölzernen Säbel, den ihm der Vater geschnitzt, und mit dem er eben noch den Hund spielend verfolgt hatte, drohend in der kleinen Faust haltend. Wetzel, durch diese idyllische Scene vor seinen Augen, wieder etwas aufgeheitert, schwang sich vom Pferde, nahm den kleinen, sich sträubenden Helden auf seinen Arm und schritt auf die Hausfrau zu, welche ihm freundlich ihre Hand zum Willkomm reichte.

„Wie geht es Euch, Lady?" fragte Wetzel, die dargebotene Hand mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten schüttelnd.

„O mir geht es sehr gut, Herr," erwiederte die junge Frau mit einem seligen Lächeln, während sie ihn in das Haus führte und zum Sitzen nöthigte. „Ich bin glücklich, und dies verdanke ich hauptsächlich Euerm Muthe. Ohne Eure Kühnheit, mit welcher ihr die Wälder meines Volkes heimsuchtet, würden wir immer noch in den traurigen Wildnissen jenseits des Ohio hausen, wo das Kriegsgeschrei nur selten verstummt, das Scalpirmesser nur selten ruht, der Tomahawk nur selten begraben liegt. Die Weißen hier sind ein friedfertiges Volk, welches die Büchse nur ergreift zur Jagd. Ich fühle mich unter ihnen wohl, meine weißen Schwestern hier sind freundlich mit mir, und besonders meine schöne Schwester Katharina.

„Leider hat das Kriegsgeschrei von Neuem begonnen," erwiederte Wetzel; „vor den Rothhäuten gibt es keine Ruhe, bis sie entweder alle vernichtet oder in ferne Gegenden vertrieben sind, wo ihr Scalpengeschrei keine Ansiedlung eines Weißen mehr beunruhigt."

„Wird das je möglich werden?" fragte die junge Frau traurig. „Weite Strecken schon ist das Volk meines Vaters zurückgewichen; aber nur kurze Zeit bedurfte es und das Pflugeisen der

Weißen war ihnen nachgedrungen. Wird es nicht immer so seyn?"

„Wohl mag einmal der Tag anbrechen, wo es keinen rothen Mann mehr in diesem Lande gibt," erwiederte Wetzel.

„Ich fürchte, Ihr habt Recht. Ich bin die Tochter eines Häuptlings, und es schmerzt mich das Loos, welches wahrscheinlich dem Stamme meines Vaters einst bevorsteht; allein ich bin auch die Tochter einer Weißen, und mein Schicksal habe ich unwiderruflich durch meinen Gatten an das ihres Stammes gekettet; mein Herz hat sich ganz auf die Seite meiner weißen Brüder und Schwestern geneigt. Gott möge mir vergeben, wenn ich in diesem Gefühle sündige."

„Beruhigt Euch hierüber, gute Lady. Wäre es Gottes Wille, daß nur der rothe Menschenstamm in diesen schönen Ländern hausen sollte, so wäre es nimmer einem Weißen gelungen, über die Gewässer des Oceans zu dringen. Indessen, soviel ist gewiß, daß wir nicht durch fromme Gebete uns in diesen Ländern befestigen können, daß das Schwert entscheiden muß; denn auch die rothen Leute behaupten, daß ihnen Owanneyo, der große Geist, diese Länder zu Wohnsitzen und Jagdgründen gegeben habe, und sie sind entschlossen, sich mit Gewalt darin zu behaupten. In diesem Augenblick sammeln sie wieder ihre ganze Macht, um ihr Recht geltend zu machen und die nächste Schlacht wird es entscheiden, ob in den lachenden Gefilden, wo Ihr Euch jetzt so heimisch und glücklich fühlt, der rothe Mann wieder seine verheerenden Streifzüge beginnen oder weiter in den Westen zurückweichen soll. Doch müssen wir alle Kräfte anstrengen, um dem nimmer ruhenden Feinde dieses Mal mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Der General der Regierung ist aller Streitkräfte des Landes benöthigt, und erließ hierzu auch eine Aufforderung an den Gouverneur von Kentucky, aus dessen Stadt ich so eben komme, für ein tüchtiges Reitercorps aus den streitbarsten und tapfersten Männern. Auch des tapfern Armes Eures Mannes bedarf das Vaterland; der General scheint ganz besonders auf ihn zu rechnen, und ich komme heute als sein Agent, um Reynold's des Gouverneurs Aufforderung mitzutheilen."

Sink-ho-leek-can-nack wurde von dieser so ganz unerwarteten Nachricht heftig erschüttert, sie schwankte und wäre mit ihrem Kinde zu Boden gesunken, hätte sie der schnell herbeieilende Wetzel nicht in seinen Armen aufgefangen. Er führte sie in einen Sessel, wo ihr wilder Schmerz sich in Thränen Luft machte.

„Vor wenigen Minuten noch so glücklich, und nun —" seufzte sie still vor sich hin weinend.

„Arme Mary, Niemand kann sein Glück vor dem Abende seines Lebens preisen," sagte Wetzel nicht ohne Theilnahme. „Auch ich glaubte einst hier auf derselben Stelle das Glück meines Lebens für immer gefesselt zu haben, und doch war es nur ein kurzer, obgleich schöner Traum. Doch beruhigt Euch," setzte er tröstend hinzu, „Wayne ist ein tüchtiger General, und seine Armee wird stark genug seyn, um dem Sternenbanner einen leichten Sieg zu erringen. Wir haben viel reguläres Militär und die Miliz soll nur im nöthigen Falle verwandt werden.

Während diesem kurzen Gespräch war Reynold's mit dem alten Neger Jim, der wie ein altes Inventarstück stets bei der Farm verblieb, vom Felde heimgekehrt und trat in diesem Augenblick in die Stube. Er war nicht wenig betroffen, als er seine Gattin, die ihm sonst immer freudig entgegen eilte, in Thränen fand, und sein alter Freund ihm schweigend und ernst die Hand reichte. Als ihn Sink ho-leek-can-nack erblickte, warf sie sich ihm laut schluchzend an die Brust.

„Ist ein Unglück geschehen? Warum in Thränen, liebe Mary?" fragte Reynold's. „Jakob springt lustig im Hof umher, und hier unsere kleine Elisabeth lächelt mich freundlich an: was könnte Dir also Thränen erpressen?"

„Eine Nachricht, die ich ihr so eben brachte, verursacht ihr Kummer und Besorgniß," erwiederte Wetzel. „General Wayne sendet mich zu Dir mit der Aufforderung, Dich dem Aufgebot, welches er durch den Gouverneur ergehen läßt, anzuschließen. Ohne Zweifel hat er Dich zu besondern wichtigen Diensten ausersehen."

„Dem Himmel sey Dank, wenn es nichts Schlimmeres ist," erwiederte Reynold's sichtlich erleichtert. „Habe ich doch die Mittheilung irgend eines Unglücks befürchtet. Ich ziehe zwar ungern gegen meine alten Freunde in den Krieg, und ich würde mich ohne diese Veranlassung auch nicht leicht dazu verstanden haben; doch da meine Dienste eigens verlangt werden, so fordert es meine Pflicht als freier Bürger dieser Republik, alle Rücksichten zurücktreten zu lassen."

„Wehe, wehe mir und meinen Kindern!" rief das junge Weib mit kläglicher zaghafter Stimme, „eine innere Stimme sagt mir, daß Du nie wiederkehrst."

„Wie, Mary, hat Dich in den letzten Jahren das Leben in die-

sen friedlichen Gefilden so verweichlicht, daß Du vor der Möglichkeit einer Gefahr zitterst?" fragte Reynold's sanft. „Als wir noch in den Wäldern Ohio's unter Deinem Volke wohnten, da reichtest Du mir, als ich gegen die blutdürstigen Munsees in den Krieg zog, mit der Standhaftigkeit, wie sie der Tochter eines Wyandotten-Häuptlings geziemte, die Waffen, und Deine Brust hob sich stolzer; Deine Augen strahlten wie Sterne, als ich an der Spitze einer tapfern Schaar dem ungewissen Kriegsglück entgegen ging; und jetzt zeigst Du Dich kleinmüthig, da ein großer General meines eigentlichen Vaterlandes mir die Ehre erzeigt, mich zu Diensten zu berufen, durch welche ich mich vielleicht um dasselbe verdient machen kann?"

„Zürne mir nicht," bat Sink-ho-leek-can nack halb beschämt, „ich kann nicht anders sprechen, als wozu mein Herz mich drängt. Damals, in unsern Wäldern, in unserm einfachen Wigwam, war ich noch eine sorgenlose Indianerin, unser Stamm bildete eine große Familie, kein Weib, kein Kind, kein Greis konnte sich als verlassen betrachten; wir theilten zusammen ein und dasselbe Loos: hier ist das anders, meine weißen Schwestern sind wohl freundlich und gut; aber jede Familie lebt nur für sich, unbekümmert um das Wohl und Wehe der andern. Was soll aber aus mir und Deinen Kindern werden, wenn wir Dich verlieren? Die Wälder meines Stammes sind für uns nun öde Wildnisse, in welche zurückzukehren mir grauen würde."

„Das ist die Schattenseite der Civilisation, daß sie das Abhängigkeitsgefühl in die Welt brachte," sagte Reynold's, indem er sich gegen Wetzel wandte. „Sieh, als meine Mary noch Sink-ho-leek-can-nack war, ein süßes Kind der Natur, dessen Begriffe nicht weit über seinen Wigwam, über seine Wälder hinaus gingen, die in jedem Krieger ihres Stammes einen Bruder, in jeder Squaw eine Schwester, in jedem Greis einen Vater oder Oheim erblickte, da wußte sie noch nichts von unsern gewöhnlichen Lebenssorgen, und selbst der Schmerz um eine theure Person war nur für den Augenblick heftig: jetzt, wo sie inmitten einer civilisirten Nation lebt, jetzt ergreift sie das unbehagliche Gefühl, ihr und ihrer Kinder Geschick von dem ihres Mannes abhängig zu wissen. Doch gräme Dich darüber nicht allzusehr, meine gute Mary," wandte er sich wieder lächelnd an seine Gattin; „Deine weißen Freunde sind nicht so herzlos und eigensüchtig, wie es Dir zuweilen erscheinen mag, besonders wenn Verwandtschaft oder freundschaftliche Beziehungen sie näher anein-

ander ketten. Sollte ich durch den Tod auf dem Schlachtfeld oder durch sonst ein Ereigniß von Dir getrennt werden, so werden mein Freund Claud und seine Gattin Dir Bruder und Schwester seyn, und mein alter Freund, Capitän Patterson, dem ich das Leben in der Schlacht bei Blue Licks rettete, und der mich bei unsrer Ankunft hier so großmüthig mit Geld und Land unterstützte, daß ich sogleich diese schöne Farm pachten und Dir ein freundliches Leben bereiten konnte, wird Dir als ein hülfreicher Vater stets zur Seite stehen. Die Sorge für Deine Zukunft soll Dich daher nicht beunruhigen, und wenn uns früher oder später der Tod trennt, so bleibt Dir als fromme Christin der schöne Trost, daß wir uns jenseits des Grabes, in der Herrlichkeit des Himmels einst wiedersehen.

„Lieber Peettil — laß mich Dich bei Deinem alten mir so theuern Namen nennen" — erwiederte die halb-civilisirte und zum Christenthum bekehrte Indianerin naiv und einschmeichelnd, „ich glaube an den Himmel guter Menschen nach dem Tode und an die Seligkeit des Wiedersehens, weil Du es wünschtest; aber ich bin schon mit dem Glück in diesem Leben, das mir durch Dich zu Theil wurde, ganz zufrieden und möchte es noch lange — lange genießen. Vergib mir, wenn mich Hoffnungen auf den Himmel über dem Grabe nicht trösten können. Bleibe bei mir und Deinen Kindern und ich will dann gerne auf alles andere Glück in dieser und in jener Welt verzichten. Du hast das Deinige ja längst für Dein Vaterland gethan, laß Deine Freunde und Nachbarn, denen die Gelegenheit noch fehlte, auch einmal für ihr Volk kämpfen; sie werden eines einzelnen Mannes wohl entbehren können. Willst Du dem edlen Häuptling der Caughnewagoes, der Dein Freund war, dem weisen Tecaughretanego, Deinem Vater, den Kriegern meines Stammes, Deinen einst so treuen Brüdern und Kampfgenossen, mit der tödtlichen Waffe in der Faust entgegen treten, damit sie der Stunde fluchen, wo sie meinen Bitten Gehör gaben und Dir nicht allein das Leben schenkten, sondern Dich auch brüderlich in ihre Mitte aufnahmen?"

Reynolds stand bei den rührenden Bitten seines Weibes erschüttert, die verschiedensten Gefühle stürmten in seiner Brust; Wetzel betrachtete ihn unverwandten Blickes.

„Mary," sagte der Bedrängte endlich entschlossen: „Du bist jetzt das Weib eines Kentuckiers, und Du mußt als solches denken,

handeln und fühlen lernen. Wäre ich noch ein Verbündeter der Caughnewagoes, so würde mich meine Pflicht auf ihre Seite fesseln. Ich bin ein Sohn Kentucky's, und nur ein unglückliches Kriegsgeschick und meine Liebe und Dankbarkeit gegen Dich, mein liebes Weib, brachte mich einst in eine widernatürliche Stellung zu meinem Vaterlande. Jetzt bedarf es meiner Dienste, es fordert meinen Arm, und kein wackrer Americaner wird sich unter irgend einem Vorwande feig zurück ziehen, wenn das Vaterland ruft. Sage dem Gouverneur, Freund," wandte er sich an Wetzel, „daß ich mit dem kentuckyschen Aufgebot zu rechter Zeit vor ihm erscheinen werde. Und Du, meine Mary, laß Dich nicht von den Schreckbildern einer gereizten Einbildung quälen. Sollte mein Verhängniß mich in die Nähe Black Eagles und Tecaughretanegoes bringen, so wird mir auch wohl Gelegenheit gegeben seyn, meine Freundschaft für diese edlen Männer zu bethätigen, unbeschadet meiner Vaterlandspflicht."

Bei diesen Worten spielte, Reynolds und seiner Gattin unbemerkt, um den Mund Wetzels ein ungemein unangenehmer und höhnischer Zug.

Sink-ho-leek-can-nack zeigte sich nach dem letzten Ausspruch ihres Gatten vollkommen beruhigt, keine Thräne war mehr in ihren schönen Augen sichtbar, ihr Gesicht hatte den Ausdruck einer kalten Entschlossenheit angenommen. „Gut," sprach sie nach einigen Secunden gelassen, thue Deine Pflicht, ich will die meinige thun. Ich werde Dir folgen."

Beide Männer sahen sie überrascht und erstaunt an.

„Ja, ich will Dir folgen," fuhr sie in gesteigertem Tone fort, „um Dir nahe zu seyn und Dich pflegen zu können, wenn Du verwundet bist, um mit Dir zu sterben, wenn eine rothe Hand Dir den Tod gibt. Was soll ich hier unter den Weißen, wenn Du ferne bist; ihre Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die sie mir jetzt schenken, gilt ja doch nur Deinem Ansehen, welches Du unter ihnen genießest. Fällst Du in der Schlacht, so wäre ich hier bald eine vernachlässigte, verachtete Indianerin. Die schmückende fruchttragende Catawba ist eine verächtliche Pflanze, wenn der Baum gefällt ist, um den sie ihre Arme geschlungen, und es ist besser für sie, wenn sein Sturz auch sie entwurzelt, als daß sie am Boden hinkriechend ein elendes Leben fristet."

„Liebes Weib, verbanne solche Grillen. Du beurtheilest Deine Freunde falsch; auch bist Du nicht ihrem Mitleid verfallen, denn

im Falle ich wirklich ein Opfer dieses Feldzuges werden sollte, hinterlasse ich Dich in Verhältnissen, in denen Du der Zukunft sorglos entgegen sehen kannst."

„Ich folge Dir, Peettil, was Du auch mir erwiedern magst. Hier würde die Angst um Dich mich tödten. Ich weiß nicht, woher mir diese Furcht kommt — aber ich kann ihrer nicht los werden."

„Und Deine Kinder —"

„Sie haben Katharina, den treuen Jim, Deine Freunde Claud und Patterson; sie finden leicht wieder Vater und Mutter. Aber Du würdest vielleicht vergebens auf dem Schlachtfeld verwundet und todesmatt nach einer helfenden, pflegenden, rettenden Hand seufzen, wenn ich nicht in Deiner Nähe weilte. Nicht die verweichlichte Mary, die alle Gefahren verlachende Indianerin Sink-ho-leek-can-nack wird mit Dir seyn."

Reynolds, welcher den leidenschaftlichen Charakter seiner Gattin, den sie von ihrem wilden, starrsinnigen Vater geerbt hatte, nur zu wohl kannte — schwieg, da er wußte, daß jede heftige Bekämpfung eines einmal von ihr gefaßten Entschlusses sie nur um so hartnäckiger machte; doch hoffte er sie zu gelegenerer Zeit durch ruhige Vorstellungen von ihrem Entschluß abzubringen.

Ludwig Wetzel verließ kurz nach dieser Unterredung die Farm, ohne die angebotene Gastfreundschaft seines alten Freundes bis zum nächsten Morgen anzunehmen. Sink-ho-leek-can-nack hatte sich seiner Anwesenheit entzogen und Reynolds begleitete ihn auf den Hof, wo der alte Jim sein Roß ihm vorführte; er schwang sich nach einem kurzen kalten Abschied in den Sattel.

„Wirst Du nicht auf Bryants einkehren?" fragte Reynolds, indem er noch einmal dem Scheidenden die Hand reichte. „Katharina wünscht Dich sicherlichst zu sprechen. Was ist aus dem kleinen Sohne Elisabeth's geworden?

„Darauf mag ich vorläufig weder Dir noch ihr antworten," antwortete Wetzel mit kaum unterdrücktem Hohn; „doch soviel zu eurer Beruhigung: die kleine Rothhaut ist in guten Händen und befindet sich gar wohl." Nach diesen Worten sprengte er zum Hofthor hinaus auf der Straße nach Maysville hin. Reynolds sah ihm finstern Blickes nach. „Wetzel ist mein böser Dämon geworden," murmelte er vor sich hin; „er hat durch seine Botschaft den Himmel meines häuslichen Glückes zertrümmert, und es scheint fast, als ob es ihn freue. In finstern Gedanken versunken, kehrte er in das Haus zurück.

XX.

Die Entscheidung.

— Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.
Schiller's „Braut von Messina."

Es war spät im Juli, als General Wayne zu Greenville mit seiner Armee schlagfertig stand. Seine reguläre Truppenmacht, einschließlich der Reiterei und Artillerie, belief sich auf zweitausend Mann; von Kentucky waren zwei Brigaden berittener Milizen unter Todd und Barbee, unter dem Obercommando des Generalmajors Scott, eingetroffen. Die Kentuckier waren alle in der indianischen Kriegskunst geübt, und beliefen sich auf mehr denn fünfzehnhundert Mann. Die ganze Armee war mit allem Nöthigen wohl versehen, gutes Muthes und begierig auf das Gefecht. Die Armee der Indianer hatte sich in der Nähe eines brittischen Forts, an den Schnellströmungen des Miami, versammelt, und war kaum zweitausend Mann stark.

Die Beschaffenheit des Landes erlaubte der americanischen Armee nicht anders, als nur mit der größten Vorsicht langsam vorzudringen, da in dem waldigen und mitunter sumpfigen Terrain jeden Augenblick ein plötzlicher Ueberfall vom Feinde zu erwarten war. Am 19. August stand Wayne noch einen Tagesmarsch von dem feindlichen Lager entfernt, und beschloß einen Boten mit dem letzten Anerbieten des Friedens vorauszuschicken. Für diesen gefährlichen Dienst hatte er Francis Reynolds, von der kentuckischen berittenen Miliz, ausersehen, welcher aus seinem Indianerleben die ganze Gegend umher sehr genau kannte. Reynolds stellte dem General jedoch vor, daß der von ihm verlangte Dienst aller Wahrscheinlichkeit nach ganz zwecklos seyn würde, da er aus manchen Wahrzeichen, welche er auf dem ganzen Marsche beobachtet, nur zu sicher schließen könne, daß die Indianer durchaus Krieg beabsichtigten und von sonst nichts weiter zu hören verlangten; er halte daher die Sendung zu ihnen für zwecklos, für ihn selbst aber für äußerst gefährlich, da er früher unter ihnen gelebt und sie später verlassen habe, was sie jederzeit als einen Verrath betrachteten und wofür sie ihn ohne Zweifel lebendig braten würden, trotz seiner weißen Fahne und

seines ehrenvollen Berufs als Gesandter. Wayne beruhigte ihn indessen darüber mit der Versicherung, daß er vor wenigen Stunden ein kleines Streifcorps von zehn Wyandotten und Cherokeesen oder Caughnewagoes, welche sich bis in ihre Linien vorgewagt, aufgegriffen habe, und welche er nun als Pfand für seine sichere Zurückkunft im Lager behalten wolle. Er möge daher dieses den Indianern mittheilen und ihnen die Versicherung geben, daß, wenn ihm, als seinem Agenten, das geringste Leid widerfahre, die Gefangenen bei lebendigem Leibe langsam geröstet, und ihre Asche dem Winde preis gegeben werden sollte.

Da Reynolds sah, daß der General von seinem Begehren nicht abstehen wollte, unterzog er sich ohne weitere Widerrede seiner gefährlichen Mission. Er ging zu Wetzel, der eine kleinere Abtheilung der kentuckischen Reiterei als Capitän befehligte, und benachrichtete ihn von seiner Unterredung mit dem General und seinem Auftrag. Für den Fall, daß er aus dem Indianerlager nicht lebend entkommen sollte, ersuchte er ihn, nach vollendetem Feldzug hinab nach Kentucky zu gehen, und seiner Gattin, die nur seinen eindringlichsten Vorstellungen nachgegeben hatte, und bei seiner Abreise auf der Farm am Elkhorn zurückgeblieben war, von seinem Schicksal zu unterrichten und sie an ihre Pflicht zu erinnern, sich für ihre Kinder zu erhalten; seinen Freund Claud hatte er schon vor seinem Abgang nach dem Kriegsschauplatz zum Vormund seiner Kinder bestellt. Nachdem er auf diese Weise seine häuslichen Angelegenheiten festgestellt zu haben glaubte, nahm er von Wetzel Abschied, bestieg sein Roß und jagte dem feindlichen Lager entgegen, ungewiß über den Erfolg seiner Sendung und sein ihm zunächst bevorstehendes Schicksal.

Als Reynolds sich dem Lager der Indianer näherte, stieg er ab und band sein Pferd an einen Baum, entfaltete eine weiße Flagge und schritt kühn vorwärts, da er wußte, daß er nicht die geringste Furcht zeigen dürfe, wenn er die ihm übertragene Botschaft gehörig an Ort und Stelle ausrichten wollte. Bald hatten die im Gebüsch versteckten Vorposten der Indianer ihn entdeckt; mit geschwungenem Tomahawk und lautem Geschrei stürzten sie hervor und umringten ihn, und einige äußerten nicht wenig Lust, trotz seiner Friedensfahne, ihre Beile in seinem Scheitel zu begraben. Reynolds forderte in wenigen kräftigen Worten von ihnen, daß sie ihn vor die Häuptlinge bringen möchten, da er ihnen Botschaft von General Wayne zu überbringen habe, alsdann

stünde sein Kopf zu ihrer Verfügung. Da alle neugierig waren, welche Botschaft der große Häuptling der Langmesser ihnen sende, so bezähmten sie ihre Mordlust vorläufig und führten den Parlamentär in das Lager. Hier wurde er von den Wyandotten und Caughnewagoes schnell erkannt. Rache verkündende Blicke blitzten ihm entgegen und furchtbare Drohungen schlugen fortwährend an sein Ohr, als er durch die Kriegshaufen der verschiedenen Stämme geführt wurde. Auch seine erbittertesten Feinde, die Munsees, hatten bei der allgemeinen Gefahr ihre alten Zwistigkeiten mit den Caughnewagoes vergessen und sich zahlreich bei der Indianer-Armee eingefunden. Bald stand er in der Mitte des Lagers vor Black Eagle und den übrigen Häuptlingen. Sie empfingen ihn mit tiefem Schweigen, aber aus ihren Augen leuchtete Haß und Verachtung. Reynolds, vertraut mit ihrer Art und Weise, stand ruhig und gefaßt, bis er angeredet würde und sich seines Auftrags entledigen könnte. Er ließ seine Blicke ruhig über die Versammlung schweifen, bis sie auf den alten ehrwürdigen Zügen seines ehemaligen Adoptiv-Vaters, Tecaughretanego, haften blieben. Tecaughretanego war von dem ohnferne gelegenen Waughcotomoco zur Armee seiner Brüder gekommen, um sie, da er zur Führung der Waffen nicht mehr die hinlängliche Gewandtheit und Fertigkeit besaß, wenigstens mit seinem weisen Rath zu unterstützen. Der Blick des alten Indianers war mehr ernst als verächtlich, und seine Miene war mehr die der Trauer als der Entrüstung. Tecaughretanego, als der Aelteste in der Versammlung, brach zuerst das tiefe Schweigen; seine an Reynolds gerichtete Rede konnte nicht ganz seine innere Bewegung verbergen.

„Weißer Krieger," hob er an, „mit einigem Erstaunen sehe ich Dich heute wieder vor mir und vor diesen großen Häuptlingen, obgleich wir erwarten durften, Dich nie mehr in einer unsrer Versammlungen zu sehen. Als Du Dich von den rothen Männern trenntest, nachdem sie Dich lange Zeit mit Güte und wie Brüder behandelt, mochten Deine Gründe zu Deiner Flucht durch die damals obwaltenden Umstände gerechtfertigt erscheinen; daß Du aber heute als Feind uns gegenüber trittst, und sogar es wagst, als ein Bote des großen weißen Häuptlings in unsre Mitte zu treten, ist eine Verwegenheit, die Du leicht mit Deinem Scalp büßen dürftest. Was hast Du uns hierauf zu antworten?"

„Ehrwürdige Sachems und Chiefs, die ich hier versammelt sehe, hört meine Worte," begann Reynolds mit ruhiger und fester Stimme: „General Wayne, wie ihr wißt, steht nur einen kurzen Tagesmarsch, furchtbar zum Kampfe gerüstet und an Zahl euch weit überlegen, von hier entfernt. Er sendet mich, euch zum letztenmal zur Unterwerfung aufzufordern; er wird in diesem Falle mit euch einen annehmbaren Frieden schließen. Weigert ihr euch aber dieses zu thun, so möge das Blut, welches fließen wird, über euch selbst kommen, denn ihr werdet kaum dem Untergange entrinnen."

Jetzt erhob sich Black Eagle und mit seiner tiefen klangvollen Stimme erwiederte er: „Wir sollen also mit den Waffen in der Hand uns unterwerfen, und nachdem wir zwei Armeen der Weißen geschlagen und vernichtet haben? Und aus welchem Grunde? Um einen Frieden von dem großen Vater der Langmesser durch seinen ersten Häuptling zu erlangen, welcher uns nicht schimpflicher geboten werden könnte, selbst wenn wir vollständig besiegt und zerstreut wären. Wir sollen unsre Jagdgründe ihnen überlassen, unsre Städte und Dörfer ihnen preis geben und unsre Wigwams in entfernte Gegenden, nach Sonnenuntergang gelegen, aufschlagen, wo wir entweder in unwirthbaren Einöden, von Wäldern und üppigem Graswuchs entblößt, wohnen, oder wo wir in den freundlicheren Gegenden, wo Wild und fruchtbares Kornland im Ueberfluß, unsre dort hausenden Bruderstämme feindlich anfallen und vertreiben müßten. Das ist die tückische Klugheit des weißen Volkes, nach welcher die Stämme der rothen Männer sich untereinander selbst vertilgen sollen, damit der Weiße ungestörter auf dem Boden unsrer Väter hausen könne. Möge die Büchse und das Schlachtbeil zwischen ihnen und uns entscheiden. General Wayne möge kommen mit seinen weißen Kriegern, er soll uns bereit finden."

„Keinen Vertrag mit den Bleichgesichtern," rief mit donnernder Stimme der erste Häuptling der Munsees, „und um sie von unserm Willen zu überzeugen, wollen wir ihren Sendling, diesen kentuckischen Verräther, unverzüglich tödten und ihnen seinen scalpirten Kopf als Antwort zuschleudern."

Ein furchtbares Scalpengeschrei des größten Theils der Versammlung erhob sich als Zeichen des Beifalls für diesen Vorschlag.

Nachdem der Lärm wieder verstummt war, erwiederte Reynolds

laut und fest: „Thut mit mir nach eurem Gefallen; doch wißt, daß zehn Caughnewagoes und Wyandotten, welche als Spione in die Nähe unsers Lagers drangen, in die Gewalt des Generals fielen, und durch den qualvollsten Tod den meinigen rächen werden."

Diese Nachricht schien den Häuptlingen höchst unwillkommen, sie sahen sich bestürzt untereinander an, und ihr glühender Rachedurst war plötzlich herabgestimmt. Reynolds wurde einer zahlreichen Wache übergeben, welche die strengste Weisung erhielt, ihn vorläufig vor jeder Mißhandlung zu schützen. In der Versammlung der Häuptlinge folgte nun eine lange und stürmische Debatte. Die Munsees, Ottawas, Schawanesen und andere Stämme drangen auf die unverzügliche Hinrichtung des weißen Friedensboten, welchem Verlangen sich jedoch die Wyandotten und Caughnewagoes heftig widersetzten. Die Letzteren bestätigten, daß am Tage zuvor ein kleines, von Wyandotten und Caughnewagoes zusammengesetztes Streifcorps nach dem feindlichen Lager aufgebrochen sey, um die Stärke und die Stellungen der Weißen auszukundschaften, und daß man bis jetzt deren Rückkehr vergebens erwartet habe, wonach man allerdings befürchten müsse, daß die Aussage des weißen Abtrünnigen Wahrheit sey. Man müsse daher wenigstens den kommenden Morgen abwarten, und wenn bis dahin die Befreiung ihrer muthmaßlich gefangenen Brüder nicht mit List oder Gewalt zu bewerkstelligen sey, müsse man den Gesandten des Generals in Frieden ziehen lassen und die Rache an demselben für eine gelegnere Zeit aufsparen; denn man könne nicht den gewissen Tod ihrer gefangenen Brüder veranlassen wollen, um einen zwecklosen, wenn gleich gerechten Haß gegen den weißen Ausreißer zu befriedigen. Diese Argumente, größtentheils von Black Eagle und Tecaughretanego, vielleicht aus fortdauernder geheimer Sympathie für Reynolds, vorgebracht, verfehlten ihre Wirkung nicht auf die Versammlung, zudem da noch während der Berathung einer ihrer ausgeschickten Läufer im Lager eintraf und alle Einzelnheiten der Aussage des Kentuckiers bestätigte.

Reynolds harrte in peinlicher Unruhe und Ungeduld die Nacht über unter den Augen seiner Wächter auf den Beschluß der Häuptlinge, als mit Tagesanbruch Black Eagle, Tecaughretanego und mehrere andre Chiefs zu ihm traten.

„Bleichgesicht, wenn Du nicht als das Opfer der wohlver-

dienten Rache der rothen Männer fällst, so verdankst Du es allein dem Umstande, daß eine Anzahl unsrer Brüder in der Gewalt Deines Generals sich befindet," redete ihn Black Eagle an, seine Blicke streng auf ihn heftend. „Die Häuptlinge wollen Dich unbelästigt zu der Armee zurückkehren lassen, in deren Reihen Du Deine Waffen gegen uns kehren willst, wenn Du die Freilassung unsrer Brüder verbürgen kannst."

„Ihre Freigebung kann ich nicht verbürgen, da mir General Wayne hierüber keine Versichrung gab," antwortete Reynolds gelassen, „und ihr mögt daher nach eurem Gutdünken mit mir verfahren; allein ich kann euch die Erhaltung ihres Lebens und eine gütige Behandlung, so lange sie gefangen sind, verbürgen, weiter geht des Generals Zusage nicht."

Nachdem Black Eagle mit seinen Begleitern einige bedeutungsvolle Blicke gewechselt, fuhr er in feierlichstem Tone fort: „Nun wohl, so schwöre mir bei dem großen Propheten Christum, an den auch Du glaubst, daß Du freiwillig zu uns zurückkehren und jeder von uns über Dich ausgesprochenen Strafe unterwerfen willst, wenn Deine Zusage nicht vollständig erfüllt wird." Bei diesen Worten hielt ihm der Indianerhäuptling ein silbernes Crucifix vor. Reynolds legte seine Hand auf das Gebilde und erwiederte: „Ich schwöre bei diesem, meinem Erlöser, durch den ich einst zu Gnaden zu kommen hoffe, daß ich thun will, wie Du begehrst."

„So kehre zu General Wayne zurück," versetzte Black Eagle, „und sage ihm, daß wir den Boden, den uns Gott zur Jagd und zur Wohnung angewiesen, so lange vertheidigen werden, als er unsern Armeen die Kraft dazu gibt. Krieg! Krieg! sey unser letztes Wort."

Reynolds wurde hierauf von seinen Wächtern bis eine Strecke vor das Lager geführt, wo sie ihn ihres keineswegs sehr behaglichen Geleites zu seiner größten Zufriedenheit entledigten und umkehrten. Er beeilte sich, aus ihrem gefährlichen Bereich zu kommen. Bald hatte er sein im Gebüsch angebundenes Roß erreicht, welches der Aufmerksamkeit der Indianer und dem Anfall wilder Thiere entgangen war. Er schwang sich in den Sattel und jagte mit verhängtem Zügel des Weges zurück, den er am Tage zuvor gekommen war. Er hatte kaum einige Stunden zurückgelegt, als er schon auf General Wayne traf, der ihn bereits bei seiner gefährlichen Sendung verunglückt glaubte, und mit

seiner ganzen Armee in vollem Anmarsch auf das feindliche Lager war. Der General vernahm Reynolds ausführlichen Bericht und die Bedingungen, unter welchen die Indianer ihn zur Armee zurückkehren ließen. Wayne war mit dem Bericht vollkommen zufrieden und setzte seinen Marsch ununterbrochen fort, bis er des Feindes ansichtig wurde.

Während die Armee des Westens in Eilmärschen nach dem Miami vorrückte, verließ ein Trupp Reiter Fort Greenville und eilte der Armee nach, in der Hoffnung, dieselbe noch einzuholen, ehe sie mit den Indianern handgemein würde. Dieser Trupp bestand aus Freiwilligen, welche aus den entfernteren südlichen und östlichen Staaten herbeieilten, um an dem Kampf gegen die Indianer Theil zu nehmen; sie hatten Fort Greenville erreicht, als Wayne bereits dem Lager des Feindes sich stark genähert hatte. Die meisten dieser Reiter waren junge, kräftige, wetterabgehärtete Hinterwäldler, von derbem Ansehen und in ihren Manieren nichts weniger als fein. Seltsam mit diesen kräftigen Gestalten contrastirte ein schlanker, zierlich gebauter Jüngling, der sich in Greenville ihnen zugesellt hatte, den jedoch Keiner im ganzen Trupp kannte. Er trug die gewöhnliche grobe Kleidung der sogenannten Hinterwäldler, allein trotz dem etwas dunkeln männlichen Teint, den schwarzen blitzesprühenden Augen und dem reichen Wuchs schwarzer glänzender Locken, welcher unter dem groben Filz hervorquoll, wollte die Gestalt des Jünglings nicht zu seiner Kleidung passen. Seine kleinen zierlichen Hände schienen nicht weniger als von der Arbeit abgehärtet und stachen auffallend von den derben Fäusten der Uebrigen ab; seine niedlichen feingebauten Füße waren mit Moccasins bekleidet. Er ritt meistens still und schweigend unter seinen Begleitern, von denen einige meinten, daß er der schmuckeste Backwoods-Boy sey, den sie je gesehen, nur sey sein Aussehen etwas zu weibisch; auch ließen sie nicht undeutlich merken, daß sie dem jungen angehenden Helden zutraueten, er möchte gar bald das Hasenpanier ergreifen, wenn er erst die grimmigen Gesichter der Rothhäute im Kampfe von Angesicht zu Angesicht schauen würde. Auf ihr Befragen, wo er eigentlich herkomme, antwortete er ihnen mit einer Stimme, der man anhörte, daß sie sich bemühte, fest und männlich zu klingen, daß er von Kentucky von einem Settlement bei Bryants am Elkhorn komme.

„Ja, die Boys von Bryants und der Umgegend sind wackere

Kerle!" rief ein stämmiger Bursche, und ritt an die Seite des jungen Kentuckiers. „Mein Vater, der die Schlacht bei den Blue Licks mitmachte, ich reichte ihm damals kaum an den Ledergurt, mein Vater, sage ich Euch, der hat mit ihnen gefochten und wußte kein Ende des Rühmens ihrer Tapferkeit. Ihr Capitän — Reynolds, wenn ich recht bin, das soll ein prächtiger Kerl gewesen seyn, er erschlug beinahe so viel Indianer, wie mein Vater, fiel aber den Rothhäuten zuletzt, als die Schlacht schief ging, in die Hände, wurde gespießt und gebraten und mit Haut und Haar von ihnen aufgezehrt. Mein Vater weiß das Alles ganz genau, denn er war einer der Ersten in der Schlacht bei den Blue Licks."

„Bei'm Angriff oder beim Ausreißen?" fragte ein anderer der Reiter trocken. Ein wieherndes Gelächter der ganzen Schaar folgte dieser Frage.

„Sir, werdet nicht anzüglich, ich leide das nicht," versetzte der Stämmige. Ich sage Euch, mein Vater war einer der Ersten bei'm D'reinschlagen, er hat mir's oft erzählt; als aber die Sache anfing, schief zu gehen, war er kein Narr, daß er ruhig stehen blieb und den Rothhäuten seinen Kopf geduldig zum Scalpiren hinhielt; er drückte seinem Gaul die Sporen in die Seite und kam glücklich und mit heiler Haut auf seine Farm.

Der junge Kentuckier schien zu Anfang des Gesprächs in große Verlegenheit zu gerathen; er beugte sich schnell vorwärts und machte sich am Hals und Zaum seines Pferdes zu schaffen.

„Wie nennt Ihr Euch, Sir?" fragte ihn jetzt der Stämmige.

„Roberts," war die kurze Antwort des Gefragten, worauf er eine kleine Strecke der Schaar voraus galloppirte, um jeder weitern lästigen Frage und Anrede auszuweichen.

„Verdammt einsilbig, dieser Mister Roberts," brummte der Stämmige; „aber er sitzt gut zu Pferde, ja, reiten kann er, das muß man ihm lassen."

„Etwas verteufelt Gentlemanmäßiges in dem jungen Blut," bemerkte ein andrer der Reiter; „man sollte ihn eher für einen Bostoner oder New-Yorker Dandy halten, als für einen Boy aus dem Busch."

„Hallo, Sir, ich denke ein Mann aus dem Busch ist nicht schlechter als irgend ein anderer," versetzte der Stämmige wieder. „Ich halte mich so gut für einen Gentleman, als Thomas Jeffer-

son und Georg Washington sich für einen halten mag, und ich denke, daß ich auch so gut im Sattel sitze, wie irgend Einer, und meine Büchse ihr Ziel so gut treffen weiß, wie irgend Eine —"

„Und wenn's schief geht, so gut ausreißen könnt, wie Euer heldenmüthiger Vater," unterbrach ihn der frühere Spötter wieder.

„Sir, keine Anzüglichkeiten; ich will verdammt seyn, wenn ich das leide!" drohte der Stämmige.

„Zum Teufel mit euerm Geschwätz! dort sehe ich General Wayne's Nachtrab!" rief einer der Vordersten im Trupp und deutete rechts nach einem Waldsaume, an dem eine starke Militär-Colonne sich so eben rasch hinauf zog. Die Reiter setzten sich sogleich in den schnellsten Gallop und bald hatten sie den Nachtrab der Armee erreicht. In demselben Augenblick formirte General Wayne seine Schlachtlinie gegen die Streitmacht der Indianer.

Die regulären Truppen bildeten das Centrum, eine Brigade der berittenen Miliz den linken Flügel unter General Barbee; der rechte Flügel und der Nachtrab bestand aus den übrigen Truppen unter dem Befehl des General Todd, eines nahen Verwandten des in der unglücklichen Schlacht bei den Blue Licks gefallenen Obersten Todd. Der rechte Flügel wurde von der Strömung des Miami gedeckt. Ein ausgesuchtes freiwilliges Reitercorps, zu welchem Ludwig Wetzel und Reynolds gehörten, wurde eine ziemliche Strecke vorausgeschickt, um wo möglich die Schlachtordnung des Feindes zu recognosciren und dann zur Hauptmacht zurückzukehren. Die Indianer hatten einen dichten Wald besetzt, der sich rechts und links mehrere Meilen weit ausdehnte, eine große Anzahl riesiger Bäume, welche von Stürmen entwurzelt und zu Boden geworfen waren, dienten mit ihren dicht ineinander hängenden Zweigen ihnen zu einem guten Versteck und gleichsam als so viele Brustwehren, hinter welchen hervor sie, von den Regierungstruppen ungesehen, ein mörderisches Feuer gegen dieselben unterhalten konnten, und welche deren Vorrücken große Schwierigkeiten in den Weg legten mußten. Die Indianer hatten sich auf diesem für sie sehr günstigen Terrain in drei graden Linien aufgestellt, welche mit dem Strom einen rechten Winkel bildeten und sich in einer Länge von zwei englischen Meilen hinzogen. Als das dazu befehligte Reitercorps gegen die Vorderlinie der Feinde ansprengte, wurde es von einem so heftigen

Gewehrfeuer empfangen, daß es sich schleunigst zurückziehen mußte. General Wayne ritt nun selbst vor die Fronte, um die feindliche Stellung zu erspähen. Als er sich durch die Stärke ihres Feuers überzeugt, daß sie hier ihre Hauptmacht aufgestellt hatten, machte er sogleich zu einem ernstlichen Angriff Anstalten. Die sämmtliche freiwillige Reiterei mußte einen Umkreis beschreiben, um den rechten Flügel der Indianer zu umgehen; die reguläre Reiterei erhielt den Befehl, hinter dem Ufer des Stromes vorzurücken und sich dann, wo möglich links zu wenden, während die Infanterie sich in dem dichten Walde vor den gefallenen Bäumen formirte, mit der Instruction, auf das verabredete Signal, ohne einen Schuß zu thun, in dem Gehölz vorwärts zu dringen und den Feind mit gefälltem Bajonette aus seinem Versteck zu treiben, sodann ein lebhaftes Feuer auf seinen Rücken zu unterhalten und ihn so zu drängen, daß er keine Zeit gewinnen könne, seine Gewehre wieder zu laden.

Die kentuckischen Reiter jagten davon, um den ihnen angewiesenen Posten einzunehmen, und die erste Linie der regulären Infanterie entfaltete sich unter den Augen des Oberbefehlshabers zu dem gefährlichen Frontangriff. Sobald die verschiedenen Abtheilungen ihre ihnen angewiesenen Posten eingenommen hatten, gab der Donnerschall einer Kanone das Signal zum Angriff. Die Infanterie drang zur feindlichen Linie vor, welche sie mit einem wüthenden Gewehrfeuer empfing, stieg und sprang über alle Hindernisse, welche dem Feind zum Schutze diente, und es gelang ihr, den bisher verborgenen Feind in seinem Versteck zu erreichen und durch einen furchtbaren Bajonettenangriff daraus zu vertreiben. Dieser fürchterliche Kampfstoß war entscheidend und für die Indianer höchst verderblich. Sie erhoben sich und flohen in der wildesten Verwirrung vor den sie verfolgenden Truppen. Ihre ganze Armee war zersprengt und nur kläglichen Trümmern derselben gelang es, sich in das zwei Meilen entlegene brittische Fort zu retten, bis unter dessen Kanonen die Reiterei ihnen nachjagte.

Als die kurze Schlacht an den Schnellströmungen des Miami für die Truppen der Regierung entschieden war, suchten einzelne, von der Hauptmasse der geschlagenen indianischen Armee abgeschnittene und versprengte Abtheilungen unter ihren Häuptlingen die Linie der Americaner mit List oder Gewalt zu durchbrechen und einen Ausweg zur Flucht zu gewinnen. Der freiwilligen

Reiterei aus Kentucky war es aufgetragen, diese einzelnen versprengten Trupps einzufangen oder niederzumachen; sie vertheilte sich daher und es begann ein förmliches Treibjagen auf die fliehenden und hart bedrängten Indianer. Bei dieser Menschenjagd zeichnete sich besonders der wilde Ludwig Wetzel aus. Seine Verfolgung war besonders auf die Caughnewagoes und ihren Häuptling Black Eagle gerichtet, der seinen Rachedurst als der kühnste und gefürchtetste Indianerhäuptling, sowie als Gemahl Elisabeths doppelt gesteigert hatte. Von einem gefangenen Munsee hatte er, unter der Zusicherung der Verschonung seines Lebens, die Richtung erfahren, welche Black Eagle mit einem Theil seiner Krieger genommen. Der Häuptling hatte sich am Stromufer hinaufgezogen, um eine Stelle zu erreichen, von welcher aus gewöhnlich vermittelst mehrerer Canoes der Uebergang von einem Ufer auf das andre bewerkstelligt werden konnte, da hier die Strömung des Miami weniger heftiger war. Da ihm der Weg nach dem brittischen Fort abgeschnitten war, so hoffte er auf dieser Seite mit seinen Kriegern nach Waughcotomoco zu entkommen. Da Wetzel und seine Leute gut beritten, Black Eagle und seine Krieger aber zu Fuß waren, so konnte es nicht fehlen, daß die Letzteren von ihren Verfolgern bald eingeholt waren. Ludwig Wetzel entdeckte frische und tiefe Fußspuren im Sand des Ufers längs dem Strome. Er kannte die Stelle, wo die Indianer in Canoes den Strom zu passiren pflegten, und er setzte richtig voraus, daß diesen Punkt Black Eagle zum Uebergang gewählt haben würde. Als sie diesem Uebergangspunkt ziemlich nahe gekommen waren, hieß Wetzel seine Rangers absteigen, ihre Rosse anbinden, ihm vorsichtig folgen und bei dem ersten Schuß zu seiner Unterstützung herbeizueilen; während er selbst im Weidengebüsch, welches sich längs dem Fluß hinzog, vorsichtig nach dem Landungsplatz vorkroch. Seine Voraussetzung wurde nicht getäuscht. Bald gewahrte er die Caughnewagoes, emsig beschäftigt, über den Fluß zu setzen, doch da sie nur drei Canoes hatten, ging die Ueberschiffung nicht so rasch, als sie wünschen mochten. Ein Theil war jedoch bereits auf das jenseitige Ufer gebracht. Wetzel erklimmte behutsam einen Felsen, welcher über dem Ufer hing, und von welchem aus er den Fährplatz gemächlich überschauen konnte. Seine Absicht war, von hier aus einen Schuß mitten unter die Feinde abzufeuern, ehe sie ihre Canoes abermals zum Uebersetzen gefüllt hätten, und dadurch seine

Rangers schnell herbei zu ziehen und sich auf die überraschten Indianer zu stürzen. Er war gewiß, daß Black Eagle noch diesseits des Stromes sich befand, da es für einen Indianerhäuptling schimpflich gewesen wäre, seine Person in Sicherheit zu bringen, so lange noch einer seiner Krieger sich in Gefahr befand. Wetzel untersuchte das Pulver an der Pfanne seiner Büchse, und da er alles in Ordnung fand, legte er an und wollte eben einen der Indianer, welcher mit einem Canoe nahe am Strand war, um andre seiner Brüder zur Ueberfahrt darin aufzunehmen, allein durch ein kleines Versehen von der starken Strömung etwas abwärts getrieben worden war, auf's Korn nehmen, als er plötzlich unter sich ein leises Gemurmel vernahm. Vorsichtig setzte er ab, kroch mit äußerster Behutsamkeit bis dicht an den Rand des Felsens und sah hinab. Eine wilde Freude funkelte in seinen Blicken; er hatte das Ziel seiner Rache ganz nahe vor sich. Black Eagle lag dich unter ihm unter einer Weide, ertheilte mit leiser tiefer Stimme einem seiner bei ihm stehenden Krieger seine Befehle, während seine Blicke fortwährend scharf auf die lebhafte Ueberfahrt seiner Leute gerichtet war. Wetzel konnte für seine Büchse kein schöneres und erwünschteres Ziel finden. Die Entfernung betrug kaum dreißig Fuß und das Opfer war ihm unfehlbar. Er spannte vorsichtig den Hahn, legte die Büchse langsam an und nahm die Brust des verhaßten Nebenbuhlers auf's sichre Korn, ein leiser Druck des Fingers und — das Pulver zischte flammend von der Pfanne, der Schuß blieb im Lauf stecken. „Ugh!" schrien die beiden Indianer auf, und in demselben Augenblicke krachte die Flinte des bei Black Eagle stehenden Indianers, und Wetzel spürte den Luftdruck einer dicht an seiner Schläfe vorbeipfeifenden Kugel. Wetzel durfte jetzt keinen Augenblick verlieren, durch das Gesträuch konnte er sich nicht schnell zurückziehen, er richtete sich deßhalb rasch empor und mit seiner alten Verwegenheit sein Leben auf einen Wurf setzend, sprang er, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, gradezu auf die Brust des sich vom Boden erhobenden Indianerhäuptlings, während er blitzesschnell seinen rechten Arm um den bei demselben stehenden Krieger schlang und durch die Gewalt des Ruckes mit sich niederriß, so daß alle drei am Boden lagen. In demselben Augenblick hörten sie über ihnen und an der Fähre heftig schießen, und Wetzel hatte dadurch die Gewißheit, daß

seine Kentuckier bereits mit dem Feinde im Kampf begriffen waren; allein seine Lage war äußerst mißlich, und er durfte von seinen Leuten keine Hülfe erwarten, da sie ihn nichts weniger als hier unten vermuthen konnten.

Black Eagle lag einige Secunden von dem Stoß, den er auf die Brust erhalten, betäubt am Boden, und Wetzel konnte deßhalb seine beiden Gegner so lange niederhalten; jedoch war es ihm unmöglich, Gebrauch von seinem Messer zu machen, da der andre Indianer gewaltige Anstrengungen machte, sich der unwillkommenen Umarmung zu entreißen. Black Eagle erholte sich schnell, und ohne den mindesten Versuch zum Aufstehen zu machen, schlang er seinen Arm um Wetzels Körper und zog ihn mit der erdrückenden Gewalt einer Boa Constrictor gegen seine Brust. Wetzel hatte noch in keinem der zahlreichen und gefährlichen Kämpfe seines Grenzerlebens eine solche eiserne Umarmung bestehen müssen. Er war genöthigt, den Caughnewagoe-Krieger fahren zu lassen, welcher sogleich vom Boden aufsprang. Der Häuptling befahl ihm, seinen nur wenige Schritte entfernt liegenden Tomahawk zu holen und seinem Gegner damit den Kopf zu zerschmettern, während er ihn in seinen Armen wie ein Schraubstock festhielt. Wetzel, die furchtbare Gefahr einsehend, strengte alle Kraft seiner sonst so gewaltigen Sehnen und Muskeln an, um sich von der verderblichen Umarmung des Häuptlings zu befreien; aber alle seine Bemühungen blieben vergeblich, und Wetzel wurde gewahr, daß er es hier mit einem Gegner zu thun hatte, der ihm an Kraft überlegen und an Gewandtheit, Unerschrockenheit und kalter Besonnenheit wenigstens gleich war, und der ihm den Sieg äußerst streitig gemacht haben würde, wenn er ihn auch ganz allein getroffen hätte, mit dem Beistand des andern Indianers aber ihm jetzt bei weitem überlegen war. Doch der berühmte Grenzer verlor auch in dieser größten Gefahr seines Lebens nicht seine Entschlossenheit, Kühnheit und Schlauheit. Als der Caugnewagoe das Schlachtbeil ergriffen hatte, und dasselbe hochschwingend sich ihm näherte, um ihn zu erschlagen, ließ ihn Wetzel ruhig ganz nahe kommen und bewachte seine Bewegungen genau; in demselben Augenblick, wo der Indianer den Hieb ausführen wollte, gab ihm Wetzel mit der Schnelle eines Blitzes einen so plötzlichen und gewaltigen Fußtritt wider den Bauch, daß dem Indianer das Mordbeil aus der Hand flog und er taumelnd in den Fluß stürzte. Black Eagle stieß bei dieser Ungeschicklichkeit seines Kriegers einen Ruf der tiefsten Verachtung

aus, und seine Stimme in ihrer ganzen Kraft erhebend, donnerte er ihm zu, seinen Befehl mit mehr Gewandtheit auszuführen. Der Krieger näherte sich abermals, richtete jedoch jetzt ein wachsames Auge auf Wetzel's Beine; er schwang den Tomahawk nach verschiedenen Seiten, um ihn über die Stelle, wo der Schlag hinfallen sollte, zu täuschen. Dies Manoeuvre dauerte mehrere Minuten, bis der Häuptling ihm zudonnerte, den Hieb auszuführen. In diesem Augenblicke fuhr das furchtbare Beil auf Wetzel nieder; doch dessen Gewandtheit und Schnelligkeit war so außerordentlich, daß der Tomahawk ihn nur am linken Handgelenk in einer schiefen Richtung traf. Die Wunde, welche er dadurch erhielt, war zwar tief, doch war nur das Fleisch der Hand verletzt und zum Gebrauch derselben dadurch nicht gelähmt. Wetzel machte jetzt einen plötzlichen und verzweifelten Versuch, um sich mit einem gewaltigen Ruck aus den eisernen Armen seines Gegners zu befreien, und — es gelang ihm. Er sprang mit einem Satz in die Höhe, ergriff Black Eagles Büchse und schoß dem ihn mit dem Tomahawk auf's Neue bedrohenden Caughnewagoe durch den Leib, daß er todt zusammenstürzte. In demselben Moment war aber auch der Häuptling aufgesprungen, faßte Wetzel mit der einen Hand auf der Brust und mit der andern an der Hüfte, und warf ihn wie ein Kind in die Luft. Wetzel stürzte am Rande des Wassers auf den Rücken, allein ehe sein fürchterlicher Gegner auf ihn springen konnte, war er wieder auf den Beinen, und nun begann zwischen Beiden ein wüthender Faustkampf, da keiner so viel Zeit gewinnen konnte, sein Messer zu ziehen. In diesem Kampf war Wetzel durch größere Behendigkeit und lange Uebung dem Häuptling bedeutend überlegen. Als Black Eagle wahrnahm, daß er dem Strome immer näher entgegen gedrängt wurde, versuchte er es noch einmal, Wetzel auf die vorige Weise in die Höhe zu schleudern; allein dieser kannte nun den Vortheil seines Gegners; der Versuch des Häuptlings mißglückte und beide Kämpfer stürzten bei dieser Gelegenheit auf den Boden. Sie hielten sich nun fest umarmt und rollten in den Strom, wo der Kampf mit unverminderter Wuth fortgesetzt wurde, und ein Jeder den Andern zu ertränken versuchte. Der Häuptling der Caughnewagoes war auf solche gewaltige Anstrengungen wenig geübt, und da er ohnedem durch den ersten Stoß auf seine Brust viel gelitten hatte, war er nicht mehr vermögend, dieselbe Kraft auszuwenden, welche ihm im Anfange des Kampfes eine so große Ueberlegenheit gegeben hatte. Wetzel faßte die Scheitellocken

seines Gegners und zog seinen Kopf unter das Wasser, bis der schwache Widerstand des Häuptlings ihn zu dem Glauben veranlaßte, als sey derselbe ectrunken. Er ließ daher seinen Halt fahren und versuchte sein Messer zu ziehen. Doch Black Eagle hatte ihn nur getäuscht; er schnellte empor und drückte nun seinerseits seinen Widersacher unter die dahin strömenden Wellen. Während diesem Kampfe waren Beide so weit in den Strom gerathen, daß der Grund unter ihren Füßen wich und sie genöthigt wurden, sich gegenseitig loszulassen, um für ihr Leben zu schwimmen. Black Eagle war ein fertigerer Schwimmer als Wetzel; er erreichte das Ufer um mehrere Minuten früher und eilte nach der Stelle, wo seine Büchse am Boden lag, dieselbe eilfertig zu laden anfangend. Er hatte bereits aus seinem wasserdichten Pulverhorn Pulver in den Lauf gebracht; als er aber in zu großer Eile den Ladstock auszog, flog derselbe in's Wasser, und er mußte ihn zuvor herausholen, wenn er die Ladung vollenden wollte. Während diesem kurzen Aufenthalte hatte auch Wetzel das Ufer erreicht, die Flinte des getödteten Caughnewagoe ergriffen und dieselbe gleichfalls zu laden begonnen; er war schußfertig, als Black Eagle sich gegen ihn zurück wandte. Dieser hatte nun keine Zeit mehr, seine Ladung zu vollenden und ergriff deßhalb den Lauf seiner Büchse mit beiden Händen, um seinen Gegner mit dem Kolben zu erschlagen. Mit zwei Sätzen war er bei ihm; doch in dem Augenblick, wo er die Büchse in die Höhe geschwungen und dieselbe auf seinen Gegner niederfuhr, krachte Wetzel's Schuß und die Kugel fuhr dem Häuptling mitten durch die Brust. Dessen Schlag hatte jedoch Wetzel nicht mehr mit voller Kraft getroffen, sondern denselben nur betäubt niedergestreckt. Beide Kämpfer stürzten zu gleicher Zeit zu Boden. Black Eagle war dicht am Rand des Flusses niedergesunken, und er wandte den Rest seiner schnell schwindenden Kraft dazu an, um sich in den Strom zu rollen, und so wenigstens die Feinde um den Triumph zu bringen, seinen Scalp, den Stolz und die Zierde eines Indianers, zu rauben. Es gelang ihm, in den Trieb der Wellen zu kommen, er warf einen letzten Blick der Befriedigung auf Wetzel, den er für erschlagen hielt; wenigen Minuten darauf verließ ihn das Bewußtseyn und die schnell dahin eilenden Wellen trugen ihn dem brittischen Fort entgegen.

In demselben Augenblicke, wo sich Black Eagle mit der letzten Kraftanstrengung in den Fluß rollte, erschienen oben auf dem Felsen mehrere Leute von Wetzel's Compagnie, welche, als sie die

tragische Scene unter ihnen wahrnahmen, betroffen herabstiegen; doch zu ihrem unaussprechlichen Jubel schlug nach wenigen Minuten der geliebte Anführer die Augen wieder auf, indem er sich von seiner Betäubung erholte.

Auf einem andern Punkt des Schlachtfeldes suchte ein starker Kriegshaufen der Wyandotten und Caughnewagoes sich nach dem brittischen Fort durchzuschlagen, ein Theil der kentuckischen Reiterei hatte ihnen den Weg versperrt und sich zwischen den feindlichen Parteien ein hartnäckiger Streit entsponnen; bald focht Mann gegen Mann mit der größten Erbitterung. In dem Getümmel konnte man auch den jungen stämmigen Burschen bemerkten, der erst am Morgen mit dem letzten Trupp Freiwilliger bei der Armee eingetroffen war, und welcher sich so viel darauf zu Gute that, daß sein Vater in der Schlacht bei den Blue Licks mitgefochten, und als es dort schief gegangen, glücklich entkommen war. Auch der geheimnißvolle Jüngling aus Kentucky befand sich unter den Kämpfern, und war es Zufall oder Absicht, er hielt sich immer in der Nähe Reynolds und hatte sogar ihm zweimal das Leben gerettet, indem er zwei Indianer, welche nacheinander Reynolds im Rücken bedroht, niedergeschossen hatte. Reynolds hatte keine Zeit im Kampfgetümmel seinem Retter auch nur einen Augenblick Aufmerksamkeit zu schenken; er bemerkte so eben, daß der Stämmige, der das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, ohne sich Lorbeeren errungen zu haben, deren er sich daheim rühmen könnte, der aber vorsichtig jeden Kampf mit einem ihm gewachsenen Gegner auswich, sich einen alten Indianer-Greis zum Gegenstand ausersehen hatte, um daran seine Tapferkeit zu erproben. Reynolds erkannte in dem alten Indianer mit Schrecken seinen ehemaligen Adoptiv-Vater Tecaughretanego. Er sprengte herbei und donnerte dem Stämmigen zu: „Laß ab, verdammter Rascal, und kämpfe mit Männern, nicht mit ohnmächtigen Greisen!“ Bei diesen Worten rückte er ihm scharf auf den Leib und schlug ihm den über dem alten Häuptling geschwungenen Säbel aus der Hand. Des Stämmigen Gesicht wurde kirschbraun vor Zorn, da er sich in seinem vermeintlichen Heldenkampf so derb und beschämend unterbrochen sah. „Der Teufel hole Deine Seele!“ schrie er, indem er eine Pistole aus der Halfter riß und auf Reynolds abfeuerte; doch in diesem Moment war der junge angebliche Kentuckier, welcher Reynolds bisher wie sein Schatten umschwebt hatte, zwischen die Kämpfenden gesprengt und hatte die ganze Ladung der Pistole in die Seite erhalten. Ein weiblicher Schmerz-

zensschrei, und der Ruf: „Mein Geliebter — mein Freund, ich sterbe für Dich!" tönnte von den Lippen des vermeintlichen Jünglings, während er aus dem Sattel zu Boden sank.

„Jesus Christus, mein Weib — meine theure Sink-ho-leek-can-nack!" schrie Reynolds verzweifelnd und schwang sich aus dem Sattel, um der Sterbenden beizuspringen.—Es war wirklich seine Gattin, die ihm heimlich gefolgt war, da sie seine Einwilligung, ihn zu begleiten, nicht von ihm hatte erlangen können. Sie war noch zeitig genug eingetroffen, um an der Schlacht theilnehmen zu können. Ihr Geschick war erfüllt, sie starb mit seligem Lächeln in den Armen ihres tief erschütterten Gatten, welcher der Abgott ihres Lebens gewesen, und den sie mit heftigerer Leidenschaft geliebt hatte, als selbst ihre Kinder. Das Bewußtsein, durch ihren Tod das Leben ihres Gatten gerettet zu haben, entkräftete den Schmerz, den ihr die vollständige Besiegung eines Volkes gewähren mußte, dem sie dem Blut nach halb angehörte, in dessen Mitte sie geboren und erzogen worden und den schönsten Theil ihres kurzen Daseins verlebt thatte. Die Kugel eines Caughnewagoe hatte unmittelbar nach dem unglücklichen Schuß auch das kaum beginnende Heldenleben des Stämmigen geendigt. Den Wyandotten und Caughnewagoes war es während dem gelungen, sich großentheils nach dem brittischen Fort durchzuschlagen. Tecaughretanego blieb unter dem Schutze Reynolds zurück und weinte mit seinem Adoptiv-Sohn bei der Leiche der unglücklichen Sink-ho-leek-can-nack.

Auf den Wällen des brittischen Forts, am Ufer des Miami, stand eine hehre Frauengestalt, und neben derselben ein ehrwürdiger Greis. Es war Vater Jakob Böhler und seine Tochter Elisabeth. Kurz zuvor hatten sie die, von den Engländern mit Waffen und Kriegsbedarf reichlich versehenen Stämme in stolzer Siegeshoffnung gegen General Wayne ausziehen sehen, und an der Spitze des Tribes der Caughnewagoes Black Eagle, den Gemal Elisabeth's. Dieser hatte seine Gattin beim Beginn der Kriegsbewegungen mit ihrem Vater von Waughcotomoco zur größern Sicherheit nach dem brittischen Fort gebracht und unter den Schutz des Befehlshabers desselben, Capitain Campbell, gestellt. In einiger Entfernung von ihnen ging Capitän Campbell auf den Wällen auf und nieder, und obgleich er sich eine kalte, gleichgültige Miene gab, konnte man in seinem hastigen Auf- und Abgehen leicht die innere Ungeduld und Erwartung erkennen. Bald hörte man einen einzelnen fernen Kanonenschuß, dann

folgte eine lange Pause. Elisabeth lauschte mit fast zurückgehaltenem Athem, während ihr Vater, dessen philosophische Ruhe durch Nichts zu erschüttern war, und höchstens nur über den Unsinn des Krieges oder privilegirten Mordes seufzte, ruhig und gelassen und ohne alle Aufregung der Entscheidung der Schlacht entgegensah. Endlich hörte man Gewehrsalven, welche sich dem Fort immermehr näherten. Der Commandant und die Posten auf den Wällen wurden unruhig bei dem Näherziehen der Schlacht. Capitain Campbell trat an die Seite Böhler's und Elisabeth's und beobachtete mit ernster bedenklicher Miene das immer näher kommende Schießen.

„Das ist kein gutes Zeichen für unsre rothen Freunde," sprach er nach einer Weile mit unverholenem Verdruß. „Die Armee der Indianer wird zurückgedrängt; Gott wolle verhüten, daß sie geschlagen ist."

Elisabeth erbleichte. Die Liebe zu ihrem Gemahl war so innig, daß dieselbe jede Sympathie für ihre Landsleute verdrängte, und bei der Mittheilung des Commandanten zitterte sie für das Leben Black Eagle's.

„Teufel! die rothen Männer sind geschlagen, ihre Linie scheint durchbrochen!" rief jetzt Campbell im höchsten Grimme, und deutete auf eine Stelle, wo aus dem Dickicht ein fliehender Haufen Indianer stürzte, welche ihre Richtung grade auf das Fort zunahmen. Gleich darauf brachen auch an andern Stellen des Waldsaumes Abtheilungen flüchtender Indianer hervor, welche von Minute zu Minute sich mehrten; bald wurden auch Haufen der sie verfolgenden Reiter von Wayne's Armee sichtbar. Der Commandant rief sogleich die ganze Besatzung unter die Waffen, die Artilleristen eilten mit brennenden Lunten zu ihren Geschützen und standen bereit zum Abfeuern, sobald der Befehl dazu gegeben würde, die Compagnie Infanterie, welche den Haupttheil der Besatzung bildete, stand im Hofraum, Gewehr beim Fuß.

Die vordersten flüchtigen Indianerhaufen hatten bald das Fort erreicht und wurden in demselben sogleich schützend aufgenommen. Sie brachten die Nachricht, daß die Schlacht verloren und ihre ganze Armee zersprengt sei. Elisabeth stand immer noch neben ihrem Vater auf einer der Bastionen und musterte mit angsterfülltem Auge die der Schlacht entronnenen Indianer; von Minute zu Minute hoffte sie, daß auch Black Eagle zurückkehren werde. Er kam nicht, so lange sie auch harrte und hoffte. Endlich, als bereits die kentuckische Reiterei schon hart vor den Tho-

ren stand, erreichte der letzte Indianerhaufen, der sich unter stetem und hartnäckigem Gefecht zurückzog, glücklich das Fort. Es war eine Abtheilung Caughnewagoes, welche vor mehreren Stunden unter Anführung Black Eagle's mit den übrigen Stämmen gegen Wayne ausgezogen war. Elisabeth eilte zu ihnen hinab und befragte sie über das Schicksal ihres Gemals. Sie konnten ihr keine weitere Auskunft geben, als daß Black Eagle mit dem Rest ihres Stammes von ihnen abgeschnitten worden sei, und sich wahrscheinlich auf einem andern Punkt durchgeschlagen habe; Tecaughretanego aber sei in die Hände der Weißen gefallen. Gramerfüllt und von finsterer Ahnung gequält begab sie sich mit ihrem Vater in ein Gemach des Fortes, welches ihr vom Commandanten zum Aufenthalt eingeräumt worden war.

Die Kentuckier umschwärmten nun das Fort, sprengten bis auf Schußweite heran und stießen Drohungen und Verwünschungen gegen die Engländer aus, welche ihren Feinden Schutz im Fort gaben; ja, sie schienen sogar sehr geneigt, die Wälle unverzüglich zu stürmen, nur die Ankunft General Wayne's mit der Haupt-Armee konnte sie davon abhalten. Capitain Campbell nahm einen hohen Ton an, und schrieb augenblicklich an General Wayne einen Brief, in welchem er sich bitter über die Unhöflichkeit seiner „Backwoods-Leute" beschwerte, und ihn fragte, wer ihm die Authorität gegeben habe, den Rayon eines neutralen brittischen Bollwerks zu übertreten. Nun war aber der „wüthende Anthony" der letzte Mann in der Welt, der sich in die Höflichkeit hinein zwingen ließ; er antwortete daher ziemlich in der Sprache seiner Kentuckier dem Capitain Campbell, daß seine einzige Sicherheit, Stillschweigen und gute Manieren seien. Hätte jedoch General Wayne gewußt, daß die Indianer von diesem Fort auf Befehl des englischen Befehlshaber Colonel England zu Detroit, mit Lebensmitteln, Waffen und Schießbedarf versehen waren worden, so möchte dasselbe schwerlich der völligen Zerstörung und seine Besatzung dem Tode entgangen sein. Nach einigen scharfen Botschaften von beiden Seiten hörte der Federkrieg auf, und das Zerstören des Eigenthums begann. Alles, was außerhalb des Fortes lag, Häuser, Waarenlager, Welschkornfelder, Baumgärten standen alsbald in Flammen oder waren bis auf den Grund niedergerissen, ohne daß die Besatzung es hindern konnte. Wayne zog hierauf noch an demselben Abend ab, um am nächsten Tage die nahe und fern gelegenen Indianerdörfer heimzusuchen und zu zerstören.

Als die Nacht hereingebrochen, und der Mond mit seinem melancholischen Lichte den Kampfplatz beleuchtete, herrschte rings um das Fort herum wieder die tiefste Stille und nur die flammenden und rauchenden Trümmer der benachbarten Gebäude zeugten von der kurz zuvor stattgehabten Verwüstung durch die amerikanische Armee. Campbell sandte jetzt mehrere kleine Streifcorps Indianer vor das Fort, um auszukundschaften, ob die Truppen die Umgegend gänzlich verlassen hatten. Die Indianer, vom Stamme der Caughnewagoes, streiften am Fluß hinauf, nach welcher Richtung General Wayne abgezogen war. Plötzlich gewahrte einer der Krieger mit seinem Falkenblick dicht am Ufer, an einem Weidengebüsch hängend, einen dunkeln Körper. Als er seine Begleiter darauf aufmerksam gemacht und sie darauf zugingen, entdeckten sie sogleich, daß es ein Indianer war. Wie groß war aber ihre Ueberraschung und ihr Schmerz, als sie den Körper aus dem Wasser zogen, und sogleich in demselben ihren geliebten Häuptling Black Eagle, die Blume der Caughnewagoes, erkannten. Da sie in dem blutenden Körper noch einige Lebenswärme zu verspüren glaubten, so übernahmen es sogleich einige der Krieger, denselben nach dem Fort zu bringen, während die übrigen ihre Regecognoscirung fortsetzten.

Elisabeth lag erschöpft auf dem Ruhelager ihres kleinen Gemaches, welches ihr der Commandant seit ihrer Anwesenheit im Fort hatte anweisen lassen; wilde, blutige Träume schreckten sie oft aus leisem Schlummer auf; da vernahm sie vom Hofraum herauf eine ungewöhnliche Bewegung, tiefe Gutteraltöne der Indianer, welche Schmerz und Trauer ausdrückten, schlugen an ihr Ohr. Sie hörte jemand kommen und erhob sich rasch von ihrem Lager. Es war ihr Vater; sein Gesicht sah bekümmert aus, und Thränen schimmerten in den Augen des alten Mannes.

„Er ist da," sagte er mit bewegter Stimme.

„Wer? mein Gatte? Black Eagle?" fragte hastig Elisabeth.

„Ja, aber ich fürchte als Leiche. Fasse Dich."

Zitternd schwankte das unglückliche Weib aus dem Zimmer und stieg die Treppe hinab, wo sie in der großen, erleuchteten Halle des Gebäudes die Caughnewagoes in einem Kreis versammelt fand; in ihrer Mitte lag Black Eagle, ihr großer Häuptling, auf einer Bahre von Weidenzweigen, starr und kalt; bei ihm stand der Arzt, welcher den Körper sorgfältig untersuchte. Elisabeth stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung vor ihrem Gatten nieder und bedeckte seine kalte Hand mit ihren heißen Thränen.

„O sprecht, ist noch Hoffnung? ist er noch zu retten?“ fragte sie den Arzt nach einigen Minuten, obgleich sie selbst keine Hoffnung mehr hatte.

„Hier ist meine Kunst verloren,“ erwiederte der Arzt; „Todte erwecken kann nur Gott.“

„Also todt — todt — es ist ein entsetzliches Wort, o Gott, was habe ich denn so Böses verschuldet, daß Du Deine Hand so schwer auf mich niederfallen läßest?“ jammerte die niedergebeugte Gattin.

„Klage nicht Gott an, meine Tochter, wenn die Menschen sich Böses zufügen und sich des ohnehin kurzen Lebens berauben,“ versetzte ihr Vater, den seine philosophische Ueberlegung und Ruhe fast in keiner Lage des Lebens verließ. „Gottes Schöpfung ist weise und gut,“ fuhr er fort, „und er hat in dem Menschen das Edelste und Schönste auf diesem kleinen Weltkörper, Erde genannt, geschaffen; er gab ihm alle Mittel, um seine Bestimmung zu erfüllen und ein gutes, glückliches Geschöpf zu sein; aber er raubte ihm auch nicht die Gewalt, das Böse zu thun, da das Gute und Edle sonst keinen Werth hätte. Kann Dich in Deinem Jammer etwas trösten, so tröste Dich der Gedanke, daß Dein Gatte ein edler und guter Mensch war und in seinem Beruf als ein Held seines Volkes fiel. Du wirst ihn einst wiedersehen. In Gottes großem und weisem Weltplan kann es nicht liegen, daß wir arme, sterbliche Erdenbewohner nach diesem kurzen Dasein in einer ewigen Vernichtung verschwinden; Gott ist uns eine Fortdauer auf einem glücklicheren Gestirne schuldig, und er wird sie unserm Geiste gewähren, ungetrübt durch irdische Verhältnisse, denn er ist ein weiser und gerechter Gott. Laß Deine Thränen reichlich fließen, meine Tochter, die Natur gab sie uns, unsern brennenden Schmerz darin zu löschen; aber klage Gott nicht an, dessen Wirksamkeit erhaben über menschlichen Leidenschaften steht.

Obgleich Black Eagle seiner Gattin zu Liebe, seit seiner Verbindung mit ihr, sich zum Christenthum bekannt hatte, so ließen es sich die Caughnewagoes doch nicht nehmen, ihn mit ihren gebräuchlichen Ceremonien zu begraben. Da kein christlicher Priester anwesend war, so ließ man sie hier ungehindert gewähren, denn auch Elisabeth war durch die Erziehung ihres Vaters über alle priesterliche Vorurtheile erhaben. Gegen Tagesanbruch trugen die Krieger den Leichnam vor das Fort, zu einer anmuthigen, etwas erhabenen Stelle, wo sie ihn bei einem hochauflodernden

Feuer niederlegten; einige gruben in der Nähe ein fünf Fuß tiefes Grab, in der Richtung von Osten nach Westen und bekleideten sowohl den Boden sowie die Seiten mit hierzu geeigneten Steinen. Der Todte wurde in vollständigem Indianer-Costüm auf einem neuen Teppich an einem Baume niedergelassen und ihm an dessen Stamm eine sitzende Stellung gegeben. An seiner Seite saß seine traurende Gattin. Auf der einen Seite des Feuers hatten sich die Krieger, und auf der andern die im Fort anwesenden Squaws vom Stamme der Caughnewagoes niedergelassen; worauf die Ersteren sich die Zeit mit einer Art Kartenspiel, und die Letzteren damit vertrieben, daß sie sich von den Thaten und Begebenheiten, die ihnen von dem gefallenen Helden bekannt waren, erzählten und mittheilten. Von Zeit zu Zeit erhoben die Frauen ein lautes Klageschrei, am lautesten diejenigen, die sich seiner Verwandtschaft rühmten, welche sie dabei in Erinnerung brachten. So oft sich ein solches Klageschrei der Frauen erhob, hörten die Männer in ihrem Spiele auf und blieben ohngefähr eine halbe Stunde in der größten Stille und Feierlichkeit fast bewegungslos sitzen, wornach sie in ihrer Unterhaltung fortfuhren. Als die Sonne im Osten emporstieg, erhoben sich zwei der Krieger, welche mit Black Eagle verwandt gewesen, und feuerten ihre Büchsen sechsmal so schnell hintereinander ab, als sie laden konnten. Nun erhoben sich auch die übrigen Caughnewagoes, und die noch im Fort befindlichen Krieger anderer Stämme kamen heraus und gesellten sich zu ihnen, worauf sie alle ihre Gewehre losbrannten. Der Leichnam wurde hierauf mit seinem ganzen Schmuck in das Grab gelegt, mit dem Kopf gegen Osten, die Oeffnung mit flachen Steinen zugelegt und dann das Ganze mit der aus dem Grabe geschaufelten Erde bedeckt und zu einem kleinen Hügel aufgethürmt; sodann wurden am Kopf- und Fußende des Grabes zwei mit hieroglyhenartigen Zeichen bemalte Pfähle eingeschlagen, worauf die Thaten des Häuptlings kurz angedeutet waren.

XX.

Das Kloster Ephrata.

So lebet denn die reine Schaar
In einem Tempel hier beisammen,
Entrissen aller Welt Gefahr
In heiß verliebten Liebesflammen.
Thürüberschrift der Schwesternkapelle zu Ephrata.

Der Sieg des General Wayne an den Schnellströmen des Miami konnte für den jungen republikanischen Staat zu keiner Zeit erwünschter kommen. Die verschiedenen Indianer-Stämme durch die ganzen Vereinigten Staaten waren durch die wiederholten frühern Unfälle der Armee der Regierung in ihrem Verkehr mit den Weißen stolz und anmaßend geworden. Die Creeks und übrigen Stämme der Cherokesen und Caughnewagoes in den südlichen Staaten hatten bereits zu den Waffen gegriffen, während die Oneidas, Tuscarawas und andere Stämme im höhern Norden und Nordosten sich gleichfalls dazu vorbereiteten. Allein der Stoß des Sieges an den Rapids oder Schnellströmungen wurde bei Allen verspürt. Die Stämme des Südens baten um Frieden, die Oneidas ließen ihre kriegerischen Gedanken fahren und wurden fast kriechend freundlich, die Stämme, welche östlich und vom Ohio bis hinauf an die Seen hausten, waren vollkommen entmuthigt und unter sich zerfallen. Die Schlacht hatte die Letztern ihrer besten Häuptlinge und einer großen Anzahl ihrer tapfersten Krieger beraubt, während der Verlust, den General Wayne erlitten hatte, nur 30 Getödtete und 100 Verwundete betrug. Die entscheidenden Folgen des Sieges waren, daß in kurzer Zeit die weißen Bewohner längs den Grenzen einer ungestörten Ruhe genossen, die einzelnen persönlichen Angriffe und Ueberfälle durch Indianer seltener wurden. Um diese Ruhe dauernd zu erhalten, errichtete Wayne mitten im Indianerland, an dem Zusammenfluß des Auglaize und des Miami, das Fort Defiance, welches mit dem Fort Waschington durch verschiedene Bollwerke verbunden und wodurch der Feind im Zaume gehalten wurde.

Einige Wochen nach der Schlacht bei den Rapids fuhren dicht

am virginischen Ufer des Ohio zwei Männer rüstig in einem Canoe auf eine kleine Meierei zu, welche ohngefähr vier Meilen unterhalb dem Fort Harmar bei dem genannten Flußufer lag. Als der Farmer von seinem Garten aus das kleine Fahrzeug mit den beiden Männern bemerkte, wie sie eben landeten, ging er mit sichtlich heiterer Miene zum Ufer hinab.

„Seid willkommen, alter Freund!“ rief er, einem der Ankömmlinge die Hand reichend und herzlich schüttelnd. „Ihr habt Euch wacker gehalten bei den Rapids, wie ich hörte, und den Rothen derb die Haut gegerbt. Werden nun Ruhe haben, die Teufelskerle, und uns nicht mehr fortwährend auf dem Hals sitzen, wie Mosquitos. Aber warum kommt Ihr erst heute? Habe Euch vor wenigstens acht Tagen erwartet.“

„Ich würde auch schon längst bei Euch eingetroffen sein, Niederland,“ erwiederte der Angeredete; „aber es wurde mir etwas schwer, den gegenwärtigen Zufluchtsort Elisabeth's ausfindig zu machen. Jetzt weiß ich ihn, und komme nun, das Euch bisher anvertraute Pfand abzuholen.“

„Wohl, Ludwig, das habe ich von Euch erwartet, daß Ihr dem armen Jungen kein Leid zufügen werdet,“ versetzte der Farmer; „deßhalb habe ich Eurem Wunsche willfahrt und den Knaben so lange bei mir verborgen gehalten. Wetzel, ich kenne Euch nun schon so viele Jahre, und habe Euch in Euern glücklichen Tagen auf der Farm am Elkhorn gesehen; aber in meiner Seele gedacht, daß es Schade sei, wenn ein so verwegener Jäger und brauchbarer Mann gegen die Rothhäute sich mit einer so sanften Lady verheirathete, wie Miß Elisabeth, die ihn jedenfalls von seinem ihm von Gott angewiesenen Beruf abgezogen hätte. Solcher Leute, wie Ihr, gibt es an der Grenze nicht zu viele, und es muß Euch immer trösten, wenn Euch so Alles anders gekommen ist, als Ihr es erwartet, daß Ihr Euerm Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet und Euer Name in unsern Chroniken ewig fortleben wird. Wir arme Menschen machen uns Pläne und bauen Luftschlösser für die Zukunft; aber der über uns führt uns gewöhnlich ganz andere Wege, als die wir uns selbst vorzeichnen.“

„Ihr habt Recht,“ erwiederte Wetzel düster, meine Bestimmung ist nun erfüllt. Die Ermordung meines Vaters durch die Indianer und meiner Brüder hat mich schon als Knabe sie hassen gelehrt. Als wir herangewachsen waren, schwuren wir uns einen feierlichen Eid, nimmer zu ruhen und zu rasten, bis wir das Blut unseres Vaters gerächt hätten und die Kraft der

rothen Schurken gebrochen sei. In meiner Liebe zu Elisabeth Böhler hatte ich fast meinen Schwur vergessen, in dem ich eine friedliche, häusliche Zukunft an der Seite einer schönen, sanften Hausfrau träumte; das Schicksal mahnte mich häßlich an meine Pflicht, indem es den auf sein Aeußeres eitlen Jüngling mit entstellenden Narben derb durchpflügte, zum Abschrecken für jedes Weiberherz, und in denselben Augenblick meine schöne Braut mir durch einen Indianer für immer rauben ließ. Wohl, die Wetzels haben ihren Schwur gelöst als ehrliche Söhne ihres Vaters. Die Macht der rothen Männer ist gebrochen und sie werden bald ihre Jagdgründe im fernen Westen suchen müssen; wir Gebrüder haben an diesem Erfolg unsern redlichen Theil. Ich habe noch die Genugthuung erhalten, den Räuber Elisabeth's unter der Kugel meiner Büchse fallen zu sehen. Nun will ich sie noch einmal sehen, das geraubte Kind in ihre Hand zurückgeben, dann ist meine Bestimmung in diesem Lande erfüllt."

Nach diesem Gespräch begaben sich die Männer nach der Farm, wo in einem wohl verschlossenen Zimmer der Sohn Black Eagle's und Elisabeths bisher gefangen gehalten worden war. Am nächsten Morgen ließ Wetzel sich mit dem Knaben über den Ohio setzen und führte ihn mit sich nach dem schon dichter bevölkerten Staate Pennsylvanien. Ohne besondere Abenteuer erreichten sie Lancaster County, und bald nahten sie sich dem ehemals berühmten protestantischen Kloster Ephrata, dessen Bewohner nach einem idealischen Communismus lebten.

Drei hoch in die Lüfte ragende dunkle Holzgebäude fesselten zuerst die Aufmerksamkeit Wetzel's und seines kleinen Begleiters. Sie bildeten zusammen ein Dreieck, welche von anmuthigen Gärten, schattigen Gängen und dichten Reihen von Obstbäumen umgeben waren, unter denen Männer und Frauen mit leisen Schritten wandelten, in ihrem Wesen mild und freundlich. Ihre Tracht war die der alten Kapuziner und Kapuzinessen, ihre Sprache ein sanftes Deutsch. Aus den erwähnten Gebäuden, welche aus drei Stockwerken bestanden, und auf jeder Seite drei lange Fensterreihen zeigten, tönte ein seltsam lieblicher Gesang. Dem abgehärteten Waidmann, nur an das rohe Geschrei der Indianer gewöhnt, wurde bei diesem freundlichen Anblick und bei diesen milden ergreifenden Klängen wunderbar weich um das Herz, während der kleine Sohn des Indianerhäuptlings mit Ausrufungen der Ueberraschung und des Erstaunens lebhaft umherblickte. Mit fast zaghaften Schritten und klopfendem Herzen

betrat Ludwig Wetzel die Schwelle des Klosters, in welchem Elisabeth bei einer Tante Zuflucht gefunden hatte.

Elisabeth befand sich gerade in einem Saal, wo eine Anzahl Klosterschwestern einen vierstimmigen Gesang angestimmt hatten. Die Sängerinnen saßen mit zurückgelehnten Häuptern, und feierlichen Mienen; ihre Gesichter waren bleich und abgezehrt von ihrer entsagenden Lebensweise, ihre Gewänder schneeweiß und von malerischen Formen. Der Vortrag ihres Gesanges war ergreifend, die Töne fingen sanft und fein an und schwollen allmählig und fielen zu einem Crescendo und Decrescendo, ohne jedoch im geringsten rauschend zu werden. Zeitmaß und Betonung hatten eine bewunderungswürdige Bestimmtheit. Die Lippen der Sängerinnen schienen sich kaum zu öffnen und die Stimmen von Instrumenten zu kommen; das Meiste wurde im Falset gesungen, allein äußerst lieblich; Töne und Melodie schienen dem Wehen und Verklingen der Aeolsharfe nachgeahmt zu sein. Auf mehreren Tischen lagen viele Notenbücher und eine Menge Muster zum Sticken und Zeichnen, denn die Bewohner des Klosters hatten Geschmack und waren meistens gebildete Leute, wenn auch schwärmerischer Natur. Die Schwestern verbrachten überhaupt ihre Zeit viel mit Singen, Schreiben, Malen und Sticken, während die Brüder abwechselnd mit Pflug und Axt, mit Feder und Druckerpresse arbeiteten, Naturwissenschaften, Arzneikunst und alte Sprachen studirten. Das Eigenthum des Klosters gehörte ihren Bewohnern gemeinsam, und obwohl sie keine geschriebenen Regeln eingeführt hatten, so war doch die Ordnung, nach welcher sie lebten, durchaus republikanisch und communistisch. In den Klosterhäusern wohnten nur die Unverheiratheten, deren in den blühendsten Zeiten gegen dreihundert waren. Die Säle dieser Gebäude waren geschmackvoll mit Tapeten behangen und mit gothischen Buchstaben, Sprüchen und Versen sinnreich verziert; auch an Vasen mit schönen duftenden Blumensträußen fehlte es nicht, die Zellen und Schlafsäle waren einfach und bequem eingerichtet. Die verheiratheten Brüder und Schwestern wohnten nahe beim Kloster in kleinen, niedlichen, gut eingerichteten Häuschen.

Die Wittwe Black Eagel's ruhte in einem Sessel und lauschte mit thränenfeuchten Augen der schwermüthigen Melodie, welche die Schwestern sangen, und welche in diesem Augeblick so sehr mit den Empfindungen ihrer Seele harmonirte. Trauer und Gram hatten sichtlich auf sie eingewirkt, ihre sonst so schönen Formen

waren hagerer geworden, ihr reizendes Antlitz war äußerst bleich; dennoch war über ihre ganze Erscheinung eine Lieblichkeit ohne Gleichen verbreitet. Jetzt trat ihre Tante, eine alte, ehrwürdige Matrone, in den Saal, ging mit leisen, schwebenden Schritten zu ihrer Nichte und flüsterte ihr etwas zu. Hohe Röthe und Todesblässe wechselten auf dem Anblick Elisabeth's, sie erhob sich rasch und folgte bebend ihrer Tante in das Sprachzimmer. Hier trat ihr Wetzel entgegen.

„Verzeiht, Elisabeth, daß ich Euch noch einmal meinen widerwärtigen Anblick vorführe," redete der Jugendgeliebte mit beklommener Stimme sie an; „allein ich mußte Euch noch einmal sehen in diesem Leben, und hoffe das Bittere meiner Gegenwart Euch wenigstens durch eine frohe Botschaft zu versüßen."

Elisabeth stand zitternd und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, ihre Lippen bewegten sich; aber die mannichfachen Gefühle, welche sie in diesem Augenblick bestürmten, ließen sie kein Wort hervorbringen.

„Elisabeth, ich bringe Euch Nachrichten von Eurem Sohne," fuhr Wetzel nach einigen Minuten fort.

„Mein Kind! wo ist es!" rief die junge Mutter, und ihr Blick schweifte hastig im Zimmer umher. „O mein Herz sagt es mir, es ist in meiner Nähe. Laßt mich nicht länger in ängstlicher Ungeduld harren und bringt es zu mir."

Wetzel öffnete eine Seitenthüre und führte den Knaben heraus. Unbeschreiblich war die Empfindung, mit welcher Elisabeth ihr so unerwartet wiedergefundenes Kind in die Arme schloß und an ihr Herz drückte. Nach einer langen Pause, nachdem sich der Sturm des Entzückens in Elisabeth etwas gemäßigt hatte, trat Wetzel dicht vor sie hin.

„Elisabeth," hob er an, „die Leidenschaften meines wilden Herzens haben mich zu manchen Thaten hingerissen, die Euch tiefes Wehe bereiten mußten; ich will mich vor Euch nicht entschuldigen, denn die Vergangenheit wird Euch unvergessen bleiben, und Ihr in ihr die Gründe meiner Handlungen finden. Es war für Euch kein Glück, daß einst das Schicksal Euch mit einem Manne zusammen führte und Euer Herz an das seinige kettete, der sich einem blutigen Rächeramte gewidmet, den die Vorsehung ausersehen zu haben schien, um den rothen Menschenstamm in diesem Lande zu Gunsten des weißen vertilgen zu helfen. Die Bestimmung, in welche mich das Verhängniß gedrängt hatte, ist nun erfüllt; ich und meine Brüder werden fortan vom alten

Schauplatz unserer Thaten, wo wir überflüssig geworden sind, verschwinden und uns in die Einöden des fernen Westens zurückziehen. Doch konnte ich nicht scheiden, ohne Euch noch einmal in diesem Leben gesehen und zu Euch gesprochen zu haben, und das Liebste, was Ihr jetzt auf der Welt besitzet, in Eure Hände zurückzuliefern. Die Leidenschaften meines Herzens haben ausgetobt, es ist ein leer gebrannter Vulkan; nichts ist mir für den Rest meines Lebens geblieben, als die Erinnerung an den kurzen, beseligenden Traum meiner Jugend, wo meine Arme entzückt Eure Gestalt umfangen, meine Lippen Wonne von den Eurigen trinken durften. Gebt mir die Hand, zum Zeichen, daß Ihr meinem Andenken nicht grollen wollt."

Elisabeth, in deren Seele in diesem Augenblick die ganze glückliche Vergangenheit ihrer Jugendliebe emportauchte, erhob ihre Augen zu ihm und betrachtete ihn mit einem unaussprechlich milden freundlichen Blick; sie vergaß in diesem Moment in Wetzel den Mörder ihres Gemals und den Räuber ihres Kindes und streckte unwillkührlich die Arme ihm entgegen. Wetzel schloß sie stürmisch an seine Brust, dann riß er sich los und wandte sich zum Gehen. An der Thüre wandte er sich noch einmal um, ein langer Blick des Scheidens folgte, und für immer war er ihren Augen entschwunden.

* * *

Als das neue Jahrhundert anbrach, waren in den Länderstrecken, in denen die bisher beschriebenen blutigen Indianerkriege getobt, wie durch Zauberkraft freundliche Dörfer und kleine Städte entstanden, umgeben von üppigen Feldern und Wiesen, die ungeheuern Wälder nahmen immer mehr ab, das Wildpret entwich, das Geheul der Wölfe und Panther verstummte, statt dem furchtbaren Scalpengeschrei tönten jetzt die muntern Gesänge der ländlichen Jugend. Die zahlreichen kriegerischen Stämme aber der Indianer waren bis auf wenige schmutzige Wanderer zusammengeschmolzen, welche sich auf den Schauplätzen ihres früheren Glanzes als unruhige Geister umhertrieben und oft mit bösen Worten von den Thüren der Ansiedler abgewiesen wurden, wo sie beständig für Speise und Branntwein baten. Viele solcher Herumstreicher wurden auch von Weißen schändlich ermordet, was nur selten bestraft wurde. Noch einmal suchte sich die unglückliche rothe Menschenrace in diesen Ländern unter dem großen und talentvollen Häuptling Tecumseh zu ermannen und das gesunkene Glück ihres Geschlechts wieder zu erringen, allein mit dem unglücklichsten Erfolg. Es war das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme.

Was das fernere Schicksal der wichtigsten Personen unserer Erzählung anbelangt, so hatte die Zeit, der beste Arzt für alle Wunden des Herzens und für jeden Seelenschmerz, auch die Wunden ihrer Herzen und den Schmerz ihrer Seelen geheilt. Auf der schönen Farm am Elkhorn wohnte wieder Vater Böhler nebst seinem Schwiegersohn Francis Reynolds, welcher am Schluß des vergangenen Jahrhunderts Elisabeth, die noch immer schöne Wittwe Black Eagles, geheirathet hatte. Der Sohn des Indianerhäuptlings und die Kinder der unglücklichen Sink-ho-leek-can-nack, welche in der Schlacht bei den Rapids so heldenmüthig für ihren Mann sich geopfert, waren nun Geschwister geworden und wuchsen herrlich heran unter der gemeinsamen Liebe und Pflege ihrer nunmehrigen Eltern, unter den weisen Lehren ihres Großvaters und des Indianergreises Tecaughretanego, welchem Reynolds bis an sein spätes Lebensende ein für sein hohes Alter freundliches Asyl gewährte. Auch der alte treue Neger Jim lebte noch eine Reihe von Jahren im leichten Dienste seines alten Herrn. Aus dem unförmlichen Loghaus, der ehemaligen Taverne und Spezereihandlung Neal Reynolds war ein stattlicher Gasthof geworden, den Philipp Claud und seine Gattin Katharina hielten, welche sich einer zahlreichen Nachkommenschaft erfreuten. Ludwig Wetzel war verschollen, man erfuhr nie, wohin er gegangen, doch vermutheten seine frühern Freunde, daß er sich in dem menschenleeren fernen Westen vergraben; wahrscheinlich endete er an irgend einer einsamen Waldquelle sein unstätes Jägerleben. Auch die übrigen Brüder Wetzel's hatten sich in den Einöden und Jagdgründen des Westens verloren.

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexiko von 1846 bis 1848.

(Schluß.)

VIII.

General Scott nach Mexico beordert. Angriffsplan auf Vera Cruz. General Taylor's Bewegungen. Taylor's Position. Santa Anna's Vordringen. Schlacht von Buena Vista und Rückzug der Mexicaner.

Im Herbst 1846 beabsichtigte die Regierung der Vereinigten Staaten einen Einfall im Staate Tamaulipas mittelst eines Angriffs auf Tampico, sowie eine Expedition nach Vera Cruz am mexicanischen Golf. Das Cabinet in Washington hielt ein Armee-Corps von 4000 Mann, darunter 2000 Mann reguläres Militär, kräftig unterstützt von der Flotte des Golfes, für hinlänglich, um diesen Plan in Ausführung zu bringen. General Winfield Scott erhielt daher am 18. November vom Secretariat des Krieges die Weisung, sich für die Uebernahme des Obercommando's dieser Expedition bereit zu halten. Am 23. wurde ihm das Commando förmlich übertragen. Schon am 22. Oktober hatte der Kriegssecretär eine Depesche an General Taylor erlassen, mit dem Befehl, die zu obigem Zweck benöthigten Truppen von seiner Armee zu detachiren, und nach dem Brazos Santiago zur Einschiffung marschiren zu lassen.

General Scott traf unverzüglich seine Vorkehrungen, um das in ihn gesetzte Vertrauen der Regierung vollständig zu rechtfertigen und den Plan in seiner ganzen Kühnheit und Größe auszuführen. Es wurden schleunigst eigens construirte Böte (surf-boats) zum Landen der Truppen gebaut und nach dem Golf geschickt, ein vollständiger Belagerungs-Apparat mit Umsicht geschaffen und vorausgesandt, und zehn neue Linien-Regimenter sollten, sobald der Congreß versammelt, in den verschiedenen Staaten auf Kriegsdauer engagirt werden, die Armee zu verstärken. Am 24. November verließ Scott Washington, und am 30. schiffte er sich zu New-York nach dem Kriegsschauplatz ein, um dort unverwelkliche Lor-

beeren zu ernten. Er erreichte am 1. Januar 1847 den Rio Grande, allein er fand bald, daß einige der wichtigsten Anordnungen der Regierung für den Angriff von Vera Cruz nicht so leicht auszuführen waren, als sie anfangs geschienen. Die Zehn-Regimenter-Bill, welche gleich in der ersten Woche beim Zusammentritt des Congresses hätte bewilligt werden sollen, wurde erst einige Tage vor dessen Vertagung erledigt, wodurch die Kriegsoperationen am Golf nicht wenig gehemmt wurden. Die Ursache davon waren die Nachweise des Senator Benton, daß der Präsident die Creirung einer neuen, höchsten Militäre-Charge, nemlich eines Lieutenant-Generals, beabsichtige. Da aber die beiden erprobten Generäle Scott und Taylor dieser Stelle untergeordnet werden sollten, so erregte das ganze Projekt im Congreß unter den Freunden der genannten Generäle einen gewaltigen Sturm. Eine kostbare Zeit wurde unter fruchtlosen Debatten zwischen den Vertheidigern des Lieutenant-General-Projektes und den Anhängern beider Feldherren vergeudet. Das Resultat war, daß die Ernennung eines Lieutenant-Generals niedergestimmt, und kurz vor dem Schluß der Congreßsitzung die Zehn-Regimenter-Bill endlich genehmigt wurde.

Die vom americanischen Congreß verschwendete so kostbare Zeit wurde von den Mexicanern zu Vertheidigungsmaßregeln trefflich benützt. Der schlaue Santa Anna, durch die unzufriedene Stimmung der mexicanischen Armee und den Ruf seines zahlreichen Anhanges aufgemuntert, hatte das Cabinet zu Washington zu täuschen gewußt, indem er demselben friedliche Gesinnungen vorspiegelte, und deßhalb blos nach seinem Vaterlande zurückzukehren zu wünschen schien, um die kriegerisch und unversöhnlich gestimmte Regierung des Präsidenten Paredes stürzen zu können. Die List gelang ihm. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte dabei im Grunde nichts zu riskiren. Blieb Santa Anna seinem Vorgeben getreu, so stand ein baldiger Friede zwischen den beiden Republiken in Aussicht, und blieb er es nicht, so hatte sie im schlimmsten Falle doch nur einen feindlichen Heerführer gegen den andern ausgetauscht. Sie ließ daher Santa Anna aus seiner Verbannung auf Cuba nach seinem Vaterlande, ohne ihm die geringsten Hindernisse in den Weg zu legen, zurückkehren. Er erreichte die Hauptstadt Mexico, ward vom Volk und Heer mit Jubel begrüßt und die Regierung des Paredes, der ohnedem, als dem monarchischen Princip günstig, äußerst unpopulär geworden, war gestürzt. Allein kaum war Santa Anna wieder an die Spitze der mexica-

rückte am 31. Januar gegen Saltillo vor, welches er am 2. Februar erreichte. Er hatte in derselben Zeit eine Verstärkung von fünfhundert Mann erhalten und seine ganze Streitmacht bestand nun gegen 5000 Mann, mit welcher er dem mehr als zweifach überlegenen Santa Anna eine Schlacht liefern wollte. Am 4. Februar rückte er nach Agua Nueva, und nahm hier an der Straße, welche von Saltillo nach San Luis Potosi führt, eine starke Stellung ein. Hier verblieb er bis zum 21., wo er die Gewißheit erhielt, daß Santa Anna mit seiner ganzen Armee im Anzug sei. Wenige Tage zuvor war eine kleine Abtheilung texanischer Kundschafter unter Major McCoullough dreißig Meilen von Monterey, auf der Straße nach San Luis Potosi, nach der Hacienda Encarnacion detachirt worden, diese brachte die Nachricht, daß dortselbst sich feindliche Cavallerie befände, deren Stärke sie nicht ermitteln konnten. Auf diese Mittheilung hin sandte Taylor am 20. Februar eine starke Abtheilung Dragoner unter Lieutenant-Colonel May zur Recognoscirung aus, welche bei der Hacienda Hecliondo Halt machte, während Major McCullough eine neue Untersuchung von Encarnacion unternahm. Der Major brachte die Meldung, daß der Feind sich in starker Macht zu Encarnacion befinde, und unter dem unmittelbaren Befehl von General Santa Anna sofort vorrücken werde, um ihre Position zu attakiren. Da das Lager von Agua Nueva auf den Flanken sich nicht hinlänglich decken konnte und die Stärke des Feindes den Amerikanern zu bedeutend überlegen war, besonders an Cavallerie, so fand General Taylor für gut, sein Lager aufzubrechen und sich eilf Meilen, nach Saltillo zu, zurückzuziehen und in dem starken Berg-Paß, bei der Hacienda Buena Vista, festzusetzen, um hier den Feind zu erwarten. Dies geschah am 21. Februar. General Taylor selbst ging mit einer kleinen Streitmacht nach Saltillo, um die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung dieser Stadt zu treffen. Die Truppen zu Buena Vista standen während dieser Abwesenheit unter dem Oberbefehl des Brigadier-Generals Wool.

Die Lage der Armee der Vereinigten Staaten war äußerst kritisch. Die Armee bestand meistens, mit Ausnahme von vier tüchtigen regulären Artillerie-Compagnieen, aus ungeprobten Volontairs, welche sich schwer in die militairische Disziplin zu finden wußten, die bei militärischen Operationen so nothwendig ist, während Santa Anna's Armee vortrefflich ausgerüstet war und aus der Blüthe der mexikanischen Nation bestand, die vor Begierde

braunte, die Scharte von Palo Alto, Resaca de la Palma und Monterey wieder auszuwetzen. Gelang es Santa Anna, Taylor aus seiner Stellung zu Buena Vista zu vertreiben, so war es ihm ein Leichtes bis nach Camargo vorzudringen und das ganze Thal des Rio Grande wieder zu erobern. Alle die ungeheuren Kriegsvorräthe jeder Art, welche die Amerikaner hier aufgehäuft hatten, fielen dann in seine Hände und die Früchte der bisherigen Siege derselben waren verloren, die Operationen des General Scott gelähmt. Eine Niederlage Santa Anna's aber, das wußte er wohl, mußte seine moralische Gewalt über seine Armee auf immer vernichten. Es war daher zu erwarten, daß er die größten Anstrengungen machen würde, die Amerikaner zu besiegen.

Ehe noch General Taylor seine Anordnungen vollendet hatte, ward ihm am 22. die Meldung gemacht, daß der Feind im Angesicht seiner Armee erschienen sei und gegen sie vorrücke. Taylor eilte sogleich an Ort und Stelle, entschlossen, mit seinem kleinen Streithaufen den Gebirgs-Paß wie ein zweites Thermopylä zu vertheidigen. Die feindliche Cavallerie, welche um 11 Uhr am Tage zuvor von Encarnacion aufgebrochen war, trieb eine Abtheilung Amerikaner vor sich her, welche zu Agua Nueva zur Deckung der Wegbringung der dort noch befindlichen Vorräthe zurückgelassen worden war, und erschien bald in Front der amerikanischen Armee. Diese hatte sich in Schlachtordnung aufgestellt, und erwartete kampfbegierig den Feind. Die Straße, welche jetzt die mexicanische Armee passiren mußte, bildete auf diesem Punkte ein enges Defile, das Thal zur Rechten wurde von vielen schlangenförmigen, mit Wasser gefüllten Vertiefungen (gullies) durchschnitten und machte es für die Artillerie unwegsam, während sich auf der Linken eine Reihe rauher Hügel, von steilen Ravinen unterbrochen, rückwärts bis zu einem Berge hinzogen, welcher mit andern das Thal begränzt. Das Terrain erlaubte der amerikanischen Armee eine fast paralelle Stellung der feindlichen Artillerie und Cavallerie gegenüber, und deren Infanterie konnte wegen der Enge des Passes ihre numerische Stärke nicht entwickeln. In dieser Position stand General Taylor mit seinen Braven bereit, den Kampfstoß des Feindes zu empfangen. Die vierte Artillerie, Capitain Washington's Batterie, war so postirt, daß sie vollkommen die Straße beherrschte, während das Erste und Zweite Regiment der Illinois-Freiwilligen, unter den Obersten Hardin und Bissel, jedes acht Compagnien stark, zu welchem Letzteren noch Capitain

nischen Republik getreten und mit diktatorischer Gewalt bekleidet, als er, den Vereinigten Staaten gegenüber, die Maske abwarf und sich fast noch kriegerischer gestimmt als Paredes zeigte. Er begab sich sofort nach San Luis Potosi, einer stark befestigten Stadt von 60,000 Einwohnern, welche ohngefähr in gleicher Entfernung von Monterey, Vera Cruz und der Hauptstadt Mexico liegt, wo er eine Armee von 20,000 Mann concentrirte, mit welcher er das amerikanische Armee-Corps unter General Taylor vernichten wollte. Taylor befand sich in der Nachbarschaft von Monterey an der Spitze von ohngefähr 18,000 Mann, welche eine lange Linie von Saltillo nach Camargo, und von da nach der Mündung des Rio Grande bildeten, als General Scott am Brazos mit einer unbedeutenden Streitmacht eintraf, um von dort aus, so bald als möglich, seinen Angriff auf Vera Cruz zu bewerkstelligen. Gen. Scott wußte zu wohl, daß das Vomito oder die Brechruhr sich im Frühling an dieser Küste frühzeitig bei seinen Truppen einfinden, und zahlreiche Opfer fordern würde. Die Transporte der Lebens- und Kriegsbedürfnisse trafen allmälig ein. Was war bei so bewandten Umständen zu thun? Sollte die Expedition auf Vera Cruz verschoben werden oder sollte der General, trotz dem ungünstigen Zeitpunkt, vorwärts gehen? Er wählte das Letztere. Als er seine Truppen gemustert, sandte er seinen vollständigen Operationsplan an General Taylor ab; allein der Träger dieser Depeschen, Lieutenant Ritchie, stieß auf seinem Weg unglücklicher Weise auf ein feindliches Streifcorps, welches ihn gefangen nahm und tödtete. Hierdurch kam Santa Anna in den Besitz des ganzen Feldzugplanes General Scott's, und der beabsichtigte Angriff auf Vera Cruz war ihm enthüllt. Zu Vera Cruz und in dessen Umgebung standen 7000 Mexicaner, und in kurzer Zeit konnte dieses Corps von dem Landvolk der Nachbarschaft auf das Doppelte verstärkt werden. Wenn noch Santa Anna aus seinem Lager zu San Luis Potosi aufbrach und nach Vera Cruz marschirte, um diese befestigte Stadt und das äußerst starke dabei liegende Seeschloß San Juan d'Ulloa mit seinen besten Truppen zu besetzen, so konnte derselbe mit einer auserwählten Armee von 40,000 Mann sich der Landung General Scott's widersetzen, Stadt und Castell leicht vertheidigen, die Straße nach der Hauptstadt Mexiko offen erhalten, und sodann mit seiner ganzen Macht sich gegen General Taylor wenden, um ihn zu vernichten. General Scott sah daher die Nothwendigkeit ein, Vera Cruz und das Castell um jeden Preis zu gewinnen. Er mußte

zu diesem Zweck aber die Streitmacht längs dem Rio Grande theilen, und vor allem die reguläre Infanterie an sich ziehen, da ihm deren Bayonette bei einem Sturm auf die Stadt und das Castell unentbehrlich waren. Unter dem Commando Gen. Taylor's verblieben nun, nach dieser Truppenentziehung nur noch ohngefähr 10,000 Mann Freiwilliger, und verschiedene Compagnien der besten Artillerie der regulären Armee. Mit diesem Armeecorps sollte sich Taylor nach der Weisung des Kriegsdepartements um Monterey concentriren, und General Scott ihn in dieser Stellung unterstützen, wenn es nothwendig werden sollte. Mit dieser kleinen Streitmacht besetzte General Taylor nicht allein alle wichtigen Posten, vom Brazos bis nach Monterey, welche sich in seiner Gewalt befanden, sondern erkämpfte auch bald darauf den ewig denkwürdigen Sieg bei Buena Vista. General Scott hatte nun 12,000 Mann meist regulaire Truppen unter seinem Befehl, mit welchen er die Expedition gegen Vera Cruz alsbald begann.

Nach Vorschrift des Kriegs-Secretariats hatte General Taylor schon im November die Divisionen der Generäle Twiggs, Quitman und Pillow von Monterey nach Victoria detachirt, um die projektirte Expedition nach Vera Cruz durch einen Marsch auf Tampico zu unterstützen. Gegen Ende December hatte General Patterson's Division in derselben Absicht Matamoras verlassen, und zog durch Victoria; während General Worth mit seiner Division von Santillo nach Camargo aufbrach, von da nach Matamoras marschirte und sich am Brazos mit General Scott vereinigte. Zu Victoria erhielt General Taylor am 30. December 1846 die Nachricht von Scott's Abreise nach Mexico. Santa Anna stand in derselben Zeit zu San Luis Potosi mit 22,000 Mann Kerntruppen. Gegen Ende des Monats Januar 1847 verließ Taylor Victoria und schlug sein Hauptquartier zu Monterey auf; zu Anfang Februars bestand seine ganze Stärke auf diesem Punkt, einschließlich der Freiwilligen, welche kurz zuvor zu ihm gestoßen waren, zwischen sechs bis sieben tausend Mann. Bald nachdem er Monterey erreicht hatte, erhielt er die Nachricht, daß eine Abtheilung Dragoner unter Lieutenant May zu Anfang Februar von 1,500 Mexicanern unter General Minon zu Encarnacion, einer Hacienda, überfallen, und Cassius M. Clay und Major Borland gefangen genommen worden seien. Er schloß daraus, daß Santa Anna vorzurücken beabsichtige, um ihn zu Santillo anzugreifen und ihm eine Schlacht zu liefern. Taylor ließ daher zu Monterey eine Besatzung von 1500 Mann und

größtentheils beherrschten, und der Ersten Artillerie unter Capitain Webster gut vertheidigt, während der Train und das Haupt-Feld-Lager von zwei Compagnien Mississippi-Scharfschützen und einer Haubitze bewacht wurden.

Am frühen Morgen des 23. Februar kehrte General Taylor nach dem Schlachtfeld zurück, und beorderte alle andre in Saltillo entbehrlichen Truppen dahin. Bei seiner Ankunft hatte die Schlacht unter der Leitung Wool's schon begonnen, und schien den Mexicanern bereits den Sieg in die Hand gegeben zu haben. Schon am Abend zuvor, und während der Nacht, hatte sich ein starker Körper leichter mexicanischer Infanterie an der Bergseite festgesetzt, in der Absicht, die Linke der Americaner um jeden Preis zu überflügeln, da dieses Manöver ihnen allerdings den Sieg verschaffen konnte. Die americanischen Scharfschützen, unter Colonel Marschall, welche von drei Compagnien der Zweiten Illinois-Freiwilligen unter Major Trail verstärkt worden waren, behaupteten jedoch ihre Stellung gegen eine bedeutende Uebermacht mit großer Tapferkeit, indem sie sich in dem undurchschnittenen Terrain zu decken suchten und dabei ihre Gewehre mit einer tödtlichen Wirkung gegen den anstürmenden Feind gebrauchten. Gegen acht Uhr rückte eine mächtige Colonne der Mexicaner auf der Straße daher gegen das Centrum der americanischen Stellung; jedoch einige wenige schnell aufeinanderfolgende und wohl gerichtete Schüsse von Capitain Washington's Batterie hatte die feindliche Colonne bald zersprengt. In der nemlichen Zeit concentrirte Santa Anna unter dem Schutze der vorstehenden Hügel eine bedeutende Streitmacht von Cavallerie und Infanterie, um die Vertreibung des linken feindlichen Flügels, welcher auf einem ausgedehnten Plateau postirt war, zu forciren. Dieser Theil der americanischen Linie formirte das Zweite Indiana- und Zweite Illinois-Regiment, das Erstere von drei Stücken leichter Artillerie, unter dem Befehl Capitain's O'Brien gedeckt. Den ganzen linken Flügel kommandirte General Lane. Dieser beorderte die Artillerie und das Zweite Indiana-Regiment, die Mexicaner anzugreifen und zu werfen. Die Artillerie drang mit großer Bravour vor, unter dem heftigsten Musketenfeuer der sehr zahlreichen mexicanischen Infanterie, und richtete bedeutende Verheerungen unter ihr an, ohne sie jedoch zurückwerfen zu können, da das zugleich vorwärts beorderte Zweite Indiana-Regiment, nicht allein vor dem feindlichen Kleingewehrfeuer, sondern auch vor einem mörderischen Geschützfeuer sich in wilder Unordnung zurückgezogen hatte, und nicht

mehr in das Feuer zu bringen war. O'Brien fand es unmöglich, ohne Unterstützung seine Position zu behaupten, und konnte auch nur noch mit zweien seiner Geschütze sich zurückziehen, da das dritte seine Pferde und Kanoniere durch das furchtbare feindliche Feuer verloren hatte. Das Zweite Indiana-Regiment nahm keinen weitern Theil an der Schlacht, mit Ausnahme seines braven Obersten Bowles und einer Handvoll tapferer Leute, welche sich dem Mississippi-Regiment anschlossen und noch gute Dienste leisteten. Der Rest des entmuthigten Regiments aber unterstützte im spätern Verlauf des Tages die Vertheidigung des Trains und des Depots zu Buena Vista, und wetzte dadurch einigermaßen die Scharte seiner Ehre wieder aus.

Das Zweite Illinois-Regiment Freiwilliger, unterstützt durch eine Abtheilung von Capitain Sherman's Batterie, durch den Rückfall der Volontairs von Indiana nun in den Flanken völlig blos gegeben, war bedroht von dem Feinde überflügelt zu werden, und sah sich gezwungen, gleichfalls seine Stellung zu verlassen und sich zurückzuziehen. Der Feind ergoß nun Massen von Infanterie und Cavallerie längs dem Fuß des Berges auf der linken Seite der americanischen Armee und drang bereits hinter dem Rücken der selben gegen Buena Vista vor. In diesem äusserst kritischen Augenblick langte General Taylor, von Saltillo kommend, auf dem Schlachtfelde an und mit seinem Erscheinen kehrte neues Vertrauen und neue Zuversicht in die americanischen Reihen zurück. Sogleich wurden das Mississippi-Regiment nach dem bedrängten linken Flügel beordert, welches, ehe es noch seinen bestimmten Standpunkt erreicht hatte, ein hitziges Gefecht gegen die mexicanische Infanterie zu bestehen hatte. Das zweite Regiment Kentuckier mit einer Abtheilung Artillerie unter Capitain Bragg erhielt gleichfalls Befehl, vom rechten Flügel nachdem linken zu manoeuvriren und denselben zu verstärken, welches auch glücklich und im wichtigsten Augenblick ausgeführt wurde. Dieses Regiment, und ein Theil des Ersten Regiments von Illinois, unter Colonel Hardin, trieb den Feind nun zurück und gewann wieder einen Theil des verlorenen Terrains. Die Batterien von Sherman und Bragg hatten ihre Position auf dem Plateau gewonnen, und unterhielten ein ununterbrochenes furchtbar wirkendes Geschützfeuer, nicht allein in Front, sondern auch gegen die feindlichen Massen, welche den Hintergrund der americanischen Schlachtlinie gewonnen hatten. Als General Taylor wahrnahm, daß das Regiment der Mississippier hart bedrängt wurde, sandte er denselben Lane mit

Conners Texas-Freiwilligen gestoßen waren, und das zweite Regiment der Kentuckier, unter Colonel McKee, die Gipfel der Hügel und den Hintergrund auf der Linken besetzt hielten. Die beiden Cavallerie-Regimenter von Arkansas und Kentucky, unter Colonel Yell und H. Marshall, hielten die äusserste linke Flanke besetzt, während die Brigade von Indiana, unter Brigadier-General Lane, bestehend aus dem Zweiten und Dritten Regiment, unter den Obersten Bowles und Lane, die Scharfschützen von Mississippi, unter Oberst Davis, und die Ersten und Zweiten regulären Dragoner, unter Oberstlieutenant May und Capitain Steene, so wie die dritte Artillerie aus den leichten Batterien der Capitäne Sherman und Brag bestehend; die Reserve bildeten.

Santa Anna hatte seinen Angriffsplan auf den Gebirgspaß von Agua Nueva gerichtet, den er noch von Taylor besetzt hielt, und war daher nicht wenig verwundert, daß er ihn dort nicht mehr fand. Von einem Manne von Agua Nueva erfuhr er endlich, daß die Americaner schon am Tage zuvor den Paß verlassen hätten und auf Saltillo zurückgefallen seien. Die mexikanische Armee setzte ihren Marsch dahin ungesäumt fort. General Minon wurde mit seiner Cavallerie vorausgesandt, um die Hacienda von Buena Vista zu besetzen. Bald wurde Minon eine Abtheilung feindlicher Truppen gewahr, welche sich in größter Hast vor ihm auf dem Weg nach Saltillo zurückzog, und in der Eile verschiedene Gegenstände als Wagen, Extra-Räder und andere Dinge zurückließ. Als Santa Anna Nachricht hiervon erhielt, folgerte er daraus, daß er den feindlichen Nachtrab vor sich habe, und daß die ganze americanische Armee auf dem eiligsten Rückzug begriffen sei; er gab daher sogleich seinem Husaren-Regiment Befehl, den vermeintlichen Nachtrab sofort zu attakiren, und da er hoffte, daß die feindliche Arriergarde noch eingeholt werden könne, so placirte er sich selbst an die Spitze der verfolgenden Cavallerie. Er hatte jedoch nicht den Nachtrab der Americaner vor sich, sondern jenes Detachement, welches General Taylor zur Deckung der Fortschaffung der Kriegsvorräthe zu Agua Nueva zurückgelassen hatte, und welche dem verfolgenden Feinde glücklich entkam. Als Santa Anna einen Platz, welcher den Namen Angostura führt, erreicht hatte, fand er sich getäuscht und die Americaner in einer festen Stellung nahe Buena Vista, ihn erwartend. Er hielt es nun für nöthig die Ankunft seiner Artillerie und Infanterie zu erwarten, welche auch bald eintraf.

Um 11 Uhr Vormittags bekam General Taylor von dem meri-

canischen Heerführer eine schriftliche Aufforderung, sich mit seiner Armee gefangen zu geben, da aller Widerstand fruchtlos sein würde; diese entehrende Zumuthung wurde jedoch mit kurzen, dürren Worten abgeschlagen. Santa Anna erwartete nun seine Arrièregarde, welche in starken Colonnen eilig nachrückte, um den Angriff unwiderstehlich zu machen, und als dieselbe eintraf, machte der linke Flügel der merikanischen Armee eine drohende Bewegung, um zwischen der Straße und den Vertiefungen die Stellung der Americaner zu umgehen. General Taylor sandte nach dem bedrohten Punkt sogleich das Zweite Kentucky-Regiment und eine Section Artillerie, welche in dieser Stellung die Nacht über bivouakirten. In der selben Zeit griffen die merikanischen leichten Truppen den amerikanischen äussersten linken Flügel, aus Theilen abgesessener Kentucky- und Arkansas-Cavallerie und einem Schützen-Bataillon unter Major Gorman bestehend, und das Ganze von Oberst Marschall befehligt, mit einem heftigen Kleingewehrfeuer an, während sie die steilen Bergseiten emporklimmten und augenscheinlich in die Flanke der Americaner zu fallen suchten. Drei Feldstücke von Capitain Waschington's Batterie, unterstützt von dem Zweiten Indiana-Regiment, eilten nach der bedrohten Linken. Eine Bombe von einer gegenüber in der Front auf einer Hügelkette aufgepflanzten feindlichen Batterie fiel in den linken Flügel der americanischen Linie, jedoch ohne Erfolg. Der Angriff der mexicanischen leichten Truppen wurden nach einem scharfen Gefecht, welches bis in die Nacht hinein dauerte, ohne erheblichen Verlust von den Americanern zurückgeschlagen. Da General Taylor durch seine Spione die Nachricht erhalten hatte, daß bis zum nächsten Morgen kein ernstlicher Angriff zu erwarten sei, ging er mit dem Mississippi-Regiment und einer Escadron Dragoner nach dem nahen Saltillo zurück. Die Truppen bivouakirten ohne Wachtfeuer und schliefen auf ihren Waffen. General Minon war an demselben Tage mit 1500 Mann Cavallerie durch einen Engpaß, östlich von Saltillo in das Thal gedrungen, und hatte sich etwas rückwärts von der Stadt postirt, in der sichern Erwartung, daß die amerikanische Armee geschlagen würde, und daß er ihr dann den Rückzug nach Monterey abschneiden, und zu ihrer völligen Vernichtung wesentlich beitragen könne; auch mochte er einen gelegentlichen Handstreich gegen die Stadt beabsichtigen. Saltillo war indessen von vier Compagnien Illinois-Freiwilligen, unter Major Warren vom Ersten Regiment, und von zwei Vierundzwanzigpfündern, welche die Zugänge

der Schlacht war indessen das Feuer verstummt, und die Mexicaner hatten sich auf diesem Punkte unter dem Schutze ihrer Artillerie zurückgezogen, als plötzlich die Reserve der Mexicaner anstürmte und einen letzten verzweifelten Versuch machte, das Plateau zu gewinnen. Die Infanterie von Illinois und Kentucky kam durch die überlegene Macht des Feindes abermals in großes Gedränge, und wurde mit dem Verlust der beiden sie deckenden Kanonen zurückgeworfen. In diesem kritischen Augenblick eilte Capitain Bragg mit seinen Geschützen herbei, und seine furchtbaren Traubenschüsse trieben den bereits siegreichen Feind zurück und retteten der americanischen Armee den Sieg dieses blutigen Tages. Das Zweite Kentucky-Regiment, welches bei dieser Gelegenheit einen harten Stand gegen die feindliche Cavallerie hatte, fand glücklicher Weise Schutz in einer Ravine, worin sie ihre Stellung decken konnte, und wodurch ihre Verfolger unter das Geschützfeuer von Capitain Waschington geriethen, dem sie nur wenige Minuten zu widerstehen vermochten und alsdann schleunigst die Flucht ergriffen. Bei diesem letzten Kampfstoß waren der Oberst Hardin von dem Ersten Illinois-, und Oberst McKee, sowie Oberstlieutenant Clay v. Zweiten Kentucky-Regiment gefallen. Santa Anna, nach so viel fruchtlosen mörderischen Angriffen zurückgeworfen, gab die Hoffnung des Sieges auf, und zog sich noch während der Nacht, indessen die Americaner zu neuem Widerstand durch Herbeiziehungen von Verstärkungen sich rüsteten, mit einem Verlust von 4000 Mann nach Agua Nueva und von da wieder nach San Luis Potosi zurück. Aber auch die Sieger hatten 1000 ihrer Kameraden todt auf der Wahlstatt liegen, und 1500 mußten schwer verwundet nach ihren Lazarethen gebracht werden.

IX.

Eroberung von Vera Cruz. Schlacht bei Cerro Gordo. Marsch nach der Hauptstadt. Schlacht von Contreras, Churubusco. Waffenstillstand. Erstürmung von Molino del Rey und Chapultepec. Einnahme von Mexico. Friedensunterhandlungen und Friedenstraktat.

General Winfield Scott hatte unterdessen seine Streitmacht an der Mündung des Rio Grande concentrirt, dieselbe belief sich nun auf ohngefähr 12,000 Mann und wurde noch durch das am 7. März 1847 zu Antonio Lizardo eintreffende Geschwa-

der, unter Commodore Conner, verstärkt. Am 9. März landeten diese Truppen vor Vera Cruz, und am 25., nachdem das Fort San Juan d'Ulloa effectvoll beschossen worden, tönte von den Wällen ein Zeichen zur Unterhandlung, welches aber die Americaner nicht verstanden und ruhig Stadt und Festung weiter bombardirten. Am nächsten Morgen um acht Uhr kam jedoch ein Parlementair, um im Namen des Magistrats der Stadt die Uebergabe derselben, wie des Forts zu ermitteln. Ueber die Bedingungen vereinigte man sich, und am 29. erfolgte der Ausmarsch der Garnison. Die Stadt selbst aber hatte furchtbar gelitten, über ein Drittheil derselben lag in Trümmern und fast 1000 Einwohner waren getödtet worden. Die Americaner blieben etwa 14 Tage dort, um sich in etwas zu erholen, und nach Ablauf dieser Zeit bereitete sich General Scott auf seinen Marsch ins Innere vor. Ehe er übrigens ausrückte, erließ er noch eine Proklamation, worin er erklärte, daß er die mexicanischen Gebräuche und die Religion achten werde, die Mexicaner aber auch zugleich ermahnte, sich nicht der Armee anzuschließen, welche gegen die Vereinigten Staaten die Waffen ergriffen hätte. Am 8. April 1847 verließ General Scott's Armee Vera Cruz und zog den „Hallen Montezuma's" entgegen, sie war vom besten Geiste beseelt, da man erfahren hatte, Santa Anna befände sich in der Nähe und würde ihnen bald Gelegenheit zu einer entscheidenden Schlacht geben.

Nach der Niederlage bei Buena Vista versuchte der Dictator Santa Anna eine neue Armee zusammenzubringen. Dieses gelang ihm auch wieder, und er marschirte nun mit derselben dem nahenden Heere General Scott's entgegen, zog sich dann aber bis Puebla zurück, nahm hier Alles, was er nur irgend seiner Armee nützlich glaubte, an sich, und befestigte seine Stellung bei Cerro Gordo, wo er mit Festigkeit das Heranrücken der amerikanischen Truppen erwartete. Am 17. und 18. April griffen die Americaner an, und besonders der tapfern und umsichtigen Leitung der beiden Generäle Twiggs und Worth hatten sie es zu danken, daß sie am 18., Morgens um 9 Uhr, schon den Feind gänzlich auf's Haupt geschlagen und ihm 6000 Mann abgenommen hatten, unter ihnen abermals den General La Vega. Santa Anna und Ampudia flohen in wilder Eile und befestigten nun die Hauptstadt Mexico selbst, vor welcher sie die siegreichen Americaner bald genug erwarten durften. An demselben Tage, an welchem die Schlacht von Cerro Gordo geschlagen wurde, eroberte ein Theil

dem dritten Indiana-Regiment zu Hülfe. Die Stellung der americanischen Truppen durchkreuzte nun ihre erste Schlachtlinie ganz perpendiculär. Zu gleicher Zeit wurde Lieutenant Kilburn, mit einer Haubitze von Bragg's Batterie, angewiesen, die im Gefecht begriffene Infanterie zu unterstützen. Die Schlacht wurde eine lange Zeit auf dem linken Flügel auf beiden Seiten mit größter Erbitterung gehalten. Die Mexicaner, Infanterie und Cavallerie, stürmten einmal um das Andere die Schlachtlinie der Americaner, um dieselbe zu durchbrechen, und wurden eben so oft und mit bedeutenden Verlusten zurückgeworfen. General Taylor wieß den Brevet-Lieutenant-Colonel May von den Dragonern an, den längs am Fuß des Berges vordringenden und die americanische Stellung zu überflügeln suchenden Feind im Schach zu halten, was derselbe auch mit der regulairen Cavallerie und mit der Reiterei von Kentucky und Arkansas, unter Marschall und Yell, pünktlich ausführte.

Auf dem linken Flügel der Americaner ging es immer noch hitzig her, und derselbe hatte schweren Stand gegen die fast erdrükkende Uebermacht des Feindes, der Obergeneral mußte ihn daher abermals verstärken durch weitere Detachements von Bragg's und Sherman's Batterien. Dies nunmehr concentrirte Artilleriefeuer, nebst dem wohl gerichteten Gewehrfeuer der dabei postirten beiden Regimenter hatte eine furchtbare Wirkung auf die feindlichen Massen längs dem Berge, so daß verschiedene Corps derselben versuchten, den Rückzug auf ihre frühere Schlachtlinie zu bewerkstelligen. Die Escadron der Ersten Dragoner unter der Führung des Lieutenant Rucker, wurde nun beordert, eine tiefe Ravine, durch welche diese Corps sich zurückgezogen, zu durchkreuzen, auf dieselben zu chargiren und wo möglich auseinander zu sprengen. Rucker konnte diesen Befehl jedoch nicht ausführen, da sich ein heftiges Geschützfeuer, das die retirirenden feindlichen Abtheilungen deckte, gegen ihn erhob und umzukehren zwang. Während diese Escadron ihre Manoeuvre auszuführen suchte, concentrirte sich am äussersten linken Flügel der amerikanischen Linie ein starker mexicanischer Schlachthaufen, welcher augenscheinlich nach der Rancho Buena Vista hinabzudringen versuchte, wo das Depot des americanischen Trains und der Bagage sich befand. Oberstlieutenant May wurde beordert, dem bedrohten Punkt schleunigst zu Hülfe zu eilen, sowie Lieutenant Reynolds, mit zwei Kanonen ihm dahin zu folgen. Ehe jedoch noch May

und Reynolds die Hacienda erreichen konnten, attakirten die Mexicaner die Vertheidigung des Depots, aus den Abtheilungen der Majore Gorman und Trail bestehend, unter der Leitung des Chef's der Artillerie Major Munroe, welche in demselben Augenblick von der Reiterei aus Arkansas und Kentucky verstärkt wurden. Die Mexicaner wurden glorreich auf diesem Punkt zurückgeschlagen, allein die freiwilligen Reiter von Arkansas hatten den Tod ihres tapfern Obersten Yell zu betrauern, und mit Yell zugleich fiel ein junger talentvoller Offizier von der Kentucky-Cavallerie, Adjutant Vaughan. May mit seinen Dragonern und einem Theil der Truppen von Arkansas und Indiana unter Oberstlieutenant Roane und Major Gorman näherten sich nun dem Fuß des Berges und hielten dadurch die rechte Flanke des Feindes im Schach, während die americanische Artillerie unter seinen Massen, welche sich in den engen Ravinen und Vertiefungen gedrängt zurückzogen, furchtbar aufräumte. Die Lage dieses Theiles der mexicanischen Armee, welche bereits im Rücken der americanischen Stellung vorgedrungen, war verzweifelnd und schien abgeschnitten. In diesem Augenblick erhielt General Taylor durch einen Stabsoffizier eine Botschaft von Santa Anna, welcher zu wissen wünschte, was der americanische Oberfeldherr denn eigentlich beabsichtige. Taylor sandte unverzüglich den Brigadier-General Wool an den Dictator und gab zugleich Befehl, das Feuern einzustellen Als Wool die mexicanische Linie erreichte, suchte er dieselbe gleichfalls zu veranlassen, ihr Feuer einzustellen; da dieses jedoch nicht geschah, kehrte er zurück ohne Santa Anna gesprochen zu haben. Die äusserste Rechte des Feindes setzte ihre Retirade längs dem Fuß des Berges fort, und bewerkstelligte endlich, trotz den verheerenden Feuerschlünden der Americaner, ihre Vereinigung mit der Haupt-Armee.

Während des Tages war General Minon mit seiner Cavallerie durch eine Thalschlucht in die Ebene oberhalb Saltillo gedrungen, um den Rückzug der Americaner, über deren Besiegung die mexicanische Armee am Tage zuvor nicht den geringsten Zweifel gehegt hatte, abzuschneiden und die Stadt gelegentlich durch einen Handstreich zu nehmen; doch die kleine Besatzung derselben wieß die Annäherung des mexikanischen Generals mit einem so lebhaften und erfolgreichen Feuer zurück, daß dieser es für gerathen hielt, sich dem Schlachtfeld bei Buena Vista näher zu ziehen. Auf dem Plateau, dem bisherigen Hauptschauplatz

Mit kaum über 4000 Mann wirklich dabei betheiligten Truppen hatten die Americaner die Hauptstadt genommen, und einen ihnen an Zahl weit überlegenen Feind, der hier für den eigenen Heerd und die Heimath der Seinen kämpfte, geschlagen. General Scott zählte, als er von Puebla auszog, kaum 9000 Mann kampffähiger Truppen; während Santa Anna an der Spitze von 30,000 Mann und inmitten einer Bevölkerung von 200,000 bewaffneten Menschen stand. Die Mexicaner waren verschanzt und im Besitz der vortheilhaftesten Stellen, und dennoch blieben die Americaner in allen Kämpfen siegreich. General Scott hielt sich nach Einnahme der Hauptstadt ruhig, bis nach und nach die sämmtlichen Verstärkungen eintrafen, die sein Heer bald auf 30,000 Mann brachten. In dem übrigen Theile der Republik Mexico aber sah es traurig aus, — Alles in Unordnung, Aufruhr und Anarchie — weder eine Regierung, um Frieden zu schließen, noch eine Macht, den Krieg fortzusetzen; ein starkes Heer gab es auch in diesem Augenblicke in der That in Mexico nicht mehr, und die Mexicaner sahen sich einzig und allein auf einen Guerillakampf beschränkt, in welchem sie jedoch ebenfalls ihnen weit überlegnere Gegner unter den vielen freiwilligen Compagnien der westlichen Staaten, Tennessee, Mississippi, Kentucky, Missouri, Arkansas und Texas, fanden.

In der Stadt Queretaro, nördlich von der Hauptstadt, versammelte sich endlich der mexicanische Congreß und ernannte eine provisorische Regierung. Santa Anna aber erließ dagegen eine starke Proklamation, in welcher er die Nation zur Bildung einer neuen, 50,000 Mann starken Streitmacht aufrief. Das Militair in Queretaro machte hierauf ein Pronunciamento zu seinem Gunsten, und Santa Anna, den Oberbefehl der in Djaca stehenden Truppen übernehmend, schien den Congreß in Queretaro, dessen meiste Mitglieder für den Frieden gestimmt waren, bedrohen zu wollen, als General Scott ein starkes Corps dahin beorderte, um dieselben in ihren Berathungen zu schützen. Der neue provisorische Präsident, General Anaya, sagte übrigens in seiner Antrittsrede, daß er zwar für den Frieden sey, nie aber in die Schließung eines unehrenhaften Friedens willigen werde. Endlich kam zwischen den mexicanischen Friedenscommissarien und Hrn. Trist, dem diplomatischen Agenten der amerikanischen Regierung, ein Vertrag zu Stande, demzufolge Mexico die Territorien Obercalifornien, mit Einschluß des Hafens von San Diego, und Neu-

Mexico an die Vereinigten Staaten abtrat und den Rio Grande als Grenze anerkannte. Dagegen verpflichteten sich die nordamericanischen Staaten 15 Millionen Dollars an Mexico zu zahlen und die Privatansprüche ihrer Bürger aus ihren eigenen Mitteln zu befriedigen.

Dieser Vertrag wurde in den Vereinigten Staaten nicht günstig aufgenommen, und erregte besonders bei der der Regierung feindlichen Partei große Unzufriedenheit, da man ihn in keinem Verhältniß zu den glänzenden Siegen der tapfern amerikanischen Armee hielt. Der Senat ratificirte zwar den Vertrag, war aber sehr ungehalten über die Art und Weise, wie er zu Stande gekommen, und beschuldigte Hrn. Trist geradezu des Verraths an der Nation, ja ließ ihn später, und zwar Ende May 1848, gefangen nach Washington führen, um Rechenschaft von ihm zu fordern. Da er jedoch als Agent der Ver. St. den von seiner Regierung erhaltenen Instructionen im Wesentlichen nachgekommen war, so konnte ihm der Congreß nichts Erhebliches zur Last legen. Auch im mexicanischen Congreß traf der Friedensvertrag auf großen Widerstand, indem man hier behauptete, den Americanern zu viel bewilligt zu haben. Nach einer heftigen Debatte wurde er jedoch mit 51 gegen 35 Stimmen gutgeheißen und ratificirt; im Senat erklärten sich 23 dafür und 5 dagegen.

Der Friedensvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico enthält folgende 22 Artikel oder Bestimmungen: Art. 1. Es wird fester und allgemeiner Friede zwischen den contrahirenden Theilen stipulirt. Art. 2. Bis zu der (später erfolgten) Ratification des Friedens tritt Waffenstillstand ein. Art. 3. Nach erfolgter Ratification wird Mexico unverweilt von den americanischen Truppen geräumt; es werden die Zollstätten sofort den mexicanischen Behörden wieder übergeben, alle, von dem Tage der Auswechselung der Ratification an eingegangenen Zollgebühren nach Abzug der Erhebungskosten aus Mexico ausgezahlt, und die Hauptstadt innerhalb Monatsfrist geräumt. Art. 4. Die genommenen Forts und Waffen werden zurückgegeben, das Land innerhalb drei Monate vollkommen geräumt; diejenigen americanischen Truppentheile indeß, welche vor dem Eintritt der ungesunden Jahreszeit nicht eingeschifft werden können, gastfrei gehalten; die Kriegsgefangenen werden ausgewechselt und die Vereinigten Staaten tragen dafür Sorge, daß die von Indianern aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten gefangen ge-

des amerikanischen Golf-Geschwaders unter Commodore Perry die Stadt Tuspan am Golfe. Am 19. nahm ein Detachement unter General Twiggs die bedeutende Stadt Jalapa, und am 22. zog General Worth in Perote ein; beide Städte ergaben sich ohne Schwertstreich und in der Letzteren wurden bedeutende Vorräthe an Waffen und Munition gefunden. Am 15. May traf General Worth den mexicanischen Dictator in Puebla, trieb ihn hinaus und nahm Besitz von der Stadt.

Nach der Schlacht von Cerro Gordo blieb General Scott einige Zeit unthätig, um die so nöthigen Verstärkungen zu erwarten. Sein Hauptquartier schlug er zu Puebla auf. Indessen sammelten die keineswegs entmuthigten Mexicaner immer wieder eine neue Heeresmacht, und befestigten besonders die verschiedenen Pässe und Einläufe, die zur Hauptstadt führten. Am 15. August rückte Scott mit seiner Armee bis Chalco, südlich von Mexico, vor; am 17. überstieg Worth einige Höhen und kam zuerst in Sicht der Hauptstadt, die von den Seinen mit lautem Jubel begrüßt wurde. Der Vortrab erreichte nun St. Augustin, ein etwa zwölf Meilen südlich von der Hauptstadt gelegenes Städtchen; am nächsten Tage schloß sich ihm die zweite Division an und bewältigte nach unendlichen Mühseligkeiten und hartem Kampfe die Befestigungswerke von Contreras.

Am 20. August lieferte General Scott bei Churubusco dem dorthin gezogenen Heere Santa Anna's eine neue und jetzt ziemlich entscheidende Schlacht, bei welcher besonders General Worth einen günstigen Ausschlag gab. Nach zwei Stunden waren die Mexicaner geschlagen und verloren 15 Geschütze und viele Gefangene. Aber auch der Verlust der Americaner war, und besonders in Betracht ihrer überdies sehr geringen Streitmacht, höchst bedeutend, denn ihre ganze Heereszahl hatte sich auf nicht über 9000 Mann belaufen, von denen jetzt 1800 unter den Todten und Verwundeten lagen. General Worth verfolgte den Feind fast bis vor die Thore der Hauptstadt.

Bald darauf kamen von Santa Anna abgesandte Parlementaire, welche einen Waffenstillstand verlangten. Die nöthigen Verhandlungen fanden darauf statt, und General Scott, vielleicht doch nicht recht auf seine geringe Macht vertrauend, mit welcher er die Stadt wohl zu nehmen, aber kaum behaupten zu können hoffte, schloß einen förmlichen Waffenstillstand ab, in dessen erstem Artikel besonders hervorgehoben wurde, daß unverzüglich

Friedensunterhandlungen zwischen den von der mexicanischen, wie von der americanischen Regierung abgesandten Bevollmächtigten gepflogen werden sollten. Die Zeit des Waffenstillstandes war auf so lange bestimmt, als die Commissaire der beiden Nationen zu ihren Verhandlungen gebrauchen würden, oder bis einer der Commandirenden, welcher Armee es auch sey, dem anderen förmliche Meldung gäbe, daß der Waffenstillstand achtundvierzig Stunden nach solcher Mittheilung aufhören solle. Bis zum 2. Sept., wo Herr Trist, der americanische Bevollmächtigte, sein ultimatum einreichte, hatten die Friedensunterhandlungen auch einen anscheinend ganz gedeihlichen Fortgang. Am 6. Sept. aber erfuhr Scott, wie er in seiner Depesche an die Regierung der Vereinigten Staaten sagt, daß Santa Anna, ohne weitere Meldung an ihn und sobald er das Ultimatum, sowie die Meinung des hierüber gehaltenen Rathes erfahren hatte, die Vertheidigungswerke der Stadt mehr zu befestigen befohlen hätte, und zwar dem dritten Artikel den Bedingungen zum Trotz, der ausdrücklich sagt: „Es solle in der Zeit des Waffenstillstandes keine Armee, und zwar innerhalb dreißig Leaguen der Hauptstadt Mexico, irgend ein neues Befestigungswerk anfangen, oder die bestehenden vergrößern oder befestigen u. s. w."

Am 12. September 1847 begannen daher die Feindseligkeiten von Neuem. Die Americaner stürmten die Fortificationen der Molina del Rey und die über derselben liegenden Bollwerke von Chapultepec, welche der Schlüssel zur Hauptstadt sind. Nach einem hartnäckigen und blutigen Kampfe mußten die Mexicaner weichen und ihre Hauptstadt dem Feinde überlassen. General Scott empfing am 14., Morgens um 4 Uhr, eine Deputation des Ayuntamiento oder Stadtraths, die ihm meldete, daß Santa Anna und seine Armee Mexico schon vor drei Stunden flüchtig verlassen hätten, und bat um günstige Bedingungen.

Mit Tagesanbruch rückten die Generäle Worth un Quitman, langsam und immer noch Verrath fürchtend, in die keinen Widerstand mehr leistende Stadt, wo sie das Sternenbanner auf dem Nationalpallast aufhißten. Der ganze Verlust der Americaner an Leuten, in den letzten Schlachten, war an Todten und Verwundeten: am 19. u. 20. August total 1052

am 8. September	789
am 12., 13. und 14. Sept.	862
Also	2703, incl. 383 Offiz.

nommenen Mexicaner wieder in Freiheit gesetzt werden. Art. 5. Die neue Grenzlinie beginnt von der Mündung des Rio Grande, läuft durch die Mitte dieses Flusses bis zu der Südgrenze von Neu-Mexico, von dort längs dieser Grenze bis zu ihrem westlichen Endpunkt, von dort nordwärts, längs der Westgrenze Neu-Mexico's, bis zum Flusse Gila, von dort diesen Fluß hinab bis zum Colombo und dann längs der Grenzlinie zwischen Ober- und Niedercalifornien bis zur Südsee. Die beiden Regierungen ernennen Commissare, welche diese Grenzlinie gemeinschaftlich zu reguliren haben. Art. 6. Den Schiffen der Vereinigten Staaten wird freie Schifffahrt im Meerbusen von Californien zugesichert, und die Ver. Staaten erhalten das Recht, auf beiden Ufern des Gila eine Eisenbahn zu bauen oder einen Kanal anzulegen. Art. 7. Das Recht der Schifffahrt auf dem Gila und dem Rio Grande steht beiden Völkern gleichmäßig zu, ohne daß von ihren Schiffen irgend eine Gebühr erhoben wird. Art. 8. Den Mexicanern in den abgetretenen Gebietstheilen steht es frei, entweder zu bleiben, oder mit ihrem Eigenthum auszuwandern. Art. 9. Die Bewohner der abgetretenen Gebietstheile werden, sobald als thunlich, auf vollkommen gleichen Fuß mit den übrigen Bürgern, in die Union der Vereinigten Staaten aufgenommen. Art. 10. Die Vereinigten Staaten versprechen die mexicanischen Grenzen gegen die Indianer zu schützen; den Bürgern der Ver. St. ist es untersagt, von den Indianern gestohlenes Eigenthum der Mexicaner zu kaufen, und gefangene Mexicaner, welche in das Gebiet der Union gebracht werden, sollen von der Regierung wieder zurückgeliefert werden. Art. 11. Die Ver. Staaten bezahlen 15,000,000 Dollars an Mexico, nämlich: bei der Ratification des Vertrags 3 Millionen baar in der Hauptstadt Mexico, und ferner alljährlich, vier Jahre hindurch, 3 Millionen, ebenfalls in der Hauptstadt Mexico, mit 6 Procent Zinsen, vom Tag der Ratification an gerechnet. Art. 12. Die Ver. St. übernehmen die Bezahlung der, durch die Convention von 1834 regulirten Entschädigungsforderungen von Bürgern der Ver. St. an Mexico. Art. 13. Die Ver. St. begeben sich aller weiteren Ansprüche an Mexico. Art 14. Die Ver. St. entlasten Mexico überdies von gewissen früheren Zahlungsansprüchen americanischer Bürger, und versprechen, denselben 3,250,000 Dollars zu bezahlen; zur Untersuchung dieser Ansprüche soll eine Commission niedergesetzt werden. Art. 15.

Beiden Theilen steht es frei, jeden beliebigen Punkt ihres Gebiets zu befestigen. Art. 16. Der Handelsvertrag von 1831 wird von Neuem auf acht Jahre in Kraft gesetzt. Art. 17. Die für den Unterhalt der americanischen Truppen vor der Räumung erforderlichen Vorräthe werden zollfrei eingeführt. Art. 18. 1) Waaren, welche eingeführt sind, während sich die Zollstätten im Besitz der Ver. St. befanden, sollen weder confiscirt noch neu verzollt werden; 2) dasselbe gilt von den innerhalb 60 Tagen nach erfolgter Ratification eingeführten Waaren; 3) von den vorerwähnten Waaren soll keinerlei Abgabe erhoben werden; 4) alle bereits im Innern des Landes befindlichen, von außen eingeführten Waaren bleiben abgabefrei; 5) sind solche Waaren aber nach einem Orte gebracht worden, der nicht von americanischen Truppen besetzt war, so zahlen sie nachträglich den Zoll des mexicanischen Tarifs; 6) alle Waaren können ohne Erlegung eines Zolles wieder verschifft werden. Art. 19. Alle Waaren, welche innerhalb 60 Tagen nach der Rückgabe der Zollstätten in mexicanische Häfen eingeführt werden, zahlen den Einfuhrzoll nach dem Zollregulativ der Ver. St. Art. 20. Ergeben sich Differenzen, so werden die beiden Republiken sich bemühen, dieselben durch Unterhandlungen auszugleichen. Art. 21 enthält Bestimmungen für den Fall, daß dennoch wieder einmal ein Krieg zwischen den Ver. St. und Mexico ausbrechen sollte. Art. 22. Die Ratificationen sollen innerhalb dreier Monate ausgewechselt werden.

So viel Vergünstigungen auch durch diesen Vertrag der Republik Mexico zugestanden worden waren, so hatte doch das Kabinet zu Washington seine Hauptabsicht, die Erwerbung von Obercalifornien und Neu-Mexico, dieser so reichen Territorien, dadurch erreicht, und die Gegenwart zeigt, daß es nicht schlecht calculirte, und die Mexico zugestandenen Vortheile in keinem Verhältniß stehen zu den ungeheuern, welche der Union aus der Erwerbung jener weitgedehnten, für den Handel der Union äußerst glücklich gelegenen reichen Gebiete erwachsen werden.

Der definitive Friedensschluß wurde endlich verkündet. General Santa Anna war schon am 5. April 1848 unter americanischer Escorte von Jalapa in Antigua angekommen und schiffte sich auf der spanischen Brig „Martino" nach Jamaica ein. General Paredes versuchte es noch einmal, nach dem Abzuge der Americaner die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen und mit Hülfe

der Unzufriedenen die Regierung an sich zu reißen; doch der bessere Theil des Volkes und der größere Theil der Armee blieben dem unter dieser Zeit interimistisch gewählten Präsidenten Herara treu und Paredes wurde aus dem Felde geschlagen. Nach erfolgter Ratification des Friedens-Vertrages von den beiderseitigen Regierungen wurden die americanischen Truppen eingeschifft und der größte Theil derselben aus dem Dienst gemustert und entlassen.

Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag, Trompetenklang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Leichtfaßliche Lösung des Schicksalsräthsels,

oder

praktische Beantwortung der Frage: „Was ist das Schicksal seinem Wesen und seiner Bedeutung nach?"

Von J. Ph. Eyer.

Vorstehende Frage wurde wohl schon tausendmal aufgeworfen und von der spekulativen Theorie eben so oft, aber immer anders beantwortet; daher kommt es, daß die Begriffe und Ansichten über diesen interessanten Gegenstand immer noch so verworren und so widersprechend sind.

Fragen wir z. B. in einem Zirkel des bürgerlichen Lebens: Was ist das Schicksal seinem Wesen und seiner Bedeutung nach? Dann werden wir sofort die verschiedenartigsten und widersprechendsten Ansichten und Meinungen auskramen sehen.

Der kindliche Glaube des orthodoxen Christen wird uns sogleich nach oben verweisen und sagen: Gott ist der allmächtige und allgütige Lenker und Leiter unserer Schicksale; er hält die Zügel unseres Geschickes unmittelbar in seiner mächtigen Hand, denn ohne ihn kann weder ein Sperling vom Dache, noch ein Haar von unserem Haupte fallen. Andere hingegen werden sagen: Das Schicksal des Menschen steht in den Sternen geschrieben und nur aus der Constellation der Planeten bei der Geburt kann das Räthsel unserer Geschicke gelöst werden. Noch Andere werden sagen, es liege kein bestimmter Plan in den Schicksalen der Welt vor, Alles sey dem blinden Zufall unterworfen, Alles erfolge durch ein „Ohngefähr."

Auf diese und auf viele andere Weisen wird man unsere Frage: Was ist das Schicksal seinem Wesen und seiner Bedeutung nach? beantworten und wird dadurch den Knoten nur noch fester zusammenziehen, statt ihn zu lösen.

Wir müssen daher — um das Räthsel des Schicksals zu lösen — die Bahn der spekulativen Theorie verlassen und das Gebiet der Vernunft in Erfahrung betreten. Und hier, auf diesem Gebiete, werden wir uns bald von zwei höchst wichtigen Thatsachen überzeugen. Wir werden finden, daß die verschiedenen Welt-Naturgesetze in ihren Wirkungen frei und unabhängig von einander sind; daß sie ihre eigne Belohnung und Bestrafung mit sich führen und sich dadurch Geltung und Anerkennung verschaffen.

Wie wir diese gegenseitige Unabhängigkeit der verschiedenen Welt- und Naturgesetze zu verstehen und aufzufassen haben; was darunter gemeint und verstanden wird, darüber stellt George Combe in seiner "Constitution of Man" folgendes meisterhafte Bild auf:

„Angenommen," sagt er, „es bilden sich in irgend einem Seehafen zwei Gesellschaften, mit gleicher Mannschaft und gleichem Kapital, um nach einer Insel an der afrikanischen Küste zu segeln; jedoch zu ganz entgegengesetzten Zwecken. Die eine Gesellschaft will dort hin, um die Einwohner aufzuklären, um ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen und auf alle mögliche Weise zu ihrem Gedeihen beizutragen; die andere Gesellschaft hingegen will nur hin, um die Einwohner zu plündern und zu morden. Die erste Gesellschaft geht indessen sehr sparsam mit ihrem Gelde um, in der Absicht, noch bedeutende Mittel an Ort und Stelle bringen, und desto mehr für ihren löblichen Zweck leisten zu können. Sie miethet — im Vertrauen auf den Schutz des Himmels für ihr gutes Vorhaben — ein altes, aber wohlfeiles Schiff, bemannt es nur nothdürftig, und das mit unerfahrenen Seeleuten, die um einen geringen Preis dienen. Die zweite Gesellschaft hofft jedoch dort Schätze und Reichthümer genug zu finden, sie ist daher nicht filzig mit ihrem Gelde; sie miethet ein starkes aber theures Fahrzeug, bemannt es mit erfahrenen Seeleuten zu hohen Preisen und spart überhaupt nichts an der Ausrüstung. Beide Schiffe verlassen zu gleicher Zeit den Hafen, das erste unter den Gebeten und Segnungen und das andere unter den Verwünschungen der frommen Zuschauer."

„Auf offener See angekommen, werden sie plötzlich von einem

heftigen Sturm überfallen, beide Parteien kämpfen auf Leben und Tod mit den zürnenden Elementen und allen scheint der nahe Untergang unvermeidlich."

„Wer würde nun nicht zittern und beben für die erste Gesellschaft und ihr eine glückliche Ueberwindung aus der Gefahr wünschen? Gewiß jeder Gute, jeder Menschenfreund. Allein das Schicksal hat es anders beschlossen, d. h. die Verhältnisse sind ihnen ungünstig! Das alte schwache Fahrzeug, in Verbindung mit der schwachen und unerfahrenen Bemannung, unterliegt der Wuth der Elemente, und die guten und tugendhaften Menschen kommen alle elendiglich in den Wellen um; während das stärkere Schiff, die bessere Bemannung und die größere Erfahrung und Energie der andern Gesellschaft erfolgreichen Widerstand leistet, die Gefahr übersteht und die Unholde, die moralischen Ungeheuer, wohlbehalten dem Ziele ihrer Bestimmung zuführt. Die Nachricht von dem Ereigniß kommt an's Land und die frommen Leute fangen an, von einem räthselhaften Schicksal, von geheimnißvollen Wegen einer unerklärbaren Gottheit zu sprechen, welche hier die Tugend, die Humanität so elendiglich untergehen und das Laster, die Verworfenheit siegen ließ."

„Allein der denkende Mann, der Forscher, der sich auf dem praktischen Gebiete des Lebens umgesehen, der findet nichts Räthselhaftes, nichts Geheimnißvolles in dieser Begebenheit; er sieht vielmehr das Ereigniß als etwas Natürliches, als etwas Nothwendiges an; er erkennt, daß unter den obwaltenden Verhältnissen kein anderes Resultat erwartet werden konnte. Die frommen und guten Leute sind ein nothwendiges Opfer der Verhältnisse geworden, da sie sich nicht hinlänglich auf die Gefahr vorbereitet hatten; während die Bösewichter, da sie den physischen Anforderungen Genüge geleistet, wohlbehalten daraus hervorgehen mußten."

„Freilich wären die physischen und moralischen Weltgesetze nicht frei und unabhängig von einander, bedingten und modifizirten sie sich gegenseitig, oder hätte eine obwaltende Gottheit die Zügel des Schicksals unmittelbar in der Hand, die jeden nach Verdienst belohnt; dann wäre allerdings ein anderes Resultat zu erwarten gewesen. Allein wie die Sachen in der Wirklichkeit stehen, bei der gegenwärtigen Unabhängigkeit der verschiedenen Welt- und Naturgesetze, war der Erfolg, wie wir es eben gesehen haben, ein natürlicher und nothwendiger.

So spricht einer der frei- und scharfsinnigsten Philosophen der Neuzeit; so macht er uns das Prinzip der „gegenseitigen Unabhängigkeit der Welt- und Naturgesetze" durch ein Bild vollkommen anschaulich. Sehen wir uns daher etwas weiter auf dem Gebiete des praktischen Lebens um, um zu ermitteln, ob dieses Prinzip allgemein ist, ob es in allen Fällen Stich hält.

Nun die Erfahrung — die beste und sicherste Lehrmeisterin der Menschen — lehrt uns, daß das schuldlose Kind, das spielend, sowie die fromme und tugendhafte Matrone, die aus Versehen Gift nimmt, denselben elenden und schmerzhaften Tod sterben muß, wie der ruchloseste Bösewicht, der das Gift verschlingt, um der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen. Die Erfahrung lehrt uns ferner, daß der blöd- und schwachsinnige Simpler, der weder von Ursache und Wirkung, noch von der kunstvollen Zusammensetzung seines Wesens einen Begriff hat, und daher leicht und oft aus Unwissenheit fehlt und gegen die Naturgesetze verstößt, denselben Gesetzen unterworfen ist, daß er dieselbe Strafe zu tragen und bei körperlichen Verletzungen dieselben Schmerzen zu erleiden hat, wie der größte Naturkundige, der alles dieses klar erkennt und den natürlichen Zusammenhang der Dinge richtig erfaßt hat.

Die Erfahrung lehrt uns weiter, daß die Beobachtung der richtigen Gesundheitsregeln immer gute Gesundheit und körperliches Wohlbefinden im Gefolge hat; während die Verletzung, die Uebertretung dieser Gesundheitsregeln immer, bald früher, bald später die Gesundheit vernichtet und körperliches Elend nach sich zieht. Mögen nun die betreffenden Individuen in moralischer Beziehung gute oder schlechte, verehrungswürdige oder verabscheuungswerthe Menschen seyn, das ändert an der Sache nichts. Das physische Naturgesetz verlangt sein Recht, es belohnt seine Befolgung und bestraft seine Uebertretung, unabhängig von allen andern Rücksichten.

Die Erfahrung lehrt uns endlich, daß ein Bösewicht, d. h. ein Mensch, der wissentlich und absichtlich schlecht handelt — sich zwar äußerlich wohl fühlen, daß er hoch stehen, in Pracht und Herrlichkeit leben und in den Augen der Welt glücklich scheinen, keineswegs aber glücklich seyn kann. Denn das moralische Gesetz rächt sich ebenso gut und ebenso entschieden für seine Uebertretungen, als das physische. Die Welt hat uns noch den

ersten Bösewicht aufzuweisen, der das innere Glück, die Seelenruhe und den festen und ungetrübten Blick in die Zukunft genossen hätte, die dem Tugend- und Menschenfreund inne wohnt.

Wer wüßte nicht, wie kleinlich, wie ängstlich, wie verzagt, ja wie erbärmlich das Laster in der Stunde der Gefahr in der Regel dasteht! Wer wüßte nicht, wie leicht kleinmüthig das Laster gleich wird, wo die Tugend immer noch mit offner Stirn und mit festem Tritte einher schreitet! — Nun woher diese und ähnliche Erscheinungen? Woher die innere Ruhe und Sicherheit der mit Noth und Entbehrung ringenden Tugend, wo das glänzende Laster mit Verzweiflung ringt? Wie erklären, wie enträthseln sich diese Erscheinungen? Offenbar haben sie alle ihren Grund in der gegenseitigen Unabhängigkeit der verschiedenen Welt- und Naturgesetze, wie sie uns durch George Combe im Bilde dargestellt wurden; denn nur nach diesem und nach keinem anderen Prinzip können sie erklärt und verstanden werden. Es zeigt sich daher dieses Prinzip der gegenseitigen Unabhängigkeit der verschiedenen Welt- und Naturgesetze als etwas allgemein Gültiges, es hält in allen Fällen die strengste Prüfung aus.

Nach diesem Prinzip ist inneres und äußeres Glück frei und unabhängig von einander; sie bedingen und begründen sich nicht gegenseitig; der Mensch kann vielmehr physisch glücklich und moralisch elend und auch umgekehrt, moralisch glücklich und physisch elend seyn. Denn ist das Laster, ist die Bosheit klug und einsichtsvoll genug, sich mit den physischen und organischen Bedingungen des Lebens in Einklang zu setzen, dann muß das nothwendige Ergebniß physisches Gedeihen seyn, mag es nun im Innern aussehen, wie es will. Und verfehlt oder versäumt die Tugend diese äußere Bedingungen, erlaubt sie sich Verstöße und Uebertretungen der physischen und organischen Gesetze des Lebens, dann hat sie nothwendig dafür zu büßen, denn sie macht sich, trotz aller innern Ruhe und Sicherheit, physisch elend. Nun alles das stimmt mit Natur, Vernunft und Erfahrung überein, mithin läßt sich das aufgestellte Prinzip als ganz richtig anerkennen.

Wenn wir nun sehen, daß die Tugend mit Noth und Elend ringt, während das Laster im Ueberflusse schwelgt, so können wir das weder dem direkten Willen Gottes zuschreiben, noch können wir sagen, es sey die Folge einer ungünstigen Constellation der Planeten, noch können wir es einem blinden Zufall aufbürden;

wir sind vielmehr genöthigt, den Grund davon in dem natürlichen Verhältniß der Dinge, in der gegenseitigen Unabhängigkeit der verschiedenen Welt- und Naturgesetze zu suchen. Und wenn wir das thun, wenn wir bei allen Erscheinungen nach Grund und Ursache forschen, dann werden wir uns bald überzeugen, daß in allen jenen Erscheinungen — welche bisher als unerklärbare Mysterien gehalten wurden — nichts Unnatürliches enthalten ist, sondern, daß alles, alles einfach und natürlich zugeht in der Welt.

Nun wird die Sache wohl genugsam erläutert und der Weg hinlänglich angebahnt seyn, um die Frage: „Was ist das Schicksal seinem Wesen und seiner Bedeutung nach?" mit kurzen Sätzen beantworten zu können.

Das Schicksal ist kein eignes, für sich selbst bestehendes Wesen; das Schicksal kann weder als eine wohlwollende Gottheit, noch als ein böser Dämon dargestellt werden; das Schicksal ist blos ein personifizirter Begriff, wodurch das positive Ergebniß bezeichnet wird, wie es aus der nothwendigen Wechselwirkung der Dinge hervorgeht! Ich will jedoch die Sache noch deutlicher darstellen und durch ein Bild recht anschaulich zu machen suchen. Und ein Fluß, ein Strom, der ein großes Ländergebiet durchfließt, dürfte sich am besten eignen, um das Leben einer Nation im Bilde darzustellen.

So wie ein Strom aus vielen einzelnen Tropfen zusammen gesetzt ist, so besteht ein Volk, eine Nation aus vielen einzelnen Individuen; und so wie nicht alle Tropfen im Strom eine und dieselbe Lage, einen und denselben Standpunkt einnehmen können, sondern von ihnen oben, andere unten, andere an den Seiten, andere in der Mitte u. s. w. sich befinden müssen, um ein Ganzes ausmachen und einen Strom bilden zu können; so auch können die verschiedenen Individuen im Staat nicht alle in einem und demselben Verhältnisse stehen; so müssen auch sie die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen einnehmen; so müssen auch sie neben, über und unter einander leben und wirken.

Im geebneten Flußbett gleitet der Strom sanft und ruhig dahin, ohne die relative Lage seiner Theile merklich zu verändern; stellen sich aber hie und da Felsen, Klippen und Gefälle ein, dann ändert sich das ganze Verhältniß oft plötzlich, die untersten Theile kommen nach oben, die obersten nach unten, die an der Seite nach der

Mitte und umgekehrt. — Nun so, eben so geht es im Leben der Völker. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen, geht es so ziemlich ruhig und gleichförmig her, keine große Veränderungen werden sichtbar; allein bei außerordentlichen Begebenheiten, bei Empörungen, bei Aufruhr, bei Revolutionen geht es eben so bunt, eben so geräusch- und wechselvoll zu wie bei einem Gefälle des Stroms. Auch hier kommen nicht selten die Untersten nach oben und die Obersten nach unten zu stehen! —

In einem Strome gleiten nicht alle Tropfen gleich schnell und rasch dahin; die Theile auf der Oberfläche und gegen die Mitte hin bewegen sich schneller und rascher fort als die auf dem Grunde und an den Ufern. Nun so geht es auch im Staat. Auch hier schreiten die einzelnen Individuen nicht gleich rasch vorwärts; auch hier verspäten sich Viele und bleiben weit hinter Andern zurück.

Also wie hier die Natur das Ganze im Auge hat, so wie die Natur den Strom — als ein Ganzes — seinem Ziele, der Einmündung in den Ocean zuführt, ohne sich speziell um die Lage und das besondere Verhältniß der einzelnen Tropfen zu kümmern; eben so der Weltplan, das Geschlecht als ein Ganzes im Auge; eben so geht die Gesammtmenschheit dem Ziele ihrer Bestimmung entgegen, ohne daß die Einzelnen speziell dabei berücksichtigt wären.

Der Natur ist es völlig einerlei, ob diese oder jene Tropfen im Strome oben, unten, in der Mitte oder an den Ufern sich befinden; ob sich diese oder jene langsamer oder schneller fortbewegen; ob diese oder jene Tropfen es sind, die während der Wanderung nach dem Ocean von Menschen und Thieren verbraucht und dem Ganzen entzogen werden; ob diese oder jene Tropfen bei einem Gefälle ihre Lage verbessern oder verschlimmern. Alles das ist der Natur gleich, alles das ist der Natur einerlei. Sie lenkt und leitet das Ganze; sie führt den Strom als ein Ganzes seinem Ziele entgegen, unbekümmert um die spezielle Lage und Verhältnisse des einzelnen Tropfens.

Nun so, ganz so ist es dem Weltplane einerlei, ob diese oder jene Individuen es sind, die oben oder unten stehen; ob diese oder jene Individuen langsamer oder schneller fortschreiten; ob diese oder jene Individuen eine bequemere oder unbequemere Lage einnehmen. Alles das ist für das Ganze einerlei. Auf das Ganze, auf die Gesammtheit ist der Welt-

plan berechnet; das Ganze hat er im Auge, und die Einzelnen kommen nur so weit, und nur in so fern dabei in Betracht, wie sie — als unbedeutende Glieder des großen Ganzen — dabei betheiligt sind und weiter nicht. Denn nicht nach speziellen, nicht nach besondern, nicht nach individuellen; sondern nach allgemeinen, nach unwandelbaren und auf das Ganze berechneten Gesetzen wird die Welt regiert! —

Es ist in der That eine alberne, eine lächerliche Idee, für jeden Einzelnen ein besonderes Gesetz, ein spezielles Schicksal, eine spezielle Bestimmung in Anspruch nehmen zu wollen. Nur der Aberglaube, nur die Unwissenheit kann einer solchen Idee Raum geben.

So wie der einzelne Tropfen im Strome unaufhaltsam fortgerissen wird, so wie alle einzelnen Tropfen nach allgemeinen und nicht nach speziellen Gesetzen ihre respektiven Stellungen einnehmen; so wird der einzelne Mensch unaufhaltsam von dem Ganzen mit fortgezogen und so nehmen auch sie die Stellungen im großen Ganzen ein, wie sie ihnen aus der nothwendigen Wechselwirkung der Dinge hervor geht.

Europa, seine Bewegungen und Revolutionen.

Historische Bilder der jüngsten Vergangenheit.

X.

Der Nationalitäten- und Freiheitskampf in Ungarn.

Vor der Majestät des Volkes entblöße ich mein Haupt.
Ludwig Kossuth.

1.

Der Heldenkampf, welcher in neuester Zeit von den tapfern Ungarn und den ihnen zugeströmten Freiheitskämpfern fast aller europäischen Nationen für Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und für Losreißung von der Gewalt des treulosen und gänzlich entarteten Herrscherhauses Habsburg-Lothringen gekämpft wird, und das alte, wurmstichige Monarchenthum Europa's zu sprengen droht, hat in hohem Grade die Aufmerksamkeit der ganzen

civilisirten Welt auf dieses früher weniger gekannte und beachtete Volk gelenkt. Alle Freunde der Freiheit, diesseits und jenseits des Oceans, sind von den Heldenthaten der Magyaren entzückt, denn jeder Sieg, den sie über die Feinde erkämpfen, ist eine Bresche in dem „Zwing-Uri" der Despotie und des starren Absolutismus; während die Anhänger der Gewaltherrschaft mit Grimm und innerem Beben die vernichtende Lawine von einer Seite herabdonnern sehen, von welcher sie es noch im vorigen Jahre am wenigsten erwartet hätten. Ehe wir zu einer detaillirten Beschreibung dieses heroischen Kampfes übergehen, wird ein kurzer Umriß der Geschichte Ungarn's, als Einleitung der bedeutungsvollen jüngsten Vergangenheit und Gegenwart nicht unwillkommen sein.

Die geographische Lage Ungarn's zwischen dem 44. und 45. Grad nördlicher Breite, im gemäßigsten Klima des Südostens Europa's, sein größtentheils überaus fruchtbarer Boden, sein Reichthum an Schätzen der Natur hat von den ältesten Zeiten her eine Menge Völker Europa's und des westlichen Asien's, wie die Dacier, Bastarner, Geten, Illyrier, Päonier, Sarmaten, Jazygen, Vandalen, Bulgaren, Allanen, Avaren, Hunnen, Sueven, Quaden, Markomannen, Gepiden, Longobarden, Gothen u. A., angezogen, deren eines das andere bald gänzlich, bald zum Theil verdrängte. So fanden sich noch Bulgaren und Slawen verschiedener Stämme, Chazaren, Walachen, deutsche und italienische Ansiedler im Lande, als zuletzt die Magyaren, bei den Slawen Uhri, Ugri, Ungri und Wengri, bei den Deutschen danach Ungarn benannt, unter ihrem Heerführer Almus (Almosch) und dessen Sohne Arpád im Jahre 894 sich hier festsetzten und bis zum J. 900 sich Alles unterwarfen. Die eroberten Ländereien wurden Anfangs unter die Stammhäupter vertheilt; bald aber wurde dem Herzoge das Recht eingeräumt, ausgezeichnete Kriegsthaten, ohne Ansehen der Person, mit Verleihung solcher Besitzthümer zu belohnen. Ungarn war, in sieben Stämme und 108 Geschlechter getheilt, ein kriegerischer Staat, der nur durch Waffenruhm glänzen und sich vergrößern wollte. Der Ruf von den Heldenthaten der Nation und ihrem Kriegsglücke bewirkte, daß nicht nur manche Schaar der Völker, deren Gebiete sie durchzog, sich an sie anschloß, sondern daß auch aus andern Ländern viele Krieger einwanderten und um Aufnahme baten; selbst mehrere Fürsten und Nationen, von mächtigen Feinden bedrängt, suchten die Hülfe der Ungarn. Daher unternah-

men diese kriegerische Züge bis an die Nordsee hin, bis in den Süden Frankreiches und Italien's und bis an das schwarze Meer. Aber die öftern Niederlagen, die sie in Deutschland schon unter König Heinrich I. im J. 933 bei Keuschberg, dann von den Sachsen, Franken und Bayern, und endlich von Kaiser Otto I., zuletzt auf dem Lechfelde im J. 955, erlitten, gaben ihnen eine andere Richtung. Man fing an, die Grenzen des ungarischen Reichs zu bestimmen und zu befestigen; neue auswärtige Colonisten zum Ersatz der in den vielen Feldzügen geschwächten Bevölkerung und zur Einführung der Künste des Friedens anzusiedeln; die deutschen und slawischen Kriegsgefangenen mehr zum Ackerbau, zu Gewerben und städtischen Handthierungen zu verwenden. Durch die vielen christlichen Sklaven, durch die Verbindung mit dem byzantinischen Hofe, besonders aber durch die Bemühungen Herzog Geysa's, 972—997, und seiner christlichen Gemahlin, Sarolta, wurde allmählig die Einführung des Christenthums in Ungarn vorbereitet, welche Geysa's Sohn, Stephan, 997—1038, mit Hülfe römischer Priester und deutscher Ritter endlich durchsetzte und auf alle Art zu sichern sich bemühte. Er sprach alle christlichen Sklaven frei, machte dagegen die Magyaren, die sich nicht taufen ließen, zu Sklaven; die Großen des Reichs, die sich dem Christenthume widersetzten, überzog er mit Krieg; er errichtete Schulen in seiner eigenen Residenz, berief viele gelehrte Mönche des Auslandes zu Lehrern, predigte und lehrte selbst, erbaute mehrere Kirchen und Kapellen, stiftete zehn reich-dotirte Bisthümer, führte den Zehnten ein und erhob die Prälaten zum ersten Reichsstande. Für so große Verdienste um die Verbreitung der christlichen Religion erhielt Stephan vom Papste Sylvester II. eine Krone, welche noch jetzt den obern Theil der sacra regni Hungariae corona ausmacht, während der untere Theil aus der dem König Geysa I. vom griechischen Kaiser Manuel Dukas geschenkten Krone besteht, nebst einem Patriarchenkranze und dem Titel des apostolischen Königs. So erhob Stephan sein Land zum Königreiche, dessen Hauptstützen die Geistlichkeit und der Adel werden sollten. Er theilte das Reich in 72 Comitate oder Gespanschaften, in denen eben so viele vom König allein abhängige Obergespane die Militair- und Civilgewalt ausübten. Diese Obergespane nebst den höhern Hofbeamten und den Prälaten bildeten den Reichssenat, mit dessen Zustimmung König Stephan seinem Volke im J. 1016 eine Verfassung gab, deren Hauptzüge sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Indessen standen noch lange nach Stephan's Tode mehre Hindernisse dem Aufblühen des Staats und der Entwickelung seiner Kräfte entgegen; dahin gehörten namentlich der Mangel einer festgestellten Thronfolge, woraus innere Zwietracht und die Einmischung benachbarter Fürsten, besonders aber der röm. Curie in die Angelegenheiten des Landes erfolgte; ferner die Anmaßungen der Geistlichkeit und des Adels, dann der tödtliche Haß der Eingebornen gegen die vom König Peter, 1308–46, Stephan's Nachfolger, zu sehr begünstigten Ausländer, und der fortwährende geheime Kampf des Heidenthums mit dem Christenthume. Ein gewaltiger Ausbruch dieses Kampfes erfolgte beim Regierungsantritt Andreas' I., 1046–60, der letzte aber unter Bela I., 1060–63, auf dem merkwürdigen Reichstage von 1062. Auf Bela I. folgten dessen Neffe Salomo und Geysa I., 1074–77. Aus dem Dunkel dieser Zeit leuchten glänzend hervor Ladislaw I., 1077–95, Geysa's Sohn, und Kolomann, 1095–1114. Beide erweiterten die Grenzen des Reichs, jener durch Kroatien's und Slawonien's im Jahre 1089, dieser durch Dalmatien's Eroberung im Jahre 1102; Beide behaupteten mit Festigkeit die Würde der ungar. Krone und die Selbständigkeit der Nation gegen äußere Angriffe; Beide stellten durch treffliche Gesetze und deren Handhabung im Innern Ordnung und Ruhe wieder her. Es folgten Stephan II., gest. 1131, und Bela II., gest. 1141, ganz unbrauchbare Regenten. Dagegen blieben die Einführung deutscher Colonisten aus Flandern, dem Elsaß und andern Gegenden nach Zips und Siebenbürgen durch Geysa II., 1141–62, und die engere Verbindung U's mit Byzanz unter Bela III., 1173–1204, der daselbst erzogen war, für die Cultur des Landes nicht ohne Folgen. Die Magyaren gewöhnten sich mehr an städtisches Zusammenleben und bürgerliche Einrichtungen; mehre Hofämter und eine Reichskanzlei wurden nach dem Muster des griech. Hofes errichtet. Von der andern Seite trat U. durch Bela's III. zweite Verheirathung im Jahre 1186 mit Margaretha, der Schwester des Königs Philipp von Frankreich und Wittwe des jüngern Königs Heinrich von England, mit diesen Ländern in Berührung; franz. Eleganz verbreitete sich am ungar. Hofe, junge Ungarn gingen nach Paris, um sich weiter auszubilden; im Lande selbst wurde zu Weszprim nach dem Muster der pariser Universität eine Akademie errichtet.

Allein der Adel und die Geistlichkeit benutzten Andreas II.,

1205—35, Schwäche zur Vermehrung ihrer Macht; jener erzwang 1222 die Erweiterung seiner Vorrechte durch die „goldene Bulle;" diese 1233 ein günstiges Concordat. Bela's IV., 1235—70, wohlthätige Reformen wurden durch den Einfall der Mongolen im J. 1241 unterbrochen; das Reich gerieth nach dem Verluste der Schlacht am Schajaflusse durch die bis an's adriatische Meer fortgesetzte Verwüstung in den kläglichsten Zustand. Nach dem Abzuge der Horden sammelte Bela die übriggebliebenen zerstreuten Bewohner, rief deutsche und italienische Ansiedler in das entvölkerte Land, stellte Ordnung und Sicherheit her, begünstigte und hob den Bürgerstand, indem er die Anzahl der Freistädte vermehrte, führte den Tockayer Weinbau ein und förderte auf alle Art den Wohlstand des Landes. Allein durch seine Eroberungspläne auf Oestreich, Steyermark und Kärnthen, sowie durch die Ernennung seines Sohnes Stephan zum Mitregenten, gab er zu Irrungen Anlaß, die das königliche Ansehen erschütterten und den Verfall des Staates herbeiführten. Mit dem Tode Andreas III., am 13. Jan. 1301, erlosch die männliche Linie des Arpatischen Stammes.

Nach mehrfachen Thronfolgestreitigkeiten wurde der Herzog Karl Robert von Anjou 1307 zum Könige gewählt und unter ihm und den Regenten aus seinem Hause erreichte U. den höchsten Gipfel seiner Macht. Karl Robert verbesserte das Münzwesen, schuf ein neues Abgabensystem und führte statt der üblichen Gottesurtheile ein ordentliches gerichtliches Verfahren nach franz.-ital. Sitte ein. Seine vertraute Verbindung mit Papst Clemens V. benutzte er zur Regulirung des ungar. Klerus. Ludwig I., 1342–82, erweiterte die Grenzen seines Reichs über Polen, Rothrußland, die Moldau und Serbien; seine Reisen und Feldzüge machten die Nation mit auswärtiger Cultur bekannt; er gründete 1368 eine hohe Schule zu Fünfkirchen, befreite den Handel, der vorzüglich nach dem Orient über U. sehr lebhaft betrieben wurde, von übermäßigen Zöllen, und begünstigte städtischen Gewerbfleiß, vertrieb aber die Juden aus dem Lande und beschwerte den Bauernstand mit neuen Lasten. Er vereinigte seit 1370 die Kronen von U. und Polen. Sigismund's Regierung seit 1387 füllen seine Streitigkeiten mit den Großen des Reichs, die ihn sogar einige Monate lang gefangen hielten, der Einbruch der Türken in U. im Jahre 1391 und die Hussitenkriege aus. Obschon als Kaiser mit den Angelegenheiten Deutschlands und der katholischen Kirche vielfältig beschäftigt, führte er doch in U. Gleichheit der Maße und

Gewichte und das erste Militairreglement ein; auch erhob er 1405 die königlichen Freistädte zur Reichsstandschaft und sicherte den Bauern die Freizögigkeit zu. König Wladislaw I. fiel 1444 in der blutigen Schlacht bei Varna und der Plan des unsterblichen Joh. Hunyad, die Türken aus Europa zu vertreiben, scheiterte an der Lauheit der christlichen Höfe und den Ränken seiner Neider. Mit sicherer Hand führte König Matthias Corvinus, des Hunyad Sohn, die Regierung. Diplomatiker und Feldherr zugleich, demüthigte oder beschwichtigte er alle innere und äußere Feinde des Reichs; er befestigte durch eine wohlgeordnete Comitatsverfassung den nur zu oft gestörten Landfrieden und erwarb sich, ungeachtet mancher strengen Maßregel, die Liebe und das Vertrauen der Nation. Noch lebt im Munde des gemeinen Mannes in U. das Sprüchwort: „König Mathias ist todt, dahin ist die Gerechtigkeit.“ Von seiner Neigung zu den Wissenschaften zeugen das Entstehen einer neuen Universität zu Preßburg im J. 1467, die Berufung fremder, namentlich ital. Gelehrten, und seine kostbare Bibliothek im königlichen Schlosse zu Ofen, deren Schätze, nach seinem Ableben muthwillig zerstreut, nur in Trümmern auf die Nachwelt gekommen sind. Unter Wladislaw's II., 1490 — 1516, und Ludwig's II. schwacher Regierung, 1516 — 26, brachten der Ehrgeiz und die Habsucht der Großen, zu deren Haupt sich Stephan Zapolya und nach ihm sein Sohn Johann aufgeworfen, im Innern die größte Verwirrung und einen Bauernaufstand hervor, der nur mit ungeheurer Grausamkeit unterdrückt werden konnte (1514), wodurch aber auch des Reiches Thatkraft nach außen vollends gelähmt wurde. Eine Folge dieser Zerrüttung war die unglückliche Schlacht bei Mohatsch im J. 1526, die dem König Ludwig II. das Leben kostete und einen großen Theil U's auf 160 Jahre in eine türk. Provinz verwandelte. Um den Rest des Landes stritten sich die Gegenkönige Ferdinand von Oestreich und Johann Zapolya. Endlich verschafften die protestantisch Gesinnten, die aus Furcht vor Zapolya's Verketzerungssucht Ferdinand anhingen, diesem die Oberhand, und Zapolya mußte sich mit Siebenbürgen und einigen Comitaten Oberungarn's begnügen. Allein diese Theilung enthielt den Keim unaufhörlicher, von den Türken und Franzosen genährter Zwistigkeiten mit Zapolya's Nachfolgern, als Fürsten von Siebenbürgen, und brachte in Verbindung mit den Verfolgungen der Protestanten, besonders seit

der Aufnahme der Jesuiten im J. 1551, bürgerliche Unruhen hervor, zu deren Beilegung die Friedenstractate von Wien (1606) mit Steph. Botschkay, von Nikelsburg (1622) mit Gabr. Bethlen, und von Linz (1645) mit Georg Rákóczy eingegangen wurden.

Endlich eroberten Leopold's I. Feldherren Ofen im Jahre 1686; General Caraffa verurtheilte 1687 durch das Blutgericht zu Eperies die eines Einverständnisses mit dem Feinde Verdächtigen; der preßburger Reichstag erkannte 1688 die Erblichkeit der ungar. Krone an, und die Pforte gab in dem karlowitzer Frieden von 1699 das von ihr bisher besetzte U., mit Ausnahme des Bezirks von Temeswar, nebst Siebenbürgen zurück.

Indessen verlangte dieser Friede und die Errichtung der Commissio neoacquistica, vor welcher alle Ansprüche auf die von türk. Botmäßigkeit befreiten Landgüter ausgewiesen werden mußten, neue Bewegungen, welche erst der duldsame Joseph I. durch den szathmarer Frieden im J. 1711 dämpfen konnte. Karl VI., als König von U. Karl III., sicherte durch die pragmatische Sanction von 1713 auch den weiblichen Descendenten des habsburg. Hauses die Thronfolge in U. und verbesserte die Verwaltung, indem er der ungar. Hofkanzlei und Statthalterei, sowie den oberen Gerichtsbehörden eine zeitgemäßere Gestalt verlieh; endlich schuf er ein stehendes Heer für U. und die Militaircontribution als Fonds zu dessen Unterhaltung.

Durch den Passarowitzer Congreß kam 1718 der Temescher Bezirk an Ungarn zurück, und der nachtheilige Belgrader Friede bestimmte 1739 die noch gegenwärtigen Grenzen Ungarn's gegen die Türkei. Ungemeine Verdienste um Ungarn erwarb sich Maria Theresia durch die Regulirung der Unterthanenverhältnisse, das sogenannte Uebarium, im J. 1765, durch die Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 und durch die durchgreifende Reform des Schulwesens. Auch Joseph II. nahm wichtige Veränderungen mit der ungar. Verfassung vor und zwar in der besten Absicht; doch übersah er bei seinem Eifer die Nothwendigkeit, solche Reformen allmählig vorzubereiten, und fand daher in der Nation mehr Widerstand als Unterstützung.

Um seine menschenfreundlichen Absichten, U. auf eine höhere Stufe der Cultur zu heben, in's Leben treten zu lassen, sah er ein, daß er so viel als möglich freie Hand haben müsse. Er ließ sich daher nicht als König von U. krönen, weil er dabei den Eid auf die ungar. Verfassung, die dem Regenten gewaltige Fesseln an-

lezte, hätte leisten müssen, und berief keinen Reichstag, der ihm überall durch lange Berathungen hemmend in den Weg getreten seyn würde. Doch ganz U. war zu ungebildet, um auf seine weitaussehenden Plane einzugehen. Der ungarische Bauer und Bürger konnten noch nicht, der hohe Adel und die Geistlichkeit wollten nicht die für das ganze Volk wohlthätigen Folgen der Reformen Joseph's einsehen. Jene befanden sich ungeachtet der Leibeigenschaft und des furchtbarsten Zunftzwanges, nach ihrer Ansicht, noch so leidlich, indem sie die Segnungen der Freiheit nicht kannten und auch nicht zu ahnen vermochten, während Adel und Geistlichkeit sich bei ihren Lehnsrechten und von allen Staatslasten befreit recht wohl fühlten. Als daher Joseph die Leibeigenschaft aufhob und den Zunftzwang beschränkte, als er dem Adel die Lehnsrechte absprach, ihn zu gleichem Antheil an den Staatslasten verpflichtete, das Ständewesen aufhob und einheimische Gesetzbücher einführte, als er die Klöster einzog, das Toleranzedict erließ und Preßfreiheit gewährte, erhoben sich einzelne Bauern, Bürger, Adel und Geistlichkeit gegen seine Neuerungen; die Gesammtheit aber brachte er gegen sich auf durch das Gesetz, daß Alle die deutsche Sprache erlernen sollten. So war es dem hohen Adel und der Geistlichkeit ein Leichtes, eine solche Aufregung gegen den Kaiser in U. hervorzurufen, daß derselbe sich genöthigt sah, am 28. Jan. 1790 Vieles auf den alten Fuß wieder herzustellen, auf welchem es bei seinem Regierungsantritte gestanden hatte. Kaiser Leopold II., der seinem Bruder Joseph folgte, und es seine erste Sorge seyn ließ, U. mit Oestreich auszusöhnen, berief sofort nach seinem Regierungsantritte den seit 25 Jahren nicht versammelten Reichstag, der diesmal ein sehr stürmischer war. Leopold gab sehr vielfach nach in Hinsicht der Aufhebung der von seinem Bruder gemachten Neuerungen; doch verwarf er mit Energie den ihm angesonnenen Krönungseid, welcher seine Macht in U. zu einem Schatten gemacht haben würde, und setzte es durch, daß nach langen Debatten das Toleranzedict in die Reichstagsbeschlüsse aufgenommen wurde. Auf dem von ihm eingeschlagenen Wege ging sein Sohn, Franz I., der ihm 1792 folgte, fort, und es hat unter seiner langen Regierung sowohl die Aufklärung, und mit ihr Industrie und Handel, als auch die Nationalität U's einen bedeutenden Aufschwung genommen. Das Volk söhnte sich immer mehr mit dem habsburger Stamme aus, war mit dessen Politik zufrieden und gab hier

von einen recht in die Augen fallenden Beweis, als Napoleon 1809 die Ungarn gleichsam zu einer Versammlung aufforderte, wo ihrem Beschlusse, sich von Oestreich zu trennen, kein Hinderniß begegnet seyn würde. Des Kaisers Franz Bruder, Joseph, wurde 1796 Palatinus von U., und auf den unter seiner Leitung bis 1830 abgehaltenen, durchgehend sehr gemäßigten, meist in die Länge sich ziehenden Reichstagen wurden viele nach dem Bedürfnisse recht gute Gesetze und manche wohlthätige Einrichtungen beschlossen. Beharrliches Festhalten am Alten und entschiedene Abneigung gegen jegliche, namentlich dem Auslande nachgebildete Neuerung war in jener Zeit der Grundcharakter aller Reichstage, sowie überhaupt aller Bestrebungen in U. Auf dem am 8. Sept. 1830 zusammengetretenen Reichstage entwickelte sich zuerst ein constitutioneller, doch gemäßigter Aufschwung, angeregt hauptsächlich durch den Grafen Széchéni, der sich von der ultraliberalen Partei, der er früher angehörte, zurückgezogen hatte. Mit Energie drangen die Stände darauf, daß die Verhandlungen bei'm Reichstage nicht mehr in lat., sondern in magyarischer Sprache geführt würden. Auch verlangten sie, daß bei den ungar. Regimentern blos geborene Ungarn angestellt werden sollten, was die Regierung aber ablehnte; doch vermochte sie dadurch das einmal zum Bewußtseyn gekommene Gefühl für volksthümliche Selbständigkeit nicht zu ersticken. Am 20. Dez. 1830 wurde der Reichstag aufgelöst. Außerordentliche Theilnahme weckte nun der poln. Freiheitskampf in U.; in allen Comitatsversammlungen wurden begeisterte Reden für die poln. Sache gehalten und in den meisten Comitaten Adressen abgefaßt, welche geradezu eine bewaffnete Einmischung verlangten, die aber freilich bei der Regierung kein Gehör finden konnten. Die Unruhen, welche um diese Zeit durch die Verheerungen der Cholera auf dem Lande erregt wurden, zwangen den Adel, gegen den die Wuth des Volks an vielen Orten sich kehrte, seine Beschwerden gegen die Regierung ruhen zu lassen. Die Regierung aber wurde durch diese Vorgänge bestimmt, dem am 16. Dez. 1832 einberufenen Landtage einen Gesetzentwurf, das Urbariale, vorzulegen, durch welchen die schwankenden Verhältnisse des Bauern zu seiner Grundherrschaft nach billigen Grundsätzen geordnet werden sollten. Der Adel glaubte den geistigen Interessen des Landes, von welchen dessen volksthümliche Selbständigkeit abhing, vor den materiellen Interessen den Vorzug geben zu müssen. An der

Ständetafel wurden die Berathungen über das Urbariale immer weiter hinausgeschoben, dagegen gelangten Botschaften über Botschaften an die Magnatentafel, um Preßfreiheit, ausschließlichen Gebrauch der magyarischen Sprache in allen amtlichen Actenstücken, Verlegung des Reichstages von Preßburg nach Pesth u. s. w. zu verlangen. Auf keinen einzigen dieser Anträge ging die Magnatentafel ein, und der Reichstag, von dem man die gespanntesten Erwartungen gehegt hatte, zog sich daher auf unfruchtbare Weise in die Länge. Um so heftiger gebehrdeten sich die Wortführer des niedern Adels in den Comitatsversammlungen. Die wilde Gährung verbreitete sich auch nach Siebenbürgen, dessen Stände nicht hinter ihren ungar. Brüdern zurückbleiben wollten. Eines der Häupter der Opposition war hier der auch in U. begüterte Baron Wesselenyi, dem die Regierung einen Prozeß machen ließ, welcher in U. eine ebenso allgemeine Erbitterung hervorrief, als in Siebenbürgen. Mit Széchényi und Wesselenyi verbanden sich in U. zur kräftigsten Vertheidigung ihrer Sache Kossuth, der ebenfalls in Untersuchung kam, Franz Deak, Clauzal, Tekeli, Balogh u. A.

Dies war die Stimmung in U., als im März 1835 der Tod des Kaisers Franz die Lage noch mehr verwickelte. Ein langer Streit erhob sich jetzt darüber, ob der neue Kaiser als König von U. Ferdinand I. oder V. heißen sollte. Die Ständetafel forderte das Letztere; die Magnatentafel war anderer Meinung, und erst nach einem halben Jahre vereinigte man sich über diese doch nur sehr unwesentliche Förmlichkeit. Gleichzeitig waren die Verhandlungen über das Urbariale zum Ziele gediehen, und am 22. Sept. 1835 wurde der Beschluß über die Annahme desselben zugleich mit dem Beschlusse beider Tafeln über den Titel dem Erzherzog Palatinus zur Besorgung an den König Ferdinand V. überreicht. Die Zugeständnisse, welche der Adel durch die Annahme des Urbariale machte, waren übrigens nicht die einzigen, zu denen derselbe sich während der Dauer des Reichstages verstand. Durch einen Zusatzartikel zu dem Urbariale gab der Adel einen Theil der unbedingten Steuerfreiheit auf, die er bisher genossen hatte; ein nicht minder wichtiges Zugeständniß war es, daß man den Nichtadeligen, also Bürgern und Bauern ohne Ausnahme, gestattete, Prozesse in eigenem Namen zu führen. Allein diesen Zugeständnissen lag der Gedanke zu Grunde, das ungar. Volk in sich fester zu vereinigen, um dadurch seine Erhebung zu einer

höhern Stufe politischer Macht und Freiheit möglich zu machen. Der Widerstand, den die Regierung diesem Streben entgegensetzte, vermochte den Adel nicht zu entmuthigen. Die Ständetafel hatte bereits im Okt. den Beschluß gefaßt, keine Steuern mehr zu bewilligen, sofern die Regierung nicht die Beschwerden abstelle, die zum Theil bereits auf frühern Reichstagen geltend gemacht und seitdem fruchtlos wiederholt worden waren. In Wien überzeugte man sich jetzt von der Nothwendigkeit, den steigenden Unmuth des ungar. Adels einigermaßen zu beschwichtigen. Man beschloß in solchen Punkten nachzugeben, welche die geringste praktische Bedeutung hatten und dabei am meisten in das Auge fielen. So willigte der Kaiser ein, sich als König von U. Ferdinand V. zu nennen; auch wurde der Gebrauch der magyarischen Sprache in amtlichen Actenstücken zugestanden. Dabei beruhigten sich denn auch die Ungarn. Die verlangten Steuern wurden bewilligt, und der Reichstag, der vom 20. Dez. 1832 bis zum 2. May 1836 gedauert hatte, wurde vom Kaiser in Person geschlossen. Weniger leicht als die Abgeordneten auf dem Reichstage waren die Sprecher in den Comitatsversammlungen zu befriedigen, vor denen jene über die Erfolge ihrer patriotischen Bemühungen Bericht erstatteten, und wo man, mit Beziehung auf das Verfahren gegen Wesselenyi, unbedingte Redefreiheit verlangte. Die Regierung sah sich endlich genöthigt, mehrere der Wortführer vor Gericht zu belangen. Zu den Angeklagten gehörten auch Graf Gideon Raday aus dem Pesther, Joh. Balogh aus dem Barser und Kubinyi aus dem Neograder Comitate, die bei ihrer Umgebung in großem Ansehen standen. Bei den Wahlen für den neuen Reichstag im J. 1839 bot die Opposition Alles auf, um die Wahlen der genannten drei Männer durchzusetzen, was ihr aber nur in dem Pesther Comitate gelang. Die Regierung erklärte die Wahl des Grafen Raday für ungültig und das Pesther Comitat wurde aufgefordert, eine neue Wahl vorzunehmen, die aber vom Comitate abgelehnt wurde. Am 6. Juny 1839 erfolgte die Eröffnung des Reichstages. Drei Propositionen von hoher Wichtigkeit wurden demselben von der Regierung vorgelegt; die erste betraf die Rekrutenstellung zur Ergänzung des Heeres, die andere den von den Ständen selbst gestellten Antrag in Bezug auf die Militairverpflegung zur Erleichterung des Landmannes, und die dritte die dringend nothwendige Regulirung des Donaubettes. So allgemein auch die Dringlichkeit dieser Pro-

positionen anerkannt wurde, so erhoben sich doch zahlreiche Stimmen, welche erklärten, daß die Freiheit des Wortes und die Freiheit der Wahlen wichtiger sey als Alles, was nur die materielle Wohlfahrt des Landes betreffe, und daß man daher vor allem Andern jene beiden unschätzbaren Güter gegen die Gefahren sichern müsse, die ihnen durch die Eingriffe der Regierung drohten. Es wurde an der Ständetafel der förmliche Antrag gestellt und durch Stimmenmehrheit zum Beschlusse erhoben, die Propositionen nicht eher in Erwägung zu ziehen, bis den Beschwerden des Landes über Verletzung der Rede- und Wahlfreiheit abgeholfen sey. Die Magnatentafel trat dem Beschlusse der Stände nicht bei, weil nach der Reichstagsordnung den königlichen Propositionen der Vorrang in den Berathungen gebühre. Die Ständetafel behauptete fortwährend, daß sie wegen der Abwesenheit des Grafen Raday sich nicht als vollständig ansehen könne und deßhalb sich aller geschäftsmäßigen Erörterungen über Angelegenheiten des öffentlichen Wohls enthalten müsse. Nach langen erfolglosen Verhandlungen, da ein anderer Ausweg nicht möglich schien, um zu den eigentlichen Berathungen zu kommen, mußte man sich endlich dazu verstehen, den Grafen Raday zum freiwilligen Verzicht auf seinen Sitz an der Ständetafel zu veranlassen, worauf jener auch einging. Doch der kühne Geist der Unabhängigkeit, der sich in den vorbereitenden Sitzungen gezeigt hatte, ging durch alle Verhandlungen des Reichstages hindurch. Der hohe wie der niedere Adel erkannte die Belebung des magyarischen Volksthums als seine vornehmste Aufgabe. An beiden Tafeln ging ein Gesetzentwurf durch, der allen Behörden es zur Pflicht macht, sich in Zukunft statt der bisher üblichen lateinischen ausschließlich der ungar. Sprache zu bedienen, in allen öffentlichen Unterrichtsanstalten die ungar. Sprache einführte und diese Bestimmungen selbst auf jene Gebietstheile ausdehnte, die nicht von Magyaren, sondern von Slaven oder Deutschen bewohnt waren. Außerdem wurde wiederholt darauf gedrungen, daß in Zukunft bei dem ungar. Militair nur geborene Ungarn zu Offizieren und Unteroffizieren befördert werden sollten. Der Regierung wurde zur Pflicht gemacht, Adelsverleihungen nur Personen zu ertheilen, welche der ungar. Sprache mächtig wären; eine gleiche Beschränkung wurde den Städten in Bezug auf die Ertheilung des Bürgerrechts auferlegt. Dieser Sprachzwang hatte offenbar zum Zweck, die ganze aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen gemischte Bevölkerung

U.'s, von der bei weitem nicht die Hälfte dem Magyarenstame angehört, mit Unterdrückung ihrer ursprünglichen Volksthümlichkeit in Magyaren umzuwandeln, wogegen sich freilich von deutscher wie von slav. Seite gewichtige Stimmen erhoben, die ein solches Beginnen als ein tyrannisches bezeichneten.

Der ungar. Adel, dem es aufrichtig um den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes zu thun war, begriff sehr wohl, daß mit der Ausbreitung der magyarischen Sprache allein noch nicht viel geholfen sey, und daß, wenn das große Werk der Befreiung von fremder Vormundschaft und der Erhebung zu selbstständiger Macht gelingen sollte, alle Stände sich zu demselben vereinigen müßten. Er scheute daher kein Opfer, um besonders den Bauernstand durch gründliche Verbesserungen aus der traurigen Lage, in welche dieser seit Jahrhunderten versunken, herauszuziehen. Durch das Urbariale war der alten Rechtlosigkeit bereits ein Ende gemacht; doch hatte man sich bei den Berathungen desselben über viele der wichtigsten Bestimmungen mit der Regierung nicht vereinigen können. Jetzt suchte man die zurückgebliebenen Zusatzartikel zu erledigen. In dem einen dieser Zusatzartikel wurde den Bauern volles Eigenthumsrecht an dem Grund und Boden verliehen; in einem zweiten die Ablösbarkeit aller gutsherrlichen Lasten und Frohnen ausgesprochen und auf diese Weise der Anfang dazu gemacht, einen freien Bauernstand zu schaffen. Auf die Erleichterung des Landmannes war auch das Gesetz über die Militairverpflegung berechnet, welches von der Regierung in Vorschlag gebracht war; doch kam dieses Gesetz bei der Berathung wegen Mangelhaftigkeit nicht zu Stande, weßhalb es dem nächsten Reichstage vorbehalten bleiben mußte. Ebenso uneigennützig, wie für den Bauernstand, zeigte sich der Adel für den Bürgerstand. Die königlichen Freistädte hatten Beschwerde darüber geführt, daß ihren Bevollmächtigten auf dem Reichstage nicht gleiches Stimmrecht mit den Bevollmächtigten der Comitate eingeräumt werde. Es wurde ihnen erwidert, daß man gern bereit sey, den Städten einen größern Antheil an der Gesetzgebung zuzustehen, sofern die Magistrate ihrerseits in eine Reform des veralteten Städtewesens willigen und, statt die Bevollmächtigten aus ihrer Mitte zu ernennen, den Bürgerschaften das Recht der freien Wahl überlassen wollten. Dazu waren aber die Magistrate nicht zu bewegen, und also nicht der Adel war schuld, wenn in dem Städtewesen Alles bei'm Alten blieb. Zu den wichtigsten

Debatten des Reichstages gehörten jene, die sich auf größere Freiheit der kirchlichen und religiösen Verhältnisse bezogen. Ein in diesem Sinne ausgearbeiteter Gesetzentwurf wurde von den Magnaten wie von der Ständetafel angenommen, erhielt aber die königliche Zustimmung nicht. Die religiöse Duldsamkeit, die den Adel beseelte, bestimmte denselben, auch den Wunsch auszusprechen, daß die Juden zu dem gleichen Genusse aller bürgerlichen Rechte zugelassen werden sollten; dagegen erklärten sich aber die königlichen Freistädte mit solcher Entschiedenheit, daß man es nicht wagen durfte, den Juden mehr zu gestatten, als das Recht, in allen Städten und Theilen des Landes, aus denen sie nicht aus Rücksicht auf den Betrieb der Bergwerke ausdrücklich ausgeschlossen waren, ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Auch Ackerbau und Industrie, Handel und freie Donauschifffahrt fanden auf diesem Reichstage die nöthige Berücksichtigung, den der Kaiser selbst am 12. May 1840 schloß. In der nächstfolgenden Zeit ging es in mehreren Comitaten U.'s ziemlich lebhaft her. Namentlich rief in dem Pesther Comitat die zur Sprache gebrachte Frage über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtssitzungen eine große Bewegung hervor; gegen die Sache, als eine unnütze Neuerung, sprachen sich von Seiten der conservativen Partei besonders die Grafen Aurel Dessewffy und Steph. Széchényi aus; doch den Sieg trugen durch Gewandtheit und kühne Sprache die Sprecher der liberalen Partei davon, darunter namentlich der Pesther Abgeordnete Mor. Szentkiralyi und Kossuth, der Redakteur des "Pesti hirlap". Als sich im Jan. 1842 die Stände des Pesther Comitats zu einer außerordentlichen Generalcongregation versammelten, wurden sie durch königliches Decret in Kenntniß gesetzt, wie ihre eigenmächtig gemachten Neuerungen von der Regierung für nichtig erklärt werden müßten. Nichtsdestoweniger wurde eine Gegenvorstellung an den König beschlossen, ja sogar der Tag für die ersten öffentlichen Gerichtssitzungen angesetzt. Die Sitzung begann, die Regierung aber nahm jetzt eine ernstere Sprache an, so daß das Comitat sich genöthigt sah, durch einen zweiten Beschluß den ersten zur Zeit aufzuheben, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß man nur der Gewalt weiche und bei'm Reichstage beschwerend einkommen werde. Die wichtigsten Resultate brachte der vom 20. May 1843 bis 12. Nov. 1844 versammelte Reichstag, auf dem es sehr lebhaft zuging. Zu Gesetzen wurden von etwa 100 Gegenständen, die zur Berathung

kamen, von der Regierung 13 erhoben. Die wichtigsten davon waren die Gesetze wegen Einführung der ungar. Sprache als offizieller Sprache und in Betreff der Verhältnisse der katholischen und protestantischen Kirche. Unerledigt blieben die Propositionen über die Reform der Stände, die Besteuerung des Adels, über das neue Strafgesetzbuch und über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Das Gesetz in Betreff der Juden fand nicht die königliche Bestätigung. Die Regierung griff in mehreren Comitaten, wo sich Unordnungen und Excesse ergaben, mit Energie ein; doch auch die Opposition zeigte fortwährend eine bedeutende Thätigkeit. Indeß sehr bald trat die materielle Bewegung in den Vordergrund und es entstanden nun eine Menge Vereine, z. B. der Schutzverein für inländische Industrie, der Fabrikverein, der Industrieverein, der Landwirthschaftsverein u. s. w., die zum Theil viel Gutes gewirkt, über deren Werth aber die Meinungen sich noch nicht vollständig ausgeglichen haben. Die Aufstände in Krakau und Galizien im Febr. 1846 erregten wie früher die gewöhnlichen Sympathien der Ungarn für die Polen, doch kam es durchaus zu keinem Aufstande. Die größte politische Aufregung herrschte fortwährend im Pesther Comitat, wo 1847 die beiden radicalen Chefs, Graf von Nyary und Szentkiralyi, wegen beleidigender Reden im Comitat durch die Hofkanzlei aufgefordert wurden, sich zu vertheidigen, welches Ansinnen jedoch das Comitat auf Kossuth's Antrag auf das Entschiedenste ablehnte. Der Tod des Palatinus, des Erzherzogs Joseph, geb. am 9. März 1776, der seit 1796 diese Stelle bekleidete, gest. am 13. Jan. 1847 in Ofen, war ohne allen Einfluß auf das Land. Ihm folgte als Palatinus sein ältester Sohn Stephan, geb. am 14. Sept. 1817.

2.

Die Stände und die Magnaten tagten eben in Preßburg, als die Kunde von der Februarrevolution nach Ungarn drang. Da erstarkten diese Männer und gewannen Muth mit Kraft zu kühnem Handeln und beschlossen, mit aller Kraft, deren das Land fähig wäre, die Rechte Ungarn's auf Selbstständigkeit und Unabhängigkeit geltend zu machen, welche das Wiener Cabinet dem Lande theils gewaltsamer Weise entrissen, theils durch eine Reihe geschickter und folgrecht durchgeführter Manoeuvres gestohlen hatte. Es war dahin gekommen, daß Ungarn's Constitution eine Unwahrheit geworden, daß das Land nicht mehr einen Kö-

nig, sondern einen östreich. Kaiser hatte, daß es von Wien aus regiert wurde. Oestreich. Administratoren verwalteten die einzelnen Comitate und diese Proconsuln selbst erhielten wiederum Verhaltungsbefehle von der königl. Hofkanzlei in Wien. Die freien Regungen des Volkes wurden durch östreich. Beamte niedergehalten, der Reichstag wurde vom Statthaltereirath, der in Ofen seinen Sitz hatte, überwacht; umsonst war es, daß dieser Reichstag Beschlüsse faßte, sie mußten erst die Billigung der königlichen Hofkanzlei haben, ehe sie Gesetzeskraft erlangten; hier aber wurden die Beschlüsse in Erwägung gezogen, was in den meisten Fällen, wo es sich um einen staatlichen oder bürgerlichen Fortschritt handelte, mit Verwerfung ziemlich gleichbedeutend war. Mit Recht durfte der Preßburger Reichstag in seinem an den König gerichteten Repräsentationsvorschlage vom 3. März sagen: „Seit drei Jahrhunderten haben wir unser constitutionelles Leben den Ansprüchen der Zeit gemäß nicht nur nicht entwickeln können, sondern hauptsächlich auf die Aufrechthaltung desselben unsere Sorge verwenden müssen. Die Ursache dessen war, daß Ew. Majestät Staatsregierung keine verfassungsmäßige Richtung verfolgte und demnach mit der Selbstständigkeit unserer Regierung sowohl als auch mit dem constitutionellen Leben nicht in Einklang stehen konnte.

In dieser Repräsentationsvorstellung wurde auch ausgesprochen: „daß die Zeit herangekommen sei, wo das Volk an den politischen Rechten betheiligt werden müsse;" es wurde eine „nationale und von jedem fremden Einflusse unabhängige Regierung" verlangt, welche, dem constitutionellen Grundsatze gemäß, aus der Wahl des Volkes hervorgegangen, diesem verantwortlich sein sollte; es wurde die Umgestaltung des Collegialregierungssystems in ein verantwortliches ungarisches Ministerium als Grundbedingung und wesentliche Bürgschaft aller Reformen verlangt.

Die Deputation, welche dem Kaiser die Adresse mit den Forderungen des „treuen Ungarnvolkes" überreichen sollte, kam am 4. März in Wien an, fand eine gnädige Aufnahme, willige Unterhändler und die besten Hoffnungen auf Erfolg. Es war dies die Zeit, in welcher die europäischen Fürsten, überrascht von der Allgewalt der Revolution, verblüfft von der Kraft des Volkes, welche sie vernichtet oder in tiefen Schlummer eingewiegt wähnten, so leicht zu Concessionen geneigt sich fanden, oder wo die Völker, von den ersten Siegen berauscht, den zitternden Fürsten

Zugeständnisse machten, welche ihnen die größere Hälfte von den Früchten ihrer Siege geraubt haben. — Den Magyaren gebührt das hohe Verdienst, in Oestreich die Revolution begonnen zu haben; ihre muthige Erhebung ist die Einleitung zu den ruhmreichen Tagen des März in der Geschichte des Volkes von Wien.

In demselben Monate fand auch in Preßburg ein Ereigniß statt, welches als das wichtigste u. erfolgreichste in der Geschichte Ungarn's seit der Schlacht bei Mohács zu betrachten ist, es wurde die sechshundertjährige ungarische Feudalverfassung aufgehoben und an deren Stelle das System der Volksvertretung gesetzt. In der Sitzung der Ständetafel vom 18. März wurde beschlossen, daß die bisherigen Vertreter der Comitate, der Städte und der geistlichen Kapitel persönliches Stimmrecht fortan üben sollten; es war die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben und beschlossen, daß die Steuern und öffentlichen Lasten fortan von allen Einwohnern Ungarn's gleichmäßig getragen werden sollten; alle Urbariallasten und bäuerlichen Giebigkeiten, sowie die Zehenten hörten auf; es wurde das Gesetz der Aviticität aufgehoben, nach welchem die Edelleute befugt waren, die von ihren Vorfahren verkauften Güter zu den Verkaufspreisen wieder an sich zu bringen; es sollten endlich fortan nicht bloß die Stimmen des Adels, sondern die aller Einwohner bei der Wahl gezählt werden.

Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit, der Frohnden und des Unterthänigkeitsverhältnisses, der Urbariallasten, der Aviticität und der alleinigen staatlichen Berechtigung des Adels hörte dieser auf, unnahbar zu sein, er stieg herab von der Höhe, auf welcher es bis dahin gestanden, von welcher er stolzen Blickes auf den Bürger und Bauer zu seinen Füßen herabsehen konnte, und Bürger und Bauer wurden ihm gleich vor dem Gesetze. Man kann sagen, daß erst mit dem 15. März die Geschichte des ungarischen Volkes beginnt, denn Das, was uns als solche bis zu diesem Zeitpunkte vorgeführt wird, ist nichts Anderes als die Geschichte des magyarischen Adels. Bis zu dem genannten Zeitpunkte bildeten nur der Adel und die Geistlichkeit das Volk, nur diesen Ständen kam der Name populus zu, wogegen der Bauernstand misera plebs contribuens, die er wirklich war, auch von den Gesetzen genannt wurde; der Bürgerstand besteht aber bis zu dieser Stunde in Ungarn fast nur durch Deutsche, welche den bei weitem größeren Theil der Bevölkerung der Städte bildet, die bis zum März Staaten im Staate gewesen sind und die eine besondere Geschichte haben. Bis zum März war der Bauer — auch

nach dem Gesetze — der Willkühr seines Gutherrn preisgegeben, dem Adel gegenüber war der Bürgerstand ohne Rechte. Zahllose kleine Tyrannen hielten den Bauer in einer Unterthänigkeit, die von Leibeigenschaft fast Alles bis auf den Namen hatte; dies hörte nun auf, das Gesetz gebot ein Ende dieses unnatürlichen, die Zeit läugnenden Zustandes, und die drohende Gefahr verschaffte dem Gesetze Gehorsam.

Die Revolution in Wien und die Entschiedenheit, mit welcher der Reichstag handelte, bewirkten, daß die östreich. Regierung die Neugestaltung Ungarn's nicht zu hindern versuchte und daß der Kaiser die Einsetzung des verantwortlichen Ministeriums selbst ausdrücklich genehmigte. Bald jedoch glaubte sich diese Regierung erleichtert, sie wähnte die ihr anfangs drohende Gefahr entschwunden, die Camarilla — „die Macht, die im Verborgnen wirkt" — erhob ihr Schlangenhaupt und ließ den geistesschwachen Kaiser mit Ungarn zunächst den Versuch machen, den alten Zustand der Dinge wieder einzuführen. In zwei königl. Resolutionen vom 27. März wurde für die Aufhebung der bäuerlichen Lasten, der Frohnden und der Zehenten die Bedingung vollkommener Entschädigung gestellt; ferner wurde der Wirkungskreis des Ministeriums dergestalt beschränkt, daß dieses selbst fast zur Bedeutungslosigkeit herabsank: namentlich wurde dem Ministerium des Krieges und der Finanzen die Anerkennung verweigert, es wurde das Fortbestehen der königl. ungarischen Hofkanzlei in Wien verlangt u. s. w.

Allein die östreich. Regierung gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß es mit dieser Reaktion noch zu früh sei, daß man einstweilen sich fügen müsse. Die Aufregung in Pesth namentlich war ungeheuer, und es war Grund genug vorhanden zu der Befürchtung, daß der zu Anfange des Monats drohende Umsturz jetzt herbeigeführt werden könnte. Der Hof zitterte und gab nach, weil er sich schwach fühlte. Der Kaiser bestätigte in einem gnädigen Handschreiben an den Palatin Erzherzog Stephan, seinen Vetter, die Ungarn zu Anfange des März gemachten „Zugeständnisse"; die Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Auswärtigen und des Handels wurden nicht minder anerkannt wie die des Cultus und des Unterrichts, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten. Nur die Verwendung des Heeres im Auslande sollte von den königl. Beschlüssen abhängig sein und daher bloß von dem fortwährend um die Person des Königs weilenden Minister in Wien in Vollzug gesetzt werden.

An die Spitze der neuen Regierung wurde der Erzherzog Stephan gestellt, der ein geborner Ungar ist und der das allgemeine Vertrauen im Lande besaß. Er hatte sich bis jetzt mehr als ein Sohn seines Vaterlandes, denn als ein östreich. Prinz gezeigt, er hatte während der fünfzehn Monate seiner Verwaltung den Druck der östreich. Regierung oft zu mildern gewußt, er war es auch, dessen Eifer, dessen persönlichen, eindringlichen Vorstellungen am Wiener Hofe das rechtzeitige Nachgeben desselben zum nicht geringen Theil zu verdanken war, während ihm andererseits das Verdienst gebührte, zur Beschwichtigung des drohenden Aufstandes am meisten beigetragen zu haben. Er schien deßhalb in Wien der geeignetste Mann, um dem östreich. Hause so viel von seiner Oberherrlichkeit in Ungarn zu retten, wie zu retten möglich wäre, bis die kaiserliche Familie selbst im Stande sein würde, ihr Ansehen und ihre Macht dort wieder auf die ehemalige Höhe zu heben. Deßhalb wurde er mit fast königlicher Gewalt bekleidet; ihm wurde während der Abwesenheit des Königs die Regierung mit unumschränkter Vollmacht übertragen. Er war unverantwortlich und seine Person unverletzlich; nur die Ernennung zu den höheren Würden der Geistlichkeit, der Reichsbarone, so wie die Erhebung in den Adelstand und das Begnadigungsrecht behielt sich der König selbst vor — unter Gegenzeichnung des betreffenden verantwortlichen Ministeriums.

So also erhielt Ungarn das zurück, was ihm von Gottes und Rechtswegen gehörte, seine Selbstständigkeit und seine Unabhängigkeit von der östreichischen Regierung. Erst jetzt wurde Das erfüllt, was ihm seine ausländischen Könige seit mehr als 300 Jahren bei'm Antritte ihrer Regierung gewährleistet hatten, wurden die Bedingungen befriedigt, unter welchen das Land einen Ausländer zu seinem Könige wählte, unter welchen es im Jahre 1687 die männliche Erbfolge der Habsburger anerkannte, unter welchen es im Jahre 1723 durch Annahme der pragmatischen Sanction an Oesterreich sich anschloß. Ungarn war nunmehr zufrieden; Ferdinand, als er am 11. April den Preßburger Reichstag in Person schloß, wurde überall mit unendlichem Jubel begrüßt; es hatte den Anschein, als ob das Band zwischen Oestereich und Ungarn fester geknüpft sey, denn je zuvor.

Bald jedoch sollte dieses gute Einvernehmen gestört werden und das Verhältniß beider Reiche zu einander ein kaltes und ein feindseliges werden. Die östreichische Regierung hatte nichts gelernt

und nichts vergessen; am schwersten wurde es ihr aber, zu begreifen, daß sie mitten auf dem Meere der Revolution sich befinde, dessen hochgehende Wellen ihr schwaches Fahrzeug jeden Augenblick verschlingen könnten; und zu vergessen, daß sie einst in Ungarn allmächtig gewesen sey. Aber auch die Magyaren trugen einen großen Theil der Schuld; denn so wie sie tyrannisch und gewaltthätig gegen ihre Mitnationalitäten waren, weil sie diese für schwach hielten, so waren sie, ihre Kräfte überschätzend, ungerecht und übermüthig gegen die östereichische Regierung, weil diese in der That schwach war. Jener unglückselige Hyperpatriotismus, welcher die Magyaren antrieb, ihre Sprache und ihre Nationalität zur alleinherrschenden in Ungarn zu machen, der sie verleitete, ihre Mitnationalitäten zu unterdrücken, und der den Nationalitätenkampf heraufbeschwor, er war es auch, der sie so weit verblendete, daß sie durch einen Zauberschlag eine Weltmacht Magyarorszäg schaffen zu können meinten, und daß sie, ungerecht und unpolitisch zugleich, ihrem gefährlichsten Feinde Anlaß zur Feindschaft gaben.

Den wichtigsten Antheil an der Neugestaltung der Dinge in Ungarn so wie an der seit dem Eintritte derselben stattgehabten Ereignisse hat unbezweifelt Ludwig Kossuth, der bedeutendste Mann Ungarn's, einer der hervorragendsten Männer unserer Zeit und vielleicht aller Zeiten. In diesen Tagen, von denen jeder eine neue Popularität zu Grabe trägt, wo heute gehaßt und verfolgt wird, wer gestern angebetet wurde, in unseren durch und durch revolutionairen Tagen ist es eine merkwürdige Erscheinung, einen Mann zu sehen, welcher der Liebe und des Vertrauens seiner Nation dauernd sich erfreut. Bei keinem der Zeitgenossen ist dies aber in höherem Grade der Fall, als bei Kossuth. Seit einem Jahr steht er an der Spitze der magyarischen Bewegung, er war der Führer der revolutionairen Partei, er gab das Signal zur Revolution in Ungarn, und während Alles um ihn herum stürzte, hat er sich an der Spitze der Revolution zu erhalten gewußt. In der That eine Seltenheit bei Revolutionen, die ihre eigenen Kinder sonst zu verschlingen pflegen.

Ludwig von Kossuth, von Geburt ein Slowake, lenkte zuerst im Jahre 1832 die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und schon da zeigte er sich als eine der kräftigsten Stützen der freisinnigsten Partei in Ungarn, als einer der muthigsten und kühnsten Vorkämpfer für die Rechte seines Vaterlandes und als einer der erbittertsten Feinde Oestreich's; er, der arme Advokat und Tages-

schriftsteller, erregte die Furcht der mächtigen östreichischen Regierung. Während des Reichstages vom Dezember 1832 bis zum May 1836 gab er, um dem Censurdrucke zu entgehen, eine geschriebene Zeitung heraus, hier wurden die Interessen Ungarn's mit vollster Freisinnigkeit behandelt, die Uebergriffe der Regierung einer strengen Kritik unterworfen und die Reichstagsverhandlungen mitgetheilt. Umsonst versuchte es die östreichische Polizei, sich der Blätter zu bemächtigen, die in Tausenden von Abschriften herumgingen und mit Begierde gelesen wurden. Nach dem Schlusse des Reichstages berichtete Kossuth in einem mit derselben Unerschrockenheit geschriebenen Blatte die Comitatsverhandlungen, ungeachtet der Drohungen der östreichischen Regierung, die ihn zu wiederholten Malen aufforderte, abzustehen von seinem „frevelhaften" Beginnen. Das Pesther Comitat selbst ermächtigte ihn zur Fortsetzung seines Unternehmens, und die östreichische Regierung, nachdem sie es umsonst versucht hatte, sich ihres gefährlichen Gegners durch einen Schein des Rechtes zu entledigen, scheute sich nicht, das Unrecht und die Gewalt zu Hülfe zu nehmen, um ihren Zweck zu erreichen. Kossuth wurde in Pesth eines Nachts von Soldaten überfallen und mit verbundenen Augen hinweggeschleppt, auf Kreuz- und Querzügen lange herumgeführt und endlich in einen Kerker geworfen, ohne zu wissen, in welcher Gegend der Erde er sich befinde. Nach einer dreijährigen einsamen Haft, in welcher er Alles erduldet hatte, was die Gefangenschaft Schreckliches hat, erhielt er auf dieselbe Weise die Freiheit wieder, auf welche sie ihm geraubt worden war. Später erfuhr er, daß er sich in der Ofener Festung befunden habe! Unmittelbar nach seiner Freilassung begründete er das Pesti hirlap (Pesther Zeitung), welches bald das gelesenste Blatt in ganz Ungarn und das Evangelium der Freiheit — leider nur der magyarischen Freiheit — wurde und seinem Herausgeber nicht nur eine Popularität erwarb, wie sie in unserer Zeit unerhört ist, sondern auch die Liebe und die Verehrung der Magyaren an ihn fesselte.

Im Oktober 1847 wurde Kossuth vom Pesther Comitate zum Deputirten für den Preßburger Reichstag (November 1847 bis April 1848) gewählt, nachdem er schon oft vorher Gelegenheit gehabt hatte, seine glänzende Rednergabe und sein seltnes parlamentarisches Talent in den Comitatsverhandlungen namentlich zu zeigen.

Der erste Führer der Revolutionspartei, der zugleich die Revolution für Ungarn zu benutzen verstand, war derselbe Kossuth, welcher das „Kreishauptmannssystem" zuerst so muthig angegriffen hatte.

Dem Namen nach stand der Erzherzog Stephan an der Spitze der Regierung, in der That aber leitete Kossuth, welcher im März das Portefeuille der Finanzen erhalten hatte, die Angelegenheiten des Landes; und wenn er gleich nachmals (im September) sein Amt niederlegte, so hörte er doch deßhalb nicht einen Augenblick auf, an der Spitze der Nation zu stehen. Es ist wahr, daß ein großer Theil der Wirren in Ungarn Kossuth beizumessen ist; — in seinem Ultramagyarismus verkannte er die Rechte der Nichtmagyaren in Ungarn und in seinem Hyperpatriotismus nahm er nicht Rücksicht auf die Kräfte Ungarn's, trat er mit Füßen die Verpflichtungen, welche Ungarn, trotz seiner Unabhängigkeit, trotz seiner Selbstständigkeit gegen Oestreich dennoch hatte —; aber es ist auch wahr, daß ohne Kossuth Ungarn nicht diese ungeheuern Fortschritte gemacht hätte, die es wirklich gemacht hat, daß ohne Kossuth Ungarn seine Freiheit längst wieder verloren hätte; wäre er nicht, so würde heute Jellachich in Budapesth als Dictator schalten und das Magyarenthum würde eine Niederlage erlitten haben, die vielleicht seinen ruhmlosen Untergang herbeigeführt hätte. In Kossuth ist der Magyarismus gleichsam verkörpert, mit allen seinen liebenswürdigen und häßlichen Eigenthümlichkeiten; an Kossuth ist jeder Zoll Magyar.

Die Magyaren hatten von ihren Errungenschaften denjenigen Gebrauch gemacht, welcher nothwendigerweise zum Unheil führen mußte. Sie wollten zunächst das während zweier Jahrzehnde in Bezug auf ihre Mitnationen beobachtete System durch ein schnelles Verfahren beenden, in der Meinung, daß sie stark genug seyen, um jeden Widerstand zu vernichten, und — dies wollen wir zu ihrer Entschuldigung hinzufügen — in dem Irrthume, es würde das Streben nach Freiheit bei ihren Mitnationen stärker seyn als das nach Geltendmachung ihrer Nationalität, sie würden diese opfern wollen, um jener theilhaftig zu werden, sie würden Magyaren werden wollen, um der magyarischen Freiheit theilhaftig werden zu können. Um eine magyarische Großmacht zu schaffen, griffen die Magyaren zu den Mitteln, welche ihnen Ungerechtigkeit und Herrschsucht an die Hand gaben, vergessend, daß eben diese es gewesen sind, welche sie selbst in's Feld getrie-

ben. In slawische Comitate wurden magyarische Administrationen geschickt, andere wurden aufgelöst und mit magyarischen vereinigt, Bedrückungen ohne Zahl wurden gegen Deutsche, Slawen und Walachen geübt und nirgends wurde diesen Hülfe, ihre Klagen verhallten ungestört. Denn es gab keinen gemeinsamen Herrn mehr, an den man sich, wie es früher geschehen war, hätte wenden können, sondern die Beleidiger waren zugleich Richter und Herren. Da erhoben sich die Millionen gedrückter Slawen in Ungarn, sie griffen nach dem Schwerte, um sich selbst Recht zu schaffen; auch bei ihnen war der Funke revolutionairer Begeisterung in die Gemüther geschlagen.

So lange die östreichische Regierung nicht nur ohnmächtig war, sondern sich auch ohnmächtig fühlte, spielte sie die Beleidigte und Schwergekränkte und wußte das Verfahren Ungarn's zu benutzen, um sich Anhänger und Freunde zu verschaffen. Verletzung der pragmatischen Sanction, Treubruch, Feindseligkeit u. s. w. wurden mit Entrüstung, in welche Drohungen eingestreut waren, angeführt und alle Kräfte wurden einstweilen aufgeboten, um das Verfahren der unerhörtesten Treulosigkeit und Niederträchtigkeit, welches die Camarilla gegen Ungarn vorhatte, vorzubereiten. So wie aber die Siege in Italien dem kaiserlichen Familienrathe wieder das Haupt aufgerichtet hatten, fing dieser an, die Maske zu lüften und sein wahres Angesicht wieder zu zeigen. Man begnügte sich nicht mehr damit, über Treubruch und Verletzung verbriefter Rechte zu klagen, sondern man hatte auch die Stirn, zu behaupten, es vertrügen sich die Ungarn im März gemachten Zugeständnisse nicht mit der pragmatischen Sanction und dem durch Jahrhunderte bestandenen Verbande Ungarn's mit Oestreich; man nannte jene Zugeständnisse abgerungen, man sagte, der Kaiser wäre nicht frei gewesen, als er sie gemacht, die Magyaren hätten die Zeit der allgemeinen Verwirrung benutzt, um jene Zugeständnisse zu erlangen. Man vergaß keineswegs, daß dasselbe auch von den Errungenschaften der östreichischen Völker gelte; allein man konnte den ausgesprochenen Grundsatz nicht in Oestreich und Ungarn zu gleicher Zeit in Anwendung bringen, also wollte man mit Ungarn anfangen, in Ungarn zunächst die alte Ordnung wiederherstellen, um dann mit Hülfe Ungarn's dasselbe auch in den übrigen Theilen der Gesammtmonarchie zu bewerkstelligen. Dies fühlte überall die Partei der Freiheit in Oestreich und namentlich in Wien und daher ihr fester Anschluß an die Sache der Magyaren, daher ihr Kämpfen

und Ringen für diese, denen anfangs ihre Sympathien keineswegs angehörten. Gleiche Gefahr hatte auch hier Diejenigen zu treuen, aufopfernden Bundesgenossen gemacht, die sonst einander fremd waren.

Ende Juny trat das östreichische Ministerium mit seinen Forderungen in Bezug auf Ungarn hervor. Es verlangte von dem ungarischen Ministerium, daß dieses mit Kroatien sich vergleichen solle, welches als die ersten Bedingungen Abberufung der Ministerien des Krieges und der Finanzen an Oestreich verlangte; würde das ungarische Ministerium jener Aufforderung nicht Folge leisten, so würde Oestreich seine Neutralität aufgeben, d. h. Oestreich erklärt Ungarn den Krieg!

Um dieselbe Zeit war Jellachich von seiner Innsbrucker Reise zurückgekehrt. Dort war der Plan der Camarilla zur Reife gediehen, dort scheint sie den Bund mit Jellachich geschlossen zu haben. Der Kaiser, außerhalb der Atmosphäre der Freiheit Wien's, entfernt von denjenigen seiner Räthe, denen die Sache Oestreich's, die Sache des Volkes, sein eigenes wahres Wohl am Herzen lag, welche bis jetzt die gefährlichen Einflüsterungen des „Familienrathes" wenigstens geschwächt hatten, war jetzt seinen falschen Räthen und gewissenlosen Vormündern preisgegeben, die nur ihren Herrschergelüsten fröhnten, während sie für die Monarchie zu sorgen vorgaben, war von nun an ein Spielzeug der Camarilla, sie war es, welche fortan durch ihn handelte. Jellachich war bei seiner Ankunft in Innsbruck bereits installirter Banus von Kroatien, Slawonien und Dalmatien, man wußte, welche Macht ihm zu Gebote stehe, man hatte auch Gelegenheit gehabt, seine Thatkraft und seinen Ehrgeiz kennen zu lernen, er stand damals bereits an der Spitze eines kampfgeübten Heeres und brannte vor Begierde, in Ungarn einzubrechen: er hatte die Macht und die Kraft und den Willen, nur der Boden des Gesetzes fehlte ihm, die Camarilla hingegen hatte nur den Willen und den Boden des Gesetzes; also schloß die Camarilla einen Bund mit Jellachich, und nachdem dieser Bund geschlossen war, glaubte sich die östreichische Regierung stark genug, um die Maske abnehmen, um Alles wagen zu dürfen.

3.

Jellachich war mit einer zahlreichen Armee an drei Punkten über die Donau gegangen, er war in zwölf Tagen bis Veßprim

vorgedrungen, ohne irgend einen Widerstand zu finden; im Süden, im Osten und im Norden standen den Magyaren Feinde gegenüber, welche mit dem versteckten Feinde im Westen im Bunde waren; die Magyaren sahen sich von wüthenden Gegnern umgeben, sie sahen sich in einer Gefahr, welche nicht blos ihre Herrschaft in Ungarn, sondern auch ihre Existenz mit Vernichtung bedrohte. Vergebens hatten die Magyaren Einladungen an die Kroaten ergehen lassen, vergebens sie gebeten, Abgeordnete zum Reichstage nach Budapesth zu senden, damit die Zerwürfnisse zwischen beiden Nationen auf der Grundlage der Brüderlichkeit und der Gleichberechtigung ausgeglichen werden möchten. Jellachich wollte jetzt mehr als Gleichberechtigung für seinen Stamm, er wollte ihm die Herrschaft erobern; und die Slawen in Ungarn wollten Rache üben für die Tyrannei, welche so lange gegen sie geübt worden war. Da erkannten die Magyaren, daß es das Aeußerste gelte und beschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Kossuth wurde Ministerpräsident. Auf seinen Antrag erklärte das Repräsentantenhaus*): „Es wird fortan, wie bisher, Alles im Namen des Königs vorgenommen werden, der Dringlichkeit der Entscheidung wegen wird jedoch, in Betreff der Ausführung der gefaßten Beschlüsse, die königliche Sanction nicht erst abgewartet werden.“ So wurde der augenblickliche Vollzug des vom Könige nicht sanctionirten Rekrutirungs- und Finanzgesetzes angeordnet und die Ausgabe einer bedeutenden Summe von Fünfguldennoten bewerkstelligt. Durch Maßregeln des Terrorismus wurde diesem Gelde Eingang verschafft, es wurde das standrechtliche Verfahren gegen alle Diejenigen verkündigt, welche den Werth jener Banknoten irgendwie verdächtigen würden. Und in der That bedurfte es solcher Drohung, um Handel- und Gewerbetreibende zur Annahme von Papieren zu bewegen, die nicht nur im Auslande, sondern auch in einem großen Theile des Inlandes geradezu werthlos waren, und für die, wie man nur zu wohl wußte, der Staat keine Deckung hatte. Wie oft jene Drohung aber ausgeführt worden sey, das wird man erst erfahren, wenn die Zeit des Schreckens vorüber seyn wird.

Einige höchst wichtige und folgenschwere Ereignisse hat jenes entscheidende Auftreten sogleich herbeigeführt. Der Palatin trat

*) Die frühere Ständetafel, die Magnatentafel war seit dem Beginne des Pesther Reichstages so gut wie aufgehoben, während die Ständetafel unter dem Namen Repräsentantenhaus in eine Nationalversammlung sich umgestaltet hatte.

mit einem Veto hervor gegen die „ungesetzlichen" Beschlüsse des Reichstages, er drohte, das „angebetete" Vaterland verlassen zu wollen, wenn das Haus Widergesetzliches unternehmen sollte. In Folge dessen trat Kossuth ab und der gemäßigte Batthyanyi übernahm wieder den Vorsitz im Ministerium. — Eine andere Folge des von dem Repräsentantenhause gefaßten Beschlusses war die Abreise der sächsischen Abgeordneten, ein Umstand, welcher die gewaltsam herbeigeführte Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen, gegen welche die Mehrzahl der Bevölkerung Siebenbürgen's stets protestirt hatte, deutlich aussprach; denn unmittelbar nach der Ankunft dieser Männer in ihre Heimath verweigerten fast alle sächsischen und walachischen Bezirke die Rekrutirung und erklärten die Aufhebung der Union.

Der Palatin hatte sich bisher stets als ein Sohn des Landes gezeigt, welchem er durch Geburt und Erziehung angehörte; jetzt kam die Zeit, wo er die höchste Pflicht gegen das Vaterland erfüllen sollte, für dasselbe zu streiten, sich zu opfern, um das Vaterland zu retten. Es gehört zu den Obliegenheiten des Palatins, die Truppen in das Feld zu führen, welche gegen die Feinde ziehen; der Feind war jetzt im Herzen Ungarn's und jene Pflicht erheischte schnelle Erfüllung. In der That begab sich auch der Erzherzog Stephan in's Lager, entschlossen, wie es schien, sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Vor der Entscheidung der Waffen sollte er jedoch, so lautete der Auftrag des Reichstages, noch einmal den Weg der Unterhandlungen einschlagen, noch einmal, das letzte Mal, wollte man versuchen, ob Blutvergießen nicht vermieden werden könnte. Der Palatin lud Jellachich zu einer Unterredung ein, welche auf einem Dampfboote des Plattensees, zwischen beiden Lagern, stattfinden sollte. Allein Jellachich wurde von seinen Offizieren, die für seine Sicherheit besorgt waren, abgehalten, der Einladung des Palatins zu folgen. Der Weg zum Frieden war also verschlossen, der Erzherzog hatte das Schwert in die Wage zu legen, um das Vaterland von seinen Feinden zu befreien. Allein jetzt kam der östr. Erzherzog zum Vorschein. Der Palatin wußte, daß seine Familie, daß der Wiener Hof es sey, welcher Jellachich sende, und Feigheit trieb ihn vom Schauplatze des Kampfes hinweg; zu der Furcht vor Jellachich's Banden gesellte sich die Scheu, seinen Vettern und Muhmen entgegen zu treten, welche Ungarn zu verderben trachteten, und Selbstsucht verbot ihm, sein östreichisches Prinzenthum aufzugeben. Er floh und ließ sein Vaterland im

Stiche. Seine Palatinstelle legte er in die Hände des Kaisers nieder.

Dieser Verrath entmuthigte die Führer der Magyaren nicht; es war in der That auch besser, des Schwankenden ledig zu seyn, als ihn an der Spitze der Geschäfte länger zu haben, wo er fortwährend gefährlich oder doch mindestens hinderlich gewesen wäre. Auf Befehl des Ministeriums, dessen Seele immer noch Kossuth war, trotz dem, daß er sein Amt niedergelegt hatte, wurde aller Orten der Landsturm aufgeboten. Kossuth selbst reiste umher, um das Volk an des Vaterlandes Gefahr zu mahnen, es aufzufordern zu kühner That; überall, wo er hinkam, wußte er von der Begeisterung, die ihn selbst durchströmte, den Massen mitzutheilen, so daß sie aufstanden und zu den Fahnen strömten. Kossuth's Beispiel folgten auch die meisten Reichstagsabgeordneten; sie begaben sich in ihre Wahlbezirke, um den Aufstand zu predigen und die Bewaffnung zu leiten. Bald zählten die Magyaren über 100,000 Mann, welche von Begierde brannten, gegen Jellachich geführt zu werden und die entschlossen waren, die dreifarbige Fahne *) gegen wen es auch sey, zu tragen. Zwar war von dieser Zahl kaum ein Zehntel reguläres Militair, denn die ungarischen Soldaten standen größtentheils außerhalb Ungarn's: nach dem Systeme der östereichischen Regierung, welche die eine Nationalität durch die Soldaten der anderen niederzuhalten am leichtesten fand und daher Ungarn nach Italien, Galizien und Deutschland, Slawen, Deutsche und Italiener nach Ungarn und Galizien u. s. f. sendet; zwar fehlte es auch dem in Ungarn stehenden Militair an Anführern, da ein großer Theil der ungarischen Offiziere, mehr Soldaten als Vaterlandsvertheidiger, sich weigerte, gegen die kaiserlichen Truppen, als welche sie Jellachich's Soldaten ansahen, zu kämpfen; aber was die Kriegsgeschicklichkeit sonst thut, das war man berechtigt von dem hohen Muthe, von der Begeisterung der Kämpfenden, sowie von ihren Massen zu erwarten. Bald kamen den Magyaren auch von außerhalb Ungarn's her Streiter zu Hülfe, so von Mähren, Böhmen und Galizien, von woher einzelne und ganze Haufen magyarischer Soldaten herbei strömten, um für das Vaterland zu kämpfen, ferner von Wien, woher über 600 Deutsche kamen, um der gerechten Sache der Magyaren sich zu weihen. In Budapesth, wo man einen Angriff Jellachich's erwartete, wurden die umfassendsten

*) Die ungarische Tricolore hat die Farben: weiß, roth, grün.

Maßregeln getroffen, um dem Feinde Widerstand leisten zu können. Die fast schon verfallenen Festungswerke wurden wieder hergestellt, und Alles, ohne Unterschied des Alters, des Standes und des Geschlechtes, arbeitete, um die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Alle Gewerke, aller Handel, alle Geschäfte ruhten, Ein Geschäft nahm fortan Alle in Anspruch: sich selbst und die Stadt zum Widerstande zu befähigen. Es zeigte sich eine Hingebung für die Sache des Vaterlandes, welche an die schönsten und ruhmreichsten Zeiten Ungarn's erinnerte.

Noch hatte Jellachich die ungarische Armee nicht gesehen, noch hatte er nicht einmal irgend einen Widerstand gefunden. Die einzelnen magyarischen Haufen, in der Eile zusammengerafft, ohne kundige Führer, ohne Uebung in den Waffen, mit denen sie selbst nur mangelhaft versehen waren, stoben beim Anblicke des kroatischen Heeres auseinander. Die Städte öffneten die Thore oder zeigten sich bereit, kroatische Truppen aufzunehmen. Fünfzehn Tage nach seinem Einbruche in Ungarn stand Jellachich in Stuhlweißenburg, eine halbe Tagereise von Budapesth. Und dennoch war seine Lage nichts weniger als günstig.

Als der Ban über die Drau ging, rechnete er darauf, daß das Volk, dem er sich als Befreier von dem Joche des magyarischen Ministeriums ankündigte, ihm massenweise entgegenströmen werde. „Die unermeßliche Mehrzahl des Volkes wird durch brüderliches Entgegenkommen die Lösung unserer gemeinsamen Aufgabe — die Befreiung von dem Joche unfähiger, die Existenz Ungarn's dem sicheren Verderben preisgebender Gewalthaber — mir zu erleichtern trachten. Dies erwarte ich von den Behörden, dies von der sämmtlichen Bevölkerung;" mit diesen Worten schloß der k. k. Feldmarschallieutenant und Ban seine Verkündigung an die ungarische Nation beim Ueberschreiten der Grenze. Er glaubte, er dürfe nur an der Spitze eines Heeres in Ungarn erscheinen, um Besitz von dem Lande zu ergreifen — einstweilen im Namen seines allergnädigsten constitutionellen Kaisers und Königs. Seine Streitkräfte, so achtunggebietend sie auch waren gegenüber jenen der Magyaren, wenn es sogleich nach seinem Uebergange über die Drau zur Feldschlacht gekommen wäre, waren doch bei weitem nicht hinreichend zur Eroberung eines großen Landes, bewohnt von einem Volke, das gegen ihn begeistert, fanatisirt war. Jellachich's Heer bestand aus etwa 18,000 Mann regulärer Truppen, die von einem dreimal so starken Haufen zusammengelaufenen

Gesindels — meist ohne Waffen und halb nackt — gefolgt waren; an schwerem Geschütze fehlte es gänzlich, ebenso an allen Mitteln zur Unterhaltung des Krieges.

Je tiefer Jellachich in Ungarn eindrang, desto bedeutender wurden die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten, desto bedrohlicher wurde seine Lage. Der magyarische Landsturm sammelte sich hinter seinem Rücken, schnitt ihm die Verbindung mit Kroatien ab und machte ihm die Zufuhr von daher fast unmöglich. Schaaren von Landleuten lauerten seinen Soldaten auf, tödteten oder nahmen gefangen, was sich von der Masse des Heeres entfernt hatte. Ueberall schienen Feinde aus dem Boden zu wachsen, und manchen nicht unerheblichen Verlust erlitten die Kroaten in einzelnen kleinen Scharmützeln. Mangel an Lebensmitteln fing an sich einzustellen. Unter diesen mißlichen Umständen sehnte sich Jellachich nach Unterstützung von der österreichischen Regierung und schickte dieserhalb Boten nach Wien; allein diese wurden von den Magyaren aufgefangen, in deren Hände bei diesen Gelegenheiten wichtige Depeschen fielen.

Während die Fortschritte Jellachich's nur scheinbar waren, machten die Serben und Raizen deren im Südosten sehr erhebliche. Die Magyaren hatten seit dem Einbruche der Kroaten sich auf den Vertheidigungskrieg beschränken müssen, indem sie aller nur irgend entbehrlichen Truppen gegen Jellachich bedurften. Der Oberst Kiß, welcher sich früher durch die Eroberung des Perlaßer Lagers einen Namen gemacht gemacht hatte, wurde abberufen, um gegen die Feinde im Westen zu kämpfen. Kurz nach seinem Abgange fiel das Perlaßer Lager wieder in die Hände der Serben. Erwähnung verdient die heldenmüthige Vertheidigung vor St. Thomas, welches die Magyaren vier Monate belagerten, ohne die sechsfach geringere Anzahl der eingeschlossenen Serben zur Uebergabe zwingen zu können. Vergebens stürmten Meßaros am 21. Sept. mit der ganzen Streitmacht, welche ihm zu Gebote stand, vergebens war es, daß er das Fort während eines dreizehnstündigen Bombardements fast in einen Schutthaufen verwandelte: die Serben behaupteten den Schutthaufen und trieben von ihm die Feinde zurück, unter welchen sie ein furchtbares Blutbad angerichtet hatten. Im Süden verlieren die Magyaren fortwährend an Gebiet. Groß-Becskerek ist in die Hände der Serben gefallen; Arad und Essegg sind in den Händen sogenannter neutraler Truppen, und der Commandant von Temeswar hat die Thore schließen lassen, ohne sich

zu erklären, zeigte sich jedoch bald magyarenfeindlich gesinnt. Von Belgrad ist der östereichische Consul Meyerhöffer mit 2000 Serben den Raizen und Serben diesseit der Donau zu Hülfe gezogen. Das ganze Banat ist für die Magyaren verloren.

Inzwischen war die Camarilla zu der Ansicht gelangt, daß die Fortschritte, welche Jellachich in Ungarn gemacht, die Demüthigung der übermüthigen Magyaren vollendet habe; jetzt schien ihr die Zeit zur Vermittelung gelegen. Umsonst hatte die ungarische Reichstagsdeputation am 5. Sept. eine solche erbeten, umsonst hatte sie der Regierung an's Herz gelegt, Frieden zu gebieten: damals waren die Magyaren noch nicht gedemüthigt, sie würden keine von ihren Errungenschaften preisgegeben haben; umsonst hatte das ungarische Ministerium am 15. Sept. den Baron Wenkheim nach Wien geschickt, um den Kaiser zu bewegen, Jellachich das Einstellen der Feindseligkeiten zu befehlen: Wenkheim wurde nicht einmal vorgelassen und aus den Worten der Prinzen, welche er sprach, vermochte er nicht einmal zweideutige Hoffnungen zu schöpfen; noch am 21. schickte Batthyanyi den Untersekretair Pulßky nach Wien, um dem Kaiser die so oft ausgesprochene Bitte zu wiederholen; Franz Karl, der Gemahl der Erzherzogin Sophie, empfing ihn statt des Kaisers und bedeutete ihn, daß das ungarische Ministerium binnen Kurzem eine schriftliche Antwort von Sr. Majestät erhalten werde. Jetzt erst, nachdem die Magyaren auf das Tiefste gedemüthigt und der Verzweiflung nahe schienen, glaubte man in Wien, daß es zur Vermittelung Zeit sey, und diese Vermittelung wollte man durch einen allerhöchsten Machtspruch herbeiführen: durch ihn sollten die Magyaren von ihrem gefährlichen Feinde befreit werden, sie sollten es um den Preis ihrer Selbstständigkeit, ihrer Freiheit, jener Machtspruch, indem er die Constitution Ungarn's vernichtete, sollte den Magyaren zugleich zeigen, daß Oestreich, welches die Macht habe, sie zu verderben, wiederum sie zu retten im Stande sey. Es durfte aber auch mit der kaiserlichen Intervention nicht gezögert werden, denn leicht konnten die Dinge wiederum eine ungünstige Wendung nehmen. Jellachich stand mit einem schlagfertigen Heere bei Velencze, nordöstlich von Stuhlweißenburg, wenige Stunden von Pesth; die Magyaren kampfbereit ihm gegenüber; es konnte jeden Augenblick zur entscheidenden Schlacht kommen: fiel diese für Jellachich ungünstig aus, so war Ungarn für Oestreich verloren, siegte Jellachich, so konnte der Sieger leicht seinen Sieg für sich benutzen. Also wurde am 26. Sept. Graf Lamberg als bevollmächtigter königlicher Commissär nach Ungarn geschickt, mit dem

Auftrage, die Pacifikation des Landes zu bewerkstelligen, oder, wie es in dem königlichen Reſcripte heißt, „ſich ohne Verzug in das Hauptquartier des ungariſchen Armeecorps zu begeben und daſelbſt alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, ſowie den gleichen Befehl an den Banus von Kroatien zu erlaſſen.“ Alle Truppen in Ungarn wurden den Befehlen Lamberg's untergeordnet, ſowohl die kroatiſchen wie die ungariſchen.

Ehe noch der königliche Commiſſär nach Ofen-Peſth gekommen war, um ſich ſeines Auftrages zu entledigen, hatte ſchon das kaiſ. Manifeſt in unzähligen Exemplaren den Weg dorthin gefunden. An demſelben Tage, an welchem dieſer Gewaltſtreich dort offenkundig wurde, war auch durch Veröffentlichung des aufgefangenen Briefwechſels zwiſchen Jellachich und der Wiener Camarilla der Verſchwörungsplan gegen Ungarn in ſeiner ganzen Ausdehnung bekannt geworden: man dachte nicht anders, als das Lamberg mit einer zahlreichen Armee ankommen, oder daß ihm eine ſolche auf den Fuß nachfolgen werde. An eben dieſem Tage ſpät Abends kehrte Koſſuth von ſeiner Reiſe zurück, welche er nach den im Innern gelegenen Gegenden behufs der Bildung des Landſturmes unternommen hatte. Noch in der der Nacht wurde eine Reichstagsſitzung abgehalten, in welcher Koſſuth's Antrag einmüthig beſchloſſen wurde, das königliche Reſcript für ungeſetzlich zu erklären und ihm jeglichen Gehorſam zu verſagen, weil es nicht von einem verantwortlichen ungariſchen Miniſter gegengezeichnet ſey, wie nach Artikel III der Charte vom März d. J.*) hätte geſchehen müſſen. Zugleich wurde jeder für einen Hochverräther erklärt, welcher den Verordnungen des Commiſſärs nachkommen würde.

Die Entrüſtung in Budapeſth war allgemein und hatte ihren Gipfel erreicht, als Lamberg am 28. in Ofen anlangte. Er kam allein; den Mann, welcher Ungarn ſeine Conſtitution, ſeine Freiheit rauben ſollte, ſchickte man unter ein empörtes Volk, ohne ihm eine Armee zur Bedeckung mitzugeben; man wähnte, das königl. Reſcript ſey ihm hinreichende Bedeckung, dachte viel-

*) Dieſer Artikel heißt: „Nur diejenigen königlichen Verordnungen ſollen Geltung haben, welche von einem ungariſchen in Ungarn lebenden Miniſter gegengezeichnet ſind.“ Dieſer Artikel iſt im Grunde nur eine Wiederholung eines Artikels der Charte von 1791, welcher lautet: „Der König wird nie das Land durch willkürliche Edicte und Reſcripte regieren.“

leicht nicht einmal daran, daß es einer solchen bedürfe, man befand sich in stolzer Sicherheit über des Königs Majestät, und diese stolze Sicherheit hat einen wahrscheinlich Unschuldigen in's Verderben gestürzt. Lamberg wurde bereits in Ofen angefallen und rettete sich mit knapper Noth in die Burg, in welcher er sich mehrere Stunden hindurch vor seinen Verfolgern, die wüthend nach ihm forschten, versteckt halten mußte. Hier vertauschte er seine Generalsuniform mit einem bürgerlichen Kleide, schlich sich durch eine Hinterpforte und warf sich in einen Fiaker, um nach Pesth zu fahren, wo er sich dem Reichstage vorzustellen gedachte. Allein auf der Brücke, welche Ofen mit Pesth verbindet, wurde er erkannt und scheußlich gemordet, trotz dem, daß er sich auf das königliche Rescript berief — welches eben die Wuth verdoppelte.

Jellachich war nicht minder über dieses Rescript entrüstet, durch welches er sich, am Ziele seiner Wünsche, wie er glaubte, gehemmt sah, um einem Deus ex machina untergeordnet zu werden. In seinem Zorne soll er erklärt haben, er werde sich diesem königl. Befehle nicht fügen, was so ein ernstliches Zerwürfniß zwischen ihm und seinen Offizieren hervorgerufen haben soll, daß diese ihm den Gehorsam kündigten. In Folge dieses Umstandes sah sich Jellachich bewogen, um einen 24-stündigen Waffenstillstand nachzusuchen, welcher ihm auch von den Magyaren gewährt wurde. So erzählen mehrere. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß das Gefecht bei Velencze, welches am 28. stattgefunden und Jellachich über 300 Mann kostete, sowie die gefährliche Stellung, welche er zwischen Sümpfen und Morästen einnahm, Jellachich den Waffenstillstand nachsuchen ließ. Seltsamerweise gewährten ihm diesen die Magyaren, und Jellachich benutzte ihn zu einem geschickten Flankenmarsche, der ihn in die Nähe von Raab brachte. Hier war er durch die Donau in Verbindung mit Oestreich, die für ihn äußerst wichtig war. Wahrscheinlich ist das kroatische Heer durch diese Seitenwendung dem Untergange entronnen; unbegreiflich aber erscheint es, daß die Magyaren den Waffenstillstand bewilligt haben, nachdem sie bereits einen Vortheil aus der ungünstigen Stellung der Kroaten gezogen hatten. Man sagt, daß Batthyanyi diesen Waffenstillstand abgeschlossen habe: that er es, so haben allerdings seine Landsleute Grund, ihn mit argwöhnischen Augen zu betrachten, wozu übrigens die aufgefangenen Briefe Jellachich's nicht wenig beigetragen hatten. Einen Tag nach Abschluß des Waffenstillstandes ging Batthyanyi nach Wien, wo er in das engste Vertrauen des Hofes gezogen

wurde. Von hier aus legte er seine Stelle als Ministerpräsident und als Reichstagsabgeordneter nieder — weil der Reichstag ihm dadurch einen Beweis des Mißtrauens gegeben, daß er während seiner Abwesenheit einen Beschluß gegen Lamberg und das königl. Rescript gefaßt habe!

Bei seinem Abmarsche von Velencze hatte Jellachich sein irreguläres Militair, d. h. das Raubgesindel, welches seinem Heere gefolgt war, zurückgelassen. Einen großen Theil dieser Horden hatte er bereits früher allmälig den Weg nach der Heimath wieder antreten lassen, auf welchem sie meist in die Hände der Magyaren geriethen, die sie niederhieben oder gefangen machten. Einige Tausend dieser Gefangenen wurden in ihre Heimath entlassen, nachdem sie gelobt hatten, nicht wieder die Waffen gegen die Magyaren führen zu wollen; als sich aber in der Folge herausstellte, daß die Entlassenen im serbischen Kriege verwendet wurden, kam man in Pesth von diesem Edelmuthe, von welchem man sich Anfangs nicht geringen Nutzen versprochen hatte, wieder zurück und benutzte von nun an die gefangenen Kroaten zu den Schanzarbeiten. Dieses Schicksal erfuhren auch diejenigen der bei Velencze Preisgegebenen, welche die Magyaren nicht ihrer Wuth opferten. Der Abzug Jellachich's war übrigens so eilends und so heimlich geschehen, daß die irregulären Truppen erst durch die Magyaren davon in Kenntniß gesetzt wurden.

Jellachich mit seinem jetzt wohldisciplinirten Heere erreichte Raab, ohne daß es der ihm verfolgenden magyarischen Armee und dem Landsturme gelungen wäre, ihn auf dem Marsche auch nur zu belästigen. „Wenn, sagt ein Pesther Correspondent des „Leuchtthurms," wenn militairische Geschicklichkeit und ein gelungener Rückzug durch alarmirte Gegenden Anerkennung verdienen, so gebührt diese der kroatischen Armee. Jellachich war oft 4–6 Tagemärsche voraus, ohne daß man seinen eigentlichen Standpunkt anzugeben wußte; oft ließ er an mehreren Orten zugleich Quartier machen."

In Raab erholte sich die kroatische Armee einigermaßen von den seit dem Ueberschreiten der Drau erlittenen Strapatzen. Jellachich erhob von Raab eine Brandsteuer und zwang die Bürger und Landleute der Umgegend, ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Von Raab aus ließ er die am jenseitigen Donauufer gelegene Festung Komorn auffordern, sich ihm, dem kaiserlichen General, zu unterwerfen und zur Pflicht und zum Gehorsam zurückzukehren, allein der pflichtgetreue Commandant, Oberst Maithe-

nyi, erklärte, daß er den ungarischen Behörden gehorche, welche Gehorsam von ihm zu verlangen berechtigt seyen.

Von Raab, wo er eine starke Besatzung zurückließ, wendete sich Jellachich weiter nordwestwärts, nach Wieselburg, das ihm ohne Weiteres die Thore öffnete. Hier hielt er sich nur so lange auf, als nöthig war, um Besitz von der Stadt zu ergreifen und sich diesen durch ein bedeutendes Truppencorps zu sichern. Sodann setzte er seinen Marsch in der begonnenen Richtung fort und stand bald vor Preßburg. Er forderte die Stadt zur Uebergabe auf, nicht zweifelnd, daß sie dieser Aufforderung genügen werde; dort glaubte er nämlich kaiserl. Truppen, welche vom Kriegsminister Latour in Wien bereits die erforderlichen Befehle erhalten hatten, zu finden. Allein er fand sich unangenehm getäuscht; die kaiserl. Truppen hatten nämlich einen Tag vor der Ankunft der Kroaten dem magyarischen Landsturm Platz gemacht; dieser hatte die Stadt verbarrikadirt, entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Jellachich fehlte es an schwerem Geschütze, durch das er Preßburg hätte bombardiren können, an eine Einschließung aber war nicht zu denken, er war hierzu zu schwach. Ein Truppenkorps von 8000 Mann unter den Generälen Rott und Philippowich, welches von Kroatien aus ihm zu Hülfe zog, wurde von dem Obersten Perczel aufgehoben. Jellachich ist jetzt die Verbindung mit Kroatien gänzlich abgeschnitten; daher mußte er unmittelbare Verbindung herzustellen suchen: sein Marsch von Velencze nach Preßburg zu hatte großentheils diesen Grund; wäre es ihm gelungen, die Truppenabtheilungen Rott und Philippowich an sich zu ziehen, so dürfte er leicht eine andere Richtung genommen haben.

Inzwischen hatten die Ereignisse, welche seit der Absendung Lamberg's in Ungarn stattgefunden, die Hofpartei in Wien mit panischem Schrecken erfüllt, denn nun wurde man sich darüber klar, daß Ungarn verloren sey, daß es sich jetzt um dessen Eroberung handle, und Jellachich, dessen Dictatur man zu fürchten begann, mußte man sich jetzt ganz in die Arme werfen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Oct. ließ man den Kaiser ein neues Manifest an die Ungarn unterzeichnen, welches gewissermaßen ein Ultimatum genannt werden kann. Es beginnt mit den merkwürdigen Worten: „Zu unserem Schmerz und Entrüstung hat sich das Repräsentantenhaus durch Ludwig Kossuth und seine Anhänger zu großen Ungesetzlichkeiten hinreißen lassen.“.. Dem entsprechend wird 1) sofortige Auflösung des Repräsentan-

tenhauses verlangt; 2) werden alle vom Könige nicht sanctionirten Beschlüsse desselben für ungesetzlich und ungültig erklärt; 3) werden alle in Ungarn und seinen Nebenländern, sowie in Siebenbürgen liegenden Truppen — gleichviel ob reguläres Militär, oder Nationalgarde oder Freiwillige — Jellachich untergeordnet; 4) wird das ganze Königreich in den Kriegszustand erklärt, so daß alle Comitats- und städtischen Congregationen eingestellt werden müssen; 5) endlich wird Jellachich zum bevollm. k. Commissär ernannt, „damit er im Kreise der vollziehenden Gewalt die Befugnisse ausübe, mit welchen er in gegenwärtigen außerordentlichen Umständen als Stellvertreter Unserer königl. Majestät ernannt worden ist." Dieses Rescript, welches einem russischen Ukas für das aufrührerische Polen vollkommen gleicht, vernichtet nicht nur Ungarn's Constitution, sondern legt die höchsten Gewalten in die Hände des wüthenden Feindes der Magyaren und des Magyarenthums; Jellachich, der in Ungarn als Häuptling einer Räuberhorde eingefallen ist, wird zum Palatin von Ungarn ernannt (denn seine Befugnisse sind die des Palatins); ihn, welcher zum Hochverräther an dem Könige von Ungarn geworden ist, wählt dieser zum alter ego in Ungarn!

Aber in Wien hatten sie gut decretiren und Manifeste schreiben: in Ungarn war die Revolution zur Herrschaft gelangt, und die dort gegen dasselbe ausgeübten Gewaltstreiche thaten nichts Anderes, als daß sie den bösen Geist heraufbeschworen, welcher durch die auf die Spitze getriebene Tyrannei, gegen die Revolution gekehrt, schon oft heraufbeschworen worden ist: den Terrorismus. Höhnisch lachte er zu den Befehlen der Wiener Camarilla und deren Helfershelfer.

Noch ehe Batthyanyi seine Stelle niedergelegt hatte, kurz nach der feigen Flucht des Erzherzogs Stephan (welche am 22. September geschah) wurde der Landesvertheidigungsausschuß gebildet; dieser vereinigte fast alle Gewalten in sich, von einem Ministerium war kaum mehr die Rede, so daß Batthyanyi eigentlich schon beseitigt war, als er seinen Ministerposten niederlegte. Der Vorsitzende jenes Ausschusses wurde Kossuth, er hat die Zügel der ungarischen Regierung ergriffen: seine Gesetze sind mit Blut geschrieben, seine Maßregeln sind eisern, sowie sie der Terrorismus dictirt. Nachdem am 6. Oktober das königl. Rescript bekannt worden war, wurde sämmtlichen Befehlshabern der Festungen Ungarn's und seiner Nebenreiche und Siebenbürgen's befohlen,

binnen sieben Tagen die ungarische Fahne statt der bisherigen kaiserlichen aufzustecken; alle Bewaffneten mußten den Eid auf die ungarische Verfassung schwören, sowie Gehorsam den Verordnungen des Landesvertheidigungsausschusses. Die Widerspenstigen werden als Hochverräther standrechtlich behandelt — und die Strafe des Hochverrathes ist in Ungarn nur Eine: der Tod am Galgen. Der Strang, durch welchen Räuber und Diebe ihr Verbrechen gebüßt haben, hat bereits viele der ersten Magnaten und Prälaten, welche des Einverständnisses mit den Feinden des Landes überwiesen worden waren, erwürgt: der Terrorismus hat das mit der Gerechtigkeit gemein, daß er weder auf Rang noch auf Reichthum irgend welche Rücksicht nimmt.

Der Feldzeugmeister, Capitänlieutenant Freiherr von Récsey, wurde in Wien zum Ministerpräsidenten ernannt, mit dem Auftrage, ein Ministerium zu bilden. Sein Ernennungsdecret ist von ihm selbst gegengezeichnet! Natürlich wurde dieses in Pesth für ungültig erklärt, ebenso das Rescript, welches Jellachich zum k. Commissär und alter ego ernennt; es wurde Jeder, welcher dem Rescripte Folge leisten oder mit Jellachich in irgend eine Verbindung treten würde, als Hochverräther erklärt. Récsey, das Werkzeug der Camarilla, wurde in den Anklagestand versetzt, und gewiß würde sein Ende ein trauriges gewesen seyn, sicherlich würde ihn weder sein hoher Rang noch das königliche Patent vor dem Strange geschützt haben, wäre nicht plötzlich ein Ereigniß eingetreten, welches den Dingen eine ganz andere Wendung gegeben hat, welches vor Allen für Récsey ein glückliches war, indem es ihn abhielt, seines gefährlichen Auftrages sich zu entledigen.

Dieses Ereigniß war nichts Geringeres, als die Wiener Revolution des 6. Octobers, welche ausbrach, als Récsey im Begriffe stand, Wien zu verlassen, um sich nach Budapesth zu begeben.

Wir wollen von dieser großen Begebenheit Dasjenige erzählen, was mit dem ungarisch-kroatischen Kriege in unmittelbarem Zusammenhange steht.

4

Derjenige unter den Wiener Ministern, welcher die Pläne der Camarilla am meisten förderte, der mit ihr Eines Sinnes war, wenn es die Unterdrückung der Freiheit galt, und der, wie sie, vor

keinem Mittel, um zum Zwecke zu gelangen, zurückbebte, war der Kriegsminister Latour. Er hatte fortwährend Jellachich auf das Kräftigste unterstützt; östr. Geld, östr. Waffen und Munition, östr. Offiziere mußten Jellachich's Pläne fördern helfen, mußten ihm dazu dienen, Ungarn zu zermalmen; die Befehlshaber in Ungarn, denen Latour trauen zu dürfen glaubte, hatten von ihm bereits vor Jellachich's Ankunft geheime Befehle zu Gunsten des Kroatenhäuptlings erhalten. Ein helles Licht auf diese Verschwörung gegen die Freiheit Ungarn's nicht nur, sondern auch gegen die Freiheit Oestreich's, warf der aufgefangene und veröffentlichte Briefwechsel zwischen Jellachich und seinen Offizieren einerseits und den Camarillabedienten andererseits. Das deutsche Volk in Wien war nicht minder entrüstet über dieses Gewebe von Schändlichkeiten wie das magyarische in Ungarn, es war empört und beschämt, daß man die Kräfte Oestreich's zur Unterdrückung der Freiheit Ungarn's verwendet habe und machte sich durch zahllose Demonstrationen und Protestationen Luft; die freisinnige Tagespresse und die Clubs traten offen dem Treiben der Camarilla und der mit ihr verschworenen hochverrätherischen Minister entgegen; die deutschgesinnte Partei des Reichstages forderte Rechenschaft und protestirte mit aller Kraft und Entschiedenheit dagegen, daß der Kaiser von Oestreich, um sich als König von Ungarn ferner zu behaupten, Oestreich's Kräfte hierfür in Anspruch zu nehmen berechtigt sey, sie erklärte, nicht Theil haben zu wollen an den Schändlichkeiten, welche in Ungarn verübt werden sollten.

Latour gestand einen Theil seiner hochverrätherischen Plane, soviel, als von denselben bereits offenkundig geworden war. Seine Geständnisse waren mehr als hinreichend, um ihn dem Schicksale zu überliefern, wenn, wie Ungarn, sich auch Oestreich im Kriegszustande befunden und die Gerechtigkeit die Zügel der Regierung gehalten hätte. Wien war aber zu der Zeit — Latour's Geständnisse auf dem Reichstage geschahen Ende September — bereits von Truppen umzingelt und man lauerte nur auf eine Gelegenheit, die Stadt in Belagerungszustand zu erklären.

Latour ließ sich durch die öffentliche Stimme, durch die allgemeine Entrüstung nicht beirren, er meinte, wie sein Vorbild Metternich, wenn es Zeit seyn würde, mit Kartätschen zu antworten.

Am 4. Oct. gingen zwei Raketenbatterien von Wien auf dem Wege nach Raab ab, in dessen Nähe sich damals Jellachich's

Hauptquartier befand. An demselben Tage erhielt man in Wien Kunde von dem kaiserlichen Ultimatum. Am 6. wird ein östr. Armeecorps beordert, nach Ungarn zu marschiren, um dort zu Jellachich's Truppen zu stoßen. Die Entrüstung des Volkes hatte ihren höchsten Punkt erreicht. Es widersetzt sich dem Abzuge der Truppen, es will nicht, daß Die, welche es von seinem Schweiße ernährt, um von ihnen geschützt zu seyn, zu Werkzeugen der Despoten werden, es will sie nicht im Bunde sehen mit Räubern. Man fragt sich, ob die Zeiten zurückgekehrt seyen, wo ein deutscher Fürst die Landeskinder an das Ausland verkaufte, denn man sieht den Kaiser von Oestreich deutsche Truppen dem Könige von Ungarn zuführen, damit dieser das ihm durch seine Unfähigkeit und durch den Freiheitssinn der Magyaren verloren gegangene Land wieder erobere. Als nun die Soldaten (zum großen Theile geborne Wiener), die Stadt verlassen sollten, da rief das Volk ein mächtiges Nein! und dieses Nein fand einen Wiederhall unter den Soldaten selbst, von denen ein großer Theil auf das Commando des Führers: „Wir gehen nicht!" antworteten. Latour läßt neues Militär vorrücken, um die Widerspenstigen zu zwingen, um seine frühere Drohung in Erfüllung zu setzen, um mit Kartätschen die öffentliche Meinung zu beantworten. Die Reihen der Bürger werden niedergeschmettert, um dem Militär ungehinderten Abzug zu verschaffen. Da machen jene auch ihrerseits von den Waffen Gebrauch, ein Theil des Militärs geht zu ihnen über und die gute Sache trägt einen vollständigen Sieg davon. Der Verräther Latour wird ein Opfer der Volksrache, die selbst durch seinen Tod nicht befriedigt ist. Mit bestialischer Wuth wird noch an dem verstümmelten Leichnam Mißhandlung geübt. Das Militär ist genöthigt, die Stadt zu verlassen. Der Kaiser selbst mit seinen Erzherzogen und Erzherzoginnen floh eilends davon, begleitet von einigen tausend Soldaten — er selbst, der Kaiser, wäre nirgends sicherer gewesen als in Wien, trotz der empörten Wogen des Volkswillens; desto mehr aber hatte diesen seine Sippschaft zu fürchten. Die czechischen Abgeordneten flohen ebenfalls, nach Prag sich wendend; war es das Bewußtseyn der bösen That und die Furcht vor dem verrathenen Volke, war es der Plan zu neuem Verrath, oder war es beides zugleich, was nach dem Sitze der wüthendsten Feinde des Deutschthums und der Deutschen sie trieb, oder waren es beide Beweggründe zugleich? Auch mehrere andere slawische Abgeordnete verließen eilends den

Reichstag, nicht minder einige deutsche und diejenigen Minister, welche Theil hatten am Verrathe; diese letzteren flohen nach Olmütz, wohin der Kaiser mit seiner Familie sich gewendet hatte, um die Camarilla vollzählig zu machen.

Die Wiener Revolution hat der ungarischen Angelegenheit plötzlich eine ganz andere Wendung gegeben, die Frage, ob Oestreich, das eigentliche deutsche Oestreich, deutsch bleiben oder slawisch werden, ob es frei bleiben oder ob dort der Despotismus wieder seinen Thron aufschlagen soll, das ist die Frage, hinter welche sich jene Angelegenheit verbirgt, von welcher sie nicht mehr zu trennen ist. Das Schicksal der Deutschen und der Freiheit in Oestreich steht mit jenem der Magyaren in unmittelbarer Verbindung.

Die wohlthätige Wirkung der Wiener Ereignisse auf die ungarischen zeigte sich sofort. Nicht nur wurde das kroatische Heer nicht verstärkt, nicht nur wurde Ungarn von seinem Feinde im Norden, wenigstens auf einige Zeit befreit, sondern auch von seinem Feinde in den Eingeweiden des Landes. Jellachich stand bei Preßburg, als er, am 8. Oct., Kunde von den Wiener Ereignissen erhielt. Hülfe von Oestreich konnte er jetzt nicht erwarten, er allein war zu schwach, um dem immer zahlreicher werdenden Heere der Magyaren und dem Landsturme, welcher ihm Lebensmittel und Munition abschnitt und ihn zu erdrücken drohte, zu widerstehen, geschweige denn, daß er sich auf Erfolge Hoffnung machen konnte. Dennoch, trotzdem daß sie ihn um die sofortige Unterstützung eines Bundesgenossen brachte und ihn von seinem ursprünglichen Plane abzugehen nöthigte, dennoch war ihm die Wiener Revolution nicht unwillkommen. Denn sie verschaffte ihm Gelegenheit, zugleich gegen das Deutschthum in Oestreich, dem er vielleicht nicht minder feind ist, als dem Magyarenthume, einen furchtbaren Streich zu führen und seine Treue für die Gesammtmonarchie kund zu geben; sie machte es ihm ferner möglich, mit einem Schein von Ehre ein Land zu verlassen, welches weit entfernt der Schauplatz seines Ruhmes zu werden, sein Grab zu werden drohte.

Jellachich verließ Ungarn, um an der Ausführung eines Planes Theil zu nehmen, von welchem derjenige, der ihn über die Drau geführt, im Grunde nur ein Glied war, des Planes, die ganze östr. Monarchie in ein slaw. Reich umzuwandeln; er bereitete seine und die kroatische Herrschaft in Ungarn kräftig vor,

indem er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zunächst zur Unterdrückung der Freiheit Oestreich's beitrug. Seine Hülfeleistung bei der Zerschmetterung Wien's mußte die Herren der östr. Gesammtmonarchie verpflichten, mit aller Entschiedenheit seine, des angehenden Despoten von Ungarn, Partei zu nehmen.

Jellachich ging mit seiner Armee über die Leytha, um sich vor den Mauern Wien's zu lagern und sich mit dem Grafen Auersperg, der mit etwa 15,000 Mann dort stand, zu vereinigen; die Besatzungen von Raab und Wieselburg folgten ihm unmittelbar nach seinem Abzuge, so daß der Boden Ungarn's am 9. October von den kroatischen Horden völlig gesäubert war.

5.

Durch die heroische Erhebung des Wiener Volkes hatten die Ungarn Luft bekommen, der Reichstag zu Pesth erkannte dies in einer Adresse an den zu Wien mit folgenden ewig denkwürdigen Worten an: „Die ungarische Nation ist vom wärmsten Dankgefühle durchdrungen für die heldenmüthige Aufopferung der edlen Bewohner Wien's, womit diese die Verstärkung der Armee des Verräthers Jellachich zu verhindern so glorreich sich erhoben haben. Die ungarische Nation erklärt vor Gott und vor der Welt, daß sie die Freiheit Oestreich's ihrer eignen Freiheit gleichachtet und zu deren Aufrechthaltung gemäß den Wünschen der östreichischen Nation nach Kräften beizutragen stets für ihre heiligste Pflicht halten werde. Die Gefahr ist gemeinschaftlich, welche die Freiheit beider Nationen bedroht; Ungarn weist entschieden von sich jeden Tractat mit der Camarilla und ihren eidbrüchigen Söldnern, bekennt sich aber vor Gott und der Welt zum tief verpflichteten Freunde, treuen Bundesgenossen und Bruder der östreichischen Nation und erklärt sich unwandelbar geneigt, die gegenseitigen Interessen zur beiderseitigen Zufriedenheit auf der breitesten Basis des Rechts, der Billigkeit und der treuen Bruderliebe regeln zu wollen, und bietet hierzu seine treue Bruderhand. Die Repräsentanten der ungarischen Nation haben an die ungarische Armee den Befehl ertheilt, Jellachich zu verfolgen, wohin er sich auch wenden möge. Ungarn folgt dem Triebe der Dankbarkeit, welches ihm zur Pflicht macht, Wien nicht ohne Unterstützung zu lassen gegen den gemeinsamen Feind."

Indessen konnten die Ungarn, trotz dem besten Willen für

Wien, nichts thun. Vergebens griffen sie zu wiederholten Malen die östreichisch-kroatische Armee an, sie wurden stets von der ungeheuern Uebermacht mit Verlust zurückgeschlagen; ein Dampfboot, welches den Wienern Hülfe bringen sollte, wurde in den Grund geschossen. Durch die feige und schwankende Haltung des östreichischen Reichstages zu Wien aber, der bald in seinen wesentlichsten Bestandtheilen dem Befehl des Kaisers nach Kremsier folgte, und die unglückliche Stadt ihrem Schicksale überließ, wurde die Lage der unglücklichen Wiener bald verzweifelnd. Bald hatte sich mit Auersperg und Jellachich der Kartätschenfürst Windischgrätz, der Zuchtmeister Prag's, vereinigt, und die Stadt war mit 70,000 Mann umzingelt und wurde sofort mit einem furchtbaren Bombardement geängstigt. In Wien selbst herrschte viel guter Wille, die Stadt bis zum Aeußersten zu vertheidigen, aber die Führer des Volkes, die sich an die Spitze des Aufstandes gestellt hatten, waren ihrer schwierigen Aufgabe nicht hinlänglich gewachsen; es wurde gleich Anfangs Manches nur halb gethan und viele nothwendige Maßregeln ganz versäumt. Als hierauf der tapfere Pole Bem die wilden Elemente der empörten Stadt zu leiten und die umfassendsten Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen versuchte, war es leider schon zu spät; das Wichtigste und Nothwendigste fehlte: Pulver und Blei und Geschützkugeln. Das ganze revolutionäre Deutschland sah starren Auges und klopfenden Herzens nach Wien, aber es wagte zu seinem Gunsten keine erfolgreiche Demonstration, denn die Despotie hatte bereits wieder die Zügel mit eiserner Faust ergriffen. Das in Frankfurt tagende sogenannte deutsche Parlament oder die deutsche Nationalversammlung glaubte genug gethan zu haben, einige eitle Menschen nach Olmütz, wohin die östreichische Camarilla sich geflüchtet hatte, als Vermittler zu schicken; sie wurden höflich empfangen, freundlich bewirthet und ihnen dabei einfach bedeutet, daß die Versammlung in Frankfurt sich über Dinge beruhigen möchte, die sie nichts angingen. Die Herren Vermittler beruhigten sich denn auch, kehrten, entzückt über des Hofes Glanz und Gnade und über die genossenen Ehrenbezeugungen nach Frankfurt zurück und statteten ihren Bericht ab, worauf die deutsche Nationalversammlung sich, ihrer Mehrheit nach, denn auch beruhigte und das unglückliche Wien seinem Schicksale überließ. Einige Männer der Linken, unter ihnen der wackere Robert Blum, waren nach Wien geeilt, allein da sie weder Truppen, noch Waf-

sen, noch Schießbedarf mitbringen konnten, so war ihre Anwesenheit daselbst fruchtlos, und Blum mußte bald darauf seinen Eifer für die Volkssache mit dem Leben büßen. Wien konnte seinem tragischen Verhängniß nicht entgehen. Windischgrätz ließ nach einem mehrtägigen Bombardement die Stadt stürmen, und trotz des heldenmüthigsten Kampfes ihrer Bevölkerung war er am 1. November völlig Meister derselben und begann sogleich seine rücksichtslose Standrechts-Herrschaft. Unter zahllosen Opfern wurde auch Robert Blum, einer der sächsischen Deputirten bei der deutschen Nationalversammlung, vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne Weiteres erschossen. General Bem entkam glücklich nach Ungarn und fand bald Gelegenheit, den Blutmenschen Windischgrätz für seine ausgeübte Schreckensherrschaft glorreich und nachdrücklich zu züchtigen.

In Ungarn brachen nach dem Abzuge des Kroatenhäuptlings Jellachich neue Feinde ein. Von Galizien her fielen Schaaren unter Anführung des Obersten Simonich wiederholt in Ungarn ein, und im Osten erhoben sich in Masse die Wallachen gegen die Magyaren. Doch Kossuth's großer Geist verlor den Muth nicht; je höher die Gefahr stieg, um so höher wußte er die Begeisterung seines Volkes zu steigern und dessen Thatkraft zu entwickeln.

Jellachich aber erntete nicht die Früchte seines Verrathes an den Ungarn und an seinem eigenen Volke, indem er sich der östreichischen Camarilla ganz verkauft hatte; sein Ehrgeiz mußte einen harten Schlag erdulden. Windischgrätz war zum Generalissimus sämmtlicher östreichischen Truppen, mit alleiniger Ausnahme derer, welche in Italien standen, ernannt, und Jellachich also mit seiner Armee ihm untergeordnet worden; er konnte daraus entnehmen, daß die Camarilla seiner nicht mehr für so benöthigt hielt. Da ein Rescript vom 4. Oktober ihm den Oberbefehl über Ungarn mit unumschränkter Vollmacht übertragen hatte, so mußte er nothwendigerweise in diesem neueren Schritt der Camarilla eine demüthigende Zurücksetzung erblicken; doch machte er gute Miene zum bösen Spiel, suchte aber, um dem Hof zu Olmütz ferner opponiren zu können, sich enger dem Slawenthum anzuschließen, und besonders die Czechen für sich zu gewinnen; unter diesen aber war die Slowanska Lipa — die Gesellschaft der Ultraczechen — diejenige Partei, welcher er in einem Schreiben aus seinem Lager bei Zwölfaringen seine Dienste anbot, da er dieses zur Förderung seiner Plane am geeignetsten hielt. Die

Slowanska Lipa schien anfänglich diesem Bündniß sehr geneigt, und hätte die Regierung der östr. Gesammtmonarchie sich dem Slawenthum in die Arme geworfen, denn auch Fürst Windischgrätz war ein Slawe, so möchte es in demselben vielleicht eine unüberwindliche Schutzwehr gefunden haben; allein glücklicherweise wüthete die plumpe Despotenfaust des Habsburgischen Hauses gegen alle Nationalitäten seines weiten Reiches, indem es nur das Prinzip seines eigenen absoluten Willens anerkannt wissen wollte, wodurch es bald die Sympathie aller Nationen unter seinem Scepter verlor und endlich zur Russenhülfe seine Zuflucht nehmen mußte, um nicht in kurzer Zeit vom Weltschauplatz durch seine zum Selbstbewußtsein erwachenden Völker vertrieben zu werden.

In Ungarn war die Sache der Magyaren im November immer noch auf einem bedenklichen Standpunkt. Zwar war Simonich über die Karpathen zurückgetrieben, und der magyarische General Perczel im Süden siegreich bis Warasdin an der kroatischen Grenze vorgedrungen, aber der Aufstand der Wallachen und Sachsen in Siebenbürgen, an dessen Spitze sich der östr. Feldmarschall-Lieutenant Puchner gestellt hatte, schien gefährlich; die Hoffnung der Magyaren gegen diese innern Feinde beruhte allein auf den stammverwandten Szeklern, die sich in derselben Zeit 60,000 Mann stark auf der Agyagfalver Haide zu patriotischen Schwüren versammelt hatten. Von Wien her zog drohend die vereinigte mächtige und vorzüglich ausgerüstete Armee Windischgrätz's und Jellachich's, um Ungarn zu bestrafen; aber der Erfolg hat ihren Erwartungen schlecht entsprochen: Ungarn ward für sie die verdiente Zuchtruthe, das Grab ihres Kriegsruhmes und der weite Friedhof ihrer Cohorten, wie die jüngste Vergangenheit uns zeigte.

Die Cholera.

Rathschläge zur Verhütung und Heilung derselben.

Da dieses mysteriöse, gefräßige und nimmersatte Ungethüm auf seiner verheerenden Wanderung um die Erde begriffen ist, und bereits auch bis in das Herz unserer Union gedrungen ist, so werden es die Leser der „Didaskalia" nicht ungünstig auf-

nehmen, wenn wir ihnen die Rathschläge mehrerer berühmter Aerzte Deutschland's und America's zur Verhütung und Heilung der Cholera mittheilen, wie folgt:

„Die ärztliche Erfahrung, welche in den Ländern, wo die Krankheit herrschte, gemacht wurde, stellt folgende Schutzmittel auf.

Sobald die Krankheit im Wohnorte oder in der Nähe desselben ausgebrochen ist, beobachte man Folgendes:

a) Verbanne man aus dem Gemüthe die Furcht vor der Krankheit. Die Gründe zur Aufrechthaltung des Muthes sind: 1) Daß nur die geringere Zahl von Menschen Empfänglichkeit für das der Krankheit zum Grunde liegende Gift hat; 2) daß man durch eine gewisse Lebensordnung derselben in der Regel zuvorkommt, und im wirklichen Krankheitsfalle die ärztlichen Kunstmittel gegen sie besitzt; 3) daß der Mensch, welcher der Pflicht der Selbsterhaltung gemäß, die ihm zu Gebot stehende Hülfe gesucht und angewendet hat, vertrauensvoll den Beschlüssen der höhern über Leben und Tod gebietenden Macht entgegen sehen darf.

b) Man enthalte sich aller schwerverdaulichen Nahrungsmittel, namentlich der Hülsengemüse, fester Mehlspeisen, fetten Backwerkes, Gerstenbrods, roher Früchte, vermeide aber nicht ängstlich, gewohnte und gesunde Nahrungsmittel, z. B. Fleisch, Fische, Gemüse, nur würze man Letztere etwas stärker, vermeide dagegen Ueberfüllung des Magens mit denselben. An Wein gewöhnte Personen trinken ein Glas mehr, oder von edlerer Qualität; an Wein nicht Gewöhnte fangen an zu trinken, Aermere trinken Branntwein, aber man hüte sich, was verderblich ist, von diesen Getränken im Uebermaß bis zum angehenden oder wirklichen Rausch Gebrauch zu machen. Ganz besonders finde ich rathsam, auf die Mittagsmahlzeit eine Tasse starken Kaffe zu trinken.

c) Man vermeide sorgfältig Verkältung der Füße und des Unterleibs. Darum ist es höchst rathsam, wollene Strümpfe und eine flanellene Binde auf dem bloßen Unterleib zu tragen.

d) Man sorge für größtmögliche Reinlichkeit des Körpers sowohl, als des Wohnzimmers und der Haus- und Hofgerechtigkeit. Zu diesem Ende 1) wasche man sich jeden Morgen eine starke Viertelstunde nach dem Aufstehen aus dem Bette, wenn man nicht im Schweiße ist, den Körper mit einem in frisches Wasser getauchten Schwamme, jedoch mit der Vorsicht, welche besonders delicate, an solche kalte Waschungen nicht gewöhnte Personen, zu beobachten haben, daß man mit einem solchen

Schwamme ein Glied rasch reibet, dasselbe sogleich abtrocknet und mit den übrigen Gliedern und Körpersflächen successiv ebenso verfährt, indem durch solche Waschungen der Körper nicht nur von den Hautunreinigkeiten befreit und die unmerkliche Hautausdünstung befördert, sondern auch der Haut Ton- und Spannkraft gegeben wird; 2) wechsle man so viel wie möglich die Kleidungsstücke, hänge die ausgezogenen sogleich in freier frischer Luft auf, wasche Hemden und Bettzeug, deren öfterer Wechsel besonders zuträglich ist, und andere zu reinigende Stoffe sogleich, ohne sie also vorher lange in einem Kasten aufzubewahren, mit Chlorkalk (Chlorure de chaux) versetztem Wasser (5 Unzen derselben auf 5 Maß Wasser), oder in scharfer Lauge, oder in Ermanglung von beiden mit kaltem Wasser, weil die Kälte alle scharfen giftigen Stoffe entweder zerstört oder doch ihre Wirksamkeit schwächt und vermindert, während die Wärme dieselben auflös't und unter Dampf- oder Luftgestalt auf andere Wesen verbreitet; bringe das durch solche Waschungen verunreinigte Wasser wo möglich sogleich in fließendes Wasser, oder in eine Hof- oder Gassen-Rinne, wo es raschen Abfluß hat, oder wo dies nicht möglich ist, dasselbe also in eine im Hof stehende Grube oder auf einen Misthaufen gebracht werden muß, setze man ihm zuvor eine oder einige Hände voll ungelöschten Kalk bei, was auch in jenem Fall, des Abflusses in einer Rinne nämlich, rathsam ist, wenn man sich weder Chlor- noch Laugenwasser zum Waschen bedient hat. 3) Kehre und reinige man das Wohnzimmer, welches geräumig, trocken, der Luft und dem Lichte zugängig seyn soll, jeden Morgen bei offenen Fenstern und Thüren, und erneuere auch im Tag noch ein oder einige Male die Luft des Wohnzimmers durch frische atmosphärische, und stelle in dasselbe in einer breiten gläsernen oder irdenen Schüssel eine Auflösung von Chlorkalk (¼ Pf. Chlorkalk in 1 Maß Wasser aufgelös't, für ein mittelmäßig großes Wohnzimmer), rühre dieselbe im Tag mehrere Male mit einer nicht metallenen Röhre, am besten mit einer Glasröhre um, und gebrauche die Vorsicht, die metallenen Gegenstände des Zimmers mit Oel zu bestreichen, damit sie von den Chlordämpfen nicht angegriffen werden. 4) Da das Feuer eine besonders anziehende und zerstörende Kraft für alle in der Luft schwebenden oder aufgelös'ten Krankheitsstoffe hat, so ist es höchst zweckmäßig, täglich mehrere Male einen dürren Wachholderstrauch im Zimmer anzuzünden und denselben während des Verbrennens nach al-

len Richtungen des Zimmers herum zu tragen, und dann Fenster und Thüre zu öffnen. 5) Leere man den über Nacht gelassenen Urin sogleich Morgens aus dem Nachttopfe, fülle ihn, aus dem Schlaf- und Wohnzimmer entfernt, bis zur Zeit des Schlafengehens, entweder mit Chlorwasser oder wenigstens mit kaltem Wasser an. 6) Halte man gleichfalls das Hausvieh, Hof und Stallung rein, dadurch, daß man jenes, und namentlich die Pferde und das Hornvieh, täglich striegelt, wascht oder in die Schwemme führt und die Stallung öfterer mistet, den Mist und Unrath jeder Art nicht lange im Hofe aufgehäuft läßt, sondern sobald als möglich aus demselben schafft, und wo dieß nicht sogleich thunlich ist, bestreue man jede frische Mist- oder Unrathschichte mit ungelöschtem Kalk.

Wer diesen Vorschriften gemäß handelt, bedarf keines weitern Schutzmittels; doch finde ich noch sehr empfehlenswerth, daß Menschen, deren Gewerb oder Beruf sie täglich mit vielen Personen oder gar mit Cholera-Kranken in Berührung bringt, Morgens vor dem Ausgehen einen Eßlöffel voll Kaffetinktur nehmen, (8 Loth gebrannten und gemahlenen Kaffe mit einer Bouteille Branntwein angesetzt), indem diese Tinktur im menschlichen Körper eine gleichförmige und anhaltende Wärme, verbunden mit einem alle organische Verrichtungen erhöhenden Lebensgefühle, erregt, wie ich aus vielfältiger eigener Erfahrung weiß, daß kein anderes Getränk sie in diesem Grade erzeugt und unterhält. Die mit den Cholera-Kranken in Berührung stehenden Personen haben nebstdem die Vorsicht noch nöthig, daß sie bei dem Kranken den Speichel nicht niederschlucken, von Zeit zu Zeit einige in Branntwein oder Essig geweichte Wachholderbeeren in den Mund nehmen, und die verbissenen jedesmal wieder ausspucken, und nach Berührung des Kranken sich mit Chlor- oder Essigwasser waschen.

Heilmittel.

In wiefern die Krankheit den Gesunden nicht sogleich innerhalb einer Stunde oder in noch kürzerer Zeit niederschmettert, sondern noch den Zeitraum von Vorboten gestattet, so sind diese nach der Beschreibung der beobachtenden Aerzte folgende: Plötzliche Schwäche, Schwindel, Umnebelung des Kopfes, schnelles Erlöschen des Glanzes der Augen, Entstellung und Blässe des Gesichts, Ohrensausen mit abwechselnder Harthörigkeit, die Em-

pfindung eines kühlen Luftwehens längs dem Rücken, wobei sich noch das Kopfhaar sträubet, ein Drücken in den Schläfen, innere Unruhe und Angst, ein unruhiger Schlaf oder eine vollständige Abwesenheit desselben. Bald darauf Seufzer, Beengung der Brust, namenloses Pressen und Zittern im Herzen, ein fremdartiges Gefühl unter den linken Rippen, Beklemmung in der Herzgrube, Pulsiren der Bauchschlagader, Sehnenhüpfen, und nun stellt sich abwechselnd Frost und Hitze zugleich mit kaltem Schweiße des Gesichts, der obern und untern Extremitäten, ein. In der Bauchhöhle erhebt sich ein unaufhörliches Poltern und Kollern mit einem stechenden Schmerze in der Nabelgegend, man beobachtet ferner Aufgetriebenheit der obern Bauchgegend, in der Magengrube das Gefühl von Sattheit, wie bei einer bedeutenden Magenüberladung. Der Ausbruch der Krankheit beginnt mit vermehrten Stuhlgängen, die bis zum erschöpfenden Durchfalle gesteigert werden. Das Ausgeleerte ist wässerig, erregt im After ein Brennen, wie von heißem Wasser, fast zu gleicher Zeit entsteht ein Würgen, worauf unmittelbar ein häufiges Erbrechen ähnlicher Flüssigkeit mit Klumpen von Schleim erfolgt u. s. w.

Sobald sich die ersten Verboten einfinden, gebe man dem Kranken ein Brechmittel aus Ipecacuanha, alle 8 Minuten 10 Gran derselben, in einem Eßlöffel voll Wasser, bis fünfmalige Wirkung erfolgt, und wenn es anfängt zu wirken, lasse man viel Kamillen- oder Lindenblüthen-Thee nachtrinken. Nach dem Brechmittel, oder wenn dasselbe aus irgend einer Ursache nicht angewendet werden kann, setze man ihn in ein möglich schnell zu bereitendes warmes Bad, oder wenn die Zufälle dringend sind, über ein Dampfbad, entweder von bloßem heißen Wasser, oder, was besser ist, nachdem man demselben 4 bis 5 Hände voll aromatische Kräuter oder eben so viel Ameisen beigesetzt hat, 15 bis 20 Minuten lang, bringe ihn hierauf in ein warmes Bett und reibe ihn mit warmen flanellenen Tüchern so lange, bis an den kalten Gliedern natürliche Wärme und warmer Schweiß erfolgen und der Puls gefühlt wird. In Ermanglung des Bades fängt man sogleich die Reibungen an, die, um die beabsichtigte Wirkung desto schneller hervorzubringen, gleichzeitig von zwei Personen unternommen werden, deren jede sich mit einer Körpershälfte beschäftigt. Erbrechen und Durchfall lassen gewöhnlich hierauf nach, es tritt ruhiger Schlaf ein, die größte Gefahr ist vorüber, doch ist der Kranke noch nicht völlig gerettet. Im Bette gebe man ihm jede halbe Stunde, oder bei heftigem Dran-

ge der Zufälle, jede Viertelstunde einen Eßlöffel voll von einer Arznei aus 8 Unzen von einem beliebigen aromatischen Wasser, als Fenchel-, Melissen-, Kamillen-, Hollunder-, Krausenmünze-, am besten aber Pfeffermünze-Wasser, mit 20 Gran Kampfer, 1½ Drachmen ätzhaltigen Salmiakgeist, und 1 Unze Syrup, und setze jeder solchen Dosis 5 Tropfen Opiumtinktur zu, abwechselnd mit sehr warmem Thee von Hollunder- oder Linden- oder Kamillen Blumen, wozu für die jedesmalige Dosis 10 bis 15 Tropfen Minderersgeist getröpfelt werden. Stellt sich eine gleichförmige Wärme mit Schweiß oder mit schlüpfrig anzufühlender Haut ein, in welchem Falle, wie gesagt, Erbrechen und Durchfall, nebst den andern Zufällen, gewöhnlich ganz oder doch größten Theils nachlassen, so setze man die Arzneien in größeren Zeiträumen, d. i. von 1 bis 2 Stunden fort. — Lassen die Umstände des Kranken die Anwendung dieser Arznei mit Kampfer, Salmiakgeist und Opiumtinktur nicht zu, so reiche man ihm wenigstens eine oder die andere der genannten Theearten, und statt der Opiumtinktur jede halbe oder Viertelstunde einen starken Eßlöffel voll von einer Abkochung von Magsaamenkapseln in Wasser (8 Magsaamenkapseln mit 1 Schoppen Wasser bis zu ¾ Schoppen eingekocht.) Eine obiger Kampferarznei an Wirksamkeit nahe kommende und sie in einigen Fällen übertreffende Arznei ist folgende, die zugleich den Vortheil der Wohlfeilheit hat. 6 Unzen Wasser, 2 Scrupel Salpetersäure, 25 Tropfen Opiumtinktur, 1 Unze Eibischsyrup, wovon der Kranke alle halbe Stunden einen Eßlöffel voll nimmt, und bei erfolgender Besserung alle 1 bis 2 Stunden einen Eßlöffel voll.

Nachdem man die Reibungen eine halbe Stunde lang nebst den Arzneien fortgesetzt hat, es mögen dieselben gegen die genannten Zufälle mit oder ohne Erfolg angewendet worden seyn, lege man durch Pfeffer geschärfte Sinapismen auf die Magengegend, Arme, Beine und in den Nacken, und in Ermanglung dieser Sinapismen, Meerrettig mit Pfeffer und Essig auf die genannten Theile. (Auch hat man sich von dem in Ostindien üblichen Verfahren, mit einem glühend gemachten Stück Eisen den hart wülstigen Theil der Ferse bis zur Schmerzäußerung zu brennen, sehr gute Wirkung zu versprechen, indem dadurch allen obigen belebenden und schweißtreibenden Mitteln der Weg zu ihrer schnellern Wirksamkeit gebahnt wird.) Den Unterleib reibe man hierauf mit flüchtiger Kampfersalbe oder Opodeldoc mit oder ohne Opium ein, oder fange, wenn man diese Mittel bei der

Hand hat, die Reibungen mit denselben sogleich an, und bedecke ihn mit warmen Bähungen; eben so behandle man die krampfhaften Glieder, und wickle sie dann in Flanell ein. In Ermanglung dieser Salbe mache man 1 Unze zerstoßenen Pfeffer und 2 Unzen Senftmehl mit 2Schoppen Branntwein heiß, und reibe damit die genannten Theile ein.

Zum Getränk dient Brodwasser, oder Gersten- oder Queckenabkochung. Schleimige Mittel aller Art, Fleischbrühen, besonders Hühnerbrühe, Kaffee mit oder ohne Milch, von Zeit zu Zeit im Tage, in der Gabe von einigen Eßlöffel voll dargereicht, und edler Wein, machen in der Krankheit sowohl, als in der beginnenden Genesung, das zu beobachtende Régime aus.

Von dem vorschriftsmäßigen Gebrauch dieser Rathschläge, wenn sie gleich im Anfang der Krankheit angewendet werden, nähre ich die Ueberzeugung, daß unter 10 von der Krankheit Befallenen wenigstens 7 gerettet werden."

Einer der berühmtesten Aerzte New-York's veröffentlicht Folgendes über die asiatische Cholera:

„Nach den glaubwürdigsten Berichten sind die Kennzeichen der Cholera, sowohl an den Orten, den Personen und den Jahreszeiten von verschiedener Natur — doch sind gewisse deutliche Kennzeichen vorhanden, woran sie sich unveränderlich kund gibt. Diese bestehen in einer schwarz-gelben oder bleiernen Farbe der Haut, und vorzüglich des Gesichts und Haut — tödtliche Kälte des Körpers, welche an und für sich durch die Temperatur der Atmosphäre entsteht—Zwang der Muskeln und Krämpfe in den nährenden Gedärmen und einem weißlich-gelben Auswurf aus dem Magen und den Eingeweiden, welcher sowohl Farbe als auch Inhalt von Reißwasser hat. Die animalische Hitze ist nie wieder zu erlangen, wenn die Krankheit sich tödtlich endigt. Stellt sich die animalische Hitze wieder ein, so gewinnt die Krankheit einen günstigen Ausgang.

Diejenigen Personen, welche der Krankheit unterworfen, sind die unglücklichen Armen, die Hülflosen, die Ausschweifenden, die Lasterhaften, die Kranken und die Furchtsamen. Diejenigen, welche gesund, der Gesundheit angemessen gereiniget, gekleidet, genährt und beschäftigt sind, werden sie nicht leicht erhalten, ausgenommen, sie sind ängstlich, welches sie gar nicht nöthig haben. Derjenige, welcher die gehörige Sorgfalt auf seinen Körper und seinen Geist verwendet, ist sicher genug. Furchtsamkeit ist eine Krankheit des Geistes, welcher die Krankheit des Körpers

nachfolgt. Ich selbst war mit einer vortrefflichen und furchtlosen Krankenwärterin Wochen lang mitten unter der Krankheit und wir Beide gingen frei aus.

Es ist ein eigenthümlicher Zustand der Luft, wenn die Krankheit erscheint. Eine große Menge Dunst und Gas ist in ihr, in der Nähe des Fußbodens, enthalten; und die Temperatur ist bei Tage gewöhnlich wärmer, bei Nacht aber kalt. Es ist dieselbe Luft, als in einem dumpfen Waschhaus — feucht, klebrig und dunstig. Es fehlen mir die Worte, um meine Meinung noch besser auszudrücken. Die feuchte Luft hängt über Euch — klebt Euch an!

Die Beschreibung der Krankheit ist folgende: Das Blut der von der Krankheit befallenen Person ist in schlechtem Zustande — d. h. es ist nicht so viel guter Lebensstoff vorhanden, welcher hinreichend ist, um den Wärmestoff in den Lungen und sonst jedes Theiles zu erhalten. Die Luft besteht aus halb dunstigem und giftigem Gas, und erzeugt nicht so viel Sauerstoffgas für die Entzündlichkeit in den Lungen, als zur Wärme des Blutes, im gesundem Zustand, erforderlich ist; deßhalb auch eine kältliche Nacht dem Körper seiner Wärme schneller beraubt, als solche bewirkt, und so die Lebensfahne fallen macht.

Das Athmen ist geschwächt, weil weder die Lungen, noch das Gehirn, welche die gezwungene Verrichtung des Athmens befördern, mit gesundem Blut versehen sind. Das Leben hat dann den abnehmenden Prozeß begonnen, und wird es nicht aufgehalten, so vollendet es. Ist das Blut nicht durchwärmt — d. h. mit Wärmestoff in den Lungen verbunden, welches die Ursache seiner Röthe und Lebenskraft ist—so ist es schwarzgelb und bleiern, und der Patient erscheint oftmals schwarzbleiern gleich einem Gespenst. Das Blut hat keine Wärme zu vertheilen, und deshalb ist der Patient kalt, und da nicht genug Wärmestoff in den Adern und dem Körper vorhanden ist, um dieselben in Ordnung zu erhalten, so fließt der leichtere Theil des Blutes „wie bei einem Todten" ab, und der dickere Theil gerinnt. Dann ist nur schwacher Umlauf— kein Puls mehr vorhanden.

Dieselben Zustände finden bei der Pest und bösartigen Fiebern statt. Ich habe gesehen, daß sie bei Männern hervorgebracht, welche die ungesunde Luft in einem Brunnen oder Bergwerke eingeathmet hatten. Oft sehen wir dasselbe in einem Hospital, oder in einer verschlossenen, vollgedrängten, unluftigen und schmutzigen Gasse. Hat Jemand geringes Blut und schlechte Luft und ist der Nacht-

hülfe ausgesetzt, so ist er für irgend eine Krankheit, welche bei der Hand ist, empfänglich.

Ueber die Beschaffenheit der Atmosphäre, welche als der Ursprung der Krankheit betrachtet wird, ist schon viel geschrieben worden. — Es sey daher bemerkt, daß die Atmosphäre aus nur zwei Gasen besteht — Feuerstoff- und Stickgas, — und beide sind zum Leben und zur Gesundheit erforderlich. Es können mehr oder weniger andere Gase von giftiger Natur in der Atmosphäre seyn als Zusammensetzung von Kohlenstoff, Schwefel, Feuer und Wasserstoff; alle aber sind furchtbar giftig in dem Blute eines Menschen. Gekohlter und geschwefelter Wasserstoff ist meistens tödtlichen Inhalts, und wird reichlich aus aufgelöst'en, thierischen und pflanzenartigen Stoffen hervorgebracht.

Obgleich wir aber die Luft in jedem Platz meistens vollkommen frei machen, so bewirken wir es doch nicht so fühlbar. Eins will ich indessen dem Publikum kräftig an's Herz legen: „Gebraucht keine sogenannten nichtgiftigen Flüssigkeiten. Ihr wißt nicht, was in der Luft enthalten ist, und vermehrt Eure Unwissenheit nicht durch Irrthum, indem Ihr etwas nehmt, wovon Ihr die Wirkung nicht kennt."

Gebraucht Luft, Wasser und Feuer, denn die Erfahrung des ganzen Menschengeschlechts bestätigt ihre Wohlthat. Eins nur ist von Nutzen der Atmosphäre—hinlängliche trockene Wärme. Wenn die Sonne nicht scheint, macht gefälligst ein tüchtiges Feuer an. Das Feuer in London machte, daß die Pest still stand. Würden die elenden Viertel einer Stadt damit behaftet, und sie würden durch Feuer verwüstet, so würde es ein allgemeiner Segen seyn. Der Wärmestoff würde die Ansteckung auflösen und sie unschädlich machen.

Mit der Bevölkerung indessen können wir mehr als mit der Luft thun. Kann dieselbe heilsam gereinigt, gekleidet, genährt und am Tage beschäftigt und des Nachts mit hinlänglichen warmen Wohnungen versehen werden, zu welchen sie zeitig zurückkehren, um zu schlafen, so ist die Beschaffenheit der Luft von keinem großen Einfluß. Frühes Zurückziehen in's Bett ist für Jedermann von der größten Wichtigkeit. Alle Personen, welche von der Cholera befallen worden sind, haben dieselbe spät in der Nacht oder früh am Morgen bekommen. Ein zeitiger warmer Schlaf sichert

Euch vor ihrem Anfall. Wenn sowohl alle öffentlichen Orte als auch die Privathäuser um zehn oder eilf Uhr geschlossen würden und alle Welt schlafen ginge, so würden wir sicher genug seyn.

Laßt Euch den Grund, warum frühzeitiges Schlafengehen das Beste ist, angeben. Je früher Ihr nach der letzten Mahlzeit schlaft, desto besser ist Euer Blut, sowohl zum Umlauf als zur Nahrung, geschickt. Euer Gehirn und die Lunge, diejenigen Organe, von welchen Euer Leben abhängt, werden die beste Gelegenheit haben, dasselbe zu stärken, ehe es an andern Theilen, und die Ihr weniger braucht, verschwindet. Außerdem ist der erste Theil der Nacht der ruhigste — schlaft, während Ihr könnt!

Waschet Euch immer in einem warmen Zimmer — kleidet Euch bequem — eßt hinlänglich aber mäßig — beschäftigt Euch fortwährend — geht zeitig zu Bett und schlaft — und Ihr werdet sicher genug seyn. Beschäftigung ist die Seele der Gesundheit; ein fauler Mensch ist stets krank.

Was die Nahrung betrifft, so werden Einige eines Wortes bedürfen. Alles ist Nahrung, was Blut macht. Spiritus u. Taback unterlaßt. Fleisch, Fisch, Geflügel, Pflanzen, Körner, Früchte und Wurzeln sind gut. Nehmt, nach was Ihr verlangt; urtheilt selbst, was Euch gut ist. Was ist Euer Instinkt, Appetit— und der Grund dafür? Muß man Euch etwa sagen, was Ihr zu Mittag essen sollt? Dann geht zurück und werdet Wickelkinder. Nehmt eine gute Frau, die Acht auf Euch gibt und Euch mit Speise versorgt.

Ihr wollt gute Speisen haben, wenn Ihr keine Furcht vor der Cholera habt — jetzt um so mehr. Nehmt sie, wenn Ihr sie haben könnt. Vor Thee und Kaffe braucht Ihr nicht ängstlich zu seyn, wenn sie Euch früher nicht nachtheilig waren. Ein guter Apfel oder andere Frucht zu seiner Zeit, mit anderer Speise, wird Euch immer nur dienlich seyn. Besorgt Euren Magen täglich zwei- oder dreimal — Euren Leib einmal! Und jetzt gebt Acht: „Keine Pillen, keine Mixturen!" — Und das ist Alles!

—0—

Von den Veränderungen, welche die europäischen nach America verpflanzten Hausthiere erlitten haben.

Von Roulin.

Die nach America verpflanzten Säugethiere sind: das Schwein, das Schaf, die Ziege, der Esel, das Pferd, die Kuh und der Hund. Sie sind gegenwärtig daselbst und namentlich in Columbien vom 3. bis 10. Grad nördl. Breite und vom 70. bis 80. Grad westlicher Länge zahlreicher als alle einheimischen großen Säugethiere.

Das Schwein, das man in den heißen Thälern sieht, wo es den ganzen Tag frei im Walde läuft und wilde Früchte sucht, aus denen zu gewissen Zeiten seine ganze Nahrung besteht, hat fast nichts mehr von einem Hausthiere an sich und wird zur Hälfte wieder zum wilden Eber. Im Jahre 1493, ein Jahr nach der Entdeckung America's, wurden die ersten Schweine nach St. Domingo gebracht; in den folgenden Jahren kamen sie nach und nach in alle Niederlassungen der Spanier, und nach einem halben Jahrhundert findet man sie vom 25. Grad nördlicher Breite bis zum 45. S. Nirgends scheinen sie vom Wechsel des Klima's zu leiden und pflanzten sich von Anfang an so leicht fort als in Europa.

Die Einführung des Rindviehs hatte mehr Schwierigkeiten; sie wurden aber durch die Ausdauer der ersten Ansiedler sämmtlich besiegt. St. Domingo, wohin diese Thiere zuerst kamen, wurde eine Pflanzschule, in der sie sich ungeheuer vermehrten, und von wo man sie nach und nach an verschiedene Punkte der Küste des festen Landes und weiter in's Innere brachte. Oviedo erzählt, trotz der starken Ausfuhr seyen Heerden von 4000 Stück auf der Insel etwas Gewöhnliches gewesen, und dieß 27 Jahre nach der Entdeckung; ja es gab Heerden von 8000 Köpfen und nach Acosta wurden im Jahre 1587 blos von St. Domingo 35,444 Häute ausgeführt; in demselben Jahre führte man aus den Häfen von Neu-Granada 64,350 Stück aus. Es war dieß 65 Jahre nach der Eroberung von Merico. — Sobald sich das Vieh vermehrt hatte und sich nicht mehr an das Haus hielt, bemerkte man, daß es durchaus im Futter einer gewissen Menge Salz bedürfe; wenn es dasselbe nicht in den Pflanzen, dem Wasser oder gewissen Erdarten von salzigtem Geschmacke fand, deren es in mehreren Gegenden gibt, fiel es ab, die weiblichen Thiere

verloren an Fruchtbarkeit und die Heerden gingen schnell ein. Auch wo das Vieh Salz genug findet, ist es vortheilhaft, ihm welches zu reichen, denn es ist dieses ein Mittel, dasselbe daran zu gewöhnen, daß es sich zu bestimmter Zeit an dem Orte sammelt, wo man es mustert. Läßt man es nicht zusammen treiben, so hat man zu besorgen, daß es sich schnell zerstreut und verwildert. — In Europa, wo der Milchertrag bei einer Heerde sehr in Betracht kommt, melkt man im Allgemeinen die Kuh, so lange sie fruchtbar bleibt. Dieses Verfahren hat in der langen Reihe von Generationen, seit man es befolgt, am Ende Veränderungen in der Art hervorgebracht; die Euter nämlich haben eine übermäßige Größe erhalten und die Milch fließt fortwährend zu, auch wenn man der Mutter das Junge genommen hat. In Columbien wurde aus vielen Ursachen diese Sitte nicht fortgesetzt; und wirklich bedurfte es nur weniger Generationen, und die Organisation nahm bei den sich selbst überlassenen Thieren ihren ursprünglichen Charakter wieder an. Soll in Columbien die Kuh die Milch behalten, so muß das Kalb den ganzen Tag bei ihr seyn; man entfernt es erst Abends und melkt blos die Milch, die sich die Nacht über gesammelt hat. Sobald das Kalb erwachsen und entfernt ist, bleibt die Milch sogleich aus.

Der Esel scheint sich in diesen Gegenden in Bildung und Sitten nur höchst unbedeutend verändert zu haben. An gewissen Orten, wo man ihn vernachlässigt, oder zu sehr belastet, kommt er häufig mißgestaltet zur Welt. Nirgends ist er verwildert.

Mit dem Pferde verhält es sich anders; denn dieses findet sich an mehreren Orten in Columbien wild vor. Bei diesen Thieren kommt in der Freiheit ein Merkmal der wilden Art wieder zum Vorschein, nämlich die Gleichheit der Farbe; Kastanienbraun ist bei jenen Pferden nicht blos die herrschende, sondern fast die einzige Farbe. Der Gang, den man an Reitpferden besonders liebt, ist der Paß und der rasche Schritt, man richtet die Pferde frühzeitig dazu ab. Wenn man sie reitet, sieht man sorgfältig darauf, daß sie in keinen andern Schritt fallen. Merkwürdigerweise rührt nun von solchen Pferden eine Race her, bei der, wenn die Thiere erwachsen sind, der Paß so natürlich ist, wie bei unsern Pferden der Trab. Diese Pferde, welche von Natur im Paß gehen, heißen Aguillilas.

Hunde kamen schon bei Columbus zweiter Reise nach America; ja er hatte bei seiner ersten Schlacht gegen die Eingebornen

von St. Domingo zwanzig Hunde in den Reihen seines kleinen Heeres. Sie wurden auch nachher bei Eroberung des festen Landes, besonders in Mexico und Neu-Granada gebraucht; ihre Race hat sich auf dem Plateau von Santa Fé, ohne sichtliche Veränderung erhalten, und man braucht sie dort zur Hirschjagd. Sie zeigen dabei ausnehmendes Feuer und packen noch grade auf dieselbe Weise an, die sie einst den Einwohnern so furchtbar machte. Sie fassen nämlich das Thier im Unterleibe und werfen es mit einer raschen Bewegung des Kopfes nieder, wobei sie den Augenblick benutzen, wo der ganze Körper auf den Vorderbeinen ruht. Der so niedergeworfene Hirsch ist oft sechsmal schwerer als der Hund. Gewisse Hunde von reiner Race besitzen auch undressirt als Erbtheil den Instinkt, der sie zur Jagd des Pecari oder americanischen Bisamschweins tauglich macht. Die Kunst des Hundes besteht darin, daß er seine Hitze mäßigt, sich an kein Thier besonders macht, sondern dem ganzen Rudel die Spitze bietet und sich nicht umzingeln läßt. Unter diesen Hunden gibt es nun welche, die, wenn sie zum erstenmal in den Wald kommen, sogleich auf's Geschickteste angreifen; ein Hund von schlechterer Race packt sogleich an und ist, er mag noch so stark seyn, im Augenblick zerrissen.

Das nach America verpflanzte Schaf ist nicht das Merino-Schaf, sondern von den zwei Arten Tana basta und burda. Das Schaf pflanzt sich in den gemäßigten Landstrichen recht gut fort, und verräth nirgends Neigung, sich der Herrschaft des Menschen zu entziehen. Im heißen Klima der Ebenen hält es sich schwerer; aber hier zeigt sich an ihm eine äußerst merkwürdige Erscheinung. Die Wolle wächst hier bei den Lämmern ungefähr wie in den gemäßigten Gegenden, jedoch etwas langsamer. Ist das Thier zum Scheeren reif, so zeigt sich an der Wolle, was die Feinheit anbelangt, nichts Besonderes; scheert man sie ab, so wächst sie sogleich wieder nach, und Alles geht vor sich, wie im gemäßigten Klima; läßt man aber im heißen Klima die zur Schur passende Zeit verstreichen, so verdichtet sich die Wolle, verfilzt sich, lös't sich endlich als eine Platte ab, und unter ihr erblickt man keine nachwachsende Wolle, keine nackte, krankhafte Hautstelle, sondern kurzes, platt anliegendes, glänzendes, bei dem Haare der Ziegen in diesen Gegenden sehr ähnliches Haar. Auf den Stellen, wo sich dieses Haar gebildet hat, wächst nie wieder Wolle.

Die Ziege kommt, obgleich sie ihrem Aeußern nach ganz ein

Gebirgsthier ist, weit besser in den niedrigen heißen Thälern der Cordilleren, als auf den Höhen fort. Da man die Ziege dort nicht so häufig melkt, so legt sie die ungeheuren Euter ab, die sie bei uns auszeichnen, und es geht mit ihr überhaupt eine ähnliche Veränderung vor, wie mit der Kuh.

Bei den Vögeln sind die Veränderungen nicht auffallend. Die erwachsenen Hühner unterscheiden sich von den europäischen fast gar nicht; aber in der Entwickelungsweise zeigt sich bei den acclimatisirten Arten in den heißen Ländern eine auffallende Abweichung der Hühnchen, deren Voreltern seit einer langen Reihe von Geschlechtern in einer mittleren Temperatur von mehr als 28 Grad der hunderttheiligen Skala lebten, kommen mit wenig Flaum zur Welt, verlieren auch dieses wenige, und haben bis zu einem Alter von mehr als zwei Monaten keine Federn, außer an den Flügeln. Die nicht acclimatisirten Hühnchen, und in der zwanzigsten Generation sind sie es noch nicht, behalten ihren ersten Flaum, wie wenn sie desselben noch benöthigt wären. Der Pfau, das Perlhuhn u. die Taube scheinen keine Veränderung erlitten zu haben. Letztere hat sogar die Mannigfaltigkeit der Farben wie in Europa behalten.

Diese Beobachtungen bestätigen den Satz, daß die Thierarten als solche sich acclimatisiren müssen wie die Individuen, und beweisen, daß die Hausthiere, sich selbst überlassen, starke Neigung haben, sich im Bau den Thieren derselben Art zu nähern, die im wilden Zustand leben, und daß zu dieser Umwandlung nur kurze Zeit erforderlich ist. Solche Betrachtungen werden aber, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werth, vorzüglich dadurch interessant, daß sie den Blick auf die Vergangenheit leiten und unserer Phantasie das Bild eines ungeheuren Continents vorführen, der vor kaum mehr als dreihundert Jahren mit seiner rohen Bevölkerung und seinen eigenthümlichen Thiergeschlechtern ruhig seiner eigenen Entwickelung überlassen war. Die Habsucht und der Handelsgeist legten Beschlag auf den jungfräulichen Boden; im Maße, als die weiße Bevölkerung die eingeborne erdrückte, machten ungeheure Rudel von Thieren der alten Welt die einheimischen, schwächern Geschlechter fast vergessen, und als Neueuropa fertig war, flüchtete sich auch die Freiheit hinüber.

—0—

Das Territorium Minesota.

General Verplank war der vom vorigen Präsidenten angestellte Commissär, um mit den Chippewa's einen Vertrag abzuschließen. Er hat eine interessante Schilderung von dem Lande des obern Mississippi geliefert, welches das neue Territorium Minesota bildet. Er befand sich lange Zeit in der Wildniß, wohin der Fuß des Weißen jetzt noch selten gekommen ist, und war der vierte Weiße, welcher jemals den Leechsee besuchte.

Die Pillager-Indianer, ein Theil des Chippewastammes, — so genannt, weil sie die Waaren eines weißen Händlers, der unter ihnen plötzlich erkrankte, verbrannten — halten sich in der genannten Gegend auf, und Gen. Verplank mußte sie in ihren eigenen Schlupfwinkeln aufsuchen, um den Zweck seiner Sendung zu erreichen. Von der Mündung des Crow-Wingflusses fuhr er 130 Meilen weit durch eine Reihe kleiner Seen, sah sich aber oft, wenn er aus einem dieser Seen in den andern übersetzen wollte, in Morästen von zwei Fuß Tiefe. Dies war ein sehr beschwerliches Reisen, besonders da der General und seine Begleiter manche Tage nichts zu essen hatten und zur Nachtzeit von Regengüssen durchnäßt wurden. Sie hüllten sich jedoch in ihre Mackinaw-Blanquets und konnten selbst im heftigsten Regen ausruhen, nachdem sie ein oder zwei Nächte unter freiem Himmel gelagert hatten, — denn manchmal erhoben sich die Reisenden am Morgen bis auf die Haut durchnäßt und fühlten doch keine Erkältung oder irgend bedenkliche Folgen davon.

Leech Lake, von den Indianern wegen der Menge und Größe der darin befindlichen Blutigel so genannt, ist ein wunderschöner See. Gen. Verplank zögerte nicht, ihn die prächtigste Wasserfläche Nordamerika's zu nennen. Er ist ungefähr 25 Meilen lang und an manchen Stellen 9—13 Meilen breit, anderwärts wieder so eng wie ein Strom. Hier bietet sich dem Auge ein Eiland, dort ein überhängender Vorsprung des Landes, bedeckt mit Ahorn und Fichten oder höchst malerischem Strauchwerke. Das Wasser, welches sehr tief ist, erscheint so klar und durchsichtig wie Crystall. Keine Beschreibung kann selbst nur einen schwachen Begriff von den Reizen dieses See's geben.

Vom Leechsee ging Gen. Verplank über die Caß- und Winnebigoisch-Seen zur Station der Oberlin-Mission, wo er sich wilden Reis und Zucker verschaffte. Er hält den wilden Reis dieser Region für besser als den südlichen Reis; die Körner sind größer

und der Geschmack angenehmer, denn wenn man den Reis kocht und abkühlen läßt, bildet er eine dichte Masse wie gutes Waizenbrod und noch nahrhafter als dieses. An allen Seen dieses nördlichen Landes wächst er in beliebiger Quantität. Die Mündungen und Buchten sind damit überfüllt. Er reift im Monat August und ist das Haupt-Nahrungsmittel der Indianer während der Wintermonate. Der Zucker ist natürlicherweise Ahornzucker, der von den Indianern dieser Region in ansehnlicher Quantität producirt wird. Die Pillager-Indianer, obgleich sie wegen einer schlechten That einen schändenden Namen haben, werden als ein schöner Volksschlag, als wahre Kinder des Waldes in Gestalt und Charakter geschildert. Flamouth, einer ihrer gefeiertesten Häuptlinge, sagte zu Gen. Verplank, daß unter den 4000 Seelen ihres ganzen Stammes, der weit umhergestreut ist, kein Dutzend schlechter Leute zu finden sey! Dieß hieß viel sagen, aber nach alle dem, was Gen. Verplank von dem Stamme sah, fühlte er sich geneigt zu glauben, daß sie in jeder Hinsicht eine vorzügliche Klasse Indianer bildeten. Es ist erfreulich zu hören, daß sie sehr freundliche Gesinnungen gegen die Ver. Staaten hegen und keine der brittischen Vorurtheile kund geben, wie nach Ansicht Vieler, die nahe an der brittischen Grenze wohnenden Indianer besitzen.

Das Land am Mississippi von St. Peters bis zum Crown Wing-Flusse besteht meistens aus Eichenlichtungen, untermischt mit einigen kleinen Prairien. Auf den ersten Blick erkennt man darin eine Ackerbauregion, die eine starke Bevölkerung zu ernähren vermöchte. Oberhalb des Crown-Wing bis zu den Quellen des Mississippi und um die Seen Caß, Leech und Winnebigoisch herum kann man die Gegend ein Fichtenlichtungen-Land nennen. Die Waldungen bestehen meistens aus der Yellow-Pine und eignen sich vortrefflich zum Schiffbau. Großartige Sägemühlen werden gegenwärtig an den St. Anthony-Fällen von einer Bostoner Compagnie errichtet, um dieses Fichtenholz in Quantitäten für das südliche Mississippithal zu sägen. Verhältnißmäßig gibt es nur wenig Weißfichten in dieser Region, aber die Gelbfichte ist gerade das, was man zum Bau der Dampfschiffe braucht. Obgleich letztere Gegend für den Ackerbau nicht besonders werthvoll ist, so vollenden doch ihre ungeheuren Quantitäten des besten Holzes das wünschenswerthe Ganze, welches unerläßlich nothwendig erscheint, um jedes Element zur Gründung der Handels-,

Ackerbau- und Manufacturwohlfahrt des großen Thales zu besitzen.

Nach dem kürzlich passirten Congreß-Akte, wodurch dieses Territorium organisirt wird, grenzt dasselbe nördlich an die brittischen Provinzen, östlich an den Staat Wisconsin und den Mississippi-Fluß, südlich an Jowa und westlich an den Missouri- und Whitart-Fluß. Vorkehrungen für die Theilung des Gebiets sind getroffen, wenn der Congreß eine solche für schicklich hält. Die Regierung soll auf die gewöhnliche Art organisirt werden, bestehend aus einem Gouverneur, Sekretär und Assembly. Die zwei erstern bleiben vier Jahre im Amt. Letztere besteht aus einem Rath, der alle zwei Jahre erwählt wird, und einer jährlich erwählten Assembly, nach dem Grundsatze des allgemeinen Stimmrechts. Alle von diesem Körper abgefaßten Gesetze müssen dem Vereinigten Staaten-Congreß vorgelegt werden, und wenn dieser sie nicht genehmigt, so sind sie ungültig. Die Akte enthält die gebräuchlichen Vorkehrungen für ein Territorial-Gerichts-Etablissement. Der Gehalt des Gouverneurs ist auf $1500 bestimmt, allein er erhält noch $1000 mehr als Aufseher der indianischen Angelegenheiten. Der Gehalt des Sekretärs und jeder der Richter ist $1800. Der tägliche Lohn der Mitglieder der Gesetzgebung ist $3, und die Sitzungen dürfen nicht länger als 70 Tage dauern.

Die Gesetze, welche in Wisconsin zur Zeit seiner Aufnahme in die Union in Kraft waren, verbleiben im neuen Gebiet in Operation, bis dieselben von der Gesetzgebung verändert werden. Diese soll ihre erste Sitzung in St. Paul zu einer solchen Zeit halten, wie der Gouverneur bestimmt, und nachdem daselbst, wo dieselbe den Regierungssitz bestimmt. Der Gouverneur bestimmt die Zeit und den Ort zur Haltung der ersten Wahl für die Mitglieder, sowie auch für einen Congreß-Delegaten. Alle späteren Wahlen werden durch das Territorial-Gesetz regulirt. Die Akte verwilligt $20,000 für die Errichtung von öffentlichen Gebäuden am Regierungssitz und $5000 für eine Bibliothek. Minesota ist ungefähr zweimal so groß als Kentucky und es ist ohne Zweifel dazu bestimmt, eines der mächtigsten Glieder der Conföderation zu werden. Die Bevölkerung nimmt schnell zu, und in zwei oder drei Jahren wird dasselbe an die Thüre der Union klopfen, um als souveräner Staat zugelassen zu werden.

—0—

Forschungen im Nordwesten Amerika's.

Die große geographische Frage, ob es einen nordwestlichen Durchgang vom atlantischen bis zum stillen Ozean gebe, ist endlich beantwortet; denn die Nordküsten Amerika's sind vollständig vermessen und mit den Worten des frühverewigten Thos. Simpson, „die genauen Grenzen dieses Continents vollständig und überzeugend bestimmt worden."

Die Ursache, welche zuerst zu den Versuchen leitete, eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ozean zu entdecken, war die Hoffnung, daß mit derselben ein kurzer und bequemer Weg von Europa nach Ostindien gefunden werden würde, da die Spanier und Portugiesen den Engländern und Holländern, ihren großen commerciellen Nebenbuhlern, die Wege um's Cap der guten Hoffnung und durch den südlichen stillen Ozean fast gänzlich versperrten.

Die Entdeckung jedoch, welche Forster bisher und Davis unter der Regierung der Königin Elisabeth machten, sowie auch spätere Erforschungs-Expeditionen lieferten, wenn sie auch das Vorhandensein der gewünschten Durchfahrt nicht begründen konnten, der Welt überreichliche Beweise, daß diese Durchfahrt, wenn sie wirklich zuletzt gefunden würde, für die Zwecke der Schifffahrt durchaus unbrauchbar seyn müsse, da sie in der unmittelbaren Nähe des Nordpols liegen und stets durch Eis versperrt sein würde. Die Forschung zur Lösung der großen geographischen Frage dauerte jedoch fort, da sie die Wissenschaften bereichern mußte. Innerhalb der letzten Jahre hat die brittische Regierung eifrig an dieser Lösung gearbeitet.

1818 wurde eine Expedition unter Befehl des Capt. Roß in die Baffin's-Bai abgeschickt, die das Resultat hatte, daß Roß das Vorhandensein irgend einer Durchfahrt bezweifelte. Sein unter ihm stehender Befehlshaber, Lieut. Parry, war jedoch zu einem andern Schlusse gekommen, und als er mit einer andern Expedition in diese Regionen zurückkehrte, gelang es ihm, durch den Lancaster-Sund in das Polarmeer einzudringen. Hier fand er eine Kette großer Inseln, die mit der amerikanischen Küste parallel hinlaufen, und zwischen ihnen hin steuerte er weiter, bis er die Straßen und Kanäle, durch welche er dringen mußte, durch aufgethürmte Eismassen undurchdringlich fand. Dieser Umstand bewog ihn, den nächsten Versuch zur Durchfahrt über die Sir Raes Welcome—einem Kanal, der mit der Hudsonsbai

in Verbindung steht — zu unternehmen. Auch hier fand er eine enge Straße, die mit dem Polarmeer in Verbindung stand, aber so gefüllt mit Eis, daß alle Hoffnung schwand, sie könnte je eine offene Durchfahrt liefern. Er erneuerte seine Bemühungen durch den Lancaster-Sund, jedoch ohne Erfolg. Die Hindernisse, welche er früher nicht zu beseitigen vermochte, waren noch immer vorhanden und machten es unmöglich, seinen frühern Entdeckungen irgend etwas Wesentliches beizufügen.

Während diese in so weit erfolgreichen Forschungsreisen vor sich gingen, wurde Capt. Franklin an der Spitze von zwei auf einander folgenden Ländererpeditionen abgeschickt, der durch wirklich vorgenommene Vermessungen drei Viertheile der nördlichen Grenzküste Amerika's bestimmte.

Seine Arbeiten beendeten sich bei einem Punkte oberhalb des 149. Grades westlicher Länge. Anderseits passirte eine Expedition unter Capt. Beechy, die ausgeschickt wurde, um den Capt. Franklin auf seiner zweiten mühevollen Reise zu unterstützen, das Eiscap Cook's, drang bis zum 156. Grade westlicher Länge vor, folglich nahe an 7 Grad oder 160 Meilen weiter als der bis jetzt sowohl vom Westen her erreichte, wie jener Punkt, bis zu welchem Capt. Franklin vom Osten her vorgedrungen war.

Im Sommer 1835 vermaßen die Herren Simpson und Deale, Beamten der Hudsons-Bai-Compagnie, die Küste zwischen den Punkten, welche die Capt. Franklin und Beechy erreicht hatten, und im folgenden Sommer, 1838 und 1839, setzten sie, nachdem sie auf dem Copper Mine River aus dem Innern bis zum Polarmeere gedrungen waren, ihre Vermessungen der Küste bis zum 28. Grade westlicher Länge, bis wohin früher Capt. Back gekommen war, fort. Die vorgerückte Jahreszeit zwang sie, von hier in ihre Winterquartiere am großen Bärensee zurückzukehren.

Der einzige Theil der Küste, welcher nunmehr noch unvermessen blieb, war jener zwischen Simpson und Dease's äußerstem östlichen Punkte und Pesry's Straßen von Fury und Hecla; und hätte Simpson nicht 1840 seinen beklagten Tod gefunden, so würde ihm die Leitung der Expedition übertragen worden seyn, deren erfolgreiches Ergebniß jetzt in einem Briefe des Hrn. Rae bekannt wird.

Die Resultate aller dieser Erforschungen möchten beweisen, daß sich — mit Ausnahme der Insel Boothia Felix des Capt. Roß, die sich soweit nördlich, als bis zum 74. Grade der Breite

hinzieht — die nördliche Küste Amerika's vom atlantischen bis zum stillen Ozeane in einer Linie hinzieht, die nicht viel von der Parallele des 70. Grades abweicht, und daß das Vorhandensein einer Meeresverbindung in der Linie, welche Capt. Perry auf seiner ersten Reise erreichte, so gut, wie erwiesen ist.

Aller Nutzen, der diesen wichtigen Entdeckungen für Wissenschaft und Schifffahrt entspringen mag, ist in hohem Grade der Hudsons-Bai-Compagnie, auf deren Kosten die letzten Expeditionen unternommen wurden, und der Unerschrockenheit, Ausdauer und Selbstaufopferung ihrer Beamten zu verdanken.

——0——

Kämpfe der Deutschen für ihr Volksthum und ihre Selbstständigkeit in America im vorigen Jahrhunderte.

Von Franz Löher.

In Pennsylvanien waren die Deutschen am dichtesten gedrängt, dort entwickelte sich ihr Leben auch am kräftigsten. Das Ziel des Bauernkrieges, Deutschland wieder in einen Staat von freien Gemeinden zu verwandeln, wurde nun in America von den Nachkommen derer ausgeführt, welche zwei Jahrhunderte früher von den Gewalthabern in Deutschland so fürchterlich mißhandelt waren. Auf sie ließ sich recht eigentlich Franklin's Ausspruch anwenden: „Die Freiheit, scheint es, gedeiht am besten in den Wäldern. America hat nur angebaut, was Deutschland hervorgebracht hat."

In Philadelphia und dessen nächster Umgegend hatte sich eine Klasse von Engländern festgesetzt, welche der starren Herrschsucht der Könige und Lords in ihrer Heimath nur entflohen waren, um in America dieselbe Gewalthaberei, dieselbe Habsucht, denselben Dünkel in gehässigerem Grade spielen zu lassen. Der Engländer ist von Natur ein Vornehmer, wenn auch niemals ein alberner. Wo die Engländer sich niederließen, da entstand unter ihnen ein Familienbündniß, welches Macht, Ehre und Einkünfte des Staates und der Kirche für seine Mitglieder zu fassen und festzuhalten thätig war. Der viel berufene Family-Compact in Canada ist noch als ein Ueberbleibsel der ehemaligen englischen Familien-

Verbindungen in Nordamerica stehen geblieben. Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe und der Freiheit, wurde die Stadt der Herrschsucht und der Zänkerei: dort wurde das Nest gebaut, aus welchem die Zöglinge der Aristokratie, des Föderalism, des Whiggism, des Nativism, aufflogen. Noch jetzt ist Philadelphia die Stadt der vornehmen enggeschlossenen Kreise und es hat sich schon Manchem die Bemerkung aufgedrängt, die Väter in Philadelphia könnten so lange noch nicht ruhig sterben, als bis sie den Glanz europäischer Orden auf ihre Söhne herableuchten sähen.

Gegen solche Bestrebungen bildeten die Deutschen in Pennsylvanien einen scharfen Brecher. Es ist bereits angeführt, wie James Logan, der Bevollmächtigte Penn's, im Jahre 1712 klagte, daß die Deutschen nicht so gut sich mit ihnen vertrügen, als die eigenen Leute. Es kam schon früh zu solchem Streit und Hader, daß darüber manche auswanderten. Im Jahre 1717 stellte der Statthalter, wahrscheinlich auf wiederholt an ihn ergangenes Ansuchen dem Landtage (Provincial-Council) vor: „es seien in der letzten Zeit große Anzahlen von Ausländern aus Deutschland in die Provinz eingebracht, welche der Sprache und den Staatseinrichtungen England's fremd und feindlich seien. Man müsse Anstalt machen, sich ihrer zu versichern." Der Landtag beschloß: „jeder Schiffsmeister solle die Zahl der von ihm Eingebrachten angeben, und diese alle sollten binnen einem Monat nach ihrer Landung zu Philadelphia erscheinen, um der Regierung den Eid der Treue zu leisten (to take the oath of allegiance to the government) damit man sähe, ob sie Freunde oder Feinde von Ihrer Majestät Regierung seien." Der Landtag wollte sogar Gesetze erlassen, um den deutschen Einwanderern das Land soviel als möglich zu verschließen. Dem wich der Statthalter dadurch aus, daß er vorgab, eine so wichtige Anordnung müsse von der Regierung in England ausgehen. Natürlich verwarfen Parlament und Minister in London das ganze Ansinnen. Dieser Statthalter, Wilhelm Keith, ein ehrgeiziger und ränkesüchtiger Mann, suchte die Deutschen sich zu Freunden zu erhalten, um sich nicht der etwaigen Ausführung seiner bereits erwähnten Pläne zu berauben, mit Nichtenglischen westlich der Gebirge einen unabhängigen Staat zu gründen. Nach seinem Sturze wurde das Andringen der englischen Partei heftiger.

Logan schreibt 1724: „er sey nicht wenig unruhig über die große Anzahl der Deutschen, welche unter sie kämen und [illegible]r

seien, daß sie auf den Gedanken kommen würden, das Land für sich selbst in Besitz zu nehmen. 1726: sie seyen ein Volk, mit dem sich schlechter umgehen lasse, die Männer wohl bewaffnet und als ein Körper eine schlagfertige und händelsüchtige Art, verschiedene darunter auch Papisten. 1727: es würden noch 600 Deutsche mehr erwartet, und thue das Parlament ihren Einwanderungen nicht Einhalt, so würden die Colonien der englischen Krone verloren gehen, da nicht einmal Landsoldaten für die Regierung da seien. 1729: die Deutschen gingen nach Gutdünken auf die wilden Ländereien und bemächtigten sich derselben. Viele darunter seien alte Soldaten. Ihr Einfluß sey jetzt groß genug, er freue sich darüber, denn nun müsse das Parlament wohl einschreiten. Denn es sey klar, daß die Schaaren von Deutschland bald einen deutschen Staat erzeugten und vielleicht einen solchen, als Großbrittannien im fünften Jahrhundert von den Sachsen beschert sey."

Im Jahre 1737 kam bei dem Statthalter eine Vorstellung ein, „daß eine große Anzahl Deutsche, eigenthümlich in Tracht, Religion und Begriffen von Staatsregierung, sich am Pequea angesiedelt hätten und entschlossen seien, dem gesetzlichen Ansehen der Regierung nicht zu gehorchen. Sie seien zusammen gekommen und hätten sich darauf verpflichtet, keine andere Sprache zu sprechen, als die deutsche und keinen Herrn anzuerkennen, als den großen Schöpfer des Weltalls." Man sieht, unsere Landsleute in den Wäldern hatten gute republikanische Ansichten und gute deutsche Grundsätze. Zwei Jahre später heißt es: „die Besorgnisse der Regierung wurden aufgeregt, weil die Deutschen zusammen hingen und ausschließlich ihre eigene Sprache redeten. Ihre Einwanderung sollte gehemmt werden durch ein Gesetz, daß jeder Fremde 40 Schillinge an die Regierung bezahlen solle." Das erhöhte die Fracht für den Kopf zwar auf 8 bis 10 Pfund Sterling, that aber dennoch der Einwanderung wenig Eintrag, und die Deutschen machten ihren Keil nur um so fester. Die Einwanderungsgesetze wurden oft wenig beachtet, und 1739 mußte selbst das englische Parlament das Gesetz erlassen, daß alle nichtenglischen Protestanten in den Colonien gezwungen werden sollten, englische Unterthanen zu werden.

Die Deutschen verbündeten sich mit den englischen „Freunden," soweit diese noch ächt quäkerische Gesinnungen hegten, und ihr Feldgeschrei wurde die Volksfreiheit. Es begannen die langwie-

rigen und heftigsten Streitigkeiten zwischen der englisch-aristokratischen und der deutsch-demokratischen Partei.

Bei den Bezirkswahlen, z. B. in Philadelphia im Jahre 1742, hielt jede Partei abgesondert ihre Vorwahl. Vergebens bot die Herrenpartei (Gentlemens-Party) der Freimanns- oder Landpartei (Freemans-Party) an, sich in die Beamten zu theilen, diese aber versprach, keine Stöcke zu dem Wahlplatze mitzunehmen. Da brachten einige unbekannte Personen für Geld und Rum an siebenzig Matrosen von den Schiffen im Hafen auf, welche lärmend und händelsüchtig durch die Straßen ziehen mußten. Der Stadtrath weigerte sich, sie zu entfernen — die Matrosen, hieß es, hätten ja dasselbe Recht, auf dem Wahlplatze zu erscheinen, als die fremden Deutschen (die Alien). Die Wahl begann, die Herren schlugen zuerst vor und fielen durch, jetzt kam der Name des von den Freimännern Aufgestellten in Mehrzahl aus dem Wahlkasten, und sofort fielen die Matrosen mit Knütteln über seine Partei her und trieben sie vom Platze. Als sie aber Tags darauf auch die Straßen besetzten, als die Wahl geschlossen werden sollte, da sammelte sich das Landvolk, schlug die Matrosen zusammen und nahm sie gefangen. Von der Zeit an mißlangen der Herrenpartei ihre besten Pläne.

Die Deutschen wurden in diesen Kämpfen angeleitet durch ihre Zeitungen. Gleich anfangs wurde neben den beiden englischen auch eine deutsche Zeitung gegründet, „der Pennsylvanisch-deutsche Berichter," von 1729 bis 1744, von Christoph Sauer in Germantown, und von da bis 1777 als „Germantowner Zeitung" geführt. Im May 1743 begann Joseph Crell in Philadelphia „das hochdeutsche Pensylvania Journal." Um 1751 bestand auch, wahrscheinlich von den Englischen gegründet, eine „deutsch-englische Zeitung für die, welche beide Sprachen lernen wollen," (Dutch and englisch Gazette in both languages, adopted to those who are inclined to learn either). Es folgten darauf noch verschiedene deutsche Zeitungsunternehmungen, bis 1771 „der Philadelphia, später Pennsylvanische Staatsbote," der von Heinrich Miller begonnen und bis 1779 fortgesetzt wurde.

Ein hervorragendes Mitglied von der Herrenpartei klagt im Jahre 1755 folgender Gestalt: „die deutsche Zeitung, welche Sauer seit 1724 in Germantown herausgiebt, wird viel gelesen, regt die Deutschen auf und macht sie den Quäkern freundlich und dem Statthalter und Landtag feindlich. Man hat sie überredet

sie sollten unterjocht, ihre jungen Leute zu Soldaten gezwungen, und sie mit Abgaben beladen werden. Deßhalb kommen sie in Schwärmen auf uns, um zu stimmen und treiben alles vor sich her. Früher friedliebend und fleißig, sind sie jetzt übermüthig, halsstarrig und aufrührerisch, in einigen Bezirken bedrohen sie sogar das Leben aller derer, die sich ihren eigenen Ansichten widersetzen, weil man sie lehrt, die Regierung und Sklaverei als ein und dasselbe Ding zu betrachten. Alle, welche nicht zu ihrer Partei gehören, nennen sie Gouverneursleute und sie halten sich selbst für stark genug, das Land zu ihrem eigenen zu machen. Die üblen Folgen dieser Fortschritte der Deutschen werden wahrscheinlich viele Geschlechter hindurch gefühlt werden (d. h. für die herrschenden englischen Familien). In der That, die Deutschen kommen herein geströmt in solcher Stärke, sage über fünftausend im letzten Jahre, daß ich nicht sehe, warum die Deutschen nicht bald im Stande sein mögen, uns Gesetze zu geben und die Sprache obend'rein, oder sonst, indem sie sich mit den Franzosen verbinden, alle Engländer zu vertreiben. Daß dieß der Fall sei, ist nur zu sehr zu befürchten.

Denn beinahe bis auf einen Mann weigerten sie sich, Waffen zu tragen in den Zeiten des letzten Krieges, und sie sagen, es sei ihnen alles einerlei, welchen König das Land bekomme, da ihr Eigenthum gleich sicher sein werde, (d. h. daß sie sich um seine Feindschaft so wenig wie um seine Freundschaft scherten). In der That, es ist klar, daß die Franzosen ihre Hoffnungen auf diese große Massen der Deutschen gerichtet haben. Sie hoffen sie anzulocken durch Schenkungen von Ohio-Ländereien und senden deßhalb ihre Jesuiten unter sie, um sie zum Uebergange zur papistischen Religion zu bewegen. In Verbindung hiermit haben die Franzosen sich seit so vielen Jahren schon in unsere Provinz eingedrängt und sind jetzt so nahe ihrer Absicht, daß sie innerhalb zwei Tagreisen von unsern hintern Niederlassungen stehen.

Von dem allen trägt die angeborne Hartnäckigkeit und Unwissenheit der Deutschen die Schuld. Es bleibt nichts anderes übrig, als sie im Ganzen und Großen erst zu unsern Staatsbürgern zu erziehen. Man setze unter sie strenggläubige protestantische Prediger und Schullehrer. Ihre Kinder müssen englisch lernen. Inzwischen muß die Regierung ihr Recht, Landtagsmitglieder zu wählen, aufheben. Und damit sie willig werden,

desto schneller englisch zu werden in Erziehung und Denkungsart, müssen wir sie zwingen, alle Verträge und öffentlichen Urkunden im Englischen zu schreiben, und keiner Zeitung und keinem Kalender die Verbreitung unter ihnen erlauben, wenn nicht die englische Uebersetzung dabei ist. Ohne solche Maßregeln sehe ich nicht ein, wie wir diese Provinz vor den Händen der Franzosen bewahren können."

Bis zu so lächerlichen Beschuldigungen und Anmaßungen verstieg sich die Furcht und der Haß der Englischen. Die Deutschen duldeten zwar eine Jesuiten-Kirche in Lancaster, weil dort Katholiken und Franzosen wohnten, und sie jede Glaubensmeinung gewähren ließen; ihre eigene aber haben sie so wohl festgehalten, daß noch heute der erste aus den alten deutschen Bauern in Pennsylvanien katholisch werden soll. Zu den Franzosen fühlten sich die Deutschen ebenso wenig hingezogen. Denn wenn die Franzosen auch angenehmere Leute waren, als die herrschsüchtigen und kalt berechnenden Englischen, so war den Deutschen die französische Sprache doch noch fremder.

Was aber die wachsende Macht der Deutschen und ihre Abneigung vor den Englischen betrifft, so ist in Obigem nicht zuviel gesagt. Von ihren anfänglichen Sitzen in den mittlern Strichen zwischen der Susquehannah und dem Delaware hatten sie sich nach allen Richtungen ausgedehnt und begannen bereits über die Alleghany's zu steigen. Gegen die, welche nicht deutsch sprachen, hegten sie eine gründliche Verachtung, sie fühlten sich stolzer und gescheidter. Wollte ihnen Jemand frech englisch zu reden anfangen, so riefen sie: „du eirischer Buggard!" Denn das nicht nichtdeutsche Landvolk bestand aus schottischen Irländern (Scotch-Irisch) und Wälschen. Diese, welche im Ackerbau nicht so bewandert waren und nur sehr wenig von der deutschen Ausdauer besaßen, mußten Schritt vor Schritt weichen und den Deutschen ihre Ländereien verkaufen. Sie zogen dann, und das geschah schon in sehr früher Zeit, in Landstriche, wo noch keine Deutsche saßen, um nach einiger Zeit auch dort wieder von ihnen ausgekauft zu werden. Schon damals klagten sie Stein und Bein, die Deutschen würden zuletzt alles Geld und Gut in Händen haben, und diese lachten darüber und sagten: Ganz recht. Daher waren die Englisch-Irischen stets zu Hetzereien gegen die Deutschen aufgelegt.

Nicht minder setzte es blutige Köpfe, wo die Englischen aus andern Staaten über die deutschen Bauern Herrschaftsrechte in

Anspruch nehmen wollten. Von Letzteren hatten sich mehrere westlich des Susquehannah niedergelassen, und da das Land noch wild und wüst lag, glaubten sie es als ihr freies Land ansehen zu können. Einige ließen jedoch von der Marylander Regierung ihren Erwerb bestätigen, andere aber wiesen alle fremde Ansprüche kurzweg zurück. Die Marylander machten mit etwa 300 Mann einen bewaffneten Einfall, um die Deutschen zu vertreiben. Diesen aber halfen ihre Landsleute von Lancaster, es wurden mehrere Gefechte geliefert, und zuletzt die Sachen zu Gunsten der Deutschen entschieden. Im Jahre 1761 hatten sich Leute aus Connecticut in beträchtlicher Anzahl am Delaware im Wayne- und Pike-Bezirk angesiedelt. Sogleich kamen die Pennsylvanier über sie, der Grenzkrieg zog sich mit aller Heftigkeit in die Länge, und die Regierung von Connecticut mußte sich endlich abfinden lassen.

Die Grundsätze der americanischen Selbstherrschaft wurden von den Deutschen schon erklärt und verfochten, ehe die Englischen an die Verwickelung derselben dachten. Es bestand ein großer Unterschied zwischen ihrer und ihrer englisch sprechenden Mitbürger Denkungsart in politischen Dingen. Die Englischen waren in der Anhänglichkeit an England und seine Regierungsweise, und noch mehr in der Treue gegen den König erzogen. Was ging aber die Deutschen England an, was hatten sie mit den regierenden Herren zu schaffen? Sie hatten in England kein Vaterland und der englische König war ihnen ein fremder Mann. Sie waren nicht, wie die Englischen, von ihrem Vaterlande mit dem Bewußtsein weggegangen, unter seiner Regierung zu bleiben, sondern sie hatten die Freiheit gerade gesucht. Ihnen waren die Beamten, welche die englische Regierung herüberschickte, um so widerärtiger, weil dieselben zugleich Fremde waren. Was von England kam, mußte ihnen verhaßt erscheinen, weil es ihnen vorgezogen wurde. „Denn, wie Franklin vor dem Parlamente sagte, geborne Engländer wurden in America stets mit besonderer Achtung behandelt. Ein Alt-Engländer zu sein, war an sich eine achtungswerthe Auszeichnung und gab in America eine Art von Rang. Man hatte nicht bloß Achtung, sondern eine liebende Zuneigung zu England, und war für seine Gesetze, Gebräuche, Sitten und Mode eingenommen.“ Dagegen fühlten sich die Deutschen als Fremde und zogen sich eben deßhalb recht in ihr deutsches, dem Englischen feindliches Wesen zurück. Deßhalb wirkten auch die früher angegebenen Ursachen, welche

die americanische Unabhängigkeit hervorriefen, bei den Deutschen am früheſten und am ſtärkſten. Außerdem aber iſt dem Engländer eine gewiſſe Lehnstreue angeboren und es fällt ihm ſchwer, ſich von ihr loszumachen; denn England war recht eigentlich das Land der Lehnsgewalten geweſen, noch jetzt bezeugt der Engländer dem Lord eine Art von Ehrfurcht, und wenn dieſer auch noch ſo einfältig iſt. Der Deutſche denkt mehr, deßhalb iſt er auch mehr Republikaner: bei ihm war das Gefühl der Lehnsabhängigkeit niemals, der Druck aber, welcher durch ſeinen Gegenſatz die Freiheit erzeugt, ſo ſtark geweſen, als bei dem Engländer. Die Richtigkeit dieſer Bemerkungen beſtätigten zwei Reiſende. Der ſpätere americaniſche Feldherr Kalb war 1767 vom franzöſiſchen Hofe abgeſendet, um die Americaner gegen England aufzureizen. Trotz ſeiner Thätigkeit und Klugheit ſah er aber keinen Erfolg und erklärte: die Americaner hingen mit glühender und tief gewurzelter Ergebenheit an ihrem Mutterland, und man müſſe erſtaunen über die gedankenloſe Thorheit, mit welcher England dies Gefühl mißhandle. In einem Pariſer Kaffeehauſe ſei hundertmal mehr Begeiſterung für die americaniſche Revolution als in allen dreizehn vereinigten Provinzen in America.“ Wie ſchwer hielt es nicht auch ſpäter, daß die engliſchen Americaner trotz aller Mißhandlungen, die ſie von England erfuhren, ſich mit dem Gedanken vertraut machten, den Gehorſam aufzuſagen. Nicht um die Unabhängigkeit, ſondern nur die Freiheit von willkührlicher Beſteuerung zu erfechten, griffen ſie zu den Waffen, und hätten am Ende Waſhington zu ihrem König gemacht, wenn er der Mann dafür geweſen wäre; das Bewußtſein von der Nothwendigkeit, die Staaten von England loszulöſen, reifte zuerſt in den Nichtengliſchen. Es ſind ſchon vorher Beiſpiele des Strebens der Deutſchen in America nach völliger Unabhängigkeit, ſowie ihrer Gleichgültigkeit gegen den engliſchen König und ſeine Regierung angegeben, zwanzig Jahre vor dem obigen Ausſpruche von Kalb bemerkte der gleich ihm ſcharfblickende ſchwediſche Reiſende Kalm im Jahre 1748: „Die nicht-engliſchen Anſiedler, die Deutſchen, Holländer und Franzoſen, hätten der Regel nach keine beſondere Anhänglichkeit an Altengland. Sie am meiſten fühlten ſich durch die Beſchränkungen beläſtigt, welche England dem Handel und den Gewerben Nordamerica's auferlege. Nicht allein die in America Gebornen, ſondern gerade die Eingewanderten hätten ihm geſagt: Die Colonien würden in dreißig bis fünfzig Jahren im Stande ſein, für ſich ſelbſt

einen Staat zu bilden, gänzlich unabhängig von Altengland."

Als die demokratische und deutsche Partei in Pennsylvanien das Uebergewicht auf dem Landtage hatte, verweigerte dieser 1739, den Forderungen der englischen Regierung nachzukommen und Geld und Mannschaft zum Kriege wider Spanien zu stellen; denn für England's Vergrößerungssucht wolle man nicht arbeiten, das eigene Land aber sei vor den Spaniern und deren Schiffen sicher.

Zwei Vorfälle in New-York, dem holländisch-deutschen Staate, beweisen ebenfalls die Stimmung der Nichtenglischen. Jakob Leisler war der reichste Mann in New-York und beliebt bei den Holländern, Deutschen und Franzosen, weil er den Engländern nicht den Hof machte. Letztere wählten ihn 1689 zum Befehlshaber in der Stadt, als die Nachricht ankam, die Stuart's seien gestürzt und der Holländer König in London. Leisler führte eine gute Ordnung ein, und legte sein Amt später in die Hände des von England hergeschickten Statthalters nieder. Dieser ließ es ihn gleichwohl mit dem Tode büßen, daß er der Volksbeamte gewesen. Peter Stuyvesant und Schuyler waren ähnliche Bekämpfer der englischen Maßregeln. Am berühmtesten wurde Zenger's Prozeß, von dem der Statthalter Morris sagte: „es sei der Keim der amerikanischen Unabhängigkeit gewesen, der Morgenstern der Freiheit, welcher nachher Amerika von England losgerissen habe." Der Statthalter Cosby von New-York übertraf nämlich seine Vorgänger an Erpressungen und Willkührherrschaft. Er hatte wie jene einen Anhang von Reichen und Günstlingen, welche sich manche Gewaltthat erlaubten. Das Volk war erbittert, und seine Partei, welche sich damals schon die demokratische nannte, ordnete sich, um die ungerechte Verwaltung zu brechen. Am lautesten beschwerten sich die Deutschen und andere Fremden, und viele von ihnen zogen nach Pennsylvanien. Damals gab nun Johann Peter Zenger, einer von den Deutschen, welche der Statthalter Hunter mitgebracht hatte, eine Wochenschrift heraus, (the New-York weekly journal) in welcher die Schändlichkeiten der Verwaltung ungeschmückt erschienen und ihre Handlungen mit beißenden Spottgedichten lächerlich gemacht wurden. Der Statthalter und sein Anhang wurde durch dieß fortgesetzte Feuern wie unsinnig, setzte Preise auf die Entdeckung der Verfasser der Gedichte, ließ mehrere Nummern der Zeitschrift unter dem Galgen öffentlich durch den Henker verbrennen, und als Zenger in seiner kühnen Verthei-

digung der Volksrechte sich nicht schrecken ließ, auch durch den Hohn nicht, daß die Königin Anna für ihn als einen armen Burschen die Ueberfahrt nach America bezahlt habe: so wurde er am 17. November 1734 in's Gefängniß geworfen. Stadt und Land kam in Aufregung. Der Statthalter sah sich genöthigt, ihn sogleich vor das Gericht zu stellen, und der Staatsanwalt formte die Anklage wegen fälschlicher, schändlicher, boshafter und aufrührerischer Schmähschrift. Zenger leugnete nicht, daß er die Schriften gedruckt und veröffentlicht habe. Sein Anwalt griff die beiden Oberrichter an, weil sie ohne Rath und Bestimmung der Gesetzgebung und nur auf Gefallen, nicht auf gut Betragen angesetzt seien. Der Statthalter forderte Strafe für die freche Sprache des Anwalts, erhielt aber nur, daß derselbe, weil er das Gericht nicht anerkenne, zurücktreten mußte. Zenger wählte sich einen andern und der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Hamilton kam von Philadelphia her, ihm seinen Beistand anzubieten. Hamilton gründete seine Vertheidigung darauf, daß die Wahrheit sagen nicht schmähen sey und erbot sich, die Wahrheit des in Zenger's Zeitschrift Vorgebrachten zu beweisen. Das wollten die Oberrichter nicht zulassen, man hörte harte Worte, der überfüllte Gerichtssaal lärmte und d'raußen schrie das Volk Hurrah. Das Ende war, daß Zenger freigesprochen wurde. — Diese Geschichte machte in allen Staaten einen außerordentlichen Eindruck. Hamilton fuhr unter dem Donner der Kanonen von New-York ab und die Bürgerschaft überreichte ihm eine goldene Dose, auf welcher die Worte eingegraben standen: „Die versunkenen Gesetze — die eingeschüchterte Freiheit — sie werden endlich sich erheben."

Epistel an die Mäßigkeits-Vereine.

Was fällt Euch ein, scheinheil'ge Mucker,
Daß Ihr mit scharfgezücktem Schwert
Des Cognacs und des Rums Verschlucker
Für immer in die Acht erklärt?
Wollt Ihr die Menschheit ganz vernüchtern?
Ist sie Euch noch nicht flau genug?
Ihr raubt den Spiritus den Dichtern —
Euch treffe Uhland's Sängerfluch.
Der Mensch wird Mensch durch Leidenschaften,
Der Mann wird frei durch sie und groß,
Der Lump, an dem sie bleiben haften,
Sinkt in des Elends dunklen Schoos.
Was ist gewonnen, was verloren,
Ob solch' ein Saufbold lebt, ob stirbt?
Die Welt wird stündlich neu geboren,
Der Geist geweiht — der Schlund verdirbt,
Wenn Ihr die Menschheit ganz bewässert,
Be-theet, be-kaffeet und be-biert,
Und sie sich nicht freiwillig bessert,
So seid Ihr dennoch angeschmiert.
Wer nicht sein eig'ner Tugendwächter,
Wird nie von Euch zu retten seyn;
Die Menschheit straft mit Hohngelächter
Euch und den Mäßigkeits-Verein.
Was soll der Zwang? — warum dem Armen
Entzieh'n die tröstende Tinctur?
Sein Festgedicht, sein Hochzeits-Carmen
Ist oft die Branntweins-Flasche nur.
Auf! sucht Madeira ihm zu schaffen,
Canarien-Sect und Paxaret,
Der manchem Rathsherrn, manchem Pfaffen,
Tagtäglich zu Gebote steht.
Sucht zu verbessern, nicht zu hemmen,
Wo schon Nothwendigkeit beschränkt . .,
Auf Die, die im Geheimen schlemmen,
Sei Euer Augenmerk gelenkt;
Auf des Billionen-Clubs Genossen
Schaut hin, wie mancher dort vom Fest,
— Arg in Champagner angeschossen —
Nach Hause sich kutschiren läßt.
Ihr wollt die alten Sünder retten,
Was Euch bei Kindern nicht gelingt,
Die mit des Stumpfsinns ehr'nen Ketten
So mancher Schulmonarch umschlingt.
Verbessert erst die Winkelschulen,
Verbreitet Sitte und Moral,
Erschwert in den Bordells das Buhlen
Den lieben Kindlein allzumal.
Ihr Obern! Eures Wirkens Motto
Sei „Fortschritt, auf das Wahre seh'n;"

Zerstört die Spielwuth und das Lotto,
Wodurch viel Tausend untergeh'n.
Doch leider ist hier jedes Laster
Und jede Sünde frank und frei,
Verstopft mit einem gold'nen Pflaster
Man nur das Maul der Polizei.

Gallerie berühmter Männer.

IV.

Jakob Astor.

Jakob Astor, ein 1784 eingewanderter Deutscher aus Baden, hat auch eine Art von Berühmtheit erlangt, allein nicht durch seine Verdienste um sein Adoptiv-Vaterland, oder durch Verdienste um die Menschheit im Allgemeinen, sondern durch schmutzige Geldgier und der dadurch erlangten colossalen Reichthümer, welche jedoch nur den Gliedern und Nachkommen seiner nächsten Familienglieder zu Gute kommen sollte. Ein deutsch-americanisches Blatt gab bei seinem vor mehreren Jahren erfolgten Tode folgende richtige Charakteristik seiner Person, aus welcher die Deutschen auf diesen Landsmann eben nicht gerade stolz sein dürfen, wie z.B. die Franzosen auf ihren Girard zu Philadelphia, welcher gleichfalls ungeheure Reichthümer zusammenscharrte, aber sie nach seinem Tode zu allgemeinen edlen und humanen Zwecken, wovon allein das „Girard-College" ein glänzender Beweis ist, hinterließ.

Astor landete 1784 als 20-jähriger Handwerksbursche in Baltimore. Sein Besitzthum soll in ein Paar Flöten bestanden haben, die er von seinem Bruder, einem Musikalienhändler in London, mitbrachte. Seine ganze Schulbildung war, daß er nothdürftig lesen, schreiben und rechnen konnte; aber die Natur hatte ihn mit jedem Talente eines spekulativen, alle Krümmungen und Schleichwege des Schacherns und Handelns durchschauenden Kaufmanns ausgestattet. Zufällig wurde er mit einem deutschen Kürschner bekannt, mit dem er nach New-York ging, wo sich ein Bruder Astors, Namens Heinrich, der das Fleischerhandwerk trieb, befand. Von Letzterem mit etwas Geld unterstützt, begann er Pelze einzukaufen und fand dieß Geschäft sehr einträglich. Bis 1807 war er Agent der brittischen Nordwest-Pelzcompagnie, dann betrieb er den Handel auf ausschließlich eigene Rechnung.

Doch wir wollen keine Lebensbeschreibung von ihm liefern und nur einige charakteristische Einzelnheiten hervorheben. Schon im Anfang des jetzigen Jahrhunderts begann Astor Grundstücke zu kaufen. So kaufte er 1803 etwa 50 Acker Land am Northriver vom Gouv. Clinton, und später das Lease auf die Richmond Hill Grundstücke in der 8. Ward. Dasselbe erlischt 1866, enthält angeblich gegen 2000 Häuser und fällt später an die Trinity-Kirche zurück, welche ursprünglich das Lease ausstellte. Einen sehr großen Theil seines Grundeigenthums erwarb Astor auf dem Exekutionswege, wenn er Geld ausgeborgt hatte und die Schuldner nicht zu zahlen vermochten. Das City-Hotel kaufte er auf Auktion für $121,000.

Der Staat New-York hatte unter andern ausgedehnte Länderstriche in Dutches- und Putnam-Counties confizirt, weil sie Eigenthum von Royalisten der Revolutionszeit gewesen sein sollten. Diese Länderstriche gehörten der Morris-Familie, welche ihre Ansprüche darauf zwar nicht aufgab, aber auch nicht Mittel besaß, sie gerichtlich durchzusetzen. Astor kaufte der Familie diese Ansprüche verhältnißmäßig um eine Kleinigkeit ab und begann dann langwierige Prozesse gegen den Staat New-York, die er zuletzt gewann. Der Staat mußte ihm $561,500 Entschädigung und 14-jährige Interessen auf diese Summe ($449,200) bezahlen, so daß er mit diesem einzigen Spekulatiönchen $1,010,700 einstrich. Die Begriffsfähigkeit Tausender wird dieß Alles schulgerecht finden — wir erlauben uns, es schmutzige Habsucht zu nennen, die besonders an einem Millionär anwidert.

Nie hörte man, daß Astor Sinn für öffentliche Unternehmungen besaß. Vergleichen wir ihn z. B. mit Girard in Philadelphia, so stellt sich der ungünstige Contrast gegen ihn heraus. Girard pflegte sich schon bei seinen Lebzeiten an die Spitze der meisten allgemein nützlichen und wohlthätigen Unternehmungen zu stellen und sie nicht allein mit seinem Gelde, sondern auch mit seinem Namen zu fördern, — und sein Testament gab seinem Charakter die unsterbliche Weihe der vollendeten Humanität. Oft hört man von Boston her, daß dieser oder jener menschenfreundliche Kapitalist, der nicht auf so viele Millionen pochen kann, wie es Astor konnte, wahrhaft großartige Geschenke zu nützlichen Zwecken macht. Astor dagegen schloß sich und seine Millionen von der Welt ab, — brütete stumpf und theilnahmlos wie eine Unke über seinen Geldsäcken und blieb kalt, wenn auch die ganze

Stadt für ein gemeinsinniges Unternehmen begeistert war. Er kannte keine andere Verpflichtung, die ihm seine Millionen auflegten, als sie sicher zu bewahren; hätte er dagegen mehr Gemeinsinn besessen, so würde in und um New-York schon Manches ausgeführt sein, was erst noch ausgeführt werden soll. Dieser Vorwurf ist um so stärker, da ihm solcher Gemeinsinn nie etwas gekostet, vielmehr noch obend'rein Prozente eingetragen haben würde.

Am besten charakterisirt den Mann sein Testament. Die Welt wird erstaunen, wenn sie hört, bis zu welchem Liberalismus sich der Hr. Fünfundzwanzig Million noch im Tode hinauf zu schrauben wußte. Seine Vermächtnisse für allgemein wohlthätige Zwecke betragen nämlich folgende ungeheure Summen:

Für eine Bibliothek	$400,000
Deutsche Gesellschaft	20,000
Asyl für hülflose Frauenzimmer	25,000
Deutsche reformirte Gemeinde	2,000
Entbindungsanstalt	2,000
Blindeninstitut	5,000
Summa Summarum	$454,000

Also nicht einmal die Hälfte dessen, was er durch seinen Prozeß gegen den Staat New-York, in welchem ihm sein ganzer Reichthum zufiel, profitirte! Auch haben wir munkeln hören, welche mühselige Bearbeitung es erforderte, um ihn zu der armseligen Gabe an die deutsche Gesellschaft, deren Präsident er lange Jahre war, zu bewegen! Die $400,000 für eine Bibliothek sind ihm lange genug in öffentlichen Blättern, wahrscheinlich auch privatim, unter den Fuß gelegt worden. Etwas mußte er thun, das fühlte er. — Jedermann sieht, daß er dem Muß gehorchte, aber auch keinen Cent mehr.

Sein Testament füllt 48 Folioblätter! Es ist eine eben so große Curiosität, wie er selbst war. In einem halben Dutzend Anhängen zu demselben nimmt er Manches wieder zurück, was er anfänglich in einer ungewohnten Anwandlung von Großmuth beschloß, — schachert er gewissermaßen mit sich selbst. So wollte er der deutschen Gesellschaft anfänglich $30,000 geben, später kamen Gewissensbisse und er reduzirte den Betrag auf $20,000. Was mag der Mann für Qual ausgestanden haben, so schönes Geld mir nichts dir nichts hinwerfen zu müssen! Wenn Astor

diesem oder jenem Institute $2,000 vermachte, so muß man darüber mitleidig lächeln, — entweder gehörte sich von ihm mehr, oder gar nichts.

Die Bedingungen, an welche er die Vermächtnisse für seine eigenen Familienglieder knüpft, sind nicht weniger auffallend. Er vermacht bis in's dritte und vierte Glied hinab, folglich an Menschen, die noch gar nicht sind und von denen er gar nicht wissen konnte, ob sie je sein werden! Hier sehen wir die Vollendung des civilisirten Materialismus, Egoismus. Reichthümer für Solche, die noch geboren werden sollen, aber keinen Cent für darbende Mitmenschen, denen diese Reichthümer eigentlich doch w e g spekulirt wurden! Ist dies Liebe? Entweihen wir den Begriff nicht! Wenn du den nicht liebst, den du siehst, wie kannst du den lieben, den du nicht siehst?

Unsere Rechtsbegriffe von Erwerb und Besitz scheinen noch sehr unvollkommen. Es ließe sich nach gesunden Vernunftschlüssen wohl behaupten, daß Astor, wenn er z. B. eine Million Dollars in Grundstücken anlegte, eigentlich nur zu einer Million Dollars Kapital und gesetzlich davon entspringenden Interessen berechtigt sein sollte, wenn diese Grundstücke später selbst 20 Millionen Werth erhielten. Hat er die Werthssteigerung bewirkt? War es nicht vielmehr das betriebsame Volk, unter dem er lebte? Und warum soll deshalb das betriebsame Volk der Früchte seiner eigenen Betriebsamkeit beraubt sein? ——— Astor trägt die Schuld mit ein Paar lumpigen Tausend Dollars ab und zeigt ängstliche Sorge, seinen Nachkommen bis in's Urenkelglied hinab die von ihm zusammengescharrten Reichthümer zu erhalten.

Im Anfang war die Geldgier, und die Geldgier war bei Astor, und Astor war die Geldgier.

——0——

New-York in alter Zeit.

Als ich 1794 New-York zuerst sah, wohnte an der südlichen Ecke von Prince- und Nassau-St. ein alter Mann. Haare, Augenbraunen und Bart waren ihm von hundert Wintern schneeweiß gefärbt; er saß auf der Thürstufe eines alten holländischen Hauses und alle Vorübergehende blickten ihn an und gingen hinüber auf die andere Seite. Er schien jener Mann der Schöpfung, den Niemand kannte und der Niemanden kannte. Ich liebte es,

mit ihm über die Menschen und Scenen eines vergangenen Jahrhunderts zu sprechen. Er erinnerte sich des Neger-Complotts; er sah die Fährboote ihre Passagiere von Paulus Hook (jetzt Jersey City) bei'm Fährhause an der Ecke von Broad- und Garden-, (jetzt Exchange-) Str. landen; er half den Fischern ihre Netze an's Ufer ziehen, wo jetzt Greenwich-St. steht; er hatte den Grund von Pine-St. bis Maiden Lane und von Nassau-St. bis zum East-River als ein mit Korn bepflanztes Feld gesehen; er wußte von einer Mühle, deren Räder von dem Wasser einer Quelle am obern Ende des Coenties-Slip getrieben wurden. Mill-St. erhielt davon ihren Namen. (Seit dem Feuer von 1835 ist, wenn ich nicht irre, Mill-St. ganz von der Mappe New-York's gestrichen worden.) Die erste Synagoge der Juden wurde hier in Mill-St. errichtet, weil das Wasser der Quelle zur Hand war und von den Juden an ihren Reinigungstagen viel Wasser gebraucht wurde. Zu seiner Zeit war Water-St. so tief mit Wasser bedeckt, daß er mir versicherte, er könne mir die Stelle zeigen, wo ein Fahrzeug versunken war und jetzt tief unter der Erde begraben liege. Rochen und Sonnfische wurden selbst noch 1793 im Collect Pond gefangen, der jetzt einen Theil von Elm- und Centre-St. bildet.

Er erinnerte sich des alten City-Hall (Stadthuys) am Kopfe von Coenties Slip. In Leister's Bürgerkriegen war es oft als ein Fort gegen das eigentliche Fort an der Battery benutzt worden. Eine dagegen abgeschossene Kugel schlug in die Seitenwand des Hauses, welches Tunis Quick gehörte und in Coenties Slip stand, ein. Dieses Haus wurde 1827 niedergerissen; es stand an der südlichen Ecke von Pearl-St. und Coenties Slip, und die Kugel wurde dem Dr. Mitchell als Relique gegeben.

An jedem Slip des East-Rivers befanden sich Märkte. Der am Fuße der Wall-St. wurde Mehlmarkt genannt. An der Nordseite der Stadt befanden sich keine Slips. Nur wenige der Straßen waren gepflastert; Broadway und andere Straßen hatten ihre Wasserabzüge in der Mitte.

Er hatte noch die Blockhäuser in einer Linie von Pallisaden quer über die ganze Insel gesehen. Sie standen in einer Reihe rückwärts von Chamber-St. und waren etwa ein Stockwerk hoch von Holzblöcken errichtet. Da sie nicht bewohnt waren, pflegten sich die Indianer darin aufzuhalten und dort Körbe zu machen und zu verkaufen.

1772 reichte der Broadway nicht weiter als bis zum Hospital und in jener Zeit war der Grund, auf dem er jetzt steht, ein Aepfelgarten, welcher der Rutgers Familie gehörte. Ein wenig nördlich von Courtland-St. befand sich eine Seilerei, die sich vom Broadway bis zum Northriver hinzog; eine andere stand parallel mit ihr, dem jetzigen Bridewell-Gefängniß gegenüber.

Das City Hall am Kopfe der Broad-St. diente, außer daß darin die Gerichte saßen, auch als Gefängniß. An der Front desselben hatte er Prügelpfahl, Pranger und Stock gesehen.

Er wußte sich an den Lehrer Lindley Murray zu erinnern, der nahe Peck Slip wohnte und auf seinem Hin- und Herwege nach und von dem Fliegenmarke am Fuße der Maiden Lane über Burling Slip (einen Raum von 21 Fuß) zu springen pflegte, während er gekauftes Geflügel in den Händen hielt. Seinen Anstrengungen bei solchen Gelegenheiten wird seine spätere Gelähmtheit zugeschrieben.

Er erinnerte sich an Schiffszimmerhöfe zwischen Beekman- und Burling-Slip. Der Bären-, jetzt Waschingtonmarkt, war der einzige Mark an der Northriverseite, und erhielt seinen Namen von dem Umstande, daß das erste Fleisch, welches jemals darin verkauft wurde, Bärenfleisch war.

Aus meiner eigenen Zeit erinnere ich mich der alten Theewasserpumpe, die zwischen Centre- und hinter dem Rücken der Grundstücke von Chatham-St. stand. Sie befand sich 1794 noch da und ihr Wasser wurde als das einzig brauchbare für den Thee betrachtet. Das Wasser trug man von Thüre zu Thüre und verkaufte es per Gallone für eine „Pennybill." Die Pumpe ist längst außer Gebrauch gekommen und der Brunnen wurde vor etwa 18 Jahren ausgefüllt. Ich fand das Wasser durch eine Röhre in ein Wirthshaus Nr. 126 Chatham-St. gebracht, wo ich davon trank, um die Erinnerung aufzufrischen.

Als 1798 im Broadway gegraben wurde, um die Manhattan-Röhre zu legen, grub man an der südlichen Ecke von Wall-St. einen großen viereckigen Block aus. Dem Augenscheine nach zu urtheilen, umfaßte er etwa 10 Fuß. Er war noch in ganz gutem Zustande, und da zu der Zeit g'rade das gelbe Fieber wüthete und sich nur wenige Fußgänger in den Straßen fanden, so legte man ihn auf's Pflaster, um vom Gesundheitsrath untersucht zu werden. Viele kamen, um den Block zu sehen, aber Niemand wußte, zu welchem Zwecke er gedient haben mochte. Endlich trat

ein sehr alter Mann vor, der versicherte, er sei 1695 in New-York geboren worden; er erinnerte sich, auf dieser Stelle einen der Stadtthorpfosten stehen gesehen zu haben und sagte, dieß sei das Fußgestell des Pfostens. Er setzte hinzu, daß eine 10 bis 12 Fuß hohe Stockade vom Eastriver die Wall-St. hinauf bis zum Northriver hinlief, um die Indianer fern zu halten.

——0——

Ein Schullehrer in Ohio zeigt an, daß er wöchentlich zweimal Sonntagsschule halten werde, nämlich Dienstags und Sonnabends.

Höchst ungewiß. — „Wem gehörst du, Bursche?" fragte Jemand einen kleinen Negerbuben am Bord eines Dampfschiffes, der schweigend über das Geländer in den Fluß blickte. „Ich gehörte Herrn Williams, als er an Bord kam, aber er spielt jetzt schon eine Stunde Poker mit dem Capitän und ich weiß nicht, wem ich jetzt gehöre."

Die reiche Wahrsagerin. — Eine Madame in Wilmington, welche lange Jahre hindurch sich mit Wahrsagungen und Nativität-Stellen abgegeben, hat sich von ihrem Geschäfte zurückgezogen, nachdem ihre Prophetengabe ihre Taschen reichlich gefüllt hat. Bei'm Abschied von ihrer Office sagte sie: „Wahrlich, es ist in den Ver. Staaten keine Frau, die so viel Geld verdient und so viel Narren und Närrinnen gesehen hat, als ich."

Ein pfiffiger Barbier in Dalkeith nimmt zum Einseifen seiner Kunden Guanowasser; die Treibkraft dieses Düngmittels ist bekannt. Kaum ist der Barbirte um die Straßenecke, so fühlt er schon die frischgewachsenen Bartstoppeln und muß zurück, um sich abermals rasiren zu lassen.

Kur für Taubheit. — Nimm eine Pint reinen, klaren Honig, thue denselben in eine starke gläserne Flasche, versetze dieselbe, wohl verstopft, in die Mitte eines Laibes Brod und backe das Ganze in einem Ofen durch und durch. Thue sodann einen kleinen Theil Honig in das taube Ohr; bewahre aber das Ohr inwendig mit roher Baumwolle vor Kälte. — Einer meiner Freunde hat es mit Erfolg versucht.

——0——

Inhalts-Verzeichniß des ersten Jahrganges.

Erstes Heft.

	Seite.
An die Deutschen in America	3
Allgemeines Gebet, aus dem Englischen Pope's	7
Die ersten Kentuckier, Erzählung aus dem nordamericanischen Grenzleben in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, von S. Maclea	9
Martin Behaim, der Entdecker America's, von Fr. Löher	82
Conventionen der Deutschen America's zu Pittsburg und Philippsburg	89
Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico von 1846 bis 1848, historische Skizze von S. Maclea	95
Aquarellen von S. Maclea. I. Baltimore.	124
Gallerie berühmter Männer. I. General Steuben.	149
Deutsch-americanische Journalistik	153
Gemeinnütziges	154

Zweites Heft.

Yankee-Doodle eines americanisirten deutschen Zierbengels	161
Gallerie berühmter Männer. II. General Zacharias Taylor	163
Deutsche Söldlinge	185
Das deutsche Thermopylä im Freiheitskriege Nord-America's	188
Europa, seine Bewegungen und Revolutionen. Historische Bilder der jüngsten Vergangenheit.	
I. Fürst Metternich und seine Politik	200
II. Die Schweiz und der Sonderbund	208
III. Pius IX. und Italien	214
IV. Die Revolution am 22., 23. und 24. Februar 1848 zu Paris	217
V. Deutschland und die Wiener Revolution	239
Robert Blum (mit dessen Bildniß)	248
Die ersten Kentuckier, Erzählung, (Fortsetzung)	253
Ueber die deutschen Schulen in America von J. Schmidt	290
Aquarellen von S. Maclea. II. Philadelphia	296
Der Krieg der Ver. St. mit Mexico von 1846 bis 1848 (Forts.)	306
Deutsch-americanische Journalistik	314
Geographisches	316
Gemeinnütziges	317

Drittes Heft.

Der Todtentanz, sechs-und-dreißig deutsche Holzschnitte, von S. Maclea	323
Gallerie berühmter Männer. III. Baron von Kalb	354
Die ersten Kentuckier, Erzählung, (Fortsetzung)	358
Europa, seine Bewegungen und Revolutionen.	
VI. Die Berliner Revolution im März 1848	403
VII. Die Volksversammlungen zu Offenburg, Freiburg ꝛc. Republikanische Symptome	431

Seite.

VIII. Das deutsche Vor-Parlament und die beginnende Reaktion 435
IX. Friedrich Hecker's republikanische Schilderhebung in Baden 446
Der Krieg der Ver. St. mit Mexico von 1846 bis 1848 (Forts.) 453
Deutsch-americanische Journalistik 478

Viertes Heft.

Freiheits-Hymne 474
Die ersten Kentuckier, Erzählung, (Schluß) 476
Der Krieg der Ver. St. mit Mexico, von 1846 bis 1848, (Schluß) 520
Leichtfaßliche Lösung des Schicksalsräthsels, oder praktische Beantwortung der Frage: Was ist das Schicksal seinem Wesen und seiner Bedeutung nach, von J. Ph. Eyer 540
Europa, seine Bewegungen und Revolutionen.
X. Der Nationalitäten und Freiheitskampf in Ungarn 547
Die Cholera, Rathschläge zur Verhütung und Heilung derselben 589
Von den Veränderungen, welche die europäischen nach America verpflanzten Hausthiere erlitten haben. Von Roulin 599
Das Territorium Minesota 603
Forschungen im Nordwesten America's 606
Kämpfe der Deutschen für ihr Volksthum und ihre Selbstständigkeit in America im vorigen Jahrhundert 608
Epistel an die Mäßigkeitsvereine 618
Gallerie berühmter Männer. IV. Jakob Aster. 619
New-York in alter Zeit 622
Vermischtes 625

Bekanntmachungen.

☞ In der Expedition der „Deutsch-americanischen Didaskalia," bei S. Maclea, nördl. Frederick-, nahe Gay-Straße, sind folgende Bücher zum Verkauf vorräthig:

Der ewige Jude, von Eugen Sue, in 26 Heften; do. mit vielen Stahlstichen, elegant gebunden.
Thomas Paine's rationalistische theologische Werke; brochirt.
Allgemeine Uebersicht der Welt, von Mitchell, in's Deutsche übersetzt von G. Remak, mit 1200 Abbildungen, in Prachtband.
Handels-Lexicon, oder Encyclopädie der gesammten Handelswissenschaften, in Heften.
Zweihundert lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder, ein Lesebüchlein für Volksschulen, von Christoph v. Schmidt, gebunden.
Die Constitution der Vereinigten Staaten, in deutscher Uebersetzung, gebunden.
Allgemeine Weltgeschichte nach Karl von Rotteck.
Casanova's Memoiren, Seitenstück zu Martin der Findling.
Paul et Virginie.
Der Gevattersmann, Volksbuch von Berthold Auerbach.
Frankfurt am Main und seine Umgebungen, von J. H. Ludewig; mit 6 Stahlstichen und einem Plane der Stadt; gebunden.
Briefe an den hochwürdigsten Herrn John Hughes, römisch-katholischen Bischof von New-York, von Kirwan; aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt; brochirt.
Conversations-Lexicon von F. A. Brockhaus, neunte Originalauflage, Leipzig 1845.
Vorzüglich gelungene Lithographie Friedrich Heckers.
Californien wie es ist, oder Handbuch von Californien mit besonderer Rücksicht für Auswanderer, von Johann Weik.
Giovanni Cerrachi, oder eine Verschwörung unter dem Consulat. Historische Novelle, von Robert Blum.

☞ Alle Bestellungen auf Bücher, welche im deutschen Buchhandel vorkommen, werden in der obigen Expedition schnell und pünktlich besorgt.

☞ Dr. Wm. Worsdell's vegetabilische Blut- und Magenreinigungs-Pillen sind in obiger Expedition stets vorräthig. Das Schächtelchen, 50 Pillen enthaltend, 25 Cents.

Apollo-Kaffee-Haus, Ecke d. Balt.- u. Hollidaystr.,

In dem geräumigen, nach europäischem Geschmacke elegant eingerichteten „Apollo-Kaffeehause" werden die werthen Gäste, nebst Getränken und kalten Speisen aller Art, auch eine große Auswahl von Gesellschaftsspielen und Zeitungen in deutscher, französischer und englischer Sprache beständig vorfinden. Dem Gastgeber ist es eine angenehme Pflicht, durch Accuratesse und Promptheit der Aufwartung sich die Patronage des Publikums zu erwerben. — ☞ Musikalische Soirees an einem jeden Abende von 8 bis 11 Uhr. — Eintritt frei.

Deutsche, englische und französische

Buch- und Kunst-Druckerei

bei

Friedrich Raine,

Herausgeber des dreimal-wöchentlichen und wöchentlichen

„Deutschen Correspondenten,"

Nr. 157, Baltimorestr., gegenüber dem Museum, Baltimore.

Alle dem obigen Etablissement übertragenen Arbeiten, namentlich: Bücher, Pamphlete, Rechnungen, Geschäftszettel, Etiquetten, Geschäfts-, Visiten- und Ball-Karten, (der reichsten Auswahl,) Tabackspapiere, Handels-Formulare ꝛc. ꝛc. werden auf's Eleganteste und Billigste ausgeführt.

Die englische Sprache.

Heute, den 3. July, werde ich wieder eine Abendklasse für Anfänger zur Erlernung obiger Sprache eröffnen, in welche noch einige Herren aufgenommen werden können. Die für den Unterricht festgesetzten Stunden sind: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, Abends von 9 bis 10 Uhr. Preis $1,00 für den Monat, im Voraus zahlbar. C. Frey,

Friedrich-, nahe der Gaystraße.

Gasthof zum Hambacher Schloß in New-York.

Der Unterzeichnete empfiehlt seinen Gasthof seinen Freunden und Bekannten, den Reisenden und allen europäischen Einwanderern auf das Beste. Bei mir findet man jederzeit gute Betten, vortrefflichen Tisch, Getränke von bester Qualität und eine aufmerksame Bedienung.

Heinrich Bick,

Gastgeber zum Hambacher Schloß,

Nr. 139 u. 141, Liberty-Straße in New-York.

Andreas Henkel's Hotel,

Nr. 2, Harmony Court,

zwischen der 3ten und 4ten, Chesnut- und Walnut-Straße, in

Philadelphia.

National-Hotel in Baltimore, Md.,

Friederich- zwischen Baltimore- und Fayettestraße.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, dem Publikum ergebenst seine Gastwirthschaft an obgenanntem Platz zu empfehlen. Dieselbe ist nicht nur auf das Beste zur Aufnahme von Durchreisenden und Kostgängern eingerichtet, sondern auch die Schenke mit den vorzüglichsten Getränken versehen, welche im Markte zu haben sind. Die delikatesten Austern, jeden Tag frisch bezogen, werden servirt und in jeder beliebigen Weise zubereitet. Die besten deutschen Blätter der Union sind auf dem Tische ausgelegt.

Um gütigen Zuspruch bittet

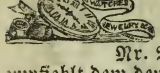
Wm. Holtzmann,

Wirth zum „National-Hotel"

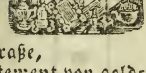
Wwe. H. Woldmann,

Tabacks- Cigarren- und Schnupftabacks-Fabrick,

hat ihr Geschäft von No. 154, Lexington-, nach No. 259, Pratt-, zweite Thür von Howardstr., verlegt. Sie hält stets eine große Auswahl der besten und billigsten Tabacke jeder Art vorräthig und bittet, unter Zusicherung der reellsten und aufmerksamsten Bedienung, um geneigten Zuspruch.



Jewelry & Fancy Store.



J. Prinz,

Nr. 280½, Baltimorestraße, nahe der Sharpstraße,

empfiehlt dem deutschen Publikum sein ausgesuchtes Assortement von goldnen Ohr- und Fingerringen, Brustnadeln, goldnen Ketten und Uhrschlüsseln, goldnen und silbernen Bleifedern, silbernen Fingerhüten, alle Sorten von Brillen, Scheeren, Federn, Taschen- und Rasirmessern, Messern und Gabeln, Thee- und Eßlöffeln, Präsentir-Tellern, allen Sorten Kämmen und Bürsten, Musik-Instrumenten, Guitarre- und Violinsaiten, Pistolen, einfache und Doppelflinten, Jagdgeräthe, Regenschirme, Spielkarten, Dominos, Schachspiele, alle möglichen Sorten von Spielwaaren, und tausend andere Kleinigkeiten, sehr passend zu Geschenken.

Baltimore, 1849.

Deutsche Apotheke in Baltimore,

Nr. 34, Nord-Gaystraße, zwischen der Odd-Fellows-Halle und der Zions-Kirche.

Alle sowohl hier als wie auch in Deutschland gebräuchlichen Medicamente sind stets in bester und billigster Qualität bei uns vorräthig, und empfehlen wir uns bei etwa vorkommendem Bedarf einem geehrten Publikum bestens.

Recepte und sonstige Verordnungen werden stets mit besonderer Sorgfalt angefertigt. Die Einrichtung unsers Laboratoriums setzt uns in den Stand, chemisch-technische Präparate anzufertigen, sowie auch chemische Analysen mit der größten Genauigkeit zu vollführen.

Leberthran, Kaiserpillen, Universal-Balsam, Kamillen, Flieder, Brustthee, Hustenbonbon, Chocolade, Räucherpulver, Eau de Cologne, Seifen u. s. w. bei großen und kleinen Quantitäten.

Ch. & Wm. Caspari.

Deutsche Apotheke in Baltimore
von J. Stehl,

Nr. 131, Nord-Eutawstr., gegenüber dem Neumarkt-Spritzenhaus.

Der Unterzeichnete empfiehlt hiermit dem gesammten Publikum seine an vorgenanntem Platze seit Jahren bestehende und auf's Vollständigste eingerichtete Apotheke.

Recepte, gleichviel ob von deutschen oder amerikanischen Aerzten, werden zu jeder Tages- und Nachtzeit auf's Pünktlichste angefertigt.

Auch werden chemische Untersuchungen (Analysen) irgend einer Art unternommen und auf's Genaueste ausgeführt. J. Stehl.

Wm. Bauchardt,

Schirm- und Stock-Fabrikant,

Nr. 73, Eutaw- oberhalb Saratogastr.,

zeigt seinen Freunden und dem schätzbaren Publikum überhaupt an, daß er stets eine Auswahl der elegantesten, dauerhaftesten und billigsten Regen- und Sonnenschirme, Parasoletten, Spazierstöcke ꝛc. vorräthig hält und solche der Besichtigung des Publikums besonders empfiehlt.

☞ Reparaturen von Schirmen, Stöcken u. s. w. werden gut, schnell und billig von ihm besorgt. Er bittet um geneigten Zuspruch und wird sich die Gunst seiner Kunden immer zu erhalten suchen.

Dr. Worsdell's

Kräuter-Pillen.

Worsdell's Pillen reinigen das Blut, führen alle Unreinigkeit ab, stärken die Verdauungs-Organe, reguliren Magen und Eingeweide, entfernen alle Krankheitsstoffe und geben Muskelkraft, energische Stärke und Elasticität bei allen körperlichen Thätigkeiten. Vollkommen frei von Merkur und einzig von Pflanzenbestandtheilen zusammengesetzt, können sie selbst die schwächste Körperbeschaffenheit nicht beeinträchtigen.

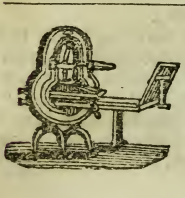
Preis 25 Cents per Box, 50 Pillen enthaltend. Dieselben sind zu haben bei S. Maclea in der Expedition der „Didaskalia," Frederick-, nahe der Gaystraße; bei J. Robinson, Nr. 142, Baltimorestr.; desgleichen im Kleinverkauf bei J. H. Lope, Nr. 69, Hannoverstraße; C. J. Petit, Ecke der Gay- und Potterstr., Allstadt, Baltimore.

Tuch-, Schnitt- und Wollenwaaren-Geschäft

von **Thom. McConnell,**

Nr. 103, Baltimore-, nahe South-Straße.

Die bisher bestandene Firma von Thos. McConnell & Co. ist aufgelöst, und wird das Geschäft, dessen Lokal nach Nr. 103, Baltimore-, nahe Southstraße, verlegt ist, von Thos. McConnell für alleinige Rechnung fortgeführt werden, wovon auch hauptsächlich das deutsche Publikum mit dem Bemerken unterrichtet wird, daß von der jetzigen Firma Alles geschehen soll, ferner das Wohlwollen der deutschen Freunde und Käufer von allen Gattungen von Manufaktur-Waaren sich zu erhalten und zu sichern, zu welchem Zweck der bekannte alte deutsche Gehülfe im Hause verbleibt, um seine Landsleute nach Kräften bestens zu bedienen.



Buchdruckerei.

Nr. 21, Liberty-Str., zwischen German- und Lombard-Straße, Baltimore.

In der Buchdruckerei des Unterzeichneten werden alle in dieses Fach schlagenden Arbeiten, in deutscher sowohl, als in englischer Sprache, auf das Geschmackvollste und Billigste angefertigt. Um geneigten Zuspruch bittet

J. F. Zetzener.

Knabe & Gähle,

Pianoforte-Fabrikanten,

Nr. 8, 9, 10 u. 11, Eutawstr., nahe Baltimorestr.,

Baltimore.

In der letzten Kunstausstellung des „Maryland Institutes" wurde uns der erste Preis für die besten Pianofortes zu Theil, während Instrumente von den größten Fabriken der Ver. St. im Vergleich waren, weßhalb wir mit vollem Vertrauen unsere Piano's, als höchst dauerhaft und solide gearbeitet, empfehlen können, und jeden, der sich ein gutes Instrument zu kaufen wünscht, ersuchen wir, bei uns vorzusprechen. Wir dürfen ferner bemerken, daß jeder Künstler, der in Baltimore auftrat, unsere Piano's in seinen Conzerten benutzte und berufen uns auf die höchst zufriedenstellenden Zeugnisse der verschiedenen Artisten, als: der Geschwister Hohnstock, Mad. Anna Bishop, Herren Bochsa und Knopp, sowie der ersten Musiklehrer und Amateure unserer Stadt und vieler hiesigen Kenner, die unsere Piano's jahrelang gebrauchten. Jeder Freund der Kunst und Musik, der uns mit seinem Besuche erfreut, kann sich von dem Gesagten überzeugen und werden wir dir schriftlichen Testimonien der Genannten und mancher Anderer mit Bereitwilligkeit vorlegen.

Wir haben stets Piano's von der größten Verschiedenheit fertig und machen jetzt noch besonders auf einen höchst elegant, in gothischem Style gebauten Flügel aufmerksam, der früher in einem Conzerte der Geschwister Hohnstock benutzt wurde. Indem wir glauben, jede Concurrenz besiegen zu können, empfehlen wir unsere Fabrik ergebenst der Gunst des Publikums.

Knabe & Gähle.

Gouley's Pflanzen-Bitteres.

Die große und stets allgemeiner werdende Popularität dieser berühmten amilien-Medicin macht es beinahe überflüssig, ein Wort zu ih-

rer Empfehlung zu sagen. Denn wo und von wem immer dieselbe angewandt wurde, da hat sie durch ihre heilenden und Gesundheit herstellenden Eigenschaften sich selbst auf eine unzweideutige Weise so sehr empfohlen, daß die Zweifler ihr Vorurtheil fahren ließen und zum Geständniß genöthigt waren, daß es das beste, dem amerikanischen Volke dargebotene Heilmittel sey. Der Eigenthümer dieser schätzbaren Erfindung will nicht behaupten, daß dieses Medicament alle Krankheiten kurirt, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist, aber er versichert, auf das Zeugniß lebender Personen hin, deren Wahrheitsliebe nicht in Abrede gestellt werden kann und welche die Tugenden dieser Medizin entweder an sich selbst, oder an dem einen und andern Gliede ihrer Familie kennen gelernt haben, daß es für die Heilung der folgenden Uebel als ausgezeichnet und unübertroffen dasteht:

Kaltes und hitziges Fieber, Gallenfieber, Kolik, Magenschwäche, Leberbeschwerde, rothe Ruhr, Rheumatismus, Geschwulst, Kopf- und Ohrenweh, Krebs ꝛc.

Gouley's Pflanzenbitteres hat seine mächtige Einwirkung noch da ausgeübt, wo andere Medizinen sich als nutzlos erwiesen hatten.

Der Eigenthümer besitzt zahlreiche Certifikate von den respektabelsten Bürgern aus Baltimore und der Umgegend, welche die merkwürdigsten Kuren beweisen.

Gouley's Husten-Tropfen.

Diese Medizin wird gegenwärtig als eine der besten für alle Fälle von Husten, Verkältung, Auszehrung, Engbrüstigkeit, Herzdrücken, sowie für den Keuchhusten der Kinder gehalten. Mehrere hundert Bürger Baltimore's haben dadurch während der verflossenen und gegenwärtigen Jahreszeit Erleichterung gefunden. Die Aufmerksamkeit der Leidenden ist auf Zeugnisse hingelenkt. Dieselben sprechen für sich selbst.

Baltimore, 15. August 1847.

„Ich bezeuge hiermit, daß ich während der letzten fünfzehn Jahre an einem sehr starken Husten litt, der in jedem Frühjahre und Herbste, besonders zur Nachtzeit, den höchsten Grad erreichte. Ich habe alle Mittel angewandt, welche gewöhnlich von Aerzten und andern Personen empfohlen werden, allein dieselben hatten nicht die geringste wohlthätige Wirkung. Auf Anrathen eines Freundes versuchte ich Dr. Gouley's Husten-Tropfen, und nach dem Gebrauche von weniger als einer Flasche war ich gänzlich hergestellt und mein Husten kehrte seit den vier letzten Monaten nicht mehr zurück. Ich betrachte es daher als eine Pflicht gegen Dr. Gouley, diese öffentliche Anzeige zu Gunsten seiner unvergleichlichen Husten-Tropfen zu machen, damit Andere, welche an ähnlichen Uebeln leiden, sich derselben bedienen können.

John Davidson,
No. 47, Chatsworthstraße.

Ein anderes Heilmittel.

Diejenigen, welche mit Hämorrhoiden behaftet sind und nicht gerne das Bittere einnehmen, möchte Gouley auf ein anderes Medicament aufmerksam machen, welches er selbst zur Ausrottung des Uebels zubereitet. Es ist in Pillen geformt, welche nach besonderen, bei geschehener Anfrage von ihm näher mitgetheilt werdenden Vorschriften einzunehmen sind. Er legt folgendes Certifikat von einem geachteten Bürger in Bezug auf den Werth dieses Heilmittels vor:

„Ich bezeuge hiermit, daß ich obiges Medicament gebraucht habe, und von den Hämorrhoiden, womit ich seit mehreren Jahren behaftet war, beinahe wieder hergestellt bin. Ich halte dieses Mittel für besser, als jedes seither dem Publikum dargebotene, und möchte Allen, die an diesem traurigen Uebel leiden, den Rath geben, mit dieser Medizin einen Versuch anzustellen, — sie werden, wovon ich fest überzeugt bin, völlig genesen.

D. S. Johnson, No. 78, Lombardstr.

Made in Italy

06-10 MIN

www.colibrisystem.com

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 078704076